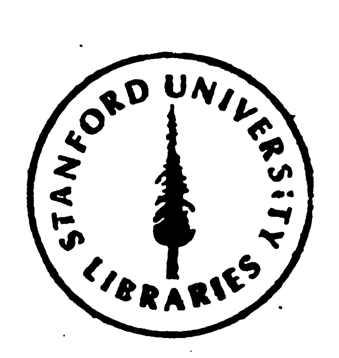
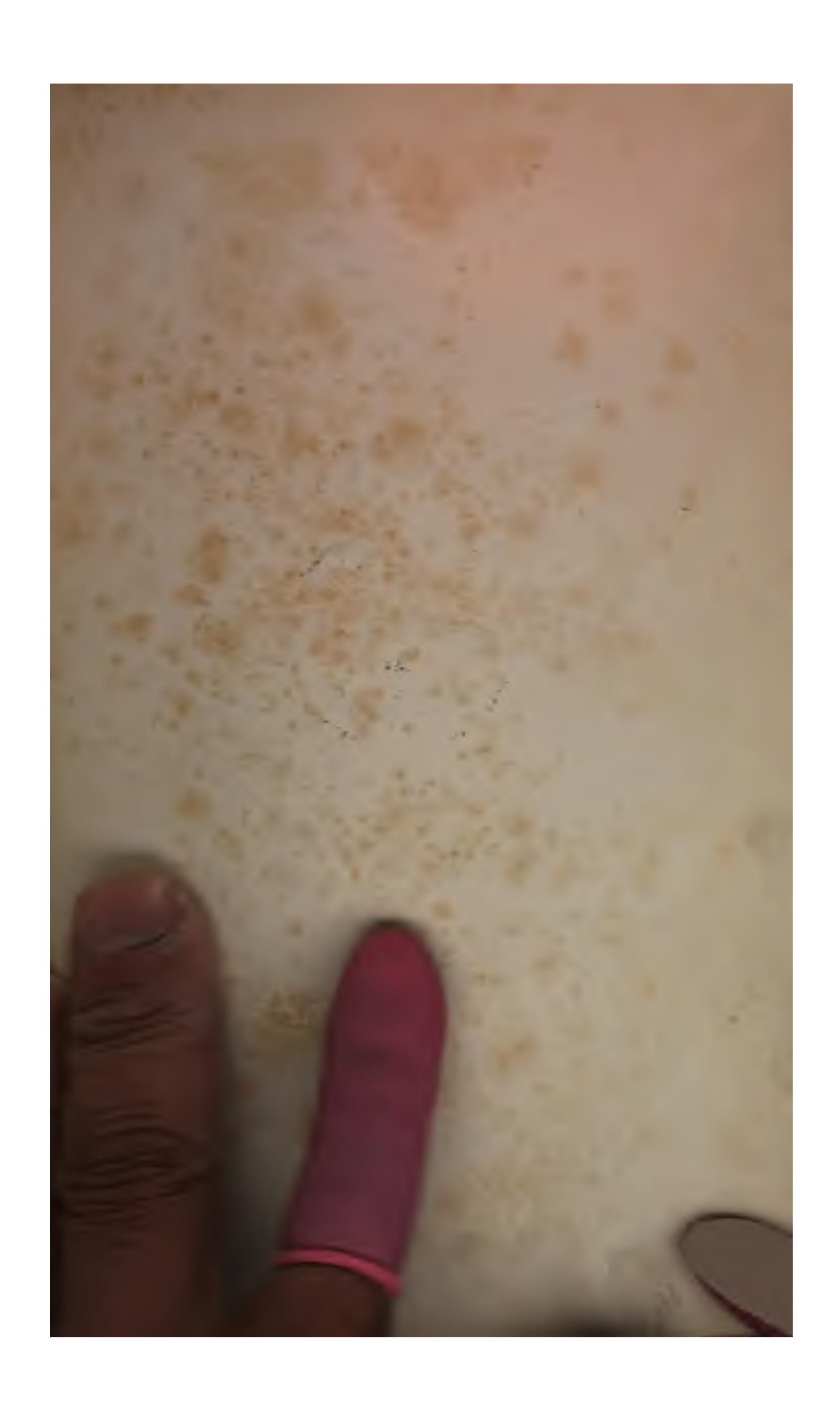





STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



Historisch-politische Blätter

für das

katholische Deutschland.

Des Jahrgangs 1882

Zweiter Band.

[redacted]

Historisch-politische Blätter

für das

katholische Deutschland

herausgegeben

von

Edmund Jörg und **Franz Binder.**

(Eigenthum der Familie Görres.)



Neunzigster Band.

München 1882.
In Commission der Literarisch-artistischen Anstalt.

Inhaltsverzeichniß.

I.

Vittoria Colonna.

„Vittoria Colonna", sagt Herr von Reumont in der Einleitung zu seiner jüngst veröffentlichten Biographie der edlen Römerin[1]), „ist die hervorragendste Erscheinung in der italienischen Frauenwelt der letzten vier Jahrhunderte"; und den Nachweis für dieses große Wort zu liefern ist dem gelehrten Forscher, dem mit der italienischen Geschichte und Literatur wie kein Anderer vertrauten Kenner meisterhaft gelungen, indem Vittoria, von deren „innerem Leben im Zusammenhange mit der gewaltigen geistigen Bewegung ihres Jahrhunderts" selbst in ihrem Vaterlande bis auf die jüngste Zeit wenig genug bekannt war, uns in der vorliegenden Biographie ihrer ganzen Bedeutung nach in lebensvoller Wahrheit plastisch entgegentritt. Wir erfahren nicht nur, welche einflußreiche Stellung die hochgeborne Frau einnimmt, nicht nur ihre äußeren Geschicke, nicht nur die volltönenden Namen ihrer Freunde und Umgebung, sondern wir sehen sie thatkräftig und vielseitig diese hohe Stellung ausfüllen, wir sehen, wie sie ihre Talente entwickelt und bethätigt, wie sie die wechselreichsten Geschicke trägt und unter ihnen wächst, und erkennen im Verkehre mit den vielen meist hochbedeutenden Menschen ihrer Zeit den Adel der Gesinnung, den mäch-

1) Vittoria Colonna. Leben, Dichten, Glauben im 16. Jahrhundert. Von Alfred von Reumont. — Freiburg, Herder'sche Verlagshandlung, 1881.

tigen Flügelschlag eines außergewöhnlichen Geistes, neben dem warmen Gefühl eines zärtlichen, treuen, von Menschenliebe allein freilich nie vollkommen befriedigten Frauenherzens.

Der Verfasser mußte sich zur Herstellung dieses Lebensbildes der mühevollen Arbeit des Mosaikkünstlers unterziehen; er mußte gleich diesem aus zahllosen kleinen Steinen der verschiedensten Farben und Arten, aus brieflichen Notizen, aus geschichtlichen Ueberlieferungen, namentlich aus den Poesien jener Zeit, sowie aus den eigenen Dichtungen Vittoria's das Material zusammenlesen, um aus ihm mit der schöpferischen Kraft des Genius ein Kunstwerk herzustellen, das nicht nur als solches befriedigt, sondern das für seinen Gegenstand dem Betrachter innigste Theilnahme einflößt. Dieselbe wird durch die klassische Mäßigung, welche jede Ueberschwänglichkeit ferne hält und dem so naheliegenden Enthusiasmus für die seltene Erhabenheit und Schönheit seiner Heldin die engsten Schranken anweist, eher gesteigert als beeinträchtigt.

Schon der Titel: „Vittoria Colonna, Leben, Dichten, Glauben im 16. Jahrhundert", gibt den vertieft gehaltenen Unter- und Hintergrund dieses Lebensbildes an. Eine Erscheinung wie Vittoria Colonna kann nur im Rahmen ihrer Zeit richtig erfaßt werden; ihre äußere Geschichte, welche mit der Zeitgeschichte eng zusammenhing, wirft immer wieder ihre Reflexe auf die Vorgänge ihres inneren Lebens, wie sie namentlich aus den bisher noch wenig bekannten brieflichen Mittheilungen Vittoria's sowohl, wie aus ihren des öfteren gedruckten, übersetzten, erläuterten und zu ihren Lebzeiten hochgefeierten Dichtungen erhellen. Daß die religiöse Reformbewegung des 16. Jahrhunderts tiefbedeutsam in dieses Frauenleben eingriff, erhöht selbstverständlich das Interesse seiner Darstellung; gerade über Vittoria's Antheil an jener Bewegung waren auf Grund älterer italienischer Schriftsteller zum Theil irrige, zum Theil ungenügende Ansichten verbreitet; unstreitig das größte Verdienst des hochverehrten

Verfassers besteht darin, daß er mit Bienenfleiß die Argumente sammelte, welche die richtige und wahre Sachlage verbürgen. Er zeigt uns Vittoria Colonna „unter der Zahl Jener, welche die Reform innerhalb der Kirche angestrebt haben", und nach der Lektüre des Buches müssen wir dem Autor beistimmen, daß „die anziehendsten und im Grunde bedeutendsten Gestalten sich nicht unter denen befinden, die mit der Kirche, ihrer Lehre, ihrer Autorität, ihren Traditionen gebrochen, von denen manche im Auslande zu den äußersten Consequenzen der Selbstbestimmung gelangt sind." Nicht als „Hauptperson", nicht als Mittelpunkt dieser merkwürdigen Zeit soll Vittoria Colonna erscheinen, sondern als das was sie par excellence war: „eine Frau von hellem Geiste und warmem Herzen, voll lebendigen Antheils an den Fragen, welche die Welt bewegen, aber mit der Zartheit des Gefühls und der ruhigen Selbsterkenntniß, die sie in ungeheuchelter Demuth ferne bleiben ließ von aller geistigen Ueberhebung." Wie sie als treue Tochter der katholischen Kirche gelebt und gerungen hat und als solche in die Verklärung eingegangen ist, möge die folgende kurze Skizze zeigen, welche, statt die Lektüre des bedeutenden Werkes zu ersetzen, vielmehr zu derselben anregen soll.

Die Wiege jener Frau, welche aus der großen Anzahl ausgezeichneter weiblicher Erscheinungen des 15. und 16. Jahrhunderts wie die Sonne unter den Sternen hervorstrahlt, stand auf dem an historischen Erinnerungen wie Naturschönheiten reichen Boden eines jener Castelle, die während des ganzen Mittelalters für die Römer ein Herd der Beunruhigung waren. Das Castell Marino, ein heute noch erhaltener und bewohnbarer, weitläufiger Bau ohne architektonische Schönheit schaut mit dem gleichnamigen wohlhäbigen Oertchen von schroffen mit Laub umrankten Felsenmassen in den malerischen Thalgrund der Ferentina hinab, wo sich eine herrliche, heute noch den Namen „Park der Colonna" tragende Waldung bis zum Rande des Kessels hinzieht, in

dessen Tiefe der Albanersee schlummert. Dieses Castell war seit Jahrhunderten im Besitze der Familie Colonna, eines an Macht und Einfluß höchstens von den Orsini erreichten, unbeugsamen und trotzigen Geschlechtes, das, traditionell ghibellinischer Faktion, dieser seiner politischen Parteistellung zu Folge beständig mit den Päpsten in Fehde lag. Erst als unter Sixtus IV. nicht nur die politische Seite des Papstthums entschiedener in den Vordergrund trat, sondern auch die Nepotenfamilien mit den alten Geschlechtern zu wetteifern begannen, wurde ihrer Macht ein Ziel gesetzt, und zwar sowohl durch Bann und Gütereinziehung, als auch durch unerbittlich vollzogene Todesurtheile. Der Vater Vittoria's, Fabrizio Colonna, erster Großconnetable von Neapel aus seinem Hause, sah im Jahre 1482 das Haupt seines Bruders Lorenzo, der mit ihm als Verbündeter des Königs Ferrante von Neapel gegen den Papst die Waffen geführt, nach blutigem Kampfe in Rom selbst unter dem Beile des Henkers fallen. Vittoria war im Jahre 1490 geboren; sie mochte nicht viel über zehn Jahre alt seyn, als die Macht der Colonna gebrochen schien und der Befehl erging, den Ort ihrer Geburt dem Erdboden gleich zu machen. Der durch Julius II. 1503 hervorgerufene Umschwung in den politischen Verhältnissen des Kirchenstaates ließ diesen Befehl nicht zur Ausführung gelangen, vielmehr wurden die gedemüthigten und beraubten Colonnesen nach dem Sturze der Borgia wieder in ihr volles Besitzthum eingesetzt, so daß sie um diese Zeit, durch die gewaltigen Kriege noch bereichert, wenn nicht an Macht, so doch an Glanz mit jedem andern Baronalgeschlechte wetteifern konnten.

Politische Berechnungen bestimmten Fabrizio Colonna über die Hand seiner einzigen Tochter schon in deren viertem Jahre zu verfügen. König Ferrante II. von Neapel, von französischer Seite beständig bedroht, sah in dem stets kampfbereiten und seiner Sache anhänglichen Baron eine der mächtigsten Stützen seiner Herrschaft und suchte deßhalb, um sich

seiner Treue zu versichern, ihn mit einem der angesehensten Geschlechter, welches aus Anhänglichkeit für Ferrante aus Spanien nach Italien übergesiedelt war, durch Verheirathung zu verbinden und so um so fester an sich zu knüpfen. So wurde die vierjährige Vittoria Colonna mit dem gleichalterigen Ferrante Francesco d'Avalos verlobt, welcher schon als Kind den von seinem Vater geerbten und später durch ihn selbst so berühmt gewordenen Titel eines Marchese von Pescara trug.

Die Zeit zwischen dieser verfrühten Verlobung und der 1509 erfolgenden Vermählung war für Fabrizio Colonna, der nicht von der Condottierenart ließ, eine sturmbewegte; es ist eine schauerliche Tragik, welche sich in der damaligen Geschichte des unglücklichen Herrscherhauses von Neapel, dem er sich mit Leib und Leben verbündet hatte, vor dem Leser abrollt. Für Fabrizio hatte das Mißgeschick der neapolitanischen Herrscher eigene verhängnißvolle Schicksale im Gefolge; im Jahre 1501 wurde er, als das von ihm vertheidigte Capua von den Franzosen im Sturm genommen wurde, der letzteren Kriegsgefangener; aber er wußte sich bald wieder die Freiheit zu verschaffen, um auf's neue für die Nachfolger der untergegangenen Aragonesen die Waffen zu ergreifen.

Trotz dieser so vielfach bewährten Vorliebe für den kriegerischen Beruf ist es doch bekannt, daß Fabrizio den wissenschaftlichen Tendenzen und poetischen Bestrebungen seiner Zeit nicht ferne stand. Trefflich charakterisirt Reumont in seinem Urtheil über Fabrizio diesen ganzen Schlag merkwürdiger Männer, welche eine der besonderen Eigenthümlichkeiten des späteren Mittelalters waren: „In Fabrizio lebte die Tradition der ritterlichen Haltung, welche den besseren Condottieren des 15. Jahrhunderts, mochten sie an noch so vielen Gebrechen kranken, eigen gewesen war und in dem erbarmenlosen Morden der mit dem Jahre 1494 begonnenen Kriege ganz zu verschwinden drohte — der Kampf in der Schlacht bewahrte für sie noch etwas von dem des Turnier-

feldes, und die persönliche Tapferkeit und Gewandtheit machten sich ebenso wie die persönliche Stellung geltend."

Leider liegen keine Berichte der Zeitgenossen über die Lebensgefährtin dieses außerordentlichen Mannes, über Vittoria's Mutter, vor, wie man denn überhaupt von dem Culturleben der römischen Frau in jenem gewaltthätigen Zeitalter wenig weiß. Aber der Umstand, daß sie dem der Wissenschaft und den Künsten so geneigten, was Bildung des Geistes und Feinheit der Sitte betrifft, die Zeitgenossen weit überragenden Hause von Montefeltro entstammt war, spricht allein schon dafür, daß sie nicht nur frommen Sinn und Pflichtgefühl auf die Tochter vererbt habe.

Wie sich aber Vittoria die frühe schon so reife Bildung, den trefflichen Geschmack und die Vorliebe für ernste Beschäftigung, welche sie schon als Jungfrau auszeichneten, erworben, wie ihre edle Begabung gepflegt, durch wen sie ausgebildet wurde, das ist nicht festzustellen. Wir erfahren, daß ihre Vermählung mit Ferrante d'Avalos, Marchese von Pescara, am 27. Dezember 1509 unter fürstlichem Pompe und in Anwesenheit vieler hoher Zeugen auf der Insel Ischia bei der Muhme des Bräutigams, bei der Herzogin von Francavilla stattfand und daß das junge Paar hierauf nach der Villa Pietralba am Fuße des Berges von San Elmo mit dem herrlichen Ausblick auf Neapel sich zurückzog. Dort eröffnete sich nun für Vittoria ein Leben, das ganz ihrem Geschmack an Naturschönheiten und geistigem Genusse entsprach. Da ihre Jugend größtentheils wenn nicht in der Freiheit des Landlebens, doch gewissermaßen in steter Berührung mit der reichsten Natur verflossen war, so hatte sich in ihr der Sinn für die Anmuth mit Großartigkeit verbindende Naturschönheit früh entwickelt und sie konnte der „zu ruhigem und ernstem Nachdenken auffordernden waldreichen Umgebung" ihren vollsten Reiz abgewinnen. An ihrem jugendlichen Gemahle fand sie den liebevollen Genossen ihrer reinen Freuden. Pescara war nach dem frühen Tode

seiner Eltern bei seiner Vaterschwester Costanza d'Avalos, Herzogin von Francavilla, „einer Frau von ausgezeichneten Eigenschaften, geistvoll und hochsinnig", erzogen worden. Nicht nur das Erbe seiner Väter hatte sie mit männlicher Entschlossenheit gegen alle räuberischen Angriffe vertheidigt, sondern sie hatte für die Ausbildung seiner natürlichen Anlagen mit größtem Eifer gesorgt, indem sie ihm einen trefflichen Erzieher gab, welcher ihm eine solche Liebe zu den friedlichen und anmuthigen Studien einflößte, daß er dieselben auch inmitten seiner kriegerischen Laufbahn nicht verlor.

Wie zu jener Zeit die Höfe der Fürsten und Könige Sammelplätze für alle durch Geist, Talent, Bildung ausgezeichnete Personen waren, so gestalteten sich auch die Paläste und Landhäuser der großen Edelleute zu Freistätten der Kunst, Poesie und Wissenschaft, und keiner der kleinsten Reize für die junge Frau mochte in der Abwechselung zwischen ländlichem Stillleben und geselligem, geistig anregenden Verkehr mit Gelehrten, Dichtern und Schriftstellern liegen; entsprach das erstere ihrer ernsten sinnenden Gemüthsrichtung, so fand in letzterem ihr strebsamer, nach Wissen und Belehrung dürstender Geist die ersehnte Nahrung.

Aber die Tage der Ruhe sollten nicht lange währen; es bereiteten sich auf dem politisch stets bedrohlich erschütterten Boden Italiens Stürme vor, welche bald den ritterlichen Pescara von der Seite seiner holden Gemahlin hinwegrissen. Papst Julius II. hatte, nachdem er mit Hülfe Frankreichs die allzumächtig um sich greifende Republik Venedig zurückgedrängt und die von ihr besetzten Städte des Kirchenstaats geräumt, sich wieder mit den früheren Feinden, den Spaniern, verbündet, um sich mit deren Hülfe der Franzosen, welche allzu mächtig zu werden drohten, zu entledigen. Zwei Jahre hatte bereits der wechselvolle Kampf in Mittelitalien gewährt, als sich im Jahre 1511 Ferrante d'Avalos unter dem Oberbefehl des Vicekönigs von Neapel dem spanisch-päpstlichen Heere gegen die Franzosen anschloß, nachdem

Fabrizio Colonna bereits 1509 als zweiter Befehlshaber der päpstlichen Truppen eingetreten war. Vittoria hielt ihren Gemahl nicht zurück; aber der Muth und die Entschlossenheit, welche sie bei der Trennung an den Tag gelegt, machten „der Sorge und dem Kummer" Raum, als sie in der Einsamkeit sich den Vorstellungen der Gefahren überlassen konnte, welchen der von kriegerischem Eifer beseelte Mann entgegenging. Eine wohlthätige Zerstreuung bot ihr während dieser Zeit die treue Erfüllung einer Pflicht, welche sie auf sich genommen hatte. Der Neffe ihres Gemahles, Alfonso d'Avalos, Marchese del Vasto, war frühzeitig verwaist der Herzogin von Francavilla und durch diese der Obhut Vittoria's anvertraut worden. Die Erziehung des störrischen, heftigen, schwer zu lenkenden Knaben war für die junge Frau keine leichte Aufgabe; die Folge aber zeigte, daß ihre Bemühungen nicht vergebens waren, denn wenn er sich auch seiner Neigung und Anlage nach später ausschließlich dem kriegerischen Berufe widmete, in welchem er sich durch Tapferkeit und Gewandtheit auszeichnete, und sich weicheren Gefühlen und geistiger Bildung unzugänglich zeigte, so legte er doch bei manchen Anlässen auch die edle Seite des braven Soldaten an den Tag. Für Vittoria aber hegte er bis zu ihrem Tode die treueste Anhänglichkeit und sie, die kinderlos zu bleiben bestimmt war, liebte ihn wie einen Sohn.

Vittoria's „Ahnungen von Gefahren" für ihren Gemahl sollten sich bestätigen; der Krieg nahm 1512 für die Verbündeten eine schlimme Wendung, als der jugendliche Anführer des französischen Heeres, Gaston de Foix, „wie ein Wetterstrahl auf die verbündeten Feinde niederfuhr und sie vereinzelt in die Romagna vordrängend schlug, bis es am 11. April, dem Osterfeste, in der wasserreichen Ebene bei Ravenna zur Feldschlacht kam", in welcher die Franzosen Sieger blieben. Fabrizio Colonna hatte die schwere Reiterei, Pescara ein Corps von vierhundert leichten Reitern befehligt; letzterer blutete aus zwei Wunden; beide wurden zu Kriegs-

gefangenen gemacht. Den Eindruck, welchen die Nachricht von diesem Mißgeschick ihres Gatten auf Vittoria gemacht, hat sie in einer an ihn gerichteten poetischen Epistel verewigt; es ist dieß „die älteste uns von ihr erhaltene Dichtung und wahrlich ein bedeutungsvoller Anfang einer glanzvollen poetischen Laufbahn:"

„Stets war des Zweifels Spielball meine Seele;
Wer so betrübt mich sah, der mußte wähnen,
Daß in der Stille Eifersucht mich quäle.

Doch ach! mir Armen stand vor den Gedanken
Dein hoher Muth stets und dein kühn Beginnen,
Die nicht verträglich mit dem falschen Glücke.

Nach Krieg verlangten Andre, ich nach Frieden,
Ich sagte: Selig, wenn der theure Gatte
An meiner Seite süßer Ruh' genießet.

Euch frommt es wohl, Gefahren aufzusuchen,
Doch wir, die bange harren und in Trauer,
Wir sind zugleich von Furcht bestürmt und Zweifeln.

Von Muth entflammt, nach nichts als Ruhm begehrend,
Stürzt ihr entgegen euch dem Kriegsgetümmel
Und fordert keck das Schicksal in die Schranken.

Gepreßten Herzens, thränenschwer die Wimper,
Sind wir um euch; die Heimkehr uns'rer Lieben
Erfleh'n wir täglich von der Gottheit Güte."

„Die Epistel", bemerkt Reumont, ist nicht ohne einen Anflug von Bitterkeit bei der Betrachtung der Verschiedenheit des Looses des Mannes und der Frau; es sei nicht gut, daß, die für's Leben vereint, getrennt würden durch's Leben."

„Des Gatten Pfad soll auch die Gattin wandeln;
Wenn Leid ihn drückt, soll es auch sie bedrücken,
In Glück und Noth sein Loos es sei das ihre;

Was Einer wagt, das soll der And're wagen,
Im Leben gleich, sei'n gleich sie auch im Tode;
So lasset Beide Ein Geschick verbinden."

Die erste dieser Klagen, in welcher das liebende Frauenherz so warm und innig, aber auch so ernst, fast vorwurfsvoll sich ergießt, ist für uns doppelt rührend, da wir wissen, daß ihr die Zukunft nur wenig Anlaß zu Klängen der Freude im Hinblick auf eheliches Glück bieten sollte. Sie, deren Liebe und Treue Trennung und selbst den Tod des Geliebten überdauerte, sollte immer unter dem Schmerze der Vereinsamung leiden, der nicht durch den heiligen Ersatz für Gattenliebe, durch das Mutterglück gelindert wurde. Sie, „die Schöne, Edle, Hochherzige, Bewunderte", mußte sich wie in den Augen der Welt, so in der Stille des eigenen Herzens in der Blüthe der Jugend in Entsagung üben. So vermählte sich ihrem Genius der Schmerz, und diesem Bunde entsprangen jene schönen, zum Theile tief ergreifenden Dichtungen, welche sie zur ersten Dichterin Italiens erhoben.[1])

---

1) Hr. v. Reumont gibt im Anhange S. 256 ff. eine gedrängte Uebersicht über die Schicksale, welche diese Dichtungen Vittoria's während der seit ihrem Entstehen verstrichenen vier Jahrhunderte erlebten. Zu ihren Lebzeiten weit verbreitet und bewundert, erschienen nach ihrem Tode bis zum Schlusse des Jahrhunderts noch sechs Drucke, von denen fünf „der große Büchermarkt" Venedig brachte; nachdem sie ein Jahrhundert lang ganz vergessen, erschien 1692 in Neapel ein nicht verbesserter, noch vervollständigter Abdruck der alten Ruscelli'schen Ausgabe. Im Jahre 1760 trat eine neue, von einer Lebensbeschreibung begleitete Ausgabe an's Licht. Endlich nach wieder achtzig Jahren erschien ein schöner und sorgsamer Druck, welchen Visconti unter Zuziehung einer Corsinischen und einer Casanatensischen Handschrift, mit Ausscheidung fremder, Hinzufügung ungedruckter Stücke besorgte. Von den seitherigen Uebertragungen in's Deutsche kann Reumont nichts Vortheilhaftes sagen, da die Form großentheils unglücklich, das Verständniß an vielen Stellen schwer, ja der Sinn nicht selten verfehlt sei. Freilich, fügt er fast entschuldigend bei, „ist es nicht leicht, Vittoria Colonna zu übersetzen"; es sei uns aber an dieser Stelle erlaubt, die von der gewandten und geistesverwandten Feder des Autors gebrachten Proben als formvollendet, in Sinn und Ausdruck gleich klar und volltönend zu

Ferrante d'Avalos wurde auf Verwendung seines Oheims mütterlicher Seite, des französischen Gouverneurs von Mailand, Gian Jacopo Trivulzio, nach einigen Monaten aus seiner nicht harten Gefangenschaft um den Lösepreis von 6000 Dukaten freigelassen. Ob er sogleich nach Neapel eilte, ist ungewiß; ein schönes Wort, welches die Geschichte der Herzogin-Wittwe von Mailand, Isabella d'Aragona, König Fernandino's Schwester, in den Mund legt, scheint dafür zu sprechen: „Ich möchte ein Mann seyn, Herr Marchese, wäre es auch nur, um Wunden im Gesichte zu erhalten wie Ihr und um zu sehen, ob die Narben mich so gut wie Euch kleiden würden."

Pescara ließen die ewigen politischen Umtriebe, wie der Kampf der Parteien kaum mehr zur Ruhe des häuslichen Lebens gelangen; ruhmesdürftig, als bewährter Kämpe und gewandter Diplomat viel gesucht und beansprucht, eilte er von Waffenthat zu Waffenthat, von einer diplomatischen Mission zur andern, während seine Gattin in der Majestät ihrer edlen, ernsten Schönheit einsam die Schicksalsschläge trug, welche während der nächsten Jahre sie in ihrer Familie trafen. Im Zeitraume weniger Jahre verlor sie ihren älteren, erst neunzehnjährigen Bruder Federigo, ihren Vater Fabrizio, der im März 1520 in Aversa starb, ihre Mutter Agnese von Montefeltro, welche im Herbste 1522 auf der Rückreise von einer Pilgerfahrt nach Loretto ferne von den Ihrigen und wie es scheint plötzlich aus dem Leben abberufen wurde. In kurzer Zeit sah sie sich so ihrer nächsten Blutsverwandten, mit Ausnahme ihres jüngeren Bruders Ascanio, beraubt. Es müssen sich aber an diese Jahre und namentlich an einen mit ihrem Gemahl genommenen längeren Aufenthalt in Rom viele ihrer Beziehungen zu den großen Geistesmännern jener

---

bezeichnen. Wollte es doch dem feinsinnigen Verfasser gefallen, für uns der Uebermittler aller oder doch wenigstens der bedeutendsten Dichtungen Vittoria's zu werden!

Zeit knüpfen, welche, wenn auch mit Unterbrechungen, meist bis zu ihrem Lebensende fortdauerten. Daß über jenen Aufenthalt in Rom nichts Näheres bekannt ist, muß um so mehr beklagt werden, als sich „in Leo's X. an geistigen Genüssen und irdischer Größe überreichen Tagen" dort ein glänzender Kreis gebildet hatte, in welchem man Vittoria als Stern ersten Ranges gerne strahlen sehen möchte. So muß, ohne daß man jedoch irgend einen Beleg dafür hätte, in jener Zeit eine Begegnung mit Ariosto stattgefunden haben; denn „wenn nicht in Rom, ist er schwerlich sonst in ihre Nähe gekommen" und ihr Lob in seinem Munde klingt doch so voll und warm, daß man annehmen muß, er habe diejenige persönlich gekannt, von der er singt:

„Nur Eine wähl' ich, doch ich wähle Die,
Die selbst verstummen macht des Neides Toben.
Und Keine zürnt mir wohl, erwähl ich sie,
Um, von den Andern schweigend, sie zu loben.
Sie hat nicht nur durch süße Melodie
Sich selber zur Unsterblichkeit erhoben,
Auch jeglichen, von dem sie singt und spricht,
Versetzt sie aus der Gruft zum ew'gen Licht."

Orlando, 37. Gesang.

Noch in der Blüthe der Jahre und der Schönheit stand die edle Frau einsamen Herzens in der Welt, aber ihr Geist fand Befriedigung und Anregung im Umgang mit den bedeutendsten Männern, die durch Wort und That ihre hohe Verehrung, die reine Freundschaft für sie, das unbedingte Vertrauen in ihren klaren Verstand, in ihren goldächten Charakter an den Tag legten.

Herrn von Reumont bietet sich bei Erwähnung der mit Vittoria in nähere Beziehung getretenen Kirchenfürsten, Herrschern, Staatsmännern, Gelehrten, Dichtern, Künstlern, Gelegenheit seine weitgreifende Kenntniß der italienischen Zustände und Verhältnisse der vergangenen Jahrhunderte, sowohl was Geschichte als Kunst und Literatur betrifft, zu entfalten. Kein Name wird genannt, ohne daß er das Leben

seines Trägers, seine persönliche Bedeutung und Leistung, was die Mitwelt an ihm bewundert oder verdammt, was er gewirkt oder gesündigt hat, wenigstens mit einigen markigen Strichen zeichnet. So heißt es beispielsweise bei Gelegenheit einiger an die Marchesa von Pescara gerichteten und durch den späteren Bischof von Ravenna, Giberti, an sie übersandten Madrigale: „Man dürfte sich einigermaßen wundern, wenn man erfährt, daß sie von Pietro Aretino waren, wüßte man nicht, wie es diesem merkwürdigen Menschen gelang, sich in Clemens VII. Zeit in Rom einzuschmeicheln, bis seine Schamlosigkeit ihn nöthigte, dem Zorne des Papstes sich durch rasche Flucht zu entziehen. Wie er überall Beziehungen gehabt hat, welche über seine Stellung im Leben weit hinausgingen, auch wo nicht Furcht vor seiner Schandzunge der Beweggrund war, und welche Hoffnungen in ihm aufgestiegen sind, ist bekannt. Sein Talent war nicht gewöhnlich, seine Leichtigkeit glich dem Reichthum der Erfindung und er hätte Bedeutendes leisten können, wenn er studirt und sich gemäßigt, wenn er namentlich den Ton zu halten vermocht hätte, statt ins Triviale zu verfallen. Wie ihn aber, diesem Talent zum Trotz, der niedere Begriff, den er von Aufgabe und Würde der Literatur hatte, gehindert hat, ein wahres Kunstwerk zu schaffen, so hat die moralische Fäulniß seiner Seele die Klimax des Gemeinen, das er berührte, noch gesteigert und ihn für alle Zeiten zum Haupt der Hetärenliteratur gemacht. Ein Schandfleck der Zeit, die ihn pries, weil sie ihn fürchtete, eine Pestbeule der Nation, die ihn auszustoßen nicht den Willen oder nicht die Kraft hatte; leider eine Unehre für Frauen, die durch Geburt, Geist, Sitte hochstanden und doch mit diesem Cesar Borgia der Literatur, wie ein neuerer Historiker ihn treffend bezeichnet hat, Briefe wechselten, in denen sie ihm Lob spendeten.“ Dieser bittere Tadel traf auch Vittoria, welche nach Empfang seiner Verse schrieb: „Unser Messer Pietro hat ein zweifaches hohes Ziel erreicht. Er hat seinen Vers ge-

hoben, indem er ihn fähig gemacht, euer großes Verdienst zu preisen, und er hat ihn, indem er mein geringes veredelt, nicht herabgezogen und so dem ersten Madrigal von seiner Schönheit nichts genommen.“ (S. 46—47.)

Auf jeder Seite begegnen wir solchen meisterhaften Charakteristiken, durch welche uns jene an Werth und Bedeutung so wechselnde, bald farbenschimmernde und hohle, bald in edler Reine glänzende, für uns aber mehr oder weniger stets räthselhafte Welt des 16. Jahrhunderts eröffnet wird. Hier hören wir von einem andern leichtfertigen und sittlich verkommenen Dichter, Francesco Maria Molza, dem in Bezug auf „die poetische Entwicklung Vittoria's Manche größeren Einfluß beigemessen haben, als in der That der Fall gewesen ist.“ Dort befreunden wir uns mit dem hochbegabten und berühmten Geheimschreiber Leo's X., dem späteren Cardinal Pietro Bembo, welcher Vittoria nicht nur als treuer Freund, sondern als Lehrer zur Seite stand und von dem der herrliche Ausspruch über sie herrührt: sie habe heilige Gedanken in himmlische Worte gekleidet. „Der edle Venetianer“, heißt es von ihm, „der das Leben von so verschiedenen Seiten kennen gelernt hat, eine reiche Natur viel mehr als eine tiefe, mehr empfänglich als schöpferisch, aber feinfühlend so was Geist wie was Form betrifft, und mit dem richtigen Verständniß der großen Wandlung, die sich unter seinen Augen und nicht ohne seine Betheiligung vollzog — er hat den Genius und die geistige Arbeit der Frau, die in formeller Beziehung von ihm lernte, aber an Wärme des Gefühls und Originalität ihn übertraf, wohl erkannt und wahrhaft geschildert.“ (S. 117.)

Aus der großen Zahl ausgezeichneter Geister und Charaktere, mit denen Vittoria Colonna intim befreundet war, heben wir noch den nur um wenige Jahre jüngeren Gian Matteo Giberti hervor, der sich vom Dienste auf den genuesischen Galeeren mit Hülfe des Cardinals Giulio de Medici, des späteren Papstes Clemens VII., welcher den Kna=

den zu Leo's X. Zeiten in Rom kennen lernte, ihn in seine Dienste nahm und mit richtigem Blick dessen außerordentliche Talente erkannte, schon mit dreißig Jahren zu einer der einflußreichsten Stellungen, zu jener des Vorstehers der päpstlichen Kanzlei emporgeschwungen hatte. „Rom war in jenen Zeiten geistige Metropole und ohne sich durch den Glanz blenden, durch Sinnenrausch verführen zu lassen, freute sich der junge Mann an einem Aufschwung und einer Blüthe, die kaum je ihres Gleichen gehabt hat. Noch zu Leo's X. Zeiten wurde er Priester." Späterhin spielte er eine große politische Rolle, die ihn vielen Anfeindungen, Sorgen und Enttäuschungen aussetzte; seiner eigenen Aussage nach „hätte er die ruhige Erfüllung geistlicher Pflichten den politischen Geschäften vorgezogen." Aber Jahre vergingen, bevor er das ihm 1524 von Clemens VII. übertragene Bisthum Verona antreten konnte. „Sein Haus in Verona bot das Muster einer Bischofswohnung dar. Herrschaftlich, wie es ihm und seiner Würde ziemte, aber zugleich ernst, ja strenge, indem man nach einer Art Mönchsregel lebte und der Priester auch im Aeußeren als Priester erscheinen sollte." Giberti blieb noch lange in Thätigkeit und die wissenschaftlichen Bestrebungen scheinen den Schmuck seiner späteren Lebensjahre gebildet zu haben. „Seine an seltenen Handschriften und Drucken reiche Bibliothek war mit einer Typographie verbunden, aus welcher verschiedene Ausgaben griechischer Kirchenväter hervorgegangen sind." Er war „einer der Männer, welche die auf dem jüngsten Lateranconcil als nothwendig erkannte Reform zur That werden zu lassen bestrebt waren und den Umschwung vorbereiteten, welcher, wenn auch nicht immer in dem von ihnen beabsichtigten Maße, ins Leben trat."

Zu diesem bedeutenden Manne stand Vittoria in den freundschaftlichsten Beziehungen, die auch nicht gelockert wurden, als ihre politischen Anschauungen nicht mehr, wie in den ersten Jahren, vollkommen übereinstimmten. Als Giulio de Medici als Clemens VII. den päpstlichen Thron bestieg,

gab sich Vittoria mit vielen Anderen den hochgespanntesten Erwartungen hin, denen sie in einem interessanten Brief an Giberti den freudigsten Ausdruck lieh. „In dieser Nacht“, schrieb sie am 21. November, „habe ich die erwünschte Kunde vernommen, daß euer Cardinal Papst geworden ist. Gelobt sei Gott in Ewigkeit! Möge Er diesem Anfang solchen Fortgang und Ausgang folgen lassen, daß offenbar werde, wie niemals etwas Heilsameres ins Werk gesetzt worden ist, nie etwas auf verständigerem Grunde beruht hat. Ich versuche nicht, der unermeßlichen Freude, welche ich darüber empfinde, Ausdruck zu verleihen, denn euch ist dieselbe von früher, als ich gleiche Hoffnung hegte, und von selber bekannt“ u. s. w. Auch der Marchese von Pescara äußerte in Bezug auf diese Wahl: nie vielleicht sei der allgemeine Wunsch in solchem Maße in Erfüllung gegangen. Kein Wunder! „Giulio de Medici hatte unter seinem Vetter Leo dem Anschein nach die politische Leitung in der Hand gehabt; man schrieb dem ernsten Manne Vieles zu, was im Grunde von dem Papste ausging, dem man die große Gewandtheit in Geschäften, die er in der That beherrschte, nicht zutraute. Man hatte jetzt einen großen Herrn und einen großen Politiker wählen wollen; der Cardinal ist als Papst zusammengeschrumpft.“

Unzertrennlich an die Person Clemens VII. geknüpft, dessen vertrautester Geschäftsträger und Gesinnungsgenosse, mußten alle Vorwürfe, welche den Herrn trafen, auf den Diener zurückprallen, aber alle diese nicht abzuleugnenden Fehlgriffe störten das freundschaftliche Verhältniß zwischen Giberti und Vittoria nicht, wenn dieselbe auch in nicht allzulanger Frist zur Zahl jener gehören mochte, welche gestehen mußten, daß „unter Clemens VII. mehr Elend, verschuldet oder unverschuldet, über Rom, Italien, das Papstthum hereinbrach, als unter den meisten seiner Vorgänger.“ Jene Freundschaft währte bis zum Tode Giberti's, und danken wir derselben eine Fülle bedeutender Briefe, welche Vittoria aus

den verschiedensten Anlässen an den oft abwesenden Vertrauten richtete.

Ein unangenehmer Zwischenfall störte ihre freundschaftlichen Beziehungen zu einem andern hochbedeutenden Manne: Baldassare Castiglione, Edelmann, Literat und Staatsmann, Verfasser des epochemachenden Werkes „Il Cortegiano", in welchem er „die vornehme Frau des Höhepunktes der Renaissance gezeichnet." Das Manuskript dieses in Rom geschriebenen Buches hatte er der Marchesa di Pescara zur Durchsicht geliehen und es in ihren Händen gelassen, als er seine spanische Nuntiatur antrat. Vittoria, für welche dasselbe, „eines der formvollendetsten und zugleich stoffreichsten Prosawerke der älteren italienischen Literatur", neben dem rein literarischen Interesse einen besonderen Reiz hatte, weil es das anmuthige Gemälde des Hofes und der fürstlichen Familie von Urbino war, denen sie durch ihre Geburt so nahe stand und deren Ruhm durch diese Darstellung verewigt worden ist, hat dem Autor über dieses Buch einen langen Brief geschrieben, der, wenn er auch „unter der Phraseologie leidet, von welcher das von Vittoria bewunderte Volgare älterer Zeiten freier war als das ihres Jahrhunderts, doch durch seinen bedeutenden Inhalt entschädigt." Für Vittoria erwuchs aus der Sorglosigkeit, womit sie das kostbare Manuskript in unberufene Hände gelangen ließ, großer Verdruß; Castiglione erfuhr, daß von einem bedeutenden Theile desselben Abschrift genommen worden war, und um Schlimmerem vorzubeugen, beschloß er sein Werk nach einer raschen, ihm keineswegs genügenden Revision selbst zu veröffentlichen. Der tief verstimmte Autor konnte sich nicht enthalten, in der Widmung an den Bischof von Viseo den Hergang zu erzählen und wenn er dabei auch von „dem Geiste und der Klugheit der Signora Vittoria Colonna, Marchesa di Pescara" spricht, „deren seltene Eigenschaften er stets auf's höchste verehrt habe", so war für Vittoria dieser öffentliche Vorwurf doch bitter.

Diese wenigen Proben mögen genügen, um die Fülle des in Vittoria Colonna's Biographie niedergelegten Materials einigermaßen zu kennzeichnen. Aber welche Namen wären nicht noch zu nennen! Karl V. verschmäht es nicht der Gemahlin des Siegers von Pavia, „seiner erlauchten und theueren Anverwandten", seine Anerkennung wegen der ihm geleisteten Dienste und die Versicherung auszusprechen, „nichts sei so groß, daß besagter Marchese es nicht von unserer Dankbarkeit und Liberalität erwarten dürfe." Als Karl auf der Rückkehr von dem glücklichen und raschen Zuge gegen Tunis am 5. April „mit einem Gepränge, wie wohl keiner seiner Vorgänger", in Rom einzog und zwölf Tage dort verweilte, „während welcher Zeit nicht Ceremoniell allein und Kirchenfeste, sondern geistliche und politische Angelegenheiten ihn in Anspruch nahmen," stattete er zwei Frauen Besuch ab: die eine war Giovanna d'Aragona Colonna, die andere deren Schwägerin Vittoria. — Clemens VII. erläßt ein eigenes Breve in Betreff Vittoria's, um zu verhindern, daß dieselbe, von tiefem Schmerz über den Verlust ihres Gatten erfüllt, den Schleier nehme, „falls sie, ihrem Schmerze mehr Raum gebend als reiflicher Ueberlegung, das Wittwenkleid mit dem Klosterschleier zu vertauschen die Absicht haben sollte." Veronica Gambara, Gräfin von Correggio, nur um ein Lustrum älter als Vittoria und als Dichterin ihr ebenbürtig an die Seite zu stellen, verherrlicht in einer ihrer schönsten Dichtungen die edle Colonnesin. — Cardinal Contarini, einer der ehrwürdigsten Charaktere seiner Zeit, auf den wir noch zurückkommen werden, stand mit Vittoria in Briefwechsel und namentlich eine an dieselbe gerichtete Abhandlung „über die Willensfreiheit" bezeugt, in welch hohen Regionen sich die beiden geistesverwandten Personen zu begegnen pflegten.

Doch kehren wir zu dem Gange ihrer weiteren Lebensschicksale zurück! Vittoria hatte ihren Gemahl seit dem Tode ihrer Mutter nicht wiedergesehen; auf diese traurige Veran-

lassung hin war er auf drei Tage nach Neapel geeilt, tief verstimmt und durch die arge Unordnung in den kaiserlichen Finanzen selbst in die peinlichsten Verlegenheiten gestürzt, in welche er auch seine Gattin hineinzog. Die politische Lage war schwankender als je; der Papst, der als Cardinal de' Medici die Seele des Unternehmens gegen die Franzosen gewesen, konnte nun zu keinem festen Entschlusse kommen. Friedenshoffnungen täuschten für kurze Momente; aber die Ereignisse drängten unaufhaltsam vorwärts. Pescara und sein Neffe del Vasto befehligten die Spanier unter dem Oberbefehle Bourbons, ersterer als „Generalcapitän der Armee.“ Nach der bekannten verfehlten Belagerung Marseille's hatten sich die Kaiserlichen äußerst geschwächt wieder in das Piemontesische zurückgezogen, um mit äußerster Kraftanstrengung gegen den siegreichen Franz I. die wichtigsten Posten Alessandria, Pavia, Como, Lodi zu sichern. Mailand war alsbald in der Gewalt der Franzosen. Der auf's neue den Vermittler spielende Papst, welcher dem Glücke Karl's V. nicht traute, dasselbe im Grunde gar nicht wollte, erzürnte durch seine hindernde Unschlüssigkeit den Kaiser aufs höchste; dieser ließ, längeren Zuwartens müde, seine deutschen Kriegsvölker in die Lombardei vorrücken und einen Monat später „erfreute und erschreckte die Schlacht von Pavia die Welt. Franz I. und was von seinem Heere nicht auf der Wahlstatt geblieben, war kriegsgefangen. Das größte Verdienst bei diesem Siege gehörte wohl Pescara“. Er hatte zum Angriff auf das ausgehungerte Pavia gedrängt, er den Plan des Angriffs entworfen. „Aus drei Wunden blutend focht er noch in dem Handgemenge gegen den Ausgang der Schlacht, als, zwischen seinen Hackenschützen und dem Fußvolke de Leyva's eingekeilt, die Blüthe des französischen Adels fiel, La Tremouille, La Palice, Saint Pol, de Foix, Bonnivet u. v. A., bevor der König sich Lannoy ergab.“ Aber so groß die politischen wie die militärischen Folgen dieser Schlacht von Pavia waren — der Lohn für Pescara war mehr oder

weniger Undank. Unter diesen Umständen war es eine nicht geringe Versuchung für den in seiner Ehre gekränkten, in seinen Erwartungen getäuschten Befehlshaber, das zuerst von französischer Seite ausgegangene, von der Republik Venedig unter dem Deckmantel der Befreiung Italiens von der Macht Kaiser Karls V. unterstützte Anerbieten der Königskrone von Neapel als Preis für den Abfall vom Kaiser anzunehmen. Auch von Seiten des Papstes, der die Spanier nicht weniger fürchtete, als Leo X. die Franzosen gefürchtet hatte, wurde durch Giberti das Ansinnen befürwortet; es entsprach dem „politischen Doppelspiel", zu welchem Clemens VII. schwankender Charakter sich drängen ließ. Aber dem Marchese di Pescara gereicht es zum unvergänglichen Ruhm, wie er sich allen Verlockungen gegenüber verhalten. Unzufrieden, wie er war, sagte er: Nichts auf der Welt könne ihn verleiten, seine Ehre zu beflecken; verlasse er den kaiserlichen Dienst, so solle es in einer Weise geschehen, die sich für den loyalsten Edelmann zieme. Und diese Worte bestätigend, gab er dem Kaiser vollen Einblick in die geplante Intrigue, legte deren Fäden bloß und — lehnte ab.

Wie sich Vittoria dieser Frage gegenüber verhalten? Briefe und andere Aufzeichnungen aus jener Zeit liegen von ihr nicht vor; nur aus dem ihr gewidmeten Leben Pescara's von dem Historiker Paolo Giovio erfahren wir, was sie über jenes Anerbieten empfunden und geäußert haben soll, und es vervollständigt die Vorstellung, die man sich unwillkürlich von der edlen Frau bildet, in solchem Grade, daß wir es als wesentlichen Zug für ihre Charakterzeichnung anführen wollen: „Die Kunde, berichtet er, habe sie in große Aufregung versetzt; sie habe gesagt: die Menschen hätten keinen ärgeren Feind, als das Uebermaß des Glücks. In der Furcht sodann, der Glanz der Krone könne ihren Gemahl blenden, habe sie ihm geschrieben, er möge des eigenen Hochsinnes gedenken, durch den er viele Könige an Glanz und Ruhm überrage. Nicht durch Größe der Reiche und

Prunk der Titel, sondern durch edle Gesinnung erlange man wahre Ehre, die unverdunkelt auf die Nachwelt übergehe. Sie sehne sich nicht darnach, Gemahlin eines Königs zu werden, wohl aber sei sie stolz, Gemahlin des großen Feldherrn zu seyn, der im Kriege durch Tapferkeit, im Frieden durch Hochsinn die größten Könige besiegt habe.“ Und diese menschlich-schöne Auffassung wurde durch ihre politischen Anschauungen, durch ihre Anhänglichkeit an den Kaiser unterstützt. „Mit den Traditionen ihrer Familien, jener, der sie entstammte und derjenigen, in welche sie durch ihre Heirath eingetreten, verband sich bei ihr die Hoffnung, Karl V. werde dem Kreuz zum Siege über den Halbmond verhelfen, der Welt den Frieden geben, den der Kirche wie der Staaten.“

Manche haben Pescara schwankend dargestellt, ob er die Krone annehmen solle oder nicht, und ihn durch seine Gemahlin erst zu der abschlägigen Entscheidung gelangen lassen. Dieß ist keine verbürgte Thatsache. „Ueber ihre Meinung hat er sich gewiß nie getäuscht, ebenso wenig wie Vittoria über seinen Entschluß in Zweifel seyn konnte. Vittoria war eine Colonna — er war ein Spanier, von den Traditionen des spanischen Ritterthums erfüllt, obgleich der italienischen Renaissancecultur nicht unzugänglich, wie schon gesagt durch Geburt und eigene Familientradition an Spanien gekettet. Er war kein Condottiere und nicht an Karl V. verkauft, wohl aber seinem rechtmäßigen Souverän und Kriegsherrn treu, mochte er immerhin mißvergnügt seyn über die ihm widerfahrene Behandlung . . . Nur weil in Italien geboren, war er Italiener . . . . wie er denn auch von Jugend auf in spanischen Diensten gestanden war.“

Die Ehegatten sollten sich im Leben nicht wiedersehen. Niemals kräftig, war Pescara „durch die Anstrengungen der letzten Jahre sehr geschwächt und wiederholt leidend gewesen, als die bei Pavia empfangenen Wunden und die von den Ereignissen unzertrennliche Aufregung ihn niederwarfen.“ Erst zu spät scheint er die Gefahr seines Zustandes erkannt

zu haben, so daß seine Gemahlin nicht mehr rechtzeitig davon benachrichtigt werden konnte. Zwar brach sie sofort auf, aber nur um unterwegs, in Viterbo, die Todeskunde zu erhalten. Erst 36 Jahre alt war Ferrante d'Avalos am 25. November 1525 in Mailand verschieden.

(Schluß im nächsten Heft.)

II.

Der Socialstaat, der Finanzstaat und die Colonialpolitik in Frankreich.

Der alte Ränkeschmied und Kammermatador Thiers hat im Jahre 1872, als er auf dem Höhepunkt seiner Macht stand, seinem liberalen Anhang einen Stein vom Herzen gewälzt, indem er verkündete: „Wir haben keinen Socialismus in Frankreich.“ Ein Jahr nach der Commune, war dieser Ausspruch verwegen genug, aber geeignet, bei dem fetten Bürgerthum Beifall zu finden, welches im Genusse seines Besitzes nicht gestört seyn will. Mit diesem Trost half man sich einige Jahre durch, indem man sich stets auf den „großen Staatsmann“ berief, um das Vorhandenseyn der socialen Frage wegzuläugnen. Es war die Zeit des „wirthschaftlichen Aufschwunges“, der Bereicherung durch Gründungs- und Börsenschwindel. Jedoch schon 1878, als am 14. Juli zum ersten Male das republikanische Nationalfest gefeiert wurde, erschienen die Abgesandten der gesinnungstüchtigen Arbeiterkammern vor dem Minister des Innern, welcher ihnen die Arbeiterversicherung versprechen zu müssen

glaubte. In seiner Wahlversammlung zu Belleville, August 1881, wiederholte Gambetta das Versprechen und wies besonders noch auf die von ihm ausgeschnüffelten 712 Millionen der Congregationen hin, welche er zum Besten der Altersversorgung der Arbeiter wegnehmen wolle.

Von ähnlichen Versprechungen kann hier abgesehen werden, da wir uns hauptsächlich mit den wirklichen Leistungen zu befassen haben. Gambetta kam am 14. November 1881 an's Ruder und fiel am 29. Januar. Während dieser dritthalb Monate sind ihm folgende arbeiterfreundlichen Thaten zu Gute zu schreiben. Für den aus Neukaledonien zurückgekehrten Schuhmacher Trinquet, einer der schlimmsten Communards, war schon kurz vorher eine neue Sinecure mit 2400 Fr. Gehalt in der Verwaltung der Stadt Paris geschaffen worden. Da kein weiterer Communard, welcher sich auf diese Weise hätte bekehren lassen, zur Hand war, suchte und fand Gambetta zwei Arbeiter, um sie zu Rittern der Ehrenlegion zu schlagen. Die Verdienste des einen, des Maurers Moffrand, sind bis jetzt noch nicht unter dem Scheffel hervorgezogen worden. Der zweite Bebänderte ist der frühere Lokomotivführer Grisel, welcher 1857, trotz den übrigens ganz unzulässigen Drohungen eines Bahnhofvorstehers, sich weigerte weiter zu fahren, weil er wüßte, daß die nächste Brücke durch seinen schweren Bahnzug unbedingt eingestürzt werden müßte. Diese sehr begreifliche Selbsterhaltung wurde so großartig und heldenmüthig befunden, daß Grisel zu Ehren, nachdem Gambetta gefallen, am 10. Mai 1882 ein Festessen gegeben wurde. Die eingeladenen republikanischen Größen geriethen dabei in sehr heftiges Handgemenge, welches durch beschleunigte Entfernung der Intransigenten beigelegt wurde. Gambetta hielt dabei eine Rede, worin er das Volk gegen Kammer und Regierung aufrief, jedoch ohne sichtlichen Erfolg.

Als Minister hat Gambetta ein Gesetz ausarbeiten lassen, um rückfällige Bestrafte deportiren zu können. An

sich ist ein solches Gesetz sehr zu rechtfertigen. Rückfällige können durch Versetzung in ganz andere Verhältnisse am ehesten gebessert werden. England hat mit solchen Leuten seine Besitzungen in Australien besiedelt. Jedoch Gambetta hatte eine andere Absicht, die auch von anderen regierenden Republikanern getheilt wird. Als seine Wähler ihn (August 1881) in Belleville nicht zu Worte kommen ließen, gerieth er so in Wuth, daß er sie Taugenichtse und Räuber schimpfte, ihnen drohte, sie in ihren Schlupfwinkeln auszuheben. Das Strafauswanderungs-Gesetz würde ihm erlaubt haben, Tausende von unbequemen Gesellen nach den Colonien zu schicken. Für die nöthige Verurtheilung wegen irgend eines neuen Vergehens würde schon gesorgt werden können, sobald durch die Umgestaltung der Gerichtsverfassung ein abhängiger Richterstand geschaffen seyn würde. Hiemit sind alle bisherigen Verdienste des republikanischen Abgotts um die Arbeiter, denen er so viel versprochen hatte, erschöpft.

Das Gambetta nachgefolgte Ministerium hat ein Gesetz über die Altersversorgung angelegt, welches eine Lücke der bereits bestehenden Einrichtungen ausfüllen soll. Die Republikaner waren nämlich gewahr geworden, daß die vielbesprochene Altersversicherung schon längst besteht, wenn auch in mangelhafter Form, in soferne jedoch in größter Vollkommenheit, als sie eines bedeutenden Staatszuschusses bedarf, wie ihn Fürst Bismarck für unbedingt nothwendig hält. Napoleon III. ist der Urheber dieser Einrichtungen.

Durch Gesetze von 1850, 1851 und später wurde die Bildung von auf Gegenseitigkeit beruhenden Unterstützungsgesellschaften wesentlich gefördert. Es gibt derselben jetzt 6800 mit zusammen 1,085,000 Mitgliedern, worunter 111,000 Frauen und über 20,000 Kinder. 4800 Gesellschaften sind gesetzlich anerkannt, besitzen die Rechte einer juristischen Persönlichkeit, erhalten Zuschüsse vom Staat, Geschenke von politischen Gönnern und zählen 790,000 Mitglieder. Zweck der Gesellschaften ist den Mitgliedern bei Krankheiten Tage-

gelder zu zahlen, Arzt und Arznei zu verschaffen und die Kosten der Beerdigung zu bestreiten. Außerdem aber sollen dieselben, soferne es die angesammelten Mittel erlauben, den arbeitunfähig gewordenen Mitgliedern eine Pension gewähren, welche nach der Dauer der Mitgliedschaft und dem Vermögenstand der Gesellschaft festgestellt wird.

Für die Mitglieder der Unterstützungsgesellschaften der Provinz betrug (1880) der jährliche Beitrag durchschnittlich 14,46 Fr. und 9,20 Fr. für die Frauen; den Beiträgen standen Ausgaben von 13,81 Fr. für Männer und 11,84 Fr. für die Frauen gegenüber. Aus den Beiträgen der Mitglieder war demnach für den Pensionsstock nichts zu erübrigen. In Paris, wo die männlichen Mitglieder durchschnittlich 26,26 Fr., die weiblichen 15,13 Fr. zahlen, vermochten unter 39 Gesellschaften 36 ihre Ausgaben nicht aus den Mitglieder-Beiträgen zu decken. Wenn die Gesellschaften auskommen oder Vermögen ansammeln, so haben sie es dem Staatszuschuß und den Beiträgen ihrer 148,000 Ehrenmitglieder zu verdanken. Diese zahlen jährlich 1,460,000 Fr., ohne jemals die Hälfte der Gesellschaften in Anspruch zu nehmen.

Pensionen zahlten die Gesellschaften (1880) im Ganzen an 12,078 frühere Mitglieder. Diese Pensionen sind aber sehr bescheiden, indem 2412 nur 30 Fr. jährlich betragen; und sich unter den übrigen nur 510 befinden, welche von 200 bis 600 Fr. gehen. 200 Franken sind aber gerade das Mindeste, was erforderlich ist, um selbst in einem entlegenen Dorfe eine Person am Leben zu erhalten. Dabei fließen diese Pensionen größtentheils aus der Staatskasse. Im Jahre 1852 wurde unter den Unterstützungsgesellschaften ein Zuschuß von 10 Millionen als Grundstock vertheilt. Diese Gelder wurden zinsbar angelegt und der Ertrag zur Bestreitung der Ausgaben verwandt. Das Capital, ebenso die jährlichen Ueberschüsse sind der staatlichen Depositenkasse (caisse des dépots et consignations) übergeben, welche dafür

laut kaiserlichem Befehl, 5 vom Hundert Zinsen zahlen mußte, obgleich sie selten einen solchen Zinsertrag zu erzielen vermochte. Hiedurch entstand bis 1881 ein Verlust von 22 Millionen für die Depositenkasse. Diese 22 Millionen verbleiben den Unterstützungsgesellschaften als Schulden, welche sie bei bessern Verhältnissen zurückzahlen sollten.

Daß letzteres niemals der Fall seyn würde, sah man endlich ein. Deßhalb legte der Minister des Innern, Goblet, den schon erwähnten Gesetzentwurf vor, durch welchen die Staatskasse diese 22 Millionen beglich, außerdem aber noch 10 Millionen — welche die Abgeordneten auf 20 Millionen erhöhten — dem Grundstock der Gesellschaften zutheilte. Jedoch wurde der von der Depositenkasse zu leistende Zinsfuß auf 4½ herabgesetzt, um ähnliche Verluste zu verhüten. Daß hiedurch keine solche Steigerung der Einnahmen der Gesellschaften, durch welche höhere Pensionen ermöglicht würden, erzielt werden kann, sieht Jeder auf den ersten Blick ein. Im Jahre 1878 nahmen die Gesellschaften 18,037,598 Fr. ein, gaben 15,409,571 aus, wovon 1,240,651 der Depositenkasse für den Pensionsstock eingezahlt wurden. Um Pensionen von durchschnittlich 300 Fr. an alle bedürftigen Mitglieder zahlen zu können, müßten jährlich mindestens 60 Millionen angelegt werden, denn daß bei 1,085,000 Mitgliedern die Zahl der Pensionsbedürftigen weit über 12,000 betragen muß, ergibt eine einfache Rechnung.

Um eine solche Summe aufzubringen, müßten die Beiträge der Mitglieder mehr als verdoppelt und auch die übrigen Einnahmen sehr erheblich gesteigert werden. Eine Erhöhung der Beiträge ist aber nach allen bisherigen Erfahrungen nicht leicht thunlich; sie würde die meisten Mitglieder zum Austritte bestimmen. Es bliebe also die Vermehrung der Ehrenmitglieder. 148,000 Ehrenmitglieder mit durchschnittlich 10 Fr. Jahresbeitrag ist in der That wenig für ein so wohlhabendes Land wie Frankreich. Aber hieran ist hauptsächlich die leidige Politik Schuld. Napoleon III.

förderte die Unterstützungsgesellschaften, um sich derselben zu politischen Zwecken zu bedienen. Deßhalb vertheilte er jährlich (zum Nationalfest, sodann bei der Geburt und ersten heil. Communion seines Sohnes) aus seiner Kassette Geschenke an dieselben, veranlaßte Abgeordnete, Würdenträger und Beamten in die Vereine einzutreten. Bei Wahlen und sonstigen Anlässen wurden noch besondere Geschenke an dieselben vertheilt. Als Ehrenmitglieder traten daher, außer Arbeitgebern, meist nur diejenigen bei, welche sich der Gesellschaften zur Erreichung persönlicher Zwecke (Gemeinderaths-Wahlen) oder zur Stütze des Kaiserthums zu bedienen gedachten. Gar viele blieben aber fern, um nicht das Kaiserreich stützen zu helfen. Die Ehrenmitglieder sind fast überall die Leiter der Gesellschaften und die Verwalter ihrer Gelder.

Die Republik übernahm hier die Erbschaft des Kaiserreiches voll und ganz. Ja, sie nützte die Unterstützungsgesellschaften eher noch mehr aus. Dieß trägt jedenfalls zur Erklärung der für die herrschende Partei so günstigen Wahlergebnisse und der Begeisterung bei, welche Gambetta und die Minister bei ihren politischen Reisen in den Provinzen vorfanden. Die nicht unbedeutende Zahl von Gesellschaften, welche auf die staatliche Anerkennung und Unterstützung verzichten, und dafür meist etwas höhere Beiträge zahlen lassen, ist aber auch der Beweis, daß es noch genug Arbeiter gibt, welche sich nicht bestechen und politisch ausbeuten lassen wollen. Bei den unterrichteten Handwerkern und den besseren Arbeitern herrschen geradezu Abneigung und Haß gegen die staatlichen Unterstützungsgesellschaften und ihre Mitglieder. Wegen dieser politischen Ausnützung der Gesellschaften haben auch schon mehrere republikanischen Abgeordnete — natürlich solche die nicht zur herrschenden Partei gehören — den Vorschlag gemacht, die Ehrenmitgliedschaft ganz abzuschaffen. Aber wo wäre in Frankreich, und besonders unter der auf allgemeines Stimmrecht gegründeten Republik, jemals eine

Regierung zu finden, welche auf ein so wichtiges Mittel der Beeinflussung verzichten wollte?

Abgesehen von der leidigen Politik könnten diese Unterstützungsgesellschaften sehr wohl den Boden und Rahmen für eine befriedigende Altersversorgung abgeben. Die durch die staatliche Anerkennung bewirkte Beschränkung müßte wegfallen, die Gesellschaften überall den Berufsständen entsprechend umgrenzt, ihnen die nöthige Selbstverwaltung gegönnt werden; dann wäre es eher möglich, die Beiträge zu erhöhen und eine größere Zahl Mitglieder, besonders auch Ehrenmitglieder zu gewinnen. Aus den Unterstützungsgesellschaften könnten sich wegen der Berufsgemeinschaft auch wirthschaftliche Genossenschaften entwickeln. Ueberhaupt sollten Kranken-Unterstützung, Altersversorgung und berufständische wirthschaftliche Zwecke überall gleichzeitig erstrebt werden. Denn ein Handwerker oder Arbeiter kann unmöglich Mitglied verschiedener solchen Verbindungen seyn. Die Genossenschaft, heiße sie nun Gesellschaft, Zunft oder Innung, muß auch Sparkasse und Bank seyn. Die Arbeiterversicherung allein kann durch sich selbst nicht bestehen, fällt daher dem Staate, dem Beamtenthume anheim, welche gerade in unsern Tagen ihre wirthschaftliche Unfähigkeit durch heillose Verschleuderung der Steuergelder so glänzend beweisen. Die Versicherung muß in die wirthschaftliche Genossenschaft inbegriffen seyn, weil sonst ihre aufgesammelten Gelder dem Staate und somit dem den Staat beherrschenden Großcapital in die Hände fallen, welcher dadurch seine ohnedieß erdrückende Uebermacht noch weiter zu Ungunsten der Besitzlosen verstärken könnte. Daß mit dem Gesetzentwurf Goblets von Alldem nichts angebahnt, sondern nur der unhaltbaren Lage der sehr unvollkommenen Unterstützungsgesellschaften für die nächsten Jahre abgeholfen wird, liegt auf der Hand.

Die Sparkassen sind hier in erster Reihe dem Staat und somit dem Großcapital dienstbar. Laut Gesetz von 1837 müssen dieselben ihre Baarmittel an die Depositenkasse

abführen, welche deren Anlage und Verwerthung besorgt, und hiemit zugleich auch eine Art Aufsicht über die Sparkassen führt. Die Kasse legt die Gelder in Eisenbahn- und Staatspapieren an, hält außerdem dem Staat eine Summe von durchschnittlich 100 Millionen in offener Rechnung zur Verfügung. Anfangs 1882 hatte die Depositenkasse für eine Milliarde Sparkassengelder in Papieren angelegt, während der Staat ihr 500 Millionen entliehen hatte. Sie forderte die Heimzahlung der Summe und da der Staat dieselbe nicht zurückzuzahlen vermochte, so gab der Finanzminister ihr für 450 Millionen Staatspapiere, während der Rest in Rechnung verblieb. Die Sparkassengelder gehören durchgehends Personen an, welche ebensowohl der Altersversicherung als der Erwerbs- oder wirthschaftlichen Genossenschaft bedürfen, um ihre wirthschaftliche Stellung zu behaupten und zu verbessern. Was ließe sich aber mit anderthalb Milliarden anfangen, wenn dieselben in genossenschaftlich-wirthschaftlicher Weise angewandt würden!

Man kann nicht behaupten, daß bei den vermöglichen Ständen kein Wohlwollen für die Arbeiter anzutreffen sei. Aber unläugbare Thatsache ist, daß die französische Bourgeoisie die selbstständige genossenschaftliche Entwicklung der Arbeiter und wirthschaftlichen Verhältnisse eher zu hemmen als zu fördern sucht. Bei den Arbeitseinstellungen der Bergleute im Gard-Departement kamen sehr bezeichnende Thatsachen an die Oeffentlichkeit. Die Feiernden verlangten die Verwaltung ihrer Unterstützungskasse, Entbindung von der Pflicht, in den Niederlagen ihrer Brodherren (Aktiengesellschaften) ihre Bedürfnisse kaufen zu müssen, Abschaffung der willkürlichen Abzüge, Herabsetzung der Arbeitszeit auf 11 Stunden. In den dortigen Kohlengruben sind die Arbeiter viel unbedingter in der Hand der Arbeitgeber als Leibeigene. Denn außerdem wohnen sie in deren Häusern, schicken ihre Kinder in deren Schulen. Der Gemeinderath besteht aus Angestellten der Arbeitgeber, Bürgermeister,

Friedensrichter, Beamten, selbst Unterpräfekten und Präfekten werden nach deren Vorschlägen ernannt. Die Abgeordneten und Senatoren des Departements sind die willigen Werkzeuge der Arbeitgeber, durch deren Untergebene, Geld und Einfluß sie gewählt wurden. So darf es nicht wundern, wenn die Arbeiter sich aufbäumen und für den Socialismus reif werden.

Es wirft gewiß ein sonderbares Licht auf die republikanische Fürsorge für die Arbeiter, wenn es Mühe kostete, ein Gesetz in Kammer und Senat durchzubringen, durch welches die Arbeitszeit der Frauen und der unter 18 Jahre alten jungen Leute auf 11 Stunden herabgesetzt wurde. Lange Arbeitszeit, Sonntagsarbeit, wenig Festtage: dieß ist das Loos der französischen Arbeiter unter der Republik noch mehr wie unter den früheren Regierungen. Damals wurde wenigstens bei öffentlichen Arbeiten, Lieferungen für die Regierung der Sonntag gesetzlich geschützt, wenn freilich auch zahlreiche Uebertretungen vorkamen. Die dritte Republik hat aber ausdrücklich alle Gesetze abgeschafft, durch welche die Sonntagsruhe garantirt werden konnte. Thatsächlich waren dieselben meist außer Uebung, Verurtheilungen wegen Sonntagsentheiligung waren fast seit Menschengedenken kaum vorgekommen. Die Sonntagsarbeit ist ein Haupterforderniß der republikanischen und überhaupt der neuzeitlichen Freiheit. Sehen hier doch sonst Wohlgesinnte in dem Verbot derselben eine schwere Beeinträchtigung der persönlichen Freiheit. Es fehlt nicht an Leuten, welche sich am kirchlichen Leben betheiligen und Sonntags den Gottesdienst regelmäßig besuchen, dabei aber ebenso regelmäßig während dessen ihre Untergebenen arbeiten lassen.

Ein Fortschritt, der in diesen Blättern schon öfters und vor Jahren empfohlen wurde, ist dagegen in Paris einzuführen versucht worden. Wir haben darauf hingewiesen, wie gerade der jetzt überall die Oberhand gewinnende Großbetrieb, die umfassenden öffentlichen Arbeiten und Lieferungen, welche Regierungen und Städte ausschreiben, durch

Genossenschaften durchgeführt werden könnten, sobald einmal die nöthigen Vorbedingungen und Formen gefunden seyn würden. Der hochrothe Pariser Gemeinderath hat nun einen Ausschuß für die socialen Fragen niedergesetzt, und dieser hat die in Arbeiter-Congressen wiederholt gestellte Forderung, die Arbeiterkammern zur Uebernahme öffentlicher Arbeiten zuzulassen, bei den Behörden vertreten. So ist es geschehen, daß die Kammer der Zimmergesellen die Zimmerarbeiten eines Schulhauses (in der Rue Parmentier) zugeschlagen erhielt. Die Sache verdient gewiß der Erwähnung. Daß die Arbeiterkammern (chambres syndicales) berufständische Körperschaften zur Vertretung der wirthschaftlichen Interessen sind, daß sie im Gegensatz zu dem von der Revolution eingeführten Gesetze entstanden, und unter dem zweiten Kaiserreich thatsächlich, unter der dritten Republik auch in gesetzlicher Form anerkannt werden müssen, ist schon früher dargelegt worden.

Aber was soll alles Genossenschaftswesen, solange der Staat und die mit ihm verbündeten Geldfürsten mit Milliarden spielen und durch die Spekulation alle Verhältnisse beherrschen? Im Jahre 1881 sind an der Pariser Börse nicht weniger als 125 neue Werthpapiere im Gesammtbetrage von 5156 Millionen Nennwerth zugelassen worden; 1880 waren es nur 80 Emissionen, aber mit 5265 Millionen Nennwerth. Hiezu kommen noch die Werthpapiere, welche nicht in den amtlichen Börsenbericht aufgenommen sind, aber doch (von den wilden Börsenmaklern) gehandelt werden, außerdem verschiedene Emissionen an den Börsen der Provinzen. Alle diese Werthe wurden mit hohem, oft ungeheuerlichem, 50 bis 100 Procent, betragendem Agio an die Börse gebracht. In den vorhergehenden Jahren wurden jährlich für 2 bis 3000 Millionen Werthpapiere in Frankreich ausgegeben, einzelne werden nun auch auf ausländischen Börsen gehandelt. Immerhin aber kommen für die letzten acht Jahre auf Frankreich Papiere im Nennwerthe

von 18 bis 20 Milliarden. Trotz des jüngsten Kraches stehen die meisten derselben noch immer bedeutend, einzelne um das Doppelte, über ihrem wirklichen oder Nennwerthe an der Börse. Dazu rechne man die endlich von dem neuen Finanzminister Leon Say entdeckten drei Milliarden schwebender Schuld und die unentwegt in riesigen Verhältnissen anwachsenden Staatsausgaben. Dieß ist mehr als selbst das geldreiche Frankreich vertragen kann.

In der That leben wir seit dem 19. Januar in fortwährenden Krachnöthen. Nachdem die „Union générale" durch die bekannten Mittel beseitigt ist, suchen die herrschenden Finanzmächte sich selber zu retten und zu sichern. Sie haben einsehen gelernt, daß Alles seine Grenzen hat. Da das vorsichtiger gewordene Publikum nicht mehr recht auf den Köder anbeißt, soll ihm dieser möglichst hochgehalten werden. Erfahrungsgemäß kauft der große Haufe Börsenpapiere am ehesten, wenn dieselben im Preise steigen, oder aber, wenn die Preise sich lange auf derselben Höhe halten. Deßhalb werden jetzt, trotz fabelhafter Ueberfüllung des Marktes, die Curse krampfhaft gehalten. Von Zeit zu Zeit, etwa alle zwei, drei Wochen, versuchen die Gründer eine größere Menge ihrer faulen Papiere abzusetzen, aber regelmäßig drückt das stärkere Angebot sofort sehr fühlbar auf die Curse. Die Herren halten nun sogleich wieder ein, suchen die folgenden Tage den alten Cursstand wiederum herzustellen. So geht es seit Monaten. Natürlich bewegt sich das Geschäft dabei in den engsten Grenzen. Die Spekulanten werden diese Lage, solange als es nur geht, aufrecht zu erhalten suchen, denn sie hoffen immer noch ihr Papier gut los zu werden. Es ist viel verfügbares Geld vorhanden, welches auf Anlage wartet. In den Bankanstalten sind große Summen, beim „Crédit Lyonnais" allein bei 200 Millionen niedergelegt, deren Besitzer günstigere Gelegenheiten abwarten wollen. Diese Besitzer wollen ihre Gelder nicht an die Börse tragen, aber sie bedenken nicht, daß alles in

den Banken niedergelegte Geld doch der Börse dienstbar wird. Denn gerade diese Gelder erlauben es den Gründerbanken, die Curse hoch zu halten.

Einmal muß es zum Brechen kommen, nämlich wenn die gegründeten Unternehmungen ihre wahre Lage nicht mehr länger zu verbergen vermögen. Daß fast alle neuen Aktiengesellschaften während der ersten Zeit falsche Jahresrechnungen aufstellen und Erträgnisse vertheilen, welche nicht vorhanden sind, ist eine bekannte Thatsache. Später aber muß die Wahrheit zu Tage kommen. Für eine zahlreiche Reihe von Gründungen wird es schon in nächster Zeit der Fall seyn. Dieß sind die Baugesellschaften, die allein in Paris mehrere tausend Häuser hergestellt oder gekauft haben. Nach einer sorgfältig auf Thatsachen gestützten Berechnung bauen die Aktiengesellschaften regelmäßig um 30, meist aber um 40 bis selbst 50 Procent theurer als der gewöhnliche Hausbesitzer. Da dieser aber im Durchschnitt höchstens 5½ Proc. Ertrag von seinem angelegten Gelde zieht, bringt es die Aktiengesellschaft nie auf 4 Proc., von denen noch die bekanntlich stets sehr hohen Verwaltungskosten abgezogen werden müssen. Nun aber haben die Aktiengesellschaften fast ausschließlich Wohnungen von 2000 bis 20,000 Fr. hergestellt, die jetzt in solcher Unzahl vorhanden sind, daß der weitaus größere Theil noch die nächsten Jahre unvermiethet bleiben wird. Ein Ertrag ist deßhalb bei diesen Unternehmungen kaum abzusehen. Zugleich muß bemerkt werden, daß der städtische Grund- und Häuserbesitz durch den Börsenschwindel ohnedieß um 50 Proc. im Preise gestiegen ist, wodurch den Aktiengesellschaften ihr Terrain meist auf das Doppelte des gewöhnlichen Preises zu stehen kommt. Dabei ist jede dieser Baugesellschaften noch mit 20 bis 40 Millionen Werth an unbebauten Grundstücken belastet, welche sie zum höchsten Preise erstanden, deren Verwerthung aber, in Anbetracht der jetzigen Lage, erst in zehn bis fünfzehn und mehr Jahren möglich seyn wird. Deßhalb haben die Bau-

gesellschaften für die nächsten Jahre kaum auf 1 oder 2 Proc. Ertrag ihres Capitals zu hoffen. Ihre Aktien aber werden immer noch unverhältnißmäßig hoch gehalten. Die meisten sind dabei in Wirklichkeit kaum 10 bis 15 Proc. ihres Nennwerthes oder eigentlich gar nichts werth; denn der Ertrag des Unternehmens reicht nicht einmal zur Zahlung der Zinsen für die Grundschulden und Obligationen. Da ist der Krach unvermeidlich, denn es läßt sich weder verheimlichen, daß die Häuser leer stehen, noch über die Höhe der eingehenden Miethe eine Täuschung erhalten. Das Beste ist, daß schon unter dem Kaiserreich eine Anzahl Baugesellschaften, obenan die berüchtigte Pereire'sche Immobilière, in der furchtbarsten Weise verkracht sind; den Aktienbesitzern blieb kein Pfennig von ihrem eingezahlten Gelde und selbst die Obligationenbesitzer gingen theilweise leer aus. Das Beispiel hat nicht gewarnt. Mit dem Fall der Baugesellschaften dürfte der allgemeine Zusammenbruch beginnen, aus dem sich aber die durch den Schwindel erhöhten Miethpreise doch wieder retten dürften. Jede Schwindelzeit läßt eine Belastung der natürlichen Werthe, bevorab des Grundbesitzes zurück, verursacht daher Theuerung. Für den Mittelstand und die kleinen Leute, für die Arbeiter sind die Wohnverhältnisse in Paris seit fünf Jahren ganz unerträglich geworden. Ein Viertel bis ein Drittel des Einkommens geht auf Miethe dahin, wenn man sich nicht über die Maßen einschränken will.

Trotz der Lohnsteigerungen haben sich überhaupt die wirthschaftlichen Verhältnisse der Arbeiter kaum gebessert, in manchen Fällen eher verschlechtert. Die Regierung kümmert sich so gut wie gar nicht darum. Sie löst die sociale Frage in anderer Weise, durch Mehrung der Staatspfründen. Durch das Gesetz über die Entschädigung der „Opfer des Napoleonischen Staatsstreiches" sind mit einem Schlage 22,500 Rentner, jeder mit 400 bis 1200 Fr. Rente, geschaffen worden. Man glaubte anfangs, es würden sich nur 10 bis 12,000 solcher Opfer oder ihrer Nachkommen finden;

aber es meldeten sich über 30,000, so daß es Anstrengungen kostete, die Zahl auf 22,500 herabzumindern. 22,500 Pfründner zu je 400 bis 1200 Fr., das nimmt sich gar stattlich aus neben den 12,000 Pensionen von 30 bis 600 Fr., welche die Unterstützungsgesellschaften durch dreißigjährige Anstrengungen zu Wege gebracht haben. Besser konnte man dem Arbeiter nicht begreiflich machen, daß Politik doch ein ungleich besseres Geschäft ist als Sparen und Beiträge zahlen.

Die Zahl und die Bezüge der Beamten sind so erhöht worden, daß die betreffenden Ausgaben seit 1870 um nahezu 300 Millionen gestiegen sind. Für jeden Beamten ist natürlich die wirthschaftliche Frage gelöst. Der Pariser Gemeinderath hat seinen Mitgliedern 300,000 Fr. „Entschädigung" bewilligt und die Regierung hat sich einverstanden erklärt, daß den Mitgliedern dieses Gemeinderathes die Entschädigung aus dem Steuersäckel gewährt und ein mit 60,000 Fr. besoldeter Maire eingesetzt werde. Macht wiederum 81 Versorgte mehr. In Marseille und Lyon haben die Gemeinderäthe Aehnliches gethan, und in Troyes bewilligte der Gemeinderath dem Maire 6000 Fr. Gehalt. So kommen wir immer weiter in der Lösung der socialen Frage durch Staatsunterstützung.

Wie wichtig die „Bildung" für diese Lösung ist, erfahren wir ebenfalls in handgreiflichster Weise. Nachdem von 1870 bis 1882 die Ausgaben für den öffentlichen Unterricht von 26 auf 124 Millionen gestiegen waren, verlangte (Mai 1882) der Unterrichtsminister Ferry weitere 31 Millionen Erhöhung. Außerdem bewilligte man ihm 392 Millionen für die Schulkasse, welche innerhalb drei Jahren schon über 200 Millionen an Zuschüssen und Vorschüssen für Schulbauten den Städten und Gemeinden gewährt hatte. Diese Gelder werden hauptsächlich für Elementarschulen verwandt. Für die höheren Schulen wird es noch ähnlicher Summen bedürfen, wenn die 108,000 Zöglinge der dem Tode geweihten freien Anstalten untergebracht werden sollen.

Der höhere Mädchenunterricht, welcher bisher keinen Pfennig aus Steuergeldern gekostet, wird seinerseits etliche dreißig Millionen einmalige und immerhin einige Millionen jährliche Ausgaben verschlingen, natürlich auch die Zahl der Nutznießer und Anwärter auf Staatspfründen entsprechend mehren helfen.

Alle diese Summen, ebenso wie 500 Mill. für Wegebauten, werden gefordert und bewilligt zu einer Zeit, wo der Finanzminister über eine gefahrdrohende schwebende Schuld von drei Milliarden klagt, und die Erklärung beifügt, die geringste Minderung der Einnahmen bringe den Staatshaushalt aus dem Gleichgewicht. Es stehen deßhalb eher Erhöhungen der Steuern als Verminderung in Aussicht. Schon in den ersten vier Monaten des Jahres wurden 127 Millionen nachträgliche Ausgaben bewilligt. Die Steuern aber lasten, man mag dieselben veranlagen, wie man will, immer am empfindlichsten auf den Unbemittelteren, den Arbeitern. Nicht etwa weil diese an sich am stärksten besteuert sind, sondern einfach dadurch, daß für sie alle Ausgaben drückender sind, als für Wohlhabendere. Wie soll aber, wenn die Steuerkraft stets auf's Aeußerste in Anspruch genommen wird, bei einem fortwährend noch anschwellenden Staatshaushalte von über vier Milliarden, wenn zugleich die Börse und das Großkapital, wie wir oben gesehen, mit einer noch viel größeren Zahl von Milliarden wirthschaften und die Preise aller Lebensbedürfnisse beliebig steigern, eine Lösung der socialen Frage möglich seyn? Werden da alle noch so trefflich ausgesonnenen Einrichtungen, wie Arbeiterversicherung, wirthschaftliche Genossenschaften, Innungen u. s. w. gegen diese in wenigen Händen vereinigte Riesenmacht anzukämpfen vermögen? In Deutschland zählen die 3100 bis 3200 Schulze-Delitzsch'schen Genossenschaften 1,100,000 Mitglieder, verfügen über 5 bis 600 Millionen Kapital und erzielen 2000 Millionen Geschäftsumsatz. Die andern wirthschaftlichen Genossenschaften und Volksbanken weisen wohl

ähnliche Gesammtziffern auf. Aber ist dadurch die sociale Frage auch nur um ein Haar ihrer Lösung näher gerückt oder eine nachhaltige Verwohlfeilung der nothwendigsten Bedürfnisse bewirkt worden? Mehr als die Verhütung einer Verschlimmerung hat man nicht erreicht. Uebrigens wird auch kein Verständiger je geglaubt haben, daß die Consumvereine die Preise der Lebensmittel um dasjenige zu verwohlfeilen vermögen, um welches sie von dem spekulirenden allmächtigen Großkapital vertheuert werden. Ebenso ist es auch unmöglich, daß eine christliche Volksbank den Zinsfuß herabbringt, solange die Finanzmächte unmittelbar und auch die von ihnen abhängigen Aktiengesellschaften, Banken und Staatsfinanzen über neun Zehntel alles vorhandenen Geldes und Geldwerthes verfügen. Hat doch z. B. die Finanzmacht in Paris eine Steigerung der Miethpreise von 30 bis 40 Procent hervorgebracht, trotzdem viele tausende von Wohnungen leer stehen. Wenn der Häuserkrach eintritt, so hat die Bevölkerung doch jahrelang Hunderte von Millionen an Miethen zuviel bezahlt. Bei der dann eintretenden Entwerthung des städtischen Grundbesitzes verlieren abermals die kleinen Leute das Geld, welches sie in Baugesellschaften angelegt, die Macher aber haben aus dem Krach ihren Gewinn.

Was aber sind erst die Unterstützungs-Gesellschaften, die Arbeiterversicherung gegenüber der Geldgroßmacht? Sie sind der kleine Tümpel, den das brausende Meer bei der Fluth überdeckt, um ihn bei der Ebbe an der Sonne verdunsten zu lassen. So lange die Gesetzgebung über Bank- und Aktienwesen, Börse, Grundverschuldung, überhaupt den ganzen Geldverkehr und das Verhältniß des Staates zu denselben nicht gründlich umgestaltet wird, ist nichts auszurichten.

(Schluß folgt.)

III.

Zur Frage über den Verfasser der Nachfolge Christi.

Seit meinem Referate über den Codex Roolf ist an der Lösung der Frage, wer der Verfasser der Nachfolge Christi sei, fleißig weiter gearbeitet worden, ein Beweis, welches allgemeine Interesse man dieser Frage zuwendet. So hat der holländische Historiker van Slee, von welchem 1874 eine Geschichte der Windesheimer Congregation erschien, im ersten Hefte d. J. der „Jahrbücher für protestantische Theologie" für Thomas von Kempen geschrieben, Professor Funk zunächst im Anschluß an Spitzen im „historischen Jahrbuch der Görresgesellschaft" ebenfalls Thomas als Verfasser nachgewiesen, und seine Abhandlung mit den Worten geschlossen: „Seine Autorschaft ist durch so viele und so glaubwürdige Zeugen festgestellt, daß sie erst dann aufzugeben ist, wenn Handschriften an den Tag kommen, bei denen, seien sie datirt oder nicht datirt, die Möglichkeit gänzlich ausgeschlossen ist, daß sie noch in seine Zeit hineinragen. Ich bin der festen Ueberzeugung, daß dieser Fall nie eintreten wird." Funk betrachtet also die Frage vorläufig zu Gunsten unseres ehrwürdigen Thomas für abgeschlossen. Auf andere Weise als Slee und Funk hat dann Schneemann im dritten Hefte der Laacher Stimmen Thomas als Verfasser der Nachfolge nachzuweisen versucht, indem er darlegt, daß die Imitatio einen Brief des um 1412 blühenden Johannes Schoonhoven benützt hat. Bereits Spitzen hatte hierauf kurz hingewiesen.

Ihm lag jedoch Schoonhovens Brief nur in niederländischer Uebersetzung vor, während Schneemann so glücklich war, ihn im lateinischen Urtexte zu besitzen. Im 2. Hefte d. Js. von „Onze Wachter" hat Becker „Bijdragen tot de Thomas a Kempis litteratur" gegeben, und Wolfsgruber in den „Studien und Mittheilungen aus dem Benediktinerorden", „Drei Maurinerstudien zur Nachfolge Christi" veröffentlicht, welche die Frage der Entscheidung nicht näher bringen und bloß literärhistorischen Werth haben.

Auch selbstständige Schriften sind erschienen; nämlich von Spitzen eine „Nalezing op mijn Thomas a Kempis", Utrecht 1881, und dann der zweite Band von Santini's Werke.[1]) Santini, welcher seit 1880 Ordensgeneral der lateranensischen Regularkanoniker ist, tritt in seinem Buche, wie der Titel anzeigt, polemisch gegen die alten Prätensionen der Gersenisten für Thomas von Kempen auf, ohne jedoch dabei die Objektivität irgendwie preis zu geben. Im ersten Bande beschäftigt er sich ausschließlich mit dem Rechte des Gersen auf die Autorschaft an der Imitatio. Nach kurzer Darlegung der Geschichte des Streites erörtert er die wichtigen Fragen, ob Gersen überhaupt existirt hat, ob er in Cavaglia geboren und ob er Lektor und Abt in Vercelli gewesen sei. Alle Fragen werden negativ beantwortet (S. 60 bis 81). Hiermit wäre eigentlich auch schon verneint, daß Gersen die Nachfolge geschrieben; denn wer ein Buch verfaßt haben soll, muß zum wenigsten erst selbst existirt haben. Nichtsdestoweniger behandelt Santini (S. 87 bis 128) alle Codices, welche die Gersenisten für ihre Sache aufführen, 21 an Zahl, um nachzuweisen, daß alle mit Unrecht

1) I diritti di Tommaso da Kempis, difesi contro le vecchie pretese de' Gersenisti moderni per *Luigi Santini*, canonico regolare Lateranense. Roma. Band I 1879, Band II 1881. Das Werk ist zuerst als eine Reihe von Aufsätzen in „Gli studi in Italia", 2. und 4. Jahrg., erschienen.

für den angeblichen Gersen sprechen. S. 129 bis 188 werden dann ebenso alle übrigen Argumente, die jemals von den Gersenisten für ihre Sache vorgebracht sind, beleuchtet.

Nachdem Santini so im ersten Bande Gersen's Ansprüche als haltlos zurückgewiesen hat, liefert er im zweiten Bande den direkten Beweis für die Autorschaft des Thomas von Kempen. Nach kurzen Bemerkungen über Gerhard Groot, die Windesheimer Congregation, Thomas von Kempen, dessen Leben und Schriften bringt Santini zuerst diejenigen Zeitgenossen, welche bezeugen, daß Thomas von Kempen die Nachfolge verfaßt (S. 46 bis 85). Dann folgen die Handschriften, welche für Thomas sprechen, und die ersten Ausgaben der Imitatio (S. 85 bis 112). Jetzt erst kommen die innern und äußeren Gründe, welche darlegen, daß die Nachfolge nicht vor 1400 entstanden seyn kann, daß ihre Heimath Holland, ihr engerer Kreis die windesheimische Congregation und ihr Verfasser Thomas ist (S. 112 bis 166) Zum Schluß (S. 188 bis 209) sind dann kurz alle Einwürfe kritisirt, welche gegen Thomas' Autorschaft bislang erhoben sind. Im Appendix (S. 215 bis 295) sind 192 Handschriften der Imitatio kurz beschrieben. Santini ist im Wesentlichen zu demselben Resultat gelangt wie Spitzen, allerdings vollständig unabhängig von ihm, und hat in derselben überzeugenden Weise wie dieser nachgewiesen, daß nur Thomas von Kempen als Verfasser der Nachfolge gelten kann. Da ich bereits früher Spitzen's Schrift ausführlich in diesen Blättern besprochen habe, so würde ich nur Gesagtes wiederholen müssen, wenn ich noch näher auf Santini's Arbeit eingehen wollte.

Dagegen will ich noch als Ergänzung zu Santini's Bekämpfung der „alten Prätensionen der Gersenisten" Einiges hinzufügen, indem ich mich nochmals gegen einige Ausführungen des neuesten Gersenisten Wolfsgruber wende. Dieser sucht in seinem „Giovanni Gersen" S. 172 nachzuweisen, daß der Verfasser der Nachfolge ein Italiener seyn müsse,

indem unter anderem das Kloster Melk in Oesterreich der Nachfolge den „Heimathsschein“ ausstelle. „Dieses Stift besaß nämlich einstmals nicht weniger als 22 Manuscripte der Imitatio aus dem 15. Jahrhundert, das älteste davon stammte aus dem Jahre 1421“. Woher hatte Melk diese Handschriften? Wolfsgruber meint mit Bezugnahme auf eine Abhandlung des ehemaligen Melker Priors Johann, daß diese Handschriften nur durch Mönche von Subiaco gebracht worden seyn können, welche um 1418 mit Nikolaus von Matzen auf Anregung Herzogs Albrecht V. zur Reform nach Melk kamen. Melk habe nämlich nie Beziehungen zu Belgien und den Augustinern dieses Landes gehabt, und einer der Reformatoren Peter von Rosenheim habe, wie er selbst bezeuge, die Imitatio abgeschrieben: lauter Beweise, daß dieses Buch durch die Reformatoren aus Italien gebracht sei. Wir wollen uns nun den „Heimathsschein“ nach Wolfsgrubers Aufforderung etwas näher besehen.

Daß Melk nie direkte Beziehungen mit Belgien (soll wohl heißen Holland?) und seinen Augustinern gehabt hat, mag zugestanden werden. Indirekte hatte es jedenfalls und kann darum die Nachfolge sehr gut auch von den Augustinern bekommen haben. Der Reformator Johann Busch hat uns unter seinen Reformberichten drei Briefe aus Oesterreich aufbewahrt, welche die Reform der Benediktiner unter Albrecht V. behandeln und an den Hildesheimer Dompropst Eckehard von Hahnensee adressirt waren (Leibniz, SS. rer. Brun. II, 928). Dieser Dompropst, welcher seit 1418 seine Stellung innehatte, war eine Hauptstütze der Reformbewegung im hildesheim'schen Sprengel und von Anfang an ein Gönner der Augustiner, welche seit 1423 aus Windesheim herübergekommen waren. Jedenfalls sehen wir aus den Briefen, daß zwischen den österreichischen und hildesheim'schen Reformen eine Verbindung war, und darum kann nicht so einfach weg behauptet werden, Melk habe niemals Verbindungen mit Windesheim gehabt.

Melk hatte sodann urkundlich Verbindung mit einem in der Reform hervorragenden Kloster Süddeutschlands, nämlich mit dem Augustinerchorherrnstifte Indersdorf. Dieses, vier Stunden von München entfernt, war für Bayern dasselbe, was Hildesheim für Sachsen war. Unter seinem Propste Erhard (1413 bis 1442) und dessen Bruder Johann (1442 bis 1470) erlebte es seine zweite Blüthe. Letzterer war in Langenzenn bei Nürnberg und in Bamberg gebildet, und stand dann seinem Bruder Erhard bis 1442 als Dekan bei. Im Jahre 1427 erschien Herzog Wilhelm von Bayern-München mit dem vom Papste mit der Reform aller bayerischen Klöster beauftragten Freisinger Generalvikar Johann Grünwalder, welcher später Bischof daselbst und Cardinal (Joh. de Bavaria) wurde († 1453), und mehreren auswärtigen Pröpsten und Reformatoren. Unter diesen befand sich der oben genannte Peter von Rosenheim aus Melk. (Hundt, Urkunden des Klosters Indersdorf, I, 215, Nr. 561.) Man fand das Kloster im besten Zustande und Dechant Johann wurde nun mit der Reform aller Klöster des Landes beauftragt. In 24 Klöstern leitete Johann in der That die Reform; 31 seiner Chorherren sind in andern Klöstern Pröpste und Aebte geworden; Indersdorfer Professen traten in Tegernsee und andern Benediktinerstiften ein, um daselbst die Reform durchführen zu helfen.

Mit diesem Indersdorf hatte Melk bereits frühzeitig Verbindung. Am 16. April 1420 schließt der Abt und Convent zu Melk mit Indersdorf Confraternität (Hundt I, 187 Nr. 485), welche Abt Nikolaus am 23. September 1425 erneuert (Hundt I, 207 Nr. 543). Am 2. April 1427 war dann, wie schon erwähnt, der Peter von Rosenheim aus Melk in Indersdorf, welcher die Imitatio eigenhändig schrieb. Es wäre nun die Frage, ob Melk die Nachfolge nicht auch durch Indersdorf erhalten haben könnte?

Sehen wir uns nach den aus bayerischen Klöstern erhaltenen und gegenwärtig in der königlichen Staatsbib-

liothek zu München aufbewahrten Handschriften der Imitatio aus dem 15. Jahrhundert um, so finden sich aus den Benediktinerabteien Attel 1, Benediktbeuern 6, Ebersberg 4, St. Emmeran in Regensburg 7, Tegernsee 10 und Thierhaupten 2, aus den Augustinercanonien Diessen 2, Gars 1, Indersdorf 6, Polling 3, Rebdorf 1 und St. Zeno 1. Von allen diesen Handschriften nennen nur vier den Namen des Verfassers, nämlich ein Indersdorfer, ein Benediktbeurer und die beiden Thierhauptener Codices, und zwar alle den des Thomas von Kempen. Es würde ein großes Interesse bieten, alle diese Handschriften zu vergleichen, um ihr Abhängigkeitsverhältniß festzustellen. Ich vermuthe, daß beinahe alle eine Gruppe bilden und auf einer Quelle beruhen. Von Indersdorf aus hat sich die Reform verbreitet und mit ihr, wie sich vermuthlich bei einer näheren Untersuchung ergeben würde, auch die Nachfolge. Aus den nach Salzburg und Oesterreich näher belegenen Klöstern finden sich auffallender Weise auf der Staatsbibliothek gar keine oder nur wenige Handschriften der Imitatio. So z. B. aus St. Nikolaus in Passau, welches ebenfalls wie Melk von Subiaco aus reformirt wurde, nur eine einzige.

Nehmen wir nun nach Wolfsgruber's Vorgange an, Melk habe die Imitatio aus Italien erhalten, so hätte der Peter von Rosenheim dieses doch offenbar gewußt. Er ist in Indersdorf selbst gewesen, Melk stand mit jenem Kloster in Verbindung, sollten denn da wohl, falls Indersdorf selbst auf anderm Wege bereits im Besitze der Nachfolge war, nicht seine Conventualen von dem italienischen Ursprunge derselben erfahren haben? Wie kommt es nun, daß eine unter dem Propste Johann angefertigte Handschrift Thomas von Kempen als Verfasser nennt, während die übrigen gar keinen Namen angeben? Ja die zweite von den bayerischen Handschriften, welche einen Verfasser namentlich nennt, nämlich die aus dem Kloster Benediktbeuern und 1447 geschrieben, ist titulirt: „liber de imitacione christi, compositus

et collectus per Fratrem Thomam canonicum regularem S. Augustini de observancia Hildesheimensium de monasterio Stae. Agnetis Treverensis diocesis." Man sieht, dem Schreiber war Thomas eine ganz unbekannte Persönlichkeit; er läßt den Agnetenberg in der Trierer Diöcese liegen und bezeichnet die Congregation, welcher er angehört, als Hildesheim'sche. Nun hatte Benediktbeuern alte Beziehungen mit Italien, alte Beziehungen mit Tegernsee und durch dieses mit Indersdorf: wie wäre es nun erklärlich, daß in diesem Kloster die Nachfolge als das Werk eines daselbst gänzlich unbekannten Regularkanonikers Thomas bezeichnet wurde, wenn sie ihren Verfasser wirklich in Italien gehabt und Benediktbeuern hiervon, wie erwähnt, auf doppeltem Wege hätte können Kenntniß haben? Der Umstand also, daß in dem Indersdorfer Reformkreise, wenn ich ihn so nennen darf, im 15. Jahrhundert gar kein Gedanke daran zu finden ist, daß die Imitatio aus Italien stamme, daß man daselbst von einem Gersen absolut nichts weiß, ist doch sehr auffallend in Verbindung mit der Thatsache, daß Indersdorf mit Melk, wo nach Wolfsgruber's Annahme der italienische Ursprung bekannt war, und mit Peter von Rosenheim in Verbindung stand. Noch auffallender ist aber, daß in diesem Indersdorfer Reformbezirke von Augustinern und Benediktinern Thomas als Autor genannt ist. Mir will es scheinen, als ob Indersdorf die Imitatio aus dem Windesheimer Kreise bekam, in Bayern verbreitete und durch Peter von Rosenheim auch nach Melk leitete. Sonst könnte man es auch ferner schwer erklären, wie unter den Tegernseer Codices einer sich finden kann mit der Aufschrift: „1442 scriptus Erfordie." Hatte man schon von Italien aus die Nachfolge in Oesterreich und Süddeutschland, wozu brauchte man dann noch einen Codex aus Erfurt? Doch genug, ich glaube hinreichend bewiesen zu haben, daß der „Heimathschein", welchen Melk der Nachfolge angeblich ausstellen soll, in der That nicht existirt. Damit sehen wir

der auch, wie von den Gersenisten nur Scheingründe gegen Thomas zusammengebracht sind, welche auf den ersten Blick wirklich blenden und frappiren. Melk besitzt, um das noch zu erwähnen, die fraglichen 21 Handschriften nicht mehr, sondern nur vier, von denen keine einzige einen Verfasser nennt, und eine erst aus dem Jahre 1503 stammt.

Unter den Gründen, welche die Gersenisten sodann gegen Thomas anführen, ist auch der, daß er bereits sechs Jahre zur Probe im Kloster war, ohne eingekleidet zu werden. Spitzen und auch Santini sind diesem alten Einwurfe nicht mit der gehörigen Schärfe zu Leibe gegangen. Nur Unkenntniß der Windesheimer Congregation läßt diesen alten Einwurf immer neu auffrischen; und doch erklärt sich die so verspätete Einkleidung so leicht als nur möglich. Die Windesheimer Congregationsstatuten bestimmen nämlich (pars III, cap. 1) über die Aufnahme der Novizen unter anderem: „Duo etiam fratres germani non recipiantur ad ordinem in una domo neque pater cum filio nisi de licentia eque capituli generalis cum tres patres conventus recipientis id desideraverint." Danach sollten also zwei leibliche Brüder in einem Kloster nur dann Aufnahme finden, wenn drei Vorsteher (patres) desselben dieses verlangten und das Generalcapitel zustimmte. Thomas von Kempen trat nun bekanntlich auf dem Agnetenberge ein, als sein Bruder Johann daselbst Prior war. Es lag also bei ihm das erwähnte Hinderniß vor. Bis also drei der Officialen des Agnetenberges und das Generalcapitel ihre Einwilligung zu seiner Einkleidung gaben, konnten sehr leicht sechs Jahre verfließen, ohne daß damit auf Thomas ein Schein von Unfähigkeit fällt. Im Gegentheil, wenn man wirklich um Thomas' Aufnahme vom Agnetenberge aus beim Generalcapitel nachsuchte und sie erhielt, so ist das der beste Beweis für Thomas' Fähigkeit. Wäre er wirklich ein solcher Schwachkopf gewesen, als welchen ihn manche hinstellen möchten, dann hätte man ihn im Agnetenberge nicht zur Probe angenommen und

ganz gewiß keine sechs Jahre lang behalten. Der Convent vom Agnetenberge wird Thomas mit Bitten an sich gefesselt haben, bis endlich seine Aufnahme gegen die Statuten erlaubt wurde. Wir dürfen nicht vergessen, daß damals Joh. Voß an der Spitze der Congregation stand, welcher genau auf die wörtliche Befolgung der Statuten hielt.

Thomas war nicht der unbedeutende Mann, welchen die Gersenisten aus ihm stets machen wollen, sondern er war ein wunderbar von Gott begnadigter Geistesmann und heiliger Mönch. Ich verweise zum Beweise hiefür unter anderm auch auf die biographischen Notizen, welche sich in der Nürnberger Ausgabe seiner Werke von 1494 Fol. LXXXIII[r] finden: „Jener gute Vater pflegte, wenn er mit dem Convente spazieren ging oder mit anderen zusammen war und eine göttliche Einsprechung an sich merkte, wann sein Bräutigam, nämlich Jesus Christus, mit der Braut reden wollte, zu sagen, indem er demüthig um Erlaubniß bat: Geliebte Brüder, ich muß gehen, einer erwartet mich in meiner Celle. Die Brüder gaben ihm mildreiche Zustimmung und waren sehr erbaut. So ging jenes Wort an ihm in Erfüllung: Ich werde ihn führen in die Einsamkeit und dort reden mit ihm. Und Thomas selbst sprach zum Herrn: Rede Herr, dein Diener hört . . . Ebenso habe ich noch mehrere andere Züge aus seinem Leben und seinem Wandel von Brüdern jenes Conventes gehört, welche noch leben . . .“ Es wird hoffentlich bald die Zeit kommen, wo man nicht mehr aus Thomas' Persönlichkeit Gründe gegen seine Autorschaft an der Nachfolge herleitet.

Die Frage, wer die Imitatio verfaßt hat, würde entschieden viel schneller und sicherer gelöst seyn, wenn man von dem ganzen Streite absehend, dieselbe wirklich objektiv auf Grundlage der Handschriften, des Inhaltes der Nachfolge und der älteren Zeugnisse untersuchte. Dazu wäre vor allen Dingen nothwendig, daß die Handschriften klassifizirt würden. Während man jetzt bereits mit mehreren hunderten

von Codices operirt, würden dann vielleicht nur einige wenige zurückbleiben und alle übrigen als abgeleitete Handschriften zur Seite gelegt werden. Dabei könnte man dann mit größter Bereitwilligkeit auch auf alles gelehrte und ungelehrte Material verzichten, was berufene und unberufene Kritiker in dem zweihundertjährigen Streite aufgehäuft haben. Freilich, wem wird es möglich seyn, alle Handschriften zu vergleichen und zu ordnen?

Ich zweifle nicht, daß die Frage doch einst endgültig zu Gunsten der Windesheimer Congregation und ihres herrlichen Thomas entschieden werden wird. Und nach dieser Seite hin hat der Streit über die Autorschaft der Nachfolge Christi eine große Bedeutung. Wie ich nämlich in meinem Johannes Busch[1]) gezeigt habe, hat die Windesheimer Congregation in Nord- und Süddeutschland einen gewaltigen Aufschwung im kirchlichen und speciell im klösterlichen Leben bewirkt. Welch' ein Geist nun diese Congregation beseelte, wird uns erst vollständig klar, wenn feststeht, daß aus ihr die goldene Nachfolge hervorgegangen ist. Dann aber ist auch über allen Zweifel klar, daß da, wo die Windesheimer Congregation ihren Einfluß geltend machte, auch keine schlechten Zustände, unmöglich bloß „geistloser Formelkram" gewesen seyn können.

München. Dr. Grube.

1) Wenn Bellesheim in diesen Blättern Bd. 89 S. 83 bei Besprechung von Kolde's „deutscher Augustinercongregation" einen Vorwurf erhebt, daß Busch darin gar nicht einmal genannt sei, so ist diese Ausstellung nicht gerechtfertigt. Kolde schreibt über die Augustiner-Eremiten; Busch und die Windesheimer sind Augustiner-Chorherren. Busch hatte also in Koldes Buch keine Stelle zu beanspruchen.

IV.

Harmonische Beziehungen zwischen Scholastik und moderner Naturwissenschaft.

Ohne vernunftgemäße Erkenntnißprincipien keine wahre Wissenschaft, diesen Satz haben Philosophie und Naturforschung mehr als zur Genüge bestätigt. Gereicht es den Vertretern der scholastischen Philosophie zur hohen Befriedigung, die Wahrheit ihrer Erkenntnißprincipien durch die Verirrungen der modernen Spekulation wenigstens indirekt bestätigt zu sehen, so muß auf der andern Seite auch die moderne Naturwissenschaft die Philosophie der Vorzeit wieder zu Ehren bringen, und dem Nachweise dieser harmonischen Beziehungen zwischen Scholastik und moderner Naturwissenschaft ist eine jüngst erschienene höchst interessante Arbeit gewidmet, welche darlegt, wie die scholastische und speciell die thomistische Erkenntnißtheorie durch die Methode der modernen Naturforschung eine principielle Rechtfertigung und Begründung erhalten.[1]) Es ist also diese Schrift nicht nur ein schätzens-

1) Harmonische Beziehungen zwischen Scholastik und moderner Naturwissenschaft mit specieller Rücksicht auf Albertus Magnus, St. Thomas von Aquin und die Worte der Encyclica „Aeterni Patris": St. Thomas, B. Albertus Magnus aliique Scholasticorum principes non ita se contemplationi philosophiae dediderunt, ut non etiam multum operae in naturalium rerum cognitione collocarint. Von Dr. Franz Xav. Pfeifer, Lycealprofessor in Dillingen. Augsburg 1881.

werther Beitrag zur scholastischen Erkenntnißtheorie, sondern zugleich auch eine gründliche Apologie der mittelalterlichen Naturforschung, welche lange vor Baco von Verulam den Satz von der Induktion und Abstraktion ausgesprochen. Zu diesem Behufe stellt der Verfasser, da er sich Bestimmtheit und Klarheit vor allen Dingen angelegen seyn lassen will, acht Thesen auf, welche modo scholastico bis in das Einzelnste zergliedert und mit den entsprechenden Nachweisen aus der Wissenschaft alter und neuer Zeit versehen werden. Daß diese Methode für den Fortschritt der philosophischen Erkenntniß von eminenter Tragweite ist, liegt auf der Hand; hat doch die Scholastik ihre Resultate nicht zum geringsten Theile dem Umstande zu verdanken, daß sie das Gebiet des fortschreitenden Denkens in sorgfältigste Pflege nahm, und lassen sich die ungeheuerlichen Ausgeburten der modernen Wissenschaften mit leichter Mühe auf ihre Apathie gegen alles vernünftige, schlußweise Denken zurückführen.[1])

Nach der ersten These haben die Scholastiker Albert der Große und der heilige Thomas die Möglichkeit wissenschaftlicher Naturerkenntniß gegen Heraklit und Plato vertheidigt. Wie Heraklit lehrt, ist Alles in beständigem Flusse; von den Dingen, die sich beständig ändern, gibt es aber keine Wissenschaft. Indem nun Plato die Möglichkeit des Wissens retten will, statuirt er selbstständige, von den Einzeldingen abgetrennte Ideen. Betont nun Albert der Große Heraklit gegenüber, daß das Objekt der Naturwissenschaft nicht die individuellen Naturdinge, sondern nur die allgemeinen Wesenheiten seyn könnten, diese aber dann nothwendig und permanent seyn müssen, so weist Thomas mit Bezug auf Plato darauf hin, daß die Naturwissenschaften auch die Bewegungen materieller Dinge zum Objekte haben, Plato aber Bewegung und Materie von den Objekten mensch-

1) Vgl. Pesch: Ueber die scholastische Bildungsmethode. Laacher St. 8, S. 131.

licher Erkenntniß ausschließe. Im weiteren Verlaufe spricht Thomas in einfacher und klarer Weise einen Fundamentalsatz der modernen Naturforschung aus. Er lautet: Rerum etiam mutabilium sunt immobiles habitudines, es ist die Constanz der Naturgesetze, die der große Denker des Mittelalters erfaßt hat und somit die Möglichkeit der Naturwissenschaft feststellt.[1])

„Das proportionirte und nächste Objekt der intellektuellen Erkenntniß ist nach der Lehre der Scholastiker das Intelligible in den sinnlichen und materiellen Dingen; dieses aber ist zugleich das Objekt der Naturwissenschaft; also ist nach der scholastischen Erkenntnißlehre das Erkenntnißobjekt der Naturwissenschaft dasjenige, welches der natürlichen menschlichen Erkenntniß am nächsten liegt" (zweite These). Nach Thomas von Aquin ist das proprium objectum intellectui nostro proportionatum natura (Wesenheit) rei sensibilis, und sein berühmter Commentator Bannez scheidet zwischen dem objectum motivum, dem materiellen Dinge und dem objectum terminativum, welches das proportionirte und connaturale Objekt der menschlichen Erkenntniß sei, nämlich die Wesenheit des Dinges. Das Gleiche lehrt Albert der Große, der in einem sehr sinnreichen Vergleiche das Objekt der intellektuellen Erkenntniß mit den drei Seynsweisen des Sonnenlichtes in Parallele setzt. Dieses Objekt ist aber nach Pfeifer identisch mit dem Objekt der Naturwissenschaften.[2])

---

1) Wenn Pfeifer schreibt, daß die Gesetze der chemischen Verbindung erst von der modernen Chemie entdeckt worden seien, so ist dagegen festzuhalten, daß Albert der Große sowohl zuerst die chemische Affinität im Sinne der heutigen Chemie ausgesprochen, als auch bereits viele Verbindungen von Metallen, Schwefel u. s. w. kannte. Vgl. Schneid, Aristoteles in der Scholastik, S. 160.

2) Diese Ausführung könnte leicht zu Mißverständnissen Veranlassung geben. Objekt der Naturforschung ist nicht das Intelligible in den sinnlichen Dingen als solches, sondern soweit die Naturwissenschaft die Formen des Seyns betrachtet, wird ihr Ob-

„Scholastik und moderne Naturwissenschaft sind darin einverstanden, daß sinnliche Anschauung und Vorstellung unentbehrliche Vorbedingungen und Hülfsmittel aller wissenschaftlichen Erkenntniß des Menschen im gegenwärtigen Leben sind, aber die Scholastik vermeidet bei dieser Geltendmachung des sinnlichen Fundamentes der Erkenntniß den Sensualismus und Materialismus." Handelt es sich in der voraufgehenden These um das Objekt der intellektuellen Erkenntniß, so hier in der dritten um die Vorbedingungen und Hülfsmittel. Intellectiva cognitio, sagt der heilige Thomas, fit a sensibili, non sicut a perfecta et totali causa, sed potius sicut a materia causae (S. th. 1, q. 84, a. 6). Wie ersichtlich, fällt bei Thomas ein besonderer Nachdruck auf das sensibile, insoferne es materia causae (intellectivae cognitionis) ist, er lehrt also und mit ihm die ganze Scholastik gegen Plato und all jene, welche angeborene Ideen statuiren, die menschliche Intelligenz sei in ihrem Erkennen von der Sinnlichkeit nicht bloß insoferne bedingt, als die sinnliche Thätigkeit der intellektuellen vorausgehen müsse, was auch Plato anerkannt, sondern die Intelligenz gewinne auch allen Erkenntnißinhalt, alle Ideen auf Grundlage und mit Hülfe der sinnlichen Wahrnehmungen. Gleicherweise lehrt Albert:

---

jekt gebildet auf Grund der physischen Abstraktion, welche zwar von der individuellen Materie, aber nicht von dem Körperlichen überhaupt absieht. Dieses Objekt darf also mit den rein intelligibeln Seynsmomenten der Dinge nicht verwechselt werden. Mit letzteren beschäftigt sich die Philosophie und gewinnt dieselben auf Grund der metaphysischen Abstraktion. Auch die Wirkungen des Seyns, insoweit sie von Physik, Chemie und verwandten Disciplinen erforscht werden, lassen zwar einen allgemeinen Ausdruck zu, sind jedoch nicht rein intelligibel, sondern per accidens sensibel. Die Form, in welcher Pfeifer seine zweite Thesis ausspricht, legt die Gefahr nahe, Gegenstand der Naturwissenschaft und Philosophie zu verwischen. Vgl. übrigens Schütz, Einleitung in die Philosophie S. 19 sowie das unter These 7 Bemerkte.

Omnis nostra scientia oritur ex sensibus.[1]) Indem sich Thomas von Aquin zum Beweise dieser seiner Lehre u. A. darauf beruft, daß Verletzungen der Sinnesorgane auf die Thätigkeit der Intelligenz störend einwirken, steht er mit den Ergebnissen der modernen Physiologie, Pathologie und Psychiatrie in vollster Harmonie, lehren sie doch gleichfalls, daß Verletzungen und abnorme Zustände der inneren Sinnesorgane, resp. des Gehirns in der Regel auf die intellektiven Thätigkeiten einen störenden oder hemmenden Einfluß ausüben. Und wenn Thomas schließlich ein Argument von der Lehrmethode hernimmt, wonach der Lehrer durch sinnliche Anschaulichkeit den Schüler zur Auffassung des Intellektuellen zu führen sucht, so hat er die moderne Lehrmethode, durch anschauliche Demonstrationsmittel zu wirken, entschieden auf seiner Seite. Thomas weist indeß auch den Sensualismus zurück in dem Zusatz: non sicut a perfecta et totali causa, d. h. die Sinnlichkeit ist nicht die vollständige Entstehungsursache der intellektuellen Erkenntniß, und nur mit dem größten Unrecht konnte man der thomistischen Erkenntnißtheorie Sensualismus vorwerfen, denn bei der Entstehung der intellektuellen Erkenntniß bezeichnet Thomas den Intellekt als die causa agens und beweist mit einer Reihe von Gründen die Selbstständigkeit und Geistigkeit des Intellektes. Ebenso lehrt Albert der Große, daß der Intellekt von jeder Materie frei, daß er geistig sei, denn er mache die materiellen Objekte dadurch intelligibel, daß er sie aller materiellen Bestimmungen als da sind Maß, Figur u. s. w. entkleide. Diese

1) Hieraus dürfte wohl klar werden, welch' principieller Gegensatz zwischen der Erkenntnißtheorie der christlichen Vorzeit und dem noetischen Idealismus jedweder Färbung besteht, was übrigens auch Leo XIII. in seiner Thomasencyclica hervorhebt, wenn er sagt: „Cum enim Scholastici sanctorum Patrum sententiam secuti, in Anthropologia passim tradiderint, humanam intelligentiam non nisi ex rebus sensibilibus ad noscendas res corpore materiaque carentes evehi etc.“

hauptung wird durch das Verfahren der modernen Naturwissenschaft faktisch anerkannt, denn auch sie sucht in der Natur allenthalben das Gesetzmäßige, also das Rationelle in dem Materiellen. Der Naturforscher rationalisirt die Natur, um sie zu begreifen und zu erklären. Wer an der Selbstständigkeit des Intellektes aus dem Grunde zweifeln wollte, weil die intellektuelle Erkenntniß von der sinnlichen abhängig sei, möge die Bemerkung des heiligen Thomas beherzigen, daß der Körper zur Thätigkeit der Intelligenz nicht als vollziehendes Organ ihres Aktes, sondern nur wegen des Objektes erforderlich ist, d. h. die menschliche Intelligenz bedarf keines körperlichen Organes als Vollzugsorgan ihrer Akte, aber sie bedarf für ihre Thätigkeit eines Objektes und dieses wird ihr durch Vermittlung der Sinnesorgane dargeboten. Dieses Verhältniß erläutert Pfeifer in dem scharfsinnigen Bilde von dem Richter, der ein Objekt haben muß, das ihm durch andere Personen dargeboten wird, die Urtheilsbildung aber lediglich durch eigene Intelligenz vollzieht.[1]) Die Fortschritte der Naturwissenschaften geben ein so lautes Zeugniß von der Macht der Intelligenz und ihrer immensen Ueberlegenheit über die Sinnlichkeit, daß selbst solche Naturforscher, welche stark zum Materialismus hinneigen, bisweilen von der Macht der Wahrheit ergriffen, unabsichtlich die Würde der Intelligenz verkünden. Beweis dafür ist Tyndall, der darauf aufmersam macht, daß das wissenschaftliche Verständniß einer Lampe gleicht, die nicht eher leuchtet, als bis sie mittelst des Dochtes der Beobachtung angezündet worden sei. Das Licht aber, das in Folge des Anzündens ausstrahlt, kann kraft der dem Geiste eigenen Fähigkeit um das Mil-

---

1) Ueberhaupt ist Pfeifer sehr glücklich in der Wahl der Bilder und Gleichnisse, welche, in verständiger Weise in der Philosophie angewandt, die Auffassung ungemein erleichtern. Selbstverständlich haben dieselben nur dann Bedeutung, wenn der in Frage stehende Satz bereits seine Begründung erhalten, dürfen also niemals die Stelle eines Beweises vertreten.

lionenfache das des Dochtes übertreffen. Also, das ist die Meinung des modernen Naturforschers, worin er mit der Scholastik vollständig harmonirt, kann erstens die Lampe des wissenschaftlichen Verständnisses nur dann brennen und leuchten, wenn sie mittelst des Dochtes sinnlicher Beobachtung angezündet wurde, zweitens übertrifft nach Tyndall das Licht der intellektuellen Erkenntniß jenes der sinnlichen millionenfach; Tyndall erkennt mithin das Uebergreifen der intellektuellen Erkenntniß über die sinnliche in derselben Weise wie Thomas an.

Von besonderem Interesse ist die vierte These: „Weil die menschliche Intelligenz zum Verständniß des Nichtsinnlichen sinnlicher Hülfsmittel bedarf, gebraucht die Scholastik auch in der Erkenntnißlehre selbst zur Erläuterung nichtsinnlicher Vorgänge im Erkenntnißproceß sinnliche Analogien, insbesondere solche, die vom Lichte hergenommen sind; aber bessere Analogien als sie der Scholastik zur Verfügung standen, bieten für diesen Zweck die in der modernen Zeit entdeckten photographischen Wirkungen des Lichtes." — Es ist bekannt, daß Albert der Große mit besonderer Vorliebe Analogien aus dem Gebiete der Lichterscheinungen entnimmt, ebenso Thomas von Aquin, Cajetan und Bannez, wenngleich die Analogien des letzteren nicht immer glücklich sind; eine bessere und vollständigere Analogie stellt sich im Photographiren heraus. Dem zu photographirenden Objekte kommen zweierlei Funktionen zu, eine passive und eine aktive. Die passive besteht eben darin, daß es photographirt wird. Das Objekt steht aber auch zum Bilde in einem physischen Causalverhältniß, freilich nicht unmittelbar, sondern durch Vermittlung des Lichtes. Hinsichtlich des objektiven Verhaltens des Gegenstandes beim Photographiren muß übrigens noch hervorgehoben werden, daß der photographische Gegenstand in zweifacher Beziehung Objekt ist, nämlich Objekt der Beleuchtung, denn es müssen Lichtstrahlen auf ihn fallen, und Objekt der Abbildung, welche eine Folge der Beleuchtung ist.

Was nun die Funktion des Sinnesbildes im Erkenntnißproceß betrifft, so ist das Sinnesbild nach scholastischer Theorie erstens Objekt der Beleuchtung, welche vom intellectus agens ausgeht. Wie zweitens beim Photographiren das Objekt nur unter dem Einflusse des Lichtes das Bild erzeugen kann, so kann nach scholastischer Lehre das Sinnesbild nur unter dem Einfluß des intellectus agens zur Erzeugung der intellektuellen Erkenntniß mitwirken. Drittens haben beide, das Objekt beim Photographiren und das Sinnesbild bei Erzeugung der intellektuellen Erkenntniß zugleich mit der Funktion eines Objektes auch die einer wirkenden Ursache. Beim Photographiren wird das Objekt nicht in das photographische Bild verwandelt, ebensowenig wie das Sinnesbild in das intellektuelle. Nach der Scholastik kommt die intellektuelle Erkenntniß durch Abstraktion zu Stande und auch in diesem Punkte ist der photographische Vorgang dem Erkenntnißprocesse analog. Der intellectus possibilis hat im photographischen Processe gleichfalls sein Analogon in der photographischen Platte; natürlich darf dieser Vergleich nicht gepreßt werden, stehen doch Licht und photographische Platte in ganz anderem Verhältniß zu einander als intellectus agens und possibilis.[1]) Nach der fünften These zeigen

1) Aristoteles und die Thomisten nehmen einen realen Unterschied zwischen beiden Vermögen an und theilen dem intellectus agens die Aufgabe zu, das sinnliche Ding intelligibel zu machen, während der intellectus possibilis (der leidende Verstand) die intelligible Wesenheit aufnimmt. Man kann über diese Zulässigkeit einer realen Distinktion im Zweifel seyn; Hagemann schreibt Psychol. §. 36: „Diese Verdoppelung des intellectus scheint uns (mit Suarez) überflüssig zu seyn, und die Annahme Einer Thätigkeitsweise zu genügen, wonach die Seele durch die äußere Hülle das Wesenhafte des Objektes vernimmt. Denn der Vorgang des unmittelbaren Erkennens wird dadurch nicht klarer, sondern höchstens sinnbildlich veranschaulicht, wenn man z. B. die Thätigkeit des intellectus agens mit dem Erleuchten des Objektes durch das Licht vergleicht. Auch kann man nicht sagen,

„die Wechselbeziehungen zwischen sinnlichen und intellektuellen Erkenntnißakten große Aehnlichkeit mit jenen Vorgängen, welche die moderne Naturwissenschaft Auslösungen nennt.“ In der scholastischen Erkenntnißlehre finden sich hierzu bereits Anklänge. Unter Auslösung versteht die moderne Naturwissenschaft solche Vorgänge im Gebiete der Natur und der menschlichen Technik, wobei eine ruhende und gebundene Kraft durch eine andere in Thätigkeit gesetzt oder zur Thätigkeit entbunden wird. Die Auslösungsvorgänge können aber zur Erläuterung der Erkenntnißvorgänge dienen. Eine wichtige Analogie zwischen Auslösungen und Erkenntnißvorgängen liegt schon in dem Umstande, daß geniale Forscher oft aus wenigen Wahrnehmungen große intellektuelle Einsichten entwickelten. Eine andere Analogie ergibt sich aus der Art und Weise, wie eine ruhende oder gebundene Kraft in Thätigkeit übergeht. Archimedes legt sich in die Badewanne und durch das Ueberfließen des Wassers löst sich ihm das schwierige Problem, womit er sich schon lange Zeit beschäftigt hatte. Ein ähnliches Faktum wird uns von berühmten Mathematikern, wie Newton, Gauß u. A. mitgetheilt.[1]) Wie drittens

daß der eine intellectus bei diesem Processe nur thätig, der andere rein leidend sei, denn auch das Aufnehmen der intelligiblen Wesenheit ist ebenso gut eine Thätigkeit, wie im sinnlichen Gebiete das Empfinden.“

1) Erinnert sei hier ferner an Galilei, der durch die Betrachtung eines schwingenden Leuchters im Dome zu Pisa zur Entdeckung der Pendelgesetze geführt wurde, ungefähr wie Newton durch das Fallen eines Apfels auf die Wirkung der Schwerkraft aufmerksam wurde. Die Auslösungstheorie paßt indeß auf diese Fälle nicht ganz. Bei jeder Auslösung soll nämlich eine ruhende Kraft durch eine thätige selber in Thätigkeit übergeführt werden, im Geiste Galileis lag aber das Gesetz der Pendelschwingungen und das sich daran knüpfende Gesetz der Fallbewegung ebensowenig latent, als Newton im unbewußten Besitze der Formel für die Schwerkraft war. Beide lasen vielmehr auf Grund äußerer Anregung das Gesetz aus den Erscheinungen heraus. Auch ist nicht jede Anregung schon Auslösung im eigentlichen

bei dem Auslösungsproceß auslösende und ausgelöste Kraft verschiedenen Ranges seyn können, so kann auch bei den Erkenntnißvorgängen eine intellektuelle Vorstellung durch eine sinnliche und umgekehrt ausgelöst werden. Dieser Auslösungsbegriff findet sich seinem Grundgedanken nach auch bei den Scholastikern, speciell bei Albert dem Großen und Thomas von Aquin, der S. Th. 1, q. 84, a. 8 von Gebundenheit und Befreiung menschlicher Erkenntnißkräfte spricht. Auch für die verschiedenen Richtungen der Auslösungsprocesse finden sich bei Thomas entsprechende Correlate. — „Die scholastische Erkenntnißlehre betont auf das nachdrücklichste die natürliche Entwicklung der menschlichen Erkenntniß und ist insofern eine Entwicklungstheorie der Erkenntniß, aber sie vermeidet die Irrthümer der materialistischen und sensualistischen Erkenntnißtheorien." Die materialistische Wissenschaft hat die Begriffe von Entwicklung gefälscht, indem sie von ganz falschen Voraussetzungen über das ursächliche Verhältniß zwischen dem Höheren und Niederen ausging. Was speciell die Sphäre des Erkennens betrifft, so wird eine Entwicklung der geistigen und wissenschaftlichen Erkenntniß aus der sinnlichen statuirt, aber ohne daß zugleich eine über der Sinnlichkeit stehende Erkenntnißpotenz, welche aus der sinnlichen Vorstellung die übersinnliche erzeugt, angenommen wird. Eine Entwicklung der Erkenntniß lehrt nun auch die Scholastik, sie läßt ferner die intellektuelle Erkenntniß, die höhere aus der niedrigeren entstehen. Aber bei der Beantwortung der Fragen nach der Ursache dieser Entwicklung findet eine principielle Differenz zwischen der scholastischen und materialistischen Entwicklungslehre statt, denn nach der Scholastik ist bei Entwicklung der geistigen Erkenntniß aus der sinnlichen

Sinne des Wortes. In noch viel geringerem Grade will uns die Berechtigung der Auslösungstheorie einleuchten, wenn von Archimedes S. 48 gesagt wird, daß das ausgelöste geistige Licht auch die Kräfte in den Nerven und Muskeln seiner Zunge und Bewegungsorgane auslösend in Thätigkeit setzte.

der immaterielle intellectus die principale Wirkursache der Entwicklung, der Materialismus läßt dagegen die Ursachen des Entwicklungsprocesses der Erkenntniß lediglich in den sinnlichen Eindrücken gelegen seyn und begeht somit den Widerspruch, ein Erheben über das Sinnliche zu statuiren, ohne zureichende Wirkursache solcher Erhebung.

Es findet ferner nach These sieben „die scholastische Lehre von der Abstraktion in der modernen Naturwissenschaft ihre Bestätigung insofern, als die verschiedenen Arten von Abstraktion, welche die Scholastik unterscheidet, in der modernen Wissenschaft wirklich angewandt werden." Unter den intellektuellen Operationen sind es nämlich zwei, welchen nach dem heiligen Thomas das Abstrahiren zukommt, die einfache intellektuelle Auffassung (simplex apprehensio rei) und das Urtheil. Die erstere Abstraktion kann eine totale oder generalisirende und eine formale seyn. Die generalisirende ist nach der Lehre der Scholastiker der gesammten Naturwissenschaft eigen, denn sie beachtet, weil von Naturkörpern handelnd, zwar die sinnliche Materie im Allgemeinen, indem ja Mineralogie, Botanik, Zoologie, Chemie Naturkörper, also materielle Dinge betrachten. Aber all diese Wissenschaften sehen ab von der individuellen Bestimmtheit und Unterschiedenheit der Materie. Durch solche Abstraktion von der individuellen Materie entstehen in erster Linie die naturwissenschaftlichen Artbegriffe, in welchen die gemeinsamen und wesentlichen Merkmale vieler Naturindividuen gedacht werden. Von diesem Gesetze bildet freilich die Astronomie in gewisser Beziehung eine Ausnahme. Zoologie, Botanik u. s. w. bedienen sich der generalisirenden Abstraktion, welche also vom Individuellen aufsteigt zur Bildung der Art- und Gattungsbegriffe, die Physik dagegen arbeitet mit der formalen Abstraktion, sie abstrahirt irgend eine Formbestimmtheit von der Materie, wie beispielsweise vom Wasser in der Statik und Mechanik Schwere und Bewegung, in der Akustik Schallleitung u. s. w. Der Zusammenhang der Mathematik und

Naturwissenschaft, wie nicht minder ihr wesentlicher Unterschied ist gleichfalls in dieser Abstraktionslehre ausgesprochen.

Mit der wichtigen These über „den Formbegriff als denjenigen Punkt, in welchem die scholastische Erkenntnißtheorie und Naturphilosophie mit der modernen Naturwissenschaft zusammentreffen, aber auch andererseits auseinandergehen", schließt die gehaltvolle Untersuchung. Alles Erkennen ist nach der Lehre der Scholastiker vermittelt durch Formen und zwar durch Formen auf Seiten der Objekte und auf Seiten des Subjektes der Erkenntniß. Sofern die Form als Wesensform die Naturdinge constituirt, ist sie Naturprincip; insofern sie als Erkenntnißform die Erkenntniß vermittelt, ist sie Erkenntnißprincip. Daß nun der Formbegriff, der in der Scholastik eine so wichtige Rolle spielt, auch in der modernen Naturwissenschaft nicht entbehrt werden kann, versteht sich von selbst. Es lassen sich aber in der modernen Naturwissenschaft zwei Hauptklassen und Formen unterscheiden, die Formen, mit denen die klassificirenden Naturwissenschaften, Mineralogie, Botanik, Zoologie sich beschäftigen, haben das gemeinsame Merkmal, daß sie permanente Daseynsformen der individualisirten Naturkörper sind. Es gibt aber in der Natur nicht bloß Daseynsformen der Naturkörper, sondern auch Wirkungsformen von Naturkräften, also Formen des Seyns und Geschehens, statische und dynamische Formen. Die scholastische Naturbetrachtung ist nun vorzugsweise, ja fast ausschließlich auf die Daseynsformen der Naturdinge gerichtet. Die methodische Erforschung der Wirkungsformen der Naturkräfte fehlte der mittelalterlichen Scholastik fast gänzlich. Die Berührungspunkte zwischen der scholastischen und modernen Naturwissenschaft sind also in erster Linie auf dem Gebiete der Morphologie zu suchen und zwar weniger der empirischen als der spekulativen Morphologie, d. h. der Lehre von den übersinnlichen Principien, woraus die sinnlich wahrnehmbaren Formen entstehen und sich erklären lassen. Und fragen wir nach dem Verhältniß zwischen der

empirischen Morphologie der Neuzeit und der spekulativen Morphologie der Scholastik, so lautet die Antwort kurz: die Fortschritte der empirischen Morphologie stehen mit der spekulativen Morphologie der Scholastik in bester Harmonie und bestätigen dieselbe wenigstens indirekt.[1]) Was nun das Verhältniß von Scholastik und moderner Naturauffassung in Bezug auf die Wirkungsformen der Naturkräfte betrifft, so sei daran erinnert, wie verschiedene fundamentale Lehren der Scholastik durch Entdeckungen und Lehren der modernen Physik theils illustrirt, theils bestätigt werden. So erhält die Lehre des gemäßigten Realismus von der objektiven Realität der Universalien eine nicht unwichtige Bestätigung durch die von der modernen Naturwissenschaft nachgewiesenen Naturgesetze, denn jedes Naturgesetz ist einerseits Universale, andererseits objektiv real. Es sei ferner erinnert an das von der modernen Naturwissenschaft gefundene Gesetz von der Erhaltung der Kraft. In der theologischen Summa des heiligen Thomas wird an mehreren Stellen ein psychisches Gesetz ausgesprochen, welches für das psychische Gebiet dasselbe aussagt, was das Gesetz des Kraftverbrauches für das physikalische Gebiet behauptet.[2]) Die Differenzen, die sich zwischen Scholastik und moderner Naturauffassung gebildet, liegen in der verkehrten Tendenz der letzteren, die Naturvorgänge rein mechanisch zu erklären und so den Zweck und die Wesensform zu verbannen. H.

---

1) Diese Bestätigung erstreckt sich indeß auch auf das von der Scholastik in der empirischen Morphologie Geleistete. So hat die moderne Naturwissenschaft die physikalischen Untersuchungen Roger Bacon's auf dem Gebiete der Optik als richtig befunden, deßgleichen erkennen Naturforscher der Neuzeit, wie Ernst Mayer und Alexander von Humboldt die Forschungen Albert's des Großen in der nachdrücklichsten Weise als richtig an.

2) S. Th. 1, 2 q. 37, a. 1.

V.

Zeitläufe.

Die Ereignisse in Aegypten, und was sie über den Orient lehren?

Den 23. Juni 1882.

Als diese Blätter bald nach der Militärrevolte in Kairo vom 9. September v. Js. auf die neuesten Zwischenfälle im Orient zu sprechen kamen [1]), schien ihnen das Verfahren der beiden Westmächte in dieser für die Türkei höchst wichtigen Krisis ein handgreiflicher Beweis zu seyn, was sich das Sultanat in Constantinopel bereits gefallen lassen müsse. Es ist selbstverständlich, daß Abdul-Hamid sich für berufen hielt, als Suzerain in Aegypten Ordnung zu schaffen. Aber er mußte bald erfahren, daß eine militärische Intervention der Türkei Seitens der Westmächte sogar mit Gewalt abgewiesen würde; England und Frankreich sendeten auch sofort ihre Fregatten in die ägyptischen Gewässer. Ja, als der Sultan sich mit Entsendung einer diplomatischen Mission begnügte, erhielten die zwei Pascha's alsbald den guten Rath, ihre Rückkehr möglichst zu beschleunigen. Aber ein Nebenmann, gerade des Sultans heimlichster Agent, blieb zurück, und bei Kennern stieg damals schon der Argwohn auf, daß der Sultan selbst bei der „arabisch-nationalen" Bewegung in Aegypten die Hand im Spiele habe, nicht aus Sympathie, aber aus schlauer Berechnung für seinen Zweck.

---

1) „Zeitläufe" vom 12. Nov. 1881, Histor.-polit. Blätter." Bd. 88. S. 796.

Bezüglich der Westmächte zeigt sich jetzt das umgekehrte Bild. Jetzt kann der Sultan ihnen trotzen, in dem Moment wo die ägyptische Krisis ihren Höhepunkt erreicht hat. Was hat die beschämende Aenderung in der westmächtlichen Stellung zur Türkei verschuldet? Wir werden von dem gegenseitigen Mißtrauen und der geheimen Eifersucht, welche jeden Entschluß zur selbstständigen Aktion bei beiden Mächten schließlich gelähmt hat, noch des Weitern reden. Aber auch im „europäischen Concert" sieht es schon wieder so scheu aus, daß dasselbe sich nichteinmal soweit zu ermannen vermochte, um das Schauspiel der famosen Flotten-Demonstration vor Dulcigno in den ägyptischen Gewässern nocheinmal aufzuführen. Vielmehr haben die östlichen Kabinete jede Aktion verhindert. Ja, als sämmtliche Großmächte dem Sultan vorschlugen, es sollte, gemäß früheren Vorgängen, eine ägyptische Conferenz in Constantino pel abgehalten werden, mußten sie von Sr. osmanischen Majestät die Antwort hinnehmen: er werde schon zu sorgen wissen, daß es einer Conferenz nicht bedürfe. Erst die Gräuelthaten in Alexandria steiften die großen Mächte — schandenhalber.

Die Lehre, die wir aus dieser europäischen Blamage neuesten Datums ziehen, ist eine zweifache. Sie lautet: so geht es nicht mit dem „Concert", und so geht es nicht mit dem Orient. Mit dem europäischen Concert geht es so nicht; denn wenn selbst das gegenseitige Mißtrauen unter den Großmächten von Fall zu Fall beschwichtigt wäre, so sind einzelne derselben in Folge der parlamentarischen Regierung und der inneren Parteikämpfe sprunghaften Wandlungen auch in der auswärtigen Politik von einem Tage zum andern ausgesetzt, und darum eigentlich nicht allianzfähig. Das hat sich in jüngster Zeit an England und Frankreich thatsächlich erwiesen. Als die englischen Parlamentswahlen zum Rücktritt des conservativen Kabinets führten und Herrn Gladstone mit den Liberalen an's Ruder brachten, da wurde die auswärtige Politik der vorigen Regierung, namentlich in

Bezug auf den Orient, geradezu umgestülpt. Den gleichen Effekt hatte in Frankreich der Sturz Gambetta's. Eine feste Stabilität der Politik ist aber die erste Bedingung gerade in Sachen des Orients. Es ist sehr die Frage, ob die ägyptische Krisis nicht überhaupt unterblieben wäre, wenn nicht der Sultan so gut wie das Haupt der Nationalpartei in Kairo die Schwankungen in den Kabineten und die faulen Flecke am „europäischen Concert" ersehen und zu taxiren gewußt hätten. Insoferne fehlt es den Orientalen auch nicht an parlamentarischem Verständniß.

„Aegypten sei ein europäisches Land": über den Einen Satz scheint die Diplomatie einig zu seyn, denn in der That ist keine Macht in Europa, die dort nicht mehr oder minder große Interessen zu wahren hätte. Sollte aber der Satz Wahrheit werden, dann müßten die Mächte zusammenstehen, um das Land der Pharaonen förmlich in das europäische Recht einzubeziehen. Anstatt dessen hat sich schon der Berliner Congreß grundsätzlich enthalten, mit Aegypten sich irgendwie zu befassen. Frankreich hatte sich die Einmischung des Congresses verbeten, und England hatte sich dieser Clausel bereitwillig angeschlossen. Nun zeigt sich auch am Nil die klaffende Lücke des Berliner Vertrags. Der Vertrag sollte Frieden und Ruhe im Orient auf lange Zeit schaffen; anstatt dessen hörte und las man in letzter Zeit überall von den finstern Wolken, welche von Aegypten her sich zusammenballten und in einem europäischen Zusammenstoß zu entladen drohen sollten. Wir sehen nicht so schwarz; denn die Herrschaft im Mittelmeer würde für Preußen nicht leicht eine Kriegsfrage werden, und die Westmächte würden ein friedliches Arrangement immer wieder vorziehen. Aber dauernde Ruhe im Orient ist unmöglich, nachdem die Mächte in Berlin aus der Türkei europäisches Land machen wollten, das aber nach wie vor von Türken regiert werden und dem Islam unterworfen seyn sollte. Unser alter Refrain!

Dem Satz: Aegypten ein europäisches Land, setzt die

Nationalpartei, für die Arabi Pascha seine militärischen Pronunciamiento's veranstaltet haben will, den andern Satz entgegen: „Aegypten den Aegyptern.“ Was heißt das? Verwandt ist der Satz mit jenem Schlagwort, das der englische Premier Gladstone ausgegeben hat: „Die Balkanhalbinsel den Balkanvölkern.“ Aber in Aegypten hat er doch einen andern Sinn. Hr. Gladstone hat das Princip der Nationalität gemeint, und der Berliner Congreß hat die Balkan-Halbinsel auch wirklich nach dem Princip der Nationalität, der slavischen nämlich, aufgetheilt. Bei dem Völkergemisch in Aegypten, mit seinen 17 Millionen Einwohnern auf einem den Flächenraum Deutschlands sammt Italien fünfmal übertreffenden Territorium, kann die Bewegungspartei ihr Prädikat „national“ nicht in diesem Sinne verstehen. Sondern die Parole ist hier direkt gegen die Fremdherrschaft gerichtet, welche von den europäischen Mächten im Nillande etablirt ist, sowie gegen den Vicekönig Tewfik insoferne, als er das Werkzeug der Mächte, insbesondere Englands und Frankreichs ist. Der Ursprung dieser Fremdherrschaft ist in der That kein erbaulicher. Denn abgesehen von den europäischen Interessen am Kanal von Suez, die auch auf andere Weise gewahrt werden konnten, wurzelt sie in der schamlosen Ausbeutung eines grenzenlosen Verschwenders durch die europäischen Finanzmächte; Aegypten ist von ihnen gepfändet.

Von der Schandwirthschaft des Chedive Ismail sind seinerzeit Wunderdinge erzählt worden. Sie gelangte erst zur giftigsten Blüthe während des Baues des Suezkanals. Die Westmächte sahen der Tollheit ruhig zu, ja Frankreich, das damals im Nillande die Hauptrolle spielte, nahm den wahnsinnigen Verschwender unter seinen besondern Schutz. Die Börsenfedern verkündeten in Europa den Ruhm der unglaublichen Fortschritte, die in Aegypten unter der Regierung Ismails auf dem Wege der Civilisation gemacht würden. Auch das Sultanat drückte beide Augen zu, um nicht zu sehen, daß der ägyptische Vasall sich nachgerade ganz als

bei dem Auslösungsproceß auslösende und ausgelöste Kraft verschiedenen Ranges seyn können, so kann auch bei den Erkenntnißvorgängen eine intellektuelle Vorstellung durch eine sinnliche und umgekehrt ausgelöst werden. Dieser Auslösungsbegriff findet sich seinem Grundgedanken nach auch bei den Scholastikern, speciell bei Albert dem Großen und Thomas von Aquin, der S. Th. 1, q. 84, a. 8 von Gebundenheit und Befreiung menschlicher Erkenntnißkräfte spricht. Auch für die verschiedenen Richtungen der Auslösungsprocesse finden sich bei Thomas entsprechende Correlate. — „Die scholastische Erkenntnißlehre betont auf das nachdrücklichste die natürliche Entwicklung der menschlichen Erkenntniß und ist insofern eine Entwicklungstheorie der Erkenntniß, aber sie vermeidet die Irrthümer der materialistischen und sensualistischen Erkenntnißtheorien." Die materialistische Wissenschaft hat die Begriffe von Entwicklung gefälscht, indem sie von ganz falschen Voraussetzungen über das ursächliche Verhältniß zwischen dem Höheren und Niederen ausging. Was speciell die Sphäre des Erkennens betrifft, so wird eine Entwicklung der geistigen und wissenschaftlichen Erkenntniß aus der sinnlichen statuirt, aber ohne daß zugleich eine über der Sinnlichkeit stehende Erkenntnißpotenz, welche aus der sinnlichen Vorstellung die übersinnliche erzeugt, angenommen wird. Eine Entwicklung der Erkenntniß lehrt nun auch die Scholastik, sie läßt ferner die intellektuelle Erkenntniß, die höhere aus der niedrigeren entstehen. Aber bei der Beantwortung der Fragen nach der Ursache dieser Entwicklung findet eine principielle Differenz zwischen der scholastischen und materialistischen Entwicklungslehre statt, denn nach der Scholastik ist bei Entwicklung der geistigen Erkenntniß aus der sinnlichen

---

Sinne des Wortes. In noch viel geringerem Grade will uns die Berechtigung der Auslösungstheorie einleuchten, wenn von Archimedes S. 48 gesagt wird, daß das ausgelöste geistige Licht auch die Kräfte in den Nerven und Muskeln seiner Zunge und Bewegungsorgane auslösend in Thätigkeit setzte.

der immaterielle intellectus die principale Wirkursache der Entwicklung, der Materialismus läßt dagegen die Ursachen des Entwicklungsprocesses der Erkenntniß lediglich in den sinnlichen Eindrücken gelegen seyn und begeht somit den Widerspruch, ein Erheben über das Sinnliche zu statuiren, ohne zureichende Wirkursache solcher Erhebung.

Es findet ferner nach These sieben „die scholastische Lehre von der Abstraktion in der modernen Naturwissenschaft ihre Bestätigung insofern, als die verschiedenen Arten von Abstraktion, welche die Scholastik unterscheidet, in der modernen Wissenschaft wirklich angewandt werden.“ Unter den intellektuellen Operationen sind es nämlich zwei, welchen nach dem heiligen Thomas das Abstrahiren zukommt, die einfache intellektuelle Auffassung (simplex apprehensio rei) und das Urtheil. Die erstere Abstraktion kann eine totale oder generalisirende und eine formale seyn. Die generalisirende ist nach der Lehre der Scholastiker der gesammten Naturwissenschaft eigen, denn sie beachtet, weil von Naturkörpern handelnd, zwar die sinnliche Materie im Allgemeinen, indem ja Mineralogie, Botanik, Zoologie, Chemie Naturkörper, also materielle Dinge betrachten. Aber all diese Wissenschaften sehen ab von der individuellen Bestimmtheit und Unterschiedenheit der Materie. Durch solche Abstraktion von der individuellen Materie entstehen in erster Linie die naturwissenschaftlichen Artbegriffe, in welchen die gemeinsamen und wesentlichen Merkmale vieler Naturindividuen gedacht werden. Von diesem Gesetze bildet freilich die Astronomie in gewisser Beziehung eine Ausnahme. Zoologie, Botanik u. s. w. bedienen sich der generalisirenden Abstraktion, welche also vom Individuellen aufsteigt zur Bildung der Art- und Gattungsbegriffe, die Physik dagegen arbeitet mit der formalen Abstraktion, sie abstrahirt irgend eine Formbestimmtheit von der Materie, wie beispielsweise vom Wasser in der Statik und Mechanik Schwere und Bewegung, in der Akustik Schallleitung u. s. w. Der Zusammenhang der Mathematik und

Naturwissenschaft, wie nicht minder ihr wesentlicher Unterschied ist gleichfalls in dieser Abstraktionslehre ausgesprochen.

Mit der wichtigen These über „den Formbegriff als denjenigen Punkt, in welchem die scholastische Erkenntnißtheorie und Naturphilosophie mit der modernen Naturwissenschaft zusammentreffen, aber auch andererseits auseinandergehen", schließt die gehaltvolle Untersuchung. Alles Erkennen ist nach der Lehre der Scholastiker vermittelt durch Formen und zwar durch Formen auf Seiten der Objekte und auf Seiten des Subjektes der Erkenntniß. Sofern die Form als Wesensform die Naturdinge constituirt, ist sie Naturprincip; insofern sie als Erkenntnißform die Erkenntniß vermittelt, ist sie Erkenntnißprincip. Daß nun der Formbegriff, der in der Scholastik eine so wichtige Rolle spielt, auch in der modernen Naturwissenschaft nicht entbehrt werden kann, versteht sich von selbst. Es lassen sich aber in der modernen Naturwissenschaft zwei Hauptklassen und Formen unterscheiden, die Formen, mit denen die klassificirenden Naturwissenschaften, Mineralogie, Botanik, Zoologie sich beschäftigen, haben das gemeinsame Merkmal, daß sie permanente Daseynsformen der individualisirten Naturkörper sind. Es gibt aber in der Natur nicht bloß Daseynsformen der Naturkörper, sondern auch Wirkungsformen von Naturkräften, also Formen des Seyns und Geschehens, statische und dynamische Formen. Die scholastische Naturbetrachtung ist nun vorzugsweise, ja fast ausschließlich auf die Daseynsformen der Naturdinge gerichtet. Die methodische Erforschung der Wirkungsformen der Naturkräfte fehlte der mittelalterlichen Scholastik fast gänzlich. Die Berührungspunkte zwischen der scholastischen und modernen Naturwissenschaft sind also in erster Linie auf dem Gebiete der Morphologie zu suchen und zwar weniger der empirischen als der spekulativen Morphologie, d. h. der Lehre von den übersinnlichen Principien, woraus die sinnlich wahrnehmbaren Formen entstehen und sich erklären lassen. Und fragen wir nach dem Verhältniß zwischen der

empirischen Morphologie der Neuzeit und der spekulativen Morphologie der Scholastik, so lautet die Antwort kurz: die Fortschritte der empirischen Morphologie stehen mit der spekulativen Morphologie der Scholastik in bester Harmonie und bestätigen dieselbe wenigstens indirekt.[1]) Was nun das Verhältniß von Scholastik und moderner Naturauffassung in Bezug auf die Wirkungsformen der Naturkräfte betrifft, so sei daran erinnert, wie verschiedene fundamentale Lehren der Scholastik durch Entdeckungen und Lehren der modernen Physik theils illustrirt, theils bestätigt werden. So erhält die Lehre des gemäßigten Realismus von der objektiven Realität der Universalien eine nicht unwichtige Bestätigung durch die von der modernen Naturwissenschaft nachgewiesenen Naturgesetze, denn jedes Naturgesetz ist einerseits Universale, andererseits objektiv real. Es sei ferner erinnert an das von der modernen Naturwissenschaft gefundene Gesetz von der Erhaltung der Kraft. In der theologischen Summa des heiligen Thomas wird an mehreren Stellen ein psychisches Gesetz ausgesprochen, welches für das psychische Gebiet dasselbe aussagt, was das Gesetz des Kraftverbrauches für das physikalische Gebiet behauptet.[2]) Die Differenzen, die sich zwischen Scholastik und moderner Naturauffassung gebildet, liegen in der verkehrten Tendenz der letzteren, die Naturvorgänge rein mechanisch zu erklären und so den Zweck und die Wesensform zu verbannen.

H.

---

1) Diese Bestätigung erstreckt sich indeß auch auf das von der Scholastik in der empirischen Morphologie Geleistete. So hat die moderne Naturwissenschaft die physikalischen Untersuchungen Roger Bacon's auf dem Gebiete der Optik als richtig befunden, deßgleichen erkennen Naturforscher der Neuzeit, wie Ernst Mayer und Alexander von Humboldt die Forschungen Albert's des Großen in der nachdrücklichsten Weise als richtig an.

2) S. Th. 1, 2 q. 37, a. 1.

V.

Zeitläufe.

Die Ereignisse in Aegypten, und was sie über den Orient lehren?

Den 23. Juni 1882.

Als diese Blätter bald nach der Militärrevolte in Kairo vom 9. September v. Js. auf die neuesten Zwischenfälle im Orient zu sprechen kamen [1]), schien ihnen das Verfahren der beiden Westmächte in dieser für die Türkei höchst wichtigen Krisis ein handgreiflicher Beweis zu seyn, was sich das Sultanat in Constantinopel bereits gefallen lassen müsse. Es ist selbstverständlich, daß Abdul=Hamid sich für berufen hielt, als Suzerain in Aegypten Ordnung zu schaffen. Aber er mußte bald erfahren, daß eine militärische Intervention der Türkei Seitens der Westmächte sogar mit Gewalt abgewiesen würde; England und Frankreich sendeten auch sofort ihre Fregatten in die ägyptischen Gewässer. Ja, als der Sultan sich mit Entsendung einer diplomatischen Mission begnügte, erhielten die zwei Pascha's alsbald den guten Rath, ihre Rückkehr möglichst zu beschleunigen. Aber ein Nebenmann, gerade des Sultans heimlichster Agent, blieb zurück, und bei Kennern stieg damals schon der Argwohn auf, daß der Sultan selbst bei der „arabisch=nationalen" Bewegung in Aegypten die Hand im Spiele habe, nicht aus Sympathie, aber aus schlauer Berechnung für seinen Zweck.

---

1) „Zeitläufe" vom 12. Nov. 1881, Histor.=polit. Blätter." Bd. 88. S. 796.

Bezüglich der Westmächte zeigt sich jetzt das umgekehrte Bild. Jetzt kann der Sultan ihnen trotzen, in dem Moment wo die ägyptische Krisis ihren Höhepunkt erreicht hat. Was hat die beschämende Aenderung in der westmächtlichen Stellung zur Türkei verschuldet? Wir werden von dem gegenseitigen Mißtrauen und der geheimen Eifersucht, welche jeden Entschluß zur selbstständigen Aktion bei beiden Mächten schließlich gelähmt hat, noch des Weitern reden. Aber auch im „europäischen Concert" sieht es schon wieder so scheu aus, daß dasselbe sich nichteinmal soweit zu ermannen vermochte, um das Schauspiel der famosen Flotten-Demonstration vor Dulcigno in den ägyptischen Gewässern nocheinmal aufzuführen. Vielmehr haben die östlichen Kabinete jede Aktion verhindert. Ja, als sämmtliche Großmächte dem Sultan vorschlugen, es sollte, gemäß früheren Vorgängen, eine ägyptische Conferenz in Constantinopel abgehalten werden, mußten sie von Sr. osmanischen Majestät die Antwort hinnehmen: er werde schon zu sorgen wissen, daß es einer Conferenz nicht bedürfe. Erst die Gräuelthaten in Alexandria steiften die großen Mächte — schandenhalber.

Die Lehre, die wir aus dieser europäischen Blamage neuesten Datums ziehen, ist eine zweifache. Sie lautet: so geht es nicht mit dem „Concert", und so geht es nicht mit dem Orient. Mit dem europäischen Concert geht es so nicht; denn wenn selbst das gegenseitige Mißtrauen unter den Großmächten von Fall zu Fall beschwichtigt wäre, so sind einzelne derselben in Folge der parlamentarischen Regierung und der inneren Parteikämpfe sprunghaften Wandlungen auch in der auswärtigen Politik von einem Tage zum andern ausgesetzt, und darum eigentlich nicht allianzfähig. Das hat sich in jüngster Zeit an England und Frankreich thatsächlich erwiesen. Als die englischen Parlamentswahlen zum Rücktritt des conservativen Kabinets führten und Herrn Gladstone mit den Liberalen an's Ruder brachten, da wurde die auswärtige Politik der vorigen Regierung, namentlich in

Bezug auf den Orient, geradezu umgestülpt. Den gleichen Effekt hatte in Frankreich der Sturz Gambetta's. Eine feste Stabilität der Politik ist aber die erste Bedingung gerade in Sachen des Orients. Es ist sehr die Frage, ob die ägyptische Krisis nicht überhaupt unterblieben wäre, wenn nicht der Sultan so gut wie das Haupt der Nationalpartei in Kairo die Schwankungen in den Kabineten und die faulen Flecke am „europäischen Concert" ersehen und zu taxiren gewußt hätten. Insoferne fehlt es den Orientalen auch nicht an parlamentarischem Verständniß.

„Aegypten sei ein europäisches Land": über den Einen Satz scheint die Diplomatie einig zu seyn, denn in der That ist keine Macht in Europa, die dort nicht mehr oder minder große Interessen zu wahren hätte. Sollte aber der Satz Wahrheit werden, dann müßten die Mächte zusammenstehen, um das Land der Pharaonen förmlich in das europäische Recht einzubeziehen. Anstatt dessen hat sich schon der Berliner Congreß grundsätzlich enthalten, mit Aegypten sich irgendwie zu befassen. Frankreich hatte sich die Einmischung des Congresses verbeten, und England hatte sich dieser Clausel bereitwillig angeschlossen. Nun zeigt sich auch am Nil die klaffende Lücke des Berliner Vertrags. Der Vertrag sollte Frieden und Ruhe im Orient auf lange Zeit schaffen; anstatt dessen hörte und las man in letzter Zeit überall von den finstern Wolken, welche von Aegypten her sich zusammenballten und in einem europäischen Zusammenstoß zu entladen drohen sollten. Wir sehen nicht so schwarz; denn die Herrschaft im Mittelmeer würde für Preußen nicht leicht eine Kriegsfrage werden, und die Westmächte würden ein friedliches Arrangement immer wieder vorziehen. Aber dauernde Ruhe im Orient ist unmöglich, nachdem die Mächte in Berlin aus der Türkei europäisches Land machen wollten, das aber nach wie vor von Türken regiert werden und dem Islam unterworfen seyn sollte. Unser alter Refrain!

Dem Satz: Aegypten ein europäisches Land, setzt die

Nationalpartei, für die Arabi Pascha seine militärischen Pronunciamiento's veranstaltet haben will, den andern Satz entgegen: „Aegypten den Aegyptern." Was heißt das? Verwandt ist der Satz mit jenem Schlagwort, das der englische Premier Gladstone ausgegeben hat: „Die Balkanhalbinsel den Balkanvölkern." Aber in Aegypten hat er doch einen andern Sinn. Hr. Gladstone hat das Princip der Nationalität gemeint, und der Berliner Congreß hat die Balkan-Halbinsel auch wirklich nach dem Princip der Nationalität, der slavischen nämlich, aufgetheilt. Bei dem Völkergemisch in Aegypten, mit seinen 17 Millionen Einwohnern auf einem den Flächenraum Deutschlands sammt Italien fünfmal übertreffenden Territorium, kann die Bewegungspartei ihr Prädikat „national" nicht in diesem Sinne verstehen. Sondern die Parole ist hier direkt gegen die Fremdherrschaft gerichtet, welche von den europäischen Mächten im Nillande etablirt ist, sowie gegen den Vicekönig Tewfik insoferne, als er das Werkzeug der Mächte, insbesondere Englands und Frankreichs ist. Der Ursprung dieser Fremdherrschaft ist in der That kein erbaulicher. Denn abgesehen von den europäischen Interessen am Kanal von Suez, die auch auf andere Weise gewahrt werden konnten, wurzelt sie in der schamlosen Ausbeutung eines grenzenlosen Verschwenders durch die europäischen Finanzmächte; Aegypten ist von ihnen gepfändet.

Von der Schandwirthschaft des Chedive Ismail sind seinerzeit Wunderdinge erzählt worden. Sie gelangte erst zur giftigsten Blüthe während des Baues des Suezkanals. Die Westmächte sahen der Tollheit ruhig zu, ja Frankreich, das damals im Nillande die Hauptrolle spielte, nahm den wahnsinnigen Verschwender unter seinen besondern Schutz. Die Börsenfedern verkündeten in Europa den Ruhm der unglaublichen Fortschritte, die in Aegypten unter der Regierung Ismails auf dem Wege der Civilisation gemacht würden. Auch das Sultanat drückte beide Augen zu, um nicht zu sehen, daß der ägyptische Vasall sich nachgerade ganz als

unabhängiger Herrscher gebärdete; es war Alles gut, so-lange die colossalsten Summen, außer dem schweren Tribut, regelmäßig als Geschenke nach Constantinopel wanderten. Ismail baute Panzerschiffe, errichtete großartige Arsenale, vermehrte die Militärmacht, saugte durch neue Steuern, ohne hiefür, wie es in dem Antrittsferman ausdrücklich vorbehalten war, die Genehmigung des Suzerains einzuholen, das Land bis auf den letzten Blutstropfen aus. Dennoch erhöhte der Sultan nicht nur seine Privilegien, sondern der große Ferman vom 8. Juli 1873 gewährte ihm — freilich abermals für schweres Geld — auch noch definitiv die schon 1866 für den nächsten Erbfall zugestandene Abschaffung der bisher bestandenen islamitischen Erbfolgeordnung (nach dem Seniorat) und die Einführung der Primogenitur.

Die entzückten Bankiers in Alexandria waren daran, dem Chedive ein Standbild bei Lebzeiten zu errichten, als plötzlich die Zahlungen der Regierung in's Stocken geriethen. Jetzt änderte sich die Scene. Alles wendete sich von Ismail ab, die Westmächte traten für ihre Interessenten ein und forderten von der Pforte die Absetzung des Chedive. „Je toller", sagt ein Kenner der neuesten Geschichte Aegyptens, „der verschwenderische Ismail Pascha wirthschaftete, je öfter er Millionen über Millionen bei den Pariser und Londoner Bankiers borgen mußte, desto mehr gerieth er in Abhängigkeit von der englischen und französischen Regierung. Und als schließlich nichts mehr von ihm auszupressen war, zogen die Rothschild die Klappe zu, jagten Ismail mit Schimpf und Schande davon, setzten Tewfik Pascha und gleichzeitig eine Verwaltung der ägyptischen Finanzen ein, die wohl nur eine Vorstufe für die demnächstige Occupation und Confiskation des ganzen Landes seyn sollte[1])." So ist im Juni 1879 Aegypten „europäisch" gemacht worden.

1) „Aegypten und das Abendland" s. Augsb. „Allg. Zeitung" vom 10. Febr. 1882.

Es waren die Kabinete von London und Paris, welche den Chedive wegen betrügerischen Bankerotts einfach exekutirt hatten. Formell durfte die Pforte seine Absetzung und die Einsetzung seines Sohnes aussprechen, durch „einen Akt souverainer Justiz", wie es in der betreffenden türkischen Note heißt, und erst nachträglich erholten die beiden Kabinete die Zustimmung der übrigen Mächte zu der vollbrachten Thatsache. Daran hat man sich im Beginn der jüngsten Krisis zu London und Paris offenbar erinnert. Aber auch die Pforte wollte schon damals die Gelegenheit, daß der neue Chedive nicht im Erbgang, sondern durch Absetzung seines Vorgängers zur Würde gelangte, zu dem Versuch benützen, den Einfluß des Sultans auf Aegypten wieder zu verstärken und die vicekönigliche Autonomie zu beschneiden. Sie sprach daher die Annullirung des großen Fermans vom 8. Juli 1873 aus. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß der gleiche Plan dem offenkundigen Doppelspiel, welches Seitens der Pforte mit Tewfik Pascha einerseits und Arabi Pascha andererseits getrieben wird, jetzt abermals zu Grunde liegt. Der Sultan kann ja wieder sagen, daß diese Autonomie „einen so verderblichen Einfluß auf den Gang der ägyptischen Verwaltung ausgeübt habe", und darum zugestutzt werden müsse.

Bei dem Versuch von 1879 zog der Sultan eklatant den Kürzern. Die Pforte hatte zwar erklärt, daß die Annullirung des großen Fermans keineswegs rückwirkend seyn solle, und daß sie nicht daran denke, an die von Ismail in den Grenzen der ihm (durch den Ferman) zugestandenen Gewalt mit dem Ausland abgeschlossenen Verträge zu rühren. Damit war aber den Westmächten nicht gedient. Der capitalste unter den von Ismail abgeschlossenen Verträgen war der über die gerichtlichen Reformen, welcher die ägyptische Regierung ermächtigt, im Einvernehmen mit den Kabineten und den gemischten Tribunalen die Finanzgesetze des Landes

zu ändern, den Mächten überhaupt das Recht verleiht, in Aegypten Gesetze zu geben. Daß die Pforte jede Absicht gegen diesen Vertrag verläugnete, hat seinen guten Grund. Denn gerade die gegen den Vertrag verstoßenden Dekrete Ismails hatten die Proteste der Mächte, Deutschlands voran, hervorgerufen und das Maß des Unsinnigen voll gemacht. Die Absicht der Pforte war aber, den neuen Vicekönig außer Competenz zum Abschluß ähnlicher neuer Verträge mit dem Ausland zu setzen, und das konnten die Mächte nicht dulden. Denn eine Vereinbarung über einen ägyptischen Schuldentilgungs-Plan war bereits projektirt und zwar als Corollar des bereits bestehenden internationalen Gesetzes, welches der Zustimmung des Sultans gemäß des Fermans von 1873 nicht bedurft hatte. Ein solcher Vertrag kam denn auch mit dem neuen Chedive, der von Anfang an nicht der Mann der Pforte, sondern der der Westmächte war[1]), alsbald zu Stande.

Durch diesen Vertrag haben nicht nur die Westmächte zu Gunsten der ägyptischen Gläubiger auf alle Staatsdomainen

---

1) Tewfik Pascha wird als ein rechtschaffener und arbeitsamer, aber schwacher Herr geschildert. Noch vor der Absetzung seines lüderlichen Vaters hat ein Belgier (Brüssler Revue générale, Maiheft 1879. p. 739 f.) in einem Aufsatz über den „Chedive von Aegypten und seine Familie", aus persönlicher Bekanntschaft, dem Prinzen Tewfik großes Lob ertheilt und dem Lande von seinen Absichten, wenn er einmal zur Regierung käme, das Beste verheißen. Damals neigten seine Sympathien zu Frankreich, wo er auch europäische Bildung genossen hat. Er und seine Brüder sollen in Monogamie gelebt haben. — Ismail hat große Summen Geldes mit in die Verbannung genommen und intriguirt unausgesetzt gegen seinen eigenen Sohn. Obwohl er bei der Pforte, deren Günstling vielmehr Ismails Onkel Halim seyn soll, vergebens anklopfte, hielt die Nationalpartei ihn doch nicht für unbedenklich und hat sich gegen die Rückkehr des Mannes eigens verwahrt.

Sequester gelegt und durch ihre Controle, wie das Programm der Nationalpartei sich äußert, „die Finanzen Aegyptens den Aegyptern aus der Hand genommen“, sondern sie sind, selbst abgesehen von dem mit dem Suezkanal zusammenhängenden Landbesitz, in Consequenz der Verträge überhaupt die eigentlichen Administratoren Aegyptens geworden. Zudem haben die ägyptischen Fleischtöpfe unter Ismail die europäische Einwanderung außerordentlich befördert. Im Jahre 1873 zählte man bereits gegen 80,000 solcher Ausländer, die sich in Aegypten niedergelassen hatten, und zwar fast dreimal so viel Franzosen als Engländer und Oesterreicher; nach den Ersteren war die italienische Colonie die zahlreichste. Alles überragend ist aber das Interesse der Westmächte am Suezkanal, und zwar insbesondere bei England. Letzteres könnte jedenfalls nicht dulden, daß im Nillande ein unabhängiger Staat sich entwickelte, der die Kraft hätte, die Schiffahrt auf dem Kanal je nach Ermessen zu hindern oder finanziell so zu reguliren, daß die Intraden seiner Tasche statt den europäischen Aktionären zu Gute kämen. Noch weniger könnte den Westmächten die Zurückführung unter die unmittelbare Pfortenregierung genehm seyn; denn dadurch träte zu den Gefahren für den Kanal noch die Gewißheit hinzu, daß die türkischen Blutegel mit verdoppeltem Durst das Land aussaugen würden, nachdem im eigenen Lande nicht mehr viel zu holen ist. Daß die Franzosen, in Rücksicht auf die islamitische Propaganda gegen Tunis und Algier, vor einer türkischen Restauration in Aegypten noch ihr besonderes Grauen haben, ist ihnen gleichfalls nicht zu verdenken.

Der Anfang der Bewegung, welche jetzt so gewaltige Dimensionen angenommen hat, führt auf die Militär-Emeute vom 1. Februar 1880 zurück. Dieselbe scheint wirklich nur gewisse Beschwerden in der Armee, die nach dem Verlangen der Controleure reducirt werden sollte, zum Grunde gehabt zu haben. Noch von der späteren Militär-Emeute (vom Sep-

tember 1881) behauptete Scherif Pascha, der Nachfolger des damals gestürzten Kabinets, im Anfang des laufenden Jahres, daß dieselbe keinen politischen Charakter gehabt habe. Der Gedanke einer allgemeinen Reform sei erst später gekommen, „die Idee fing Feuer und so bildete sich die sogenannte Nationalpartei.“ Indeß scheint Scherif selbst Oel in das Feuer gegossen zu haben, indem er auf Einberufung der Notabeln-Versammlung drang. Nachdem er selbst wieder einem neuen Ministerium, unter militärischem Einfluß gebildet und mit Arabi Pascha an der Spitze, hatte weichen müssen, berichteten die General-Controleure Englands und Frankreichs schon unter dem 6. Februar d. Js. nach Hause: „Die Gewalt des Chedive besteht nicht mehr; die Controleure befinden sich nicht mehr dem Chedive und von ihm ernannten Ministern, sondern einer Kammer und einer Armee gegenüber.“

Die eingerufenen Notabeln waren veranlaßt worden, in aller Eile ein liberales Verfassungsstatut zusammenzustellen, welches den Westmächten geradezu den Handschuh in's Gesicht warf. Als der Chedive nocheinmal zu reagiren wagte, fiel eine geheimnißvolle Verschwörung höherer Officiere gegen Arabi Pascha dazwischen, und als Tewfik die verhängten strengen Strafen ermäßigte, rebellirten die eigenen Minister gegen ihn und beriefen ohne seine Ermächtigung wieder die Notabeln ein. „Das“, sagte Minister de Freycinet am 11. Mai in der französischen Kammer, „ist der augenblickliche Stand der Sache: ein Ministerium befindet sich ganz offenbar in Empörung gegen das Staatsoberhaupt.“ Den Notabeln selbst wollte zwar ihre Lage nicht recht gefallen; namentlich machte die Nachricht von der Abfahrt der westmächtlichen Kriegsschiffe einen consternirenden Eindruck. Arabi wurde veranlaßt, sich um Versöhnung mit dem Chedive zu bemühen, und erhielt auch scheinbar dessen Verzeihung. Aber jetzt war es um dessen Autorität erst völlig geschehen; die Flotte im Hafen von Alexandrien that nichts, um sie zu heben, und

das westmächtliche Ultimatum schlug dem Fasse den Boden aus. Arabi terrorisirte mit seinen Officieren nun auch die Notabeln; er war von nun an als Diktator die einzige Regierung im Lande.

Ein Blick auf diesen äußern Hergang läßt schon ahnen, daß gewisse heimlichen Akteure hinter der Scene wirkten, und der viel genannte Arabi vielleicht mehr der Geschobene als der Schiebende war. Sicher kommt aber diese letztere Rolle dem civilen Element der Notabeln-Kammer zu. Schon Ismail hatte es für angezeigt erachtet, sein civilisatorisches Regiment mit einer Constitution zu krönen, indem er eine Notabeln-Versammlung berief. Es war eine sehr harmlose Gesellschaft. Der oben citirte Bericht der General-Controleure bemerkt nicht ohne Erstaunen: daß diese Delegirten-Kammer, welche unter der Regierung des früheren Chedive vielfältige Beweise von Servilität gegeben habe, indem sie den ungerechtesten und verderblichsten Finanzmaßregeln zustimmte, nun nicht anstehe, „Rechte in Anspruch zu nehmen, welche mit dem socialen Zustande des Landes unverträglich seien." Die westmächtlichen Controleure meinen damit die in dem Verfassungsentwurf geforderten Rechte, das Budget zu votiren, die vollkommene Ministerverantwortlichkeit und die unbeschränkte Initiative zur Gesetzgebung. Die beiden Bevollmächtigten erklärten insbesondere und mit Recht, daß solche Zugeständnisse die Stellung der Controleure vernichten würden und daß sie nur das Vorspiel einer Reihe von Maßregeln wären, „welche keine der im Laufe der letzten Jahre eingeführten Reformen bestehen lassen würden."

So ist es in der That. Die vertragsmäßigen Einrichtungen zur Curatel über die ägyptische Finanzverwaltung sind aber nicht bloß ein englisch-französisches Interesse, sondern sie tragen internationalen Charakter. Selbst Minister Scherif getraute sich daher nicht, dem Anspruch der Kammer auf das volle Budgetrecht beizutreten, er nahm lieber seinen Ab-

schied. Auch die Bewegungspartei ließ es an Versicherungen nicht fehlen, daß man nicht beabsichtige, die Befugnisse der fremden Controle anzutasten. Das Anfangs Januar d. Js. ausgegebene Programm der Nationalpartei anerkennt sogar die wohlthätigen Wirkungen der europäischen Controle, wenn es auch von Mißbräuchen spricht und tadelt, daß zu viele Fremden angestellt seien. Aber es wird ausdrücklich erklärt, daß der Zustand nur ein temporärer seyn dürfe, und daß es „das Endziel der Nationalpartei sei, eines Tages Aegypten gänzlich in den Händen der Aegypter zu sehen.“ Einer vollberechtigten Kammer gegenüber könnte die Frist natürlich nur die allerkürzeste seyn.

Nach dem Wortlaut des Programms will die Nationalpartei auch die Rechte des Sultans als Suzerain Aegyptens nicht antasten. Er wird dabei insbesondere als Chalife, das ist als Haupt der muselmanischen Religion, anerkannt. Der Tribut soll ihm gezahlt und im Falle eines äußern Krieges militärische Hülfe geleistet werden. Zugleich ist aber die Partei fest entschlossen, mit aller Macht „den Versuchen jener entgegenzutreten, welche Aegypten von Neuem zu einem türkischen Paschalik machen möchten.“ Es bleibt zweifelhaft, wer mit diesen Versuchern gemeint ist, ob vielleicht Prinz Halim, der Prätendent in Constantinopel, oder der sultanische Hof selber. Jedenfalls vertraut das Programm, daß die europäischen Schutzmächte, und besonders England, die administrative Unabhängigkeit Aegyptens auch ferner gewährleisten werden. Dazu wären also die Westmächte wieder gut genug. Ja, es will scheinen, als ob die Partei die völlige Unabhängigkeit Aegyptens der Wiederkehr des türkischen Regiments vorziehen würde. Es ist auch auffallend, daß der Charakter des Sultans als Chalife und religiöses Oberhaupt des Islam immer besonders betont wird. So erwiderte Arabi Pascha einer ihm aufwartenden Deputation der großen Universität in Kairo und auf deren Erklärung, es wäre

nichts wünschenswerther, als daß Aegypten vom christlichen Einfluß emancipirt würde und ein unabhängiges arabisch-muselmanisches Regiment erhielte — indem er seinen Degen zog: „Mit diesem Degen werde ich das Ansehen des Chalifen in dieser wegen ihrer Frömmigkeit berühmten Stadt wieder herstellen." Vom Sultanat sprach er nicht.

Wir haben früher schon der dunkeln Gerüchte erwähnt, welche von einer großen arabischen Bewegung wissen wollten als einer besonderen Strömung in der erregten Welt des Islam. Dieselbe strebe nämlich das türkische Joch abzuschütteln, und den Sultan nur mehr in der Eigenschaft eines Chalifen als religiöses Oberhaupt anzuerkennen. Es will fast scheinen, als wenn diese Tendenz in der ägyptischen National-partei greifbare Gestalt angenommen habe. Daß die militärischen Führer Araber sind, ist Thatsache. Die Militärverschwörung gegen ihr Haupt vom Mai d. Js. ist zwar unaufgeklärt geblieben, aber die verurtheilten Officiere waren Türken und Tscherkessen. Ein Theil der Armee soll auch wirklich auf Seite des Chedive stehen und Arabi überdieß mit den ihm feindlichen Beduinen zu rechnen haben. Auch der offene Aufstand im Sudan scheint zunächst im türkischen Interesse gegen den Chedive, aber als panislamitische Bewegung nicht weniger gegen die arabische Militärpartei gerichtet zu seyn. Dagegen hat letztere ihre Hauptstütze an der religiösen Corporation in Kairo. Das Programm der Nationalpartei beruft sich selbst darauf, daß „alle ersten Scheikhs der El-Azhar (der großen Hochschule des Islam mit nicht weniger als 8000 Mitgliedern) die Partei unterstützen", also die Spitzen der islamitischen Geistlichkeit ihr angehören.

Wenn nun der Sultan dennoch, wie es allen Anschein hat, mit Arabi unter der Decke spielt, so könnte es nur in der Absicht geschehen, durch die Militärpartei die Beseitigung des Chedive, insoweit in demselben das westmächtliche Protektorat

personificirt ist, erwirken zu lassen, dann aber mit der arabischen Secession selbst den Kampf aufzunehmen. Das wären traurige Aussichten für Aegypten, und wenn es wahr wäre, daß Fürst Bismarck seinen Einfluß benütze, um den Sultan in seinem Plane, Aegypten wieder zum türkischen Paschalik zu machen, zu bestärken[1]), so wären die Aussichten für ganz Europa nicht minder traurig. Zunächst unterliegt es keinem Zweifel, daß die Herstellung der vollen Souverainetät des Sultanats in den Nilländern eine gefährliche Diversion für die Franzosen in Nordafrika bedeutete und über kurz oder lang den Ausbruch des „heiligen Krieges“ auf der ganzen Linie des Islam zur Folge hätte. Der christlichen Civilisation wäre damit der schlechteste Dienst geleistet und nicht weniger dem europäischen Frieden. Denn die Westmächte wären dann früher oder später genöthigt, mit Rußland gemeinsame Sache zu machen, um endlich in Constantinopel selbst das Nest auszunehmen.

Man muß sich an die Vorgänge in Aegypten seit 1873 und 1879 erinnern, um den Trotz zu ermessen, mit dem die Pforte nun auf einmal den Westmächten entgegentrat. Als diese Mächte Anfangs Januar in identischer Note den Chedive ihres gemeinsamen Schutzes versicherten, sandte die Pforte sofort einen förmlichen Protest gegen einen solchen „Angriff auf ihre Souverainetätsrechte“ ab, und forderte: man hätte zum voraus die Ansicht der „souverainen Macht“ einholen und sich nur ihrer als Mittelsperson bedienen müssen. Als England und Frankreich die Entsendung ihrer Flotten nach Alexandria anzeigten, belehrte ein türkisches Cirkular vom 17. Mai sie abermals: Aegypten sei eine „osmanische Provinz“, wo allein der Sultan die Ordnung zu wahren habe, und die beiden Mächte sollten den Schutz ihrer Unterthanen

---

1) Es ist sogar davon die Rede, daß die Auslieferung Aegyptens an die Türken eine passende Entschädigung für die Abtretung Bosniens und der Herzegowina an Oesterreich abgeben könnte.

durch Entsendung von Geschwadern nach den Gewässern eines dem Sultan gehörigen Landes nicht in ihre eigenen Hände nehmen. Als endlich sämmtliche Mächte mit dem Conferenz-Vorschlag auftraten, da mußten sie sich — also dießmal nicht bloß die Westmächte — unter dem 3. Juli von der Pforte sagen lassen: ein türkischer Commissär sei bereits nach Aegypten abgegangen, um „in dieser Provinz" die Ordnung Namens des „souverainen Hofes" aufrechtzuhalten; die Nothwendigkeit einer Conferenz aber wüßte man sich nicht zu erklären, „da die Regelung der ägyptischen Verhältnisse zu den Prärogativen und den Hoheitsrechten des Sultans gehöre." Mit Absicht sind auch hier wieder die Worte „Souverain" und „Provinz" gebraucht. Es ist noch nicht lange her, daß viel besser begründete Proteste der Pforte, in Sachen der montenegrinischen und griechischen Abtretungsfrage, von den Mächten einfach unbeantwortet gelassen wurden — und jetzt?

Hätten die Westmächte verfahren können wie im Jahre 1879, dann wären die Dinge nicht soweit gekommen. Dafür ist jetzt der Aufstand gegen das „europäische Element" in Aegypten thatsächlich erklärt und die Austreibung im vollen Werk. Die Türkei und Arabi haben im herzlichen Einverständniß die sämmtlichen Mächte an der Nase geführt. Wäre die Vorhand ruhig an England und Frankreich überlassen worden, so hätten diese Kabinete sich gegenseitig schon selbst argwöhnisch überwacht und Europa hätte Uebergriffe nicht zu besorgen gebraucht. Als der französische Minister am 11. Mai von der „präponderirenden Stellung Frankreichs" in Aegypten sprach, nicht ohne sofort das „intime Einvernehmen mit England" zu betonen, langte aus London sofort die Bitte um Erklärung jenes Ausdruckes ein. Damals schien es indeß bei den Westmächten noch festzustehen, daß jedenfalls eine türkische Intervention in Aegypten nicht stattfinden dürfe; und am 25. Mai traf in Kairo eine Art Ultimatum an das

Ministerium ein, welches dessen Abdankung und die „ehrenvolle" Abschiebung Arabi's mit zwei anderen Pascha's verlangte. Plötzlich wendete sich aber das Blatt.

Die Ostmächte sollen sich die Landung westmächtlicher Truppen verbeten und die Frage als „europäische" reklamirt haben. In der griechisch-montenegrinischen Frage war England von Frankreich im Stiche gelassen worden, jetzt ersah Gladstone die Gelegenheit, Revanche zu nehmen und die englischen Geschäfte, insbesondere den Suezkanal, auf andere Weise in Sicherheit zu bringen. Das Ultimatum wurde verläugnet, und die türkische Einmischung geradezu erbeten. Sehr bezeichnend war die Nachricht, daß in Berlin eventuell Italien als europäischer Mandatar zur Intervention in Aegypten ausersehen sei. Das war indeß nur vorübergehend; denn es wäre nicht bloß tief beleidigend für Frankreich, sondern auch eine Zurückweisung für den Sultan gewesen, der das alleinige Recht anspricht, die Ordnung in Aegypten zu handhaben. Nichteinmal zu einer europäischen Controle über die türkischen Exekutionstruppen wollte er sich verstehen. Wie er den Conferenzvorschlag der Mächte behandelt hat, haben wir gesehen. Im englischen Parlament hatte die Regierung auf den Präcedenzfall vom Jahre 1876 gedeutet, wo die Conferenz gleichfalls ohne Genehmigung der Pforte und unter ihrem Protest in Constantinopel zusammentrat. Auch das schreckte Abdul-Hamid nicht. Die Mächte rührten inzwischen keinen Finger, bis in Aegypten, das ein „europäisches Land" seyn soll, über ihre Angehörigen Mord, Todtschlag, Mißhandlung und Austreibung hereinbrach. Aber sie rühren auch jetzt keinen Finger außer mit den Conferenzfedern, und der Sultan schlägt seine Theilnahme trotzig ab.

Wenn dieß die Frucht der neuen Freundschaft des Fürsten Bismarck für die Türkei wäre, dann ist er darum nicht zu beneiden. Danken wird ihm Niemand als der Fanatismus des Islam, und den Russen kann es gleichfalls Recht seyn,

daß die orientalische Frage nunmehr in solcher Weise und in Gestalt der Mittelmeer-Frage wieder aufersteht. Gegen Rußland hat sich vor vier Jahren das „europäische Concert“ angesammelt, die Sonderbündelei in der ägyptischen Frage hat es nun wieder auseinander geblasen. Aber Englands Macchiavellismus wird sich auf die Länge doch nicht an die Prätensionen der Pforte kehren, sondern in den Fragen des Mittelmeeres schließlich leichter mit Frankreich sich verständigen. Ist aber England nur einmal des Suezkanals sicher, dann kann auch Rußland als „Freund des Freundes“ zugelassen werden, ohne daß man seiner Tradition irgendwo etwas zu vergeben hätte.

So eröffnet sich für das gepeinigte Europa die Aussicht auf eine neue Reihe orientalischer Störungen. Freilich war das vorauszusehen, nachdem die Mächte beim Berliner Congreß ihre vorübergehende Gemeinsamkeit nicht benützt haben, um im Centrum des türkischen Länderbestandes eine lebens- und entwicklungsfähige Neugestaltung zu begründen. Den Islam wollte man schonen, jetzt zeigt er seine Krallen!

VI.

Janssens Stolberg[1]).

Ein schönes und anmuthiges Buch, das man nicht bloß mit reiner, bis zum Ende anhaltender Befriedigung liest, sondern wegen seines reichen, vielfach anregenden Gehaltes gerne wieder und wieder zur Hand nimmt.

Von dem Grafen Stolberg ist in diesen Blättern oftmals schon die Rede gewesen; sein Leben wurde skizzirt, seine Schriften besprochen, seine herrlichen Briefe gewürdigt und nach verschiedenen Seiten hin beleuchtet; immer aber mußte bestätigt werden, daß durch jede Beleuchtung sein Charakterbild nur gewinne, daß jede neue literarische Erscheinung nicht nur zur Vervollständigung der Lebensgeschichte, sondern auch zur Verherrlichung der Persönlichkeit diene, daß darum dieses edle Charakterbild — das Bild eines wahrhaft liebenswürdigen und zugleich ehrwürdigen Mannes — der jüngern Generation nicht oft und deutlich genug vor Augen geführt werden könne.

In diesem Sinne sei auch das neue kleine Werk begrüßt, das, wie das Vorwort bemerkt, nach Inhalt und Form nicht etwa ein bloßer Auszug aus dem größern, zweibändigen, 1877 erschienenen Werke[2]) desselben Verfassers ist. „Es enthält", sagt der Verfasser, „auf ungefähr sechzig Druckseiten mancherlei werthvolle und anziehende neue Mittheilungen, theils aus bisher noch unbekannten Briefen und Aufzeichnungen Stolbergs, welche ich der Güte mehrerer Angehörigen seiner Familie und des Baron Christian von Brockdorf, des Sohnes einer Pflegetochter des Grafen Christian zu Stolberg, verdanke, theils aus Briefen, welche durch Menge, Hennes und Andere längst veröffentlicht,

---

1) Friedrich Leopold Graf zu Stolberg. Sein Entwicklungsgang und sein Wirken im Geiste der Kirche. Von Johannes Janssen. In einem Bande. Mit Stolbergs Bildniß. Freiburg, Herder 1882. (XIV. u. 496 S.)

2) In diesen Blättern Bd. 80, S. 664—673 besprochen.

in meinem früheren Werke aber, gemäß dem Plane desselben, von mir nicht benutzt wurden, theils aus Briefen, welche Galland in seiner schönen Lebensbeschreibung der Fürstin Amalia von Gallitzin[1]) und Hipler im Ermeländer Pastoralblatt bekannt gemacht haben."

Das Buch will keine eigentliche Biographie seyn, sondern meist mit Stolbergs eigenen Worten, in leichtem und natürlichem Gefüge, seinen Entwicklungsgang zeichnen, ein Bild von dem Wachsen und Wirken, Denken und Streben des Mannes, von seiner frischen Begeisterung für Kirche und Vaterland, Kunst und Wissenschaft, seinem tiefen und reinen Seelenleben entwerfen. Der reiche Stoff ist in neun Abschnitte gegliedert, wobei, ebenso wie früher in dem größeren Werke, die chronologische und die sachliche Anordnung in glücklicher Weise verbunden ist, nach folgenden Gesichtspunkten: 1. Erinnerungen aus der Jugend- und Universitätszeit, 1750—73; 2. Reisen in die Schweiz, 1775; 3. Dichterisches Schaffen, Familienleben, 1776—91; 4. Reise nach Italien 1791—92; 5. Aus der „Jahrwoche religiösen Ringens" bis zur Conversion, 1793—1800; 6. Aeußerungen über die Conversion — Grundlehren der Kirche — religiöse Anschauungen; 7. Leben und Arbeiten im Geiste der Kirche; 8. „Mit Gott für Kaiser und Vaterland"; 9. „Liebe und Friede im Kreise der Familie".

Auf dieses inhaltreiche Menschenleben kann man in eminentem Sinne das Goethe'sche Wort anwenden: wo man's anfaßt, ist es interessant. Die Jugend wie das Alter Stolberg's haben ihren Schimmer, ihre Vorzüge. Mit Recht ist der wichtigsten Epoche in dem Entwicklungsgang des Grafen ein vorzüglicher Raum gewidmet: sein religiöses Forschen und Schwanken, sein allmähliges Ueberwinden von Vorurtheilen, sein stufenweises Fortschreiten in der Erkenntniß der katholischen Wahrheit tritt hier besonders leuchtend und einleuchtend hervor; ebenso die eingehende Begründung und Rechtfertigung dieses seines „entschei-

1) Die Fürstin Amalie von Gallitzin und ihre Freunde. Von Joseph Galland. Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft für 1880. Köln 1880. 229 S. — Eine tüchtige, auf urkundlichem, vielfach neuem Material aufgebaute Lebensgeschichte.

benden Lebensschrittes" aus des mannhaften Bekenners eigenen Worten (S. 96—195). Auch sein großes wissenschaftliches Lebenswerk, die Geschichte der Religion Jesu Christi, wird in gebührender Weise bedacht: die Veranlassung und die Entstehung des Unternehmens, der Hauptzweck des Werkes, die schöne Zueignung an seine Kinder, die öffentlichen Urtheile über die Religionsgeschichte, die merkwürdig segensvolle Wirkung derselben auf die Zeitgenossen — wie schön und tröstlich liest sich das Alles! Höchst lehrreich ist ferner das Kapitel „Mit Gott für Kaiser und Vaterland", welches, die ersten fünfzehn Jahre des neuen Jahrhunderts umfassend, den verhängnißvollen, durch eine Kette empörender Nichtswürdigkeiten, Verräthereien, Erbärmlichkeiten bezeichneten Gang der Dinge im deutschen Reiche von 1800 an bis zur Befreiungszeit in den Eindrücken und Herzensergüssen Stolbergs wie in einem zeitgenössischen Spiegel zeigt, aber auch die freudige Stimmung der Befreiungstage, die Kraft und den Opfermuth der vaterländischen Erhebung uns miterleben läßt, zu welcher Stolberg, als ein Mahner und Prophet religiöser und sittlicher Erneuerung im Volke, mit Schrift und Wort, in Dichtung und That verdienstlich mitgewirkt hat.

Stolberg's Lebensabschluß, einem ruhigen, weihevoll stimmenden Sonnenuntergang in goldklarer Abendlandschaft vergleichbar, ist am schönsten durch sein „Büchlein von der Liebe" bezeichnet, das er, der Patriarch eines gesegneten Familienkreises, seinen Kindern zugeeignet hat, wie es denn auch, nach den Worten seiner Gemahlin, „der Abdruck seines inneren Lebens, das letzte Vermächtniß seines großen Herzens und Geistes" geworden. Von diesem seinem Schwanengesang[1]) gilt, was von seinen letzten Schriften überhaupt gesagt worden: „sie sollten in keiner gebildeten christlichen Familie fehlen wegen ihrer herzlichen kindlichen Frömmigkeit, wegen ihrer reichen Fülle von tiefen und großen Gedanken, und wegen ihrer überall praktischen Richtung. Man lebt mit dem Verfasser, man schreitet mit ihm vor, man

1) Wir machen auf eine neue billige Ausgabe der Schrift aufmerksam: „Ein Büchlein von der Liebe. Von Fr. Leop. Grafen zu Stolberg. Mit Vorwort und Ueberschrift neu herausgegeben. Freiburg 1881. (XX u. 279 S. in 16°. Preis M. 1.20).

fühlt sich sicher auf den verschiedenen, vielfach verschlungenen Wegen, worauf er uns leitet.“ (S. 475.)

Die fruchtbarsten Bücher sind nach meiner Ansicht diejenigen, welche nicht bloß Gedanken geben, sondern auch Gedanken anregen. Das kann von Stolberg in Wahrheit gesagt werden. Das aus seinen Briefen und Aeußerungen zusammengefügte Buch ist reich an Ideen und Gedankenblitzen, welche im Geiste des Lesenden zündend wirken, ihn zu eigenem Nachdenken anregen. Es enthält eine Blüthenlese feinsinniger Beobachtungen, Betrachtungen, Seelenstudien, literarischer Urtheile, Aussprüche voll Lebensweisheit, bei denen man verweilt, um sie bei ruhiger Muße vielleicht weiter zu verfolgen, und dieß um so lieber, weil Alles ohne Ausnahme in der Sprache eines weltmännisch gebildeten Denkers und wortbeherrschenden Dichters gesagt ist, der im besten Verstand das Wort für sich in Anspruch nehmen kann: nihil humani a me alienum puto. In dem Verkehr mit den vornehmsten Geistern seines Zeitalters, in den geistvollen Bemerkungen über eine Reihe bedeutender Denker, Dichter und Schriftsteller geht ein Stück Literaturgeschichte an dem Leser vorüber. Dabei sind Stolberg's Briefe, sowie auch die Gedenkblätter, die er für die Seinigen niederschrieb, eine fortlaufende Apologie des Christenthums. „Er ließ in diesen Briefen und Gedenkblättern, worin sich die schönsten Seiten seines Wesens entfalten, die Entfernten an seinem eigenen literarischen Schaffen, seiner Lektüre, seinem gesammten Geistesleben Theil nehmen. Er beschrieb darin gleichsam sein inneres Leben. In der unerbittlichen Consequenz seiner Grundsätze tritt die feste und harmonische Gestalt seines Charakters leuchtend vor Augen.“ (S. 248.)

Graf Joseph von Maistre hat von Stolberg's Religionsgeschichte geäußert: „es sollte ein Führer und Leiter der Jugend seyn.“ Man kann dieß ohne Einschränkung von dem Leben des Grafen Stolberg selber sagen. So sei es denn allen gebildeten Kreisen, besonders aber der strebenden und begeisterungsfähigen Jugend, zur Betrachtung empfohlen.

VII.

Der Socialstaat, der Finanzstaat und die Colonialpolitik in Frankreich.

(Schluß.)

Das am 28. März eingeführte Zwangsschulgesetz wird wirthschaftlich nur Nachtheile bringen, ganz abgesehen von den gefährlichen Grundsätzen, welche ein glaubensfeindlicher Unterricht unter den Massen verbreitet, sowie von den Hunderten von Millionen, welche die Staatsschule jetzt mehr kostet.

Durch das Gesetz werden alle Kinder gezwungen, bis zum vollen dreizehnten Jahre die Schule zu besuchen. Bisher schickten die Leute ihre Kinder freiwillig bis zum zwölften Jahre in die Schule. Die wohlhabenden Familien in Stadt und Land zählen in Frankreich auffallend wenig Kinder. Das Gesetz wird daher die Arbeiter und Taglöhner, welche noch am meisten Kinder haben, am härtesten treffen. Wenn diese Leute sich manchmal besser standen als in Deutschland, so kommt es daher, daß ihre Kinder vom zwölften Jahre an miterwerben konnten. Am schlimmsten wird es auf dem Lande empfunden werden, wo ohnedieß Arbeitermangel herrscht, und die kleinen Bauern unter den hohen Abgaben und den gesteigerten Produktionskosten erliegen. Daß die längere Schulzeit, verbunden mit dem allgemeinen Wehrdienst, die ländliche Jugend mehr als früher der Ackerarbeit entwöhnt, dadurch den Arbeitermangel auf dem Lande noch steigern muß, wird man binnen wenigen Jahren auch in Frankreich erfahren.

Die letzte Volkszählung hat wiederum die Abnahme der

ländlichen Bevölkerung bestätigt. Während der fünf Jahre von 1876 bis 1881 ist die Gesammtbevölkerung um 520,000, auf 37,321,000 Seelen, gestiegen. Von den Städten über 30,000 Seelen haben 37 allein eine Zunahme von 489,000 aufzuweisen, die Städte um Paris außerdem eine solche von nahe 100,000 Köpfen. Sollten die übrigen Städte zusammen nur 150,000 Seelen gewonnen haben, so hat die städtische Bevölkerung jedenfalls 750,000 Seelen gewonnen, oder 250,000 mehr als die gesammte Zunahme beträgt. Die fetten Landstriche der Normandie und der anstoßenden Gegenden, dann die durch die Reblaus heimgesuchten Landschaften weisen die stärksten Verluste an Bevölkerung auf. Genügende Mehrung der Bevölkerung ist fast nur in der gutkatholischen Bretagne, in Flandern und einigen Strichen des Südens wahrzunehmen. Da die jährliche Zunahme über 100,000 beträgt, der Ueberschuß der Geburten über die Todfälle aber nur 65,000, so folgt daraus, daß Frankreich in den letztern fünf Jahren ungefähr 180,000 Seelen durch Mehreinwanderung gewonnen hat. Die Zahl der Ausländer, welche 1876 schon 802,000 betrug, dürfte daher gegenwärtig eine Million erreichen. Daß eine Mehreinwanderung wirthschaftlich sehr vortheilhaft ist, bedarf keiner Auseinandersetzung.

Der wirkliche Verlust, welchen das flache Land durch die Städte erlitten hat, ist schwerlich auf mehr als 100,000 Köpfe anzuschlagen. Jedoch wird der Verlust dadurch sehr empfindlich, daß die Landbevölkerung in den wohlhabenden Gegenden eine bedeutendere Abnahme aufweist, als die Zunahme in den ärmeren Landstrichen beträgt. Das Verhältniß ist ungünstiger geworden, indem der städtische, vorwiegend revolutionär gesinnte Theil der Bevölkerung sich vermehrt, während das Gegengewicht der conservativen Landbevölkerung sich verringert hat. Der den wirthschaftlichen Mißständen unterliegende Volkstheil hat sich allein vermehrt; dieß ist die schwerwiegende Thatsache. Anderntheils hat sich auch,

durch Abnahme der Landbevölkerung gerade in den wohlhabenden Gegenden, das Absatzgebiet der gewerbfleißigen Bevölkerung vermindert. So wird mit jedem Jahre die sociale Frage schwieriger zu lösen.

Durch das Wehrgesetz soll die allgemeine gleiche dreijährige Dienstzeit eingeführt werden. Selbst die Einjährig-Freiwilligen sollen beseitigt werden, und sogar, wenn es nach Gambetta geht, die Seminaristen drei Jahre die Waffen tragen müssen. Daß die dreijährige Dienstzeit lange genug ist, um bei vielen davon Betroffenen die Lust an der Ackerbauarbeit abzuschwächen, unterliegt keinem Zweifel. Der wohlhabendere Bauer, welcher seinen Sohn loskaufte, wenn er nicht durch einen zweiten Sohn beim Heeresdienst ersetzt wurde, kommt um so mehr wegen der Arbeiten ins Gedränge. Er schickt seinem Sohne jedenfalls ein reichliches Taschengeld, wodurch dieser sich während des dreijährigen Wehrdienstes gar gerne an die Genüsse und Annehmlichkeiten des städtischen Lebens gewöhnt. Der Sohn wird schnell in Versuchung kommen, sofort nach Antritt der väterlichen Erbschaft den Grundbesitz zu verkaufen, um in der Stadt sich ein Haus zu erwerben oder ein Geschäft, sei es auch nur als Fuhrwerkbesitzer oder Kneipwirth, zu beginnen. (Den Kneipwirthen hat die Republik eine ziemliche Ermäßigung der Gewerbsteuer angedeihen lassen.) Der Ackerbau aber dürfte noch lange, sehr lange warten, bis ihm die von allen Sachkundigen für unbedingt nothwendig erklärte Herabsetzung der Grundsteuer zu Theil werden wird. Selbst Leon Say hat eine Erleichterung von 50 Millionen befürwortet, als er nicht Finanzminister war. Als solcher aber widersetzt er sich jeder Herabsetzung der Steuern, weil sonst das ohnedies verlorene Gleichgewicht des Staatshaushaltes noch mehr in die Brüche gehen würde. Der vorige Finanzminister Magnin, welcher so trefflich die schwebende Schuld zu verbergen verstand, widersetzte sich jeder Minderung der Grundsteuer, weil diese am sichersten eingehe und dafür kein Ersatz zu finden sei. Eine

6*

Herabsetzung der Grundsteuer bewirke ja keine Mehrung des Bodens, wodurch ein Ausgleich zu hoffen wäre.

Die Kammer hat im Gegentheil einen Antrag zur Beachtung an einen ihrer Ausschüsse verwiesen, durch den die Grundsteuer noch erhöht werden soll. Die Getränkesteuern sollen abgeschafft, und der Ausfall theilweise durch Erhöhung der Zuschläge zu den direkten Steuern, obenan also der Grundsteuer, gedeckt werden. Der Ackerbau soll eben ausgebeutet und ausgesogen werden, so lange es nur angeht. In allen Staaten, wo die Liberalen mit ihrem römischen Recht herrschen, ist der Ackerbau der fortgesetzten Ausplünderung preisgegeben. Der Liberalismus schadet dem Ackerbau mehr als die Einfuhr amerikanischen Getreides und Fleisches. Die moderne Geldwirthschaft ist es, welche den Bauern- wie den Handwerkerstand zu Grunde richtet und die sociale Frage unlösbar macht, so lange nicht Wandel geschafft wird. Besonders muß auch der Staat mit der fortwährenden Steigerung seiner Ausgaben und der Steuern einmal innehalten. So lange er das Beispiel der Centralisation des Geldes und der Verschwendung gibt, drängen sich Alle, um davon Nutzen zu haben, und an einen Umschwung ist nicht zu denken.

Das werthvollste Ergebniß, welches die französischen Kammern seit fünf Jahren geliefert, besteht in dem Eingeständniß der staatlichen Mißwirthschaft. Am 20. Mai stand der Bericht über den Rechnungsabschluß des Jahres 1870 auf der Tagesordnung. Der Ausschuß-Berichterstatter Baïhaut — der Name verdient der Nachwelt erhalten zu bleiben — verbreitete sich eingehend über die ungemeinen Schwierigkeiten, welche sich einer ernstlichen Prüfung der öffentlichen Rechnungen entgegenstellten. Er sagte dabei wörtlich: „Der Ausschuß erklärt, daß die Prüfung der Rechnungen durch die Kammer illusorisch ist, weil die Kammer nicht die Fähigkeiten besitzt, die Ausgaben zu prüfen und die Verantwortlichkeit der Minister nur fiktiv ist.“

Die Kammer begrüßte mit ihrem Beifall diese Worte, welche gewiß die schärfste Verurtheilung des jetzigen Parlamentarismus übertreffen, die jemals von dessen Gegnern ausgesprochen wurde. Von jeher galt die Ueberwachung und Prüfung der Ausgaben und Einnahmen als die Hauptaufgabe der Landesvertretung. Und nun ist die souveräne Kammer hiezu unvermögend, die Verantwortlichkeit der Minister ist nur ein leerer Schall. Und dieß gegenüber einem mit riesiger Schnelle wachsenden Staatshaushalte von vier Milliarden, welche wohl den vierten, mindestens aber den fünften Theil des Einkommens aller Franzosen darstellen! Die socialdemokratischen Blätter hatten da so Unrecht nicht, als sie die parlamentarischen Sitzungsberichte und Nachrichten kurzweg unter die Rubrik Humbug verwiesen. Und dieser Staat, welcher selbst als der größte Verschwender und unfähigste Verwalter der wirthschaftlichen Güter dasteht, beansprucht das ausschließliche Recht, die zerrütteten wirthschaftlichen Verhältnisse seiner Bürger wieder zu ordnen. Denn etwas Anderes ist doch die Lösung der socialen Fragen nicht, besonders von dem überwiegend materiellen Standpunkt des Staates aus.

Unter der Unzahl von Gesetzen, welche sich alljährlich wie eine Sündfluth über das Land ergießen, gibt es immerhin einige recht zweckmäßige. Es sind dieß namentlich die Gesetze, welche technische Angelegenheiten betreffen und von den betreffenden Beamten ausgearbeitet werden. Vor mehreren Jahren wurden in dieser Weise löbliche Bestimmungen über die wirthschaftliche Verwendung und Ausnützung der Wasserkräfte eingeführt. Dießmal ist es das Gesetz vom 4. April 1882 über die „Wiederherstellung und Erhaltung der nutzbaren Bodenflächen in den Gebirgen, sei es durch vom Staate oder von Eigenthümern mit staatlicher Hülfe ausgeführte Arbeiten und Vorkehrungen.“ Nach diesem Gesetze enteignet der Staat nöthigenfalls diese Grundstücke, wenn die nöthigen Verbesserungen anders nicht getroffen werden

können. Die Forstbehörde kann die Benützung der Grasflächen und Holzungen zeitweilig untersagen, wenn dieß zu den besagten Zwecken nothwendig ist. Der Staat leistet dafür den Eigenthümern die gebührende Entschädigung. Das Gesetz ist eine Vervollständigung des 1864 hinsichtlich der Bewaldung der Berge ergangenen Gesetzes. Nunmehr wird es der ausgezeichneten Forstverwaltung Frankreichs möglich seyn, sofern man ihr nur einen Theil der für andere Zwecke verschleuderten Milliarden zuwendet, eine ordentliche Bergwirthschaft zu führen. Nämlich, die Gebirge planmäßig zu bewalden, die geeigneten Flächen zur Beweidung einzurichten, dem Abrutsch der Erdmassen vorzubeugen, den Verheerungen des Wildwassers zu steuern und überhaupt die Berggegenden mit den zweckmäßigsten Einrichtungen für die Bewirthschaftung des Bodens zu versehen. Dieß wird nicht bloß für die meist noch recht gesunden Gebirgsbewohner von großer wirthschaftlicher Bedeutung seyn.

Welche Stimmung aber unter den Arbeitern herrscht, ist aus sich häufenden Vorfällen zu entnehmen. Im vorigen Jahre kam ein junger Arbeiter, Florian, eigens von Reims nach Paris, um Gambetta umzubringen und, als er diesen nicht zu finden vermochte, schoß er nach einem (deutschen) Arzt, Dr. Weimar. In seinen Aufzeichnungen und vor Gericht erklärte er ausdrücklich, aus Haß gegen die Bourgeoisie gehandelt zu haben, welche nach seinen Ueberzeugungen der Inbegriff alles Unheiles und Schuld an der traurigen Lage der Arbeiter sei. Da er Gambetta, den eigentlichen Kopf und die Verkörperung der Bourgeoisie nicht zu erreichen vermocht, habe er auf den ersten Besten geschossen, welcher durch seinen Orden sich als eines der hauptsächlichsten Mitglieder der dem Tode geweihten Kaste bekundete. Dabei war Florian durchaus kein überspannter Kopf, sondern zeichnete sich durch Ruhe und kalte Ueberlegung aus, war auch ein tüchtiger Arbeiter.

Anfangs Mai (1882) tagte zu Paris, freilich in einer

entlegenen Vorstadt, der jetzt jährliche Arbeitercongreß des Pariser Bezirkes. Alle Verhandlungen drehten sich nur um die eine Frage: Mittel und Wege zu finden, um der Bourgeoisie den Garaus zu machen, das Capital, den Besitz zu vernichten. Auch eine Kundgebung an den Gräbern der 1871 auf dem Kirchhofe Père-la-Chaise erschossenen Communards ward votirt. Am Pfingstmontag fanden sich dort 500 bis 600 Communards ein. Louise Michel und Andere ergingen sich in den heftigsten Ausfällen gegen die Bourgeoisie, kündigten ihr baldige Vernichtung an. Die Versammelten versprachen bis zum letzten Athemzuge für die Austilgung der Bourgeoisie einzustehen. In der Zwischenzeit war im 18. Pariser Bezirk bei einer Ersatzwahl der Collektivist Jeoffrin in den Gemeinderath gewählt worden.

Nach Pfingsten mehrten sich die Arbeitseinstellungen. Diejenige der Zuckersieder-Arbeiter veranlaßte einen kennzeichnenden Zwischenfall. Sie hielten mehrere Versammlungen und erließen eine Zuschrift an den Gemeinderath, um Hülfe zu erbitten. In derselben heißt es: „Auf unsere berechtigten Forderungen antwortete ein Arbeitgeber, er besitze 14 Millionen, um uns zum Nachgeben zu zwingen.“ Der Gemeinderath ist bekanntlich hochroth, hatte seine Communarden-Gesinnung in einer der vorhergehenden Sitzungen noch dadurch bekundet, daß er für die Beisetzung des Communarden-Häuptlings Delescluze eine Freistelle auf einem Kirchhofe bewilligte, wobei derselbe als ein erhabener Held gepriesen wurde. Nichtsdestoweniger erklärten die gewöhnlichen Redner der Mehrheit in der Sitzung vom 7. Juni, der Gemeinderath habe sich in die Verhältnisse zwischen Arbeitern und Arbeitgebern nicht einzumischen. Dieß wäre gegen den Grundsatz der „Freiheit der Arbeit“, nach dem die Arbeiter sich zu richten hätten. Jeoffrin jedoch erwiderte: „Es handelt sich hier um eine öffentliche Angelegenheit. Es ist unstatthaft, daß Arbeitgeber Unglückliche, welche eine kleine Lohnerhöhung verlangen, auf die Straße werfen. Der Zucker-

sieder Say (Vetter des Finanzministers) erzielt ungeheure Erträgnisse; er erklärte den Arbeitern, er besitze 14 Millionen, um sie zum Nachgeben zu zwingen. Wenn er den Lohn um 10 Centimen die Stunde und ein Zehntel bei Stückarbeit erhöhte, würden mit diesen 14 Millionen die Arbeiter 38 Jahre lang befriedigt werden können. Ich wiederhole, ein Gewerbtreibender, welcher solchen Gewinn einheimst, muß verhindert werden, Arbeiter auf die Straße zu werfen." Daraufhin wurde die Zuschrift dem Petitionsausschuß überwiesen.

Schärfer, klarer als in diesem Fall ist aber schwerlich jemals die Stellung der Arbeiter zum Besitz unter der Herrschaft der „Freiheit der Arbeit" hingestellt worden. Mit seinen 14 Millionen kann Herr Say ruhig abwarten, seine 1600 Arbeiter jedoch, welche von der Hand in den Mund leben, sind schon nach acht Tagen der Arbeiteinstellung in bitterer Noth. Die ganze Hohlheit der manchesterlichen Lehre tritt da in greifbarer Nacktheit zu Tage. Die Arbeiter sind schutz- und hülflos; der Arbeitgeber hat theilweise schon andere eingestellt, die Behörde bietet Polizei und Soldaten auf, um diese Neueingestellten, die Zuckersiederei und ihre Niederlagen zu schützen, die Feiernden zu überwachen und an entscheidenden Maßnahmen zu verhindern. Thatsache ist auch, daß unter der dritten Republik fast alle Arbeitseinstellungen mit der Niederlage der Arbeiter enden. Im vorliegenden Falle einigten sich die Besitzer der sechs Pariser Zuckersiedereien sehr schnell und dauernd, mit deren 6000 Arbeitern ging es nicht so glatt und wurden viele sehr bald kirre.

Die Colonialpolitik Frankreichs ist unter der dritten Republik entschieden im Fortschritte. Das Aufblühen der Ansiedelungen in halbwilden Ländern hängt wesentlich davon ab, dort größere Massen von sofort nutzbaren Erzeugnissen zu finden. In Algier hatte dieß längere Zeit seine Schwierigkeit. Jetzt aber sind solche Hülfsquellen mehrfach erschlossen. In dem Tell, dem Tiefland der Küste, wird jetzt der Garten-

bau im Großen betrieben, welcher Frühgemüse, neue Kartoffeln, frisches Obst und Trauben zu einer Jahreszeit liefert, wo in Europa noch nicht daran zu denken ist. Dank der Dampfschiffe und Eisenbahnen werden diese Erzeugnisse massenhaft nach Frankreich und von da bis Schottland, Stockholm und Moskau weiter versandt. Die Ansiedler mehren sich jetzt schneller im Tell und die Eingebornen fangen an sich an diesem Erwerbzweig zu betheiligen.

Auf der Hochebene, welche einen breiten Streifen zwischen dem Tiefland und der Wüste bildet, wächst das Spartagras oder Alfa in großen Massen, bedeckt ganz unübersehbare Flächen. Dasselbe ist zur Papierbereitung geeignet, außerdem aber auch zu feinen Flechtwaaren. 1873 baute eine Gesellschaft die Eisenbahn von dem Hafen Arzew nach Saïda, wo die Hochebene beginnt, während von da bis Geryville, wo die Hochebene zur Wüste abfällt, die Bahn erst während der letzten Jahre weiter gefördert wurde. Durch die Bahn von Arzew bis Saïda ist daher das Alfagebiet erst theilweise erschlossen. Nichtsdestoweniger brachte die Bahn binnen wenigen Jahren einen großartigen Aufschwung zu Wege. Die von einer englischen Gesellschaft betriebene Alfagewinnung beschäftigte sehr schnell bis 20,000 Arbeiter, fast ausschließlich Spanier, welche mit ihren Familien und sonstigen Landsleuten eine spanische Einwanderung von 70,000 Köpfen darstellen. Eine solche Anzahl lohnend beschäftigter Arbeiter mußte natürlich auch zahlreiche Handwerker, Gewerbtreibende, Gärtner und Ackerbauern anziehen, welche für deren Bedürfnisse sorgen. Durch die Alfagewinnung ist daher die Besiedelung der Provinz Oran in Fluß gekommen und dürfte die nächsten Jahre noch einen größeren Aufschwung nehmen. Freilich müssen vorher die nomadischen Araber ganz von der Hochebene vertrieben werden, da dieselben die Wälder und Alfafelder anzünden, damit nach der Regenzeit diese Flächen gute Weideplätze abgeben. Das Vieh dieser Nomaden frißt ganz besonders gern und hat auch oft nichts Anderes

als die jungen Zweige, welche aus den Wurzelstöcken der verbrannten Wälder sehr üppig hervorschießen. Das Verbrennen der Wälder durch die Araber hat keinen andern Grund, es ist eine Folge ihrer nomadischen Lebensweise. Es ist aber auch eine Hauptursache der Feindseligkeit gegen die dagegen einschreitenden Franzosen und der Aufstände, welche für diese stets so empfindlich sind.

Die Besiedelung der an Tunis grenzenden Provinz Constantine ist durch die Anlage von Eisensteinbergwerken in Schwung gebracht worden. Hauptsächlich wegen der Bergwerke wurden mehrere Bahnen, wie Bona=Gelma=Sukharra, gebaut, welche bei dem Vorgehen gegen Tunis gute Dienste leisteten. Eine Bahn von dem Hafen Philippeville nach Constantine und Bakna ist in Betrieb und soll binnen zwei Jahren bis Biskra, auf der hier in ungewöhnlicher Entfernung vom Ufer beginnenden Hochebene, geführt werden. Die Weiterführung bis Tuggurt und Wargla ist geplant. Beide Orte liegen tief in der Sahara, Wargla ist 600 Kilometer vom Meere entfernt. Diese lange Bahnstrecke durchschneidet zahlreiche fruchtbare Thäler, mehrere Oasen, wovon diejenige von Saghem einige Tagreisen Durchmesser hat, große Sümpfe, Seen und Wälder enthält. In den Wüstenstrichen sind schon mehrfach reichliche Quellen erbohrt worden, deren Wasser Palmpflanzungen und dadurch die Anlage und Vergrößerung von Oasen ermöglicht. Es ist nur eine Frage der Zeit, von der Küste bis Wargla das Land zu besiedeln und in eine Kornkammer umzuwandeln. Freilich ist dazu unbedingt nothwendig, die Nomaden abzuhalten. Einmal bis Wargla vorgedrungen, wird das weitere Vorrücken durch die Sahara, mittelst Eisenbahnen bis zum Senegal, ebenfalls möglich werden. Die Sahara bietet überall Oasen und die Möglichkeit Baumpflanzungen und Brunnen anzulegen.

Die vom Cardinal Lavigerie, Erzbischof von Algier und apostolischer Vikar von Tunis, ausgesendeten Glaubensboten Richard und Kerambon sind übrigens schon etwa 1000 Ki=

lometer weiter vorgedrungen und haben sich überall bei den Tuarek einer sehr befriedigenden, oft sogar vorzüglichen Aufnahme zu erfreuen gehabt. Ihre Berichte bestätigen, daß die Tuarek durchaus keine fanatischen Muhamedaner sind, und die Frauen bei ihnen eine ähnliche Stellung einnehmen, wie in der christlichen Gesellschaft. Vielweiberei ist bei ihnen nicht vorhanden, wohl aber gewisse auf das Christenthum zurückzuführende Ueberlieferungen. Die Missionäre glauben sich zu der Hoffnung berechtigt, daß die Bekehrung dieser für europäische Künste und Fertigkeiten empfänglichen, meist ehrlichen und arbeitsamen Stämme gelingen werde.

Algier, soweit es zu Frankreich gehört, umfaßt 60 Millionen Hektaren, ist demnach größer als das Mutterland. Hievon gehören 12 Millionen Hektaren, im Tiefland, zu den fruchtbarsten Bodenflächen, die es irgendwo in der Welt gibt. Forstwirthschaftlich ausgenutzte Waldungen gibt es 2,400,000 Hektaren, angebaut sind bloß 3 Millionen Hektaren, wovon 2½ Millionen von den Eingebornen, welche froh sind, 5 Hektoliter Waizen auf einer Fläche zu ernten, auf der der europäische Ansiedler nicht unter 14 Hektoliter einheimst. Unter römischer Herrschaft waren, nach angestellten Ermittelungen, mindestens 20 Millionen Hektaren in Algier angebaut. In Tunis ist seit der arabischen Eroberung das bebaute Land auf ein Achtel der Oberfläche zurückgegangen. Die Société d'études du Nil hat festgestellt, daß vor dreitausend Jahren, unter den Pharaonen, in Aegypten 17 Millionen Hektaren angebaut waren, welche eine Bevölkerung von 15 bis 20 Millionen ernährten. Die römische Herrschaft brachte schon einen Rückgang hervor, aber die eigentliche Verwilderung durch das Anwachsen der Wüstenflächen kam durch die arabische Eroberung und Mißregierung. Heutzutage leben 2 Millionen Seelen auf den 2½ Millionen Hektaren, welche von dem Bauland noch übrig geblieben sind. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß das verlorene Ackerland wiederum zurückgewonnen und sogar die Sahara mit

als die jungen Zweige, welche aus den Wurzelstöcken der verbrannten Wälder sehr üppig hervorschießen. Das Verbrennen der Wälder durch die Araber hat keinen andern Grund, es ist eine Folge ihrer nomadischen Lebensweise. Es ist aber auch eine Hauptursache der Feindseligkeit gegen die dagegen einschreitenden Franzosen und der Aufstände, welche für diese stets so empfindlich sind.

Die Besiedelung der an Tunis grenzenden Provinz Constantine ist durch die Anlage von Eisensteinbergwerken in Schwung gebracht worden. Hauptsächlich wegen der Bergwerke wurden mehrere Bahnen, wie Bona-Gelma-Sukharra, gebaut, welche bei dem Vorgehen gegen Tunis gute Dienste leisteten. Eine Bahn von dem Hafen Philippeville nach Constantine und Bakna ist in Betrieb und soll binnen zwei Jahren bis Biskra, auf der hier in ungewöhnlicher Entfernung vom Ufer beginnenden Hochebene, geführt werden. Die Weiterführung bis Tuggurt und Wargla ist geplant. Beide Orte liegen tief in der Sahara, Wargla ist 600 Kilometer vom Meere entfernt. Diese lange Bahnstrecke durchschneidet zahlreiche fruchtbare Thäler, mehrere Oasen, wovon diejenige von Saghem einige Tagreisen Durchmesser hat, große Sümpfe, Seen und Wälder enthält. In den Wüstenstrichen sind schon mehrfach reichliche Quellen erbohrt worden, deren Wasser Palmpflanzungen und dadurch die Anlage und Vergrößerung von Oasen ermöglicht. Es ist nur eine Frage der Zeit, von der Küste bis Wargla das Land zu besiedeln und in eine Kornkammer umzuwandeln. Freilich ist dazu unbedingt nothwendig, die Nomaden abzuhalten. Einmal bis Wargla vorgedrungen, wird das weitere Vorrücken durch die Sahara, mittelst Eisenbahnen bis zum Senegal, ebenfalls möglich werden. Die Sahara bietet überall Oasen und die Möglichkeit Baumpflanzungen und Brunnen anzulegen.

Die vom Cardinal Lavigerie, Erzbischof von Algier und apostolischer Vikar von Tunis, ausgesendeten Glaubensboten Richard und Kerambon sind übrigens schon etwa 1000 Ki-

lometer weiter vorgedrungen und haben sich überall bei den Tuarek einer sehr befriedigenden, oft sogar vorzüglichen Aufnahme zu erfreuen gehabt. Ihre Berichte bestätigen, daß die Tuarek durchaus keine fanatischen Muhamedaner sind, und die Frauen bei ihnen eine ähnliche Stellung einnehmen, wie in der christlichen Gesellschaft. Vielweiberei ist bei ihnen nicht vorhanden, wohl aber gewisse auf das Christenthum zurückzuführende Ueberlieferungen. Die Missionäre glauben sich zu der Hoffnung berechtigt, daß die Bekehrung dieser für europäische Künste und Fertigkeiten empfänglichen, meist ehrlichen und arbeitsamen Stämme gelingen werde.

Algier, soweit es zu Frankreich gehört, umfaßt 60 Millionen Hektaren, ist demnach größer als das Mutterland. Hievon gehören 12 Millionen Hektaren, im Tiefland, zu den fruchtbarsten Bodenflächen, die es irgendwo in der Welt gibt. Forstwirthschaftlich ausgenutzte Waldungen gibt es 2,400,000 Hektaren, angebaut sind bloß 3 Millionen Hektaren, wovon 2½ Millionen von den Eingebornen, welche froh sind, 5 Hektoliter Waizen auf einer Fläche zu ernten, auf der der europäische Ansiedler nicht unter 14 Hektoliter einheimst. Unter römischer Herrschaft waren, nach angestellten Ermittelungen, mindestens 20 Millionen Hektaren in Algier angebaut. In Tunis ist seit der arabischen Eroberung das bebaute Land auf ein Achtel der Oberfläche zurückgegangen. Die Société d'études du Nil hat festgestellt, daß vor dreitausend Jahren, unter den Pharaonen, in Aegypten 17 Millionen Hektaren angebaut waren, welche eine Bevölkerung von 15 bis 20 Millionen ernährten. Die römische Herrschaft brachte schon einen Rückgang hervor, aber die eigentliche Verwilderung durch das Anwachsen der Wüstenflächen kam durch die arabische Eroberung und Mißregierung. Heutzutage leben 2 Millionen Seelen auf den 2½ Millionen Hektaren, welche von dem Bauland noch übrig geblieben sind. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß das verlorene Ackerland wiederum zurückgewonnen und sogar die Sahara mit

der Zeit größtentheils landwirthschaftlich benutzt werden kann. Nur bedarf es größerer Bewässerungsanlagen, Anpflanzung von Wäldern, wozu sich besonders der im dürrsten Wüstenboden schnell wachsende blaue Gummibaum eignet, Bohrung von Brunnen, überhaupt Unternehmungen, welche der einzelne selbst bemittelte Ansiedler selten allein auszuführen vermag. Jedenfalls haben die nordafrikanischen Küstenländer noch eine große Zukunft, welche für die wirthschaftlichen Verhältnisse Europa's von der weittragendsten Wirkung seyn wird.

Für Algier könnte das von Gambetta und andern republikanischen Volksfreunden aus bekannten Absichten vorbereitete Gesetz der Strafauswanderung rückfälliger Verbrecher zum Segen werden. Für größere Unternehmen der Urbarmachung fehlt es dort an geeigneten Arbeitskräften. Die Militärverwaltung hat daher schon längst darauf Bedacht genommen, die Militärsträflinge zu solchen Arbeiten zu verwenden. Jedoch können nur große Gutsbesitzer diese Hülfe erlangen, da die Militärsträflinge nur in Abtheilungen und unter Bedeckung zur Verfügung gestellt werden können. Die Trappisten beschäftigen gewöhnlich an 500 Militärsträflinge bei der Urbarmachung und haben dadurch schon zahlreiche Ansiedlungen bewirkt. Manche frühere Sträflinge haben sich als Pächter auf ihren Ländereien niedergelassen. Der Werth eines Hektars Boden steigt durch Urbarmachung von 15 auf 1500 bis 2000 Franken, so daß Großunternehmer glänzende Geschäfte machen können. Das algierische Hochland hat ein dem mitteleuropäischen entsprechendes Klima. Neben Ackerbau wären auf demselben besonders Waldwirthschaft zu betreiben, ebenso auch Wiesen anzulegen. Ueberall ist hier auch Wasser durch Bohrung zu beschaffen.

Zwar ist von Algier, durch die Sahara, ein ungeheurer Weg bis zu den Senegal- und Nigerländern, und es ist erst einem Reisenden, Oskar Lenz, gelungen, auf demselben Timbuktu zu erreichen und dann den Senegal abwärts nach Hause zu reisen. Aber die Franzosen haben in beiden Fluß-

gebieten seit mehreren Jahren ungemeine Fortschritte gemacht. Im Jahre 1880 hat der Hauptmann Galieni den Sultan von Segu bewogen, durch einen Vertrag sich unter den Schutz Frankreichs zu stellen. Derselbe erhält 1200 alte Gewehre, 4 kleine Geschütze und jährlich 25,000 Fr., wofür er den Franzosen das ausschließliche Recht einräumt, in seinem Lande Handelsniederlassungen zu gründen, Straßen, Eisenbahnen, Wasserstraßen zu bauen und zu befahren, überhaupt den ganzen auswärtigen Handel des Landes zu betreiben. Das Reich des Sultan hat 3 bis 4000 Geviertmeilen mit einer Bevölkerung von mehreren Millionen, liefert alle Erzeugnisse der tropischen und gemäßigteren Zonen. Das Reich Segu umfaßt das obere Gebiet des Niger, welcher hier schon mehrere schiffbare Nebenflüsse aufnimmt. Die Hauptstadt Segu, am Niger, liegt weniger von Timbuktu entfernt als von der Küste.

Im Sommer 1881 kamen Abgesandte des Futa-Dschallen-Staates nach Paris, um den Freundschaftsvertrag mit Frankreich zu vollziehen. Dieser Staat bildet eine Art westafrikanischer Schweiz, indem derselbe die weiten und reichen Gebirgsländer umfaßt, aus welchen, außer den Riesenströmen Niger, Senegal und Gambia, noch eine Menge kleinere und größere Flüsse entspringen und theilweise bis ins Meer fließen. Wegen seiner Höhenlage, Waldungen und Bewässerung hat dieß weite Gebiet ein gemäßigtes, den Europäern sehr zuträgliches Klima, ist außerdem fruchtbar und reich an Viehzucht und Erzeugnissen aller Art. Die das Land bewohnenden Stämme scheinen der kaukasischen Rasse verwandt zu seyn, sind kräftig, muthig, offen und zuverläßig, besitzen auch eine gewisse Gesittung und Fertigkeiten. Sie bilden einen großen Bund, dessen gemeinsame Angelegenheiten von den Aeltesten besorgt werden, welche auch Streitigkeiten schlichten. Durch Segu und noch mehr durch Futa-Dschallon (Hauptstadt Timbo) haben die Franzosen den Schlüssel zu den ungeheuren, bevölkerten und reichen Stromgebieten des Senegal

und Niger in der Hand. Es ist deßhalb auch gar keine Uebertreibung, wenn gesagt wurde, nunmehr werde Frankreich in Westafrika sein Indien haben. Nach Schätzungen, welche eher als mäßig zu bezeichnen sind, kann Frankreich seinen politischen und wirthschaftlichen Einfluß auf Gebiete ausdehnen, die wohl 50 Millionen Einwohner zählen. Selbstverständlich kann hier dieser Einfluß sehr bald zur wirklichen Herrschaft werden, sich dann immer weiter bis tief ins Herz Afrika's ausbreiten und nördlich die Verbindung mit Algier herstellen. Für die Machtstellung Frankreichs dürfte dieß von entscheidender Wichtigkeit werden.

In seiner auswärtigen und Colonialpolitik kann Frankreich seinen angebornen Charakter als katholisches Land nicht verläugnen. In den fremden Welttheilen muß sich selbst die Republik auf die Missionäre stützen, welche den zu Hause verfolgten Orden angehören. Die Glaubensboten bahnen todesmuthig den Weg; sie sind gewöhnlich die unentbehrlichen Vermittler zwischen den eingebornen Häuptlingen und den europäischen Regierungen oder deren Vertretern. Die umfassende Missionsthätigkeit des Cardinal-Erzbischofs Lavigerie in Nordafrika wirkt mehr für die Beruhigung und die Gewinnung der Eingebornen als die meisten noch so klug ausgesonnenen und so theuer ausgeführten Maßnahmen der französischen Behörden. Der Cardinal hat in Algier Waisenhäuser, Dörfer eingeborner Christen, Schulen, Kranken-Anstalten gegründet. Ehe die Franzosen nach Tunis kamen, hatte er dort ähnliche Anstalten geschaffen, welche seit der Besetzung des Landes einen ungewöhnlichen Aufschwung genommen haben. In den Senegal- und Nigerländern, wo die Bevölkerung meist heidnisch oder nur muhamedanisch angesteckt ist, arbeiten ebenfalls die Glaubensboten unermüdlich.

Die Missionäre sind auch fast die einzigen Franzosen, welche den Muth besitzen, auszuwandern. Die große Ausdehnung und die Nähe der französischen Besitzungen in Afrika hat bisher nicht vermocht, eine nennenswerthe Auswanderung

aus Frankreich hervorzurufen. In Algier bilden die Franzosen kaum die Hälfte unter den Ansiedlern und in Tunis zählt man knapp einige Tausend Franzosen neben 15 bis 20,000 Italienern. Ein Auswanderungstrieb könnte nur entstehen, wenn ein besserer religiöser und politischer Geist innerhalb der französischen Bevölkerung Platz greifen würde. Freilich müßte auch die vollständig auf den antisocialen, modernen Principien beruhende Gesetzgebung abgeschafft werden und eine festere staatliche Ordnung eintreten. Dann würde das fluchwürdige Laster der freiwilligen Unfruchtbarkeit der Ehen aufhören, ebenso auch der Andrang der Landbevölkerung nach den Städten sich verringern. Der zweite, dritte Sohn des Bauern oder Grundbesitzers würde mit seinem Vermögensantheil sich in Algier oder Tunis ein zehnmal größeres Besitzthum erwerben, als das väterliche ist, auf dem der älteste Bruder sitzen geblieben. Die zahllosen jungen Leute aus den gebildeten Ständen, welche jetzt zum Unheil des Landes werden, weil sie sich kopfüber in die Politik stürzen, um auf Kosten der Steuerzahler sich eine Stellung zu erringen, würden als Officiere, Ingenieure, Unternehmer, Kaufleute, Beamten, Pflanzer in den überseeischen Besitzungen eine ungleich ersprießlichere Wirksamkeit finden. Unter den städtischen, aber vom Lande stammenden Arbeitern und Handwerkern gibt es sehr viele aufgeweckte, unruhige und deßhalb abenteuernde, aber immerhin strebsame Gesellen, denen es in der Werkstatt zu enge wird. Jetzt sind sie die unentbehrlichen Helfershelfer der politischen Macher, der Gambetta, Clemenceau, Rochefort und Sippe. Mit diesen Leuten ließen sich aber Militäransiedlungen anlegen, wo sie halb als Soldat und Jäger, halb als Viehzüchter, Ackerbauer und Handwerker ein Leben voller Abwechslung führen und dadurch den Boden für weitere Ansiedler bereiten helfen würden; etwa die österreichischen Grenzer auf der algierischen Hochebene. Durch eine geschickte Colonialpolitik könnte ein frischer und reinigender Zug in die öffentlichen Verhältnisse

kommen, wodurch deren Gesundung gesichert würde. Nach den Colonien muß das Mutterland jene an sich tüchtigen Kräfte abstoßen, welche in Folge der verkehrten inneren Politik und allgemeinen Verhältnisse halber in der Heimath überschüssig und dadurch vielfach zum Uebel und zur Last werden. Für die Lösung der socialen, wirthschaftlichen und politischen Frage des Mutterlandes werden aber diese afrikanischen Besitzungen in nicht allzu ferner Zeit entscheidend werden — sofern nicht Frankreich an der Republik stirbt.

VIII.

Vittoria Colonna.

(Schluß.)

Mit dem Leben ihres Gemahles schloß in mehr als einem Betracht die erste Hälfte vom Leben Vittoria's ab. Indem sie sich mit dem ersten, herbsten Schmerze um den Verlust des Mannes, den sie mehr geliebt, als sein Verhalten vermuthen lassen dürfte, in den Mauern des Klosters San Silvester in Capite in Rom geborgen, hat sie den Anfang zu einem vorzugsweise innerlichen Leben gemacht, das, wenn auch den Orten nach wechselvoller als das frühere, in mancher Hinsicht doch einförmiger war, da sie von irdischen Dingen in viel höherem Grade abgezogen war; wenn auch die Geschicke ihrer Familie und anderer ihr nahestehender Personen sie in Berührung, zum Theil in Collision mit der Außenwelt brachte und spätere blutige Kämpfe in und um

Rom sie wiederholt zwangen, die ewige Stadt zu fliehen, „so schlug sie doch von jetzt an jene Richtung ein, zu welcher der Geist sie trieb und der sie ihre hohe und fast einzige Stellung in der Geschichte verdankt.“ (S. 82.)

Uebergehen wir die politischen Ereignisse der nächstfolgenden Zeit, welche für Vittoria noch eine weit schwerere Bedeutung hatten, als daß sie durch dieselben aus ihrer Zufluchtsstätte vertrieben wurde — den Angriff der Colonnesen auf den Vatikan, die Plünderung Roms „mit Schauderscenen, bei denen Spanier und Deutsche türkisches Beispiel nachahmten“ — und folgen wir ihrem inneren Leben, in das wir durch ihre Dichtungen jener Zeit einen Blick zu werfen vermögen. Deren Quell, der sich schon so frühe erschlossen, hatte sich doch erst reichlich ergossen, nachdem derjenige, der die ganze Liebe und Treue ihres Herzens besaß, für immer von ihr genommen war; erst durch Pescara's Tod wurde sie Dichterin. Jahrelang gab sie dem Gefühle des Schmerzes, der sie beseelte, der Erinnerung, die sie erfüllte, der Hoffnung auf Wiedervereinigung in immer neuen Dichtungen Ausdruck. Aber hören wir, was Herr von Reumont über diese Gattung der Poesie Vittoria's sagt: „Es ist Vittoria Colonna wie Petrarca und Anderen ergangen: das fortwährende Umwenden desselben Grundgedankens bald nach der einen, bald nach der andern Seite, das Antithesenspiel, worin schon die älteste italienische Lyrik sich gefiel, die Spitzfindigkeit im Auffinden stets neuer Nüancen, thun dem Eindruck Abbruch. Vieles erscheint uns kalt und gekünstelt, was vielleicht einmal mehr bewundert worden ist, als der volle Erguß leidenschaftlichen Gefühls. Die Mitwelt hat an Vittoria am meisten das gepriesen, was uns am wenigsten anzieht, die stete Verherrlichung Pescara's. Wir lassen die Bewunderung gelten, welche die Gattin dem Gatten zollt, aber die nicht endende Wiederkehr der ‚schönen Sonne‘ kann nicht anders als monoton erscheinen, weil das Maß überschritten ist. Wir vermissen in Vittoria's Sonetten den Aus-

druck der Empfindungen, welche das entsetzliche Unglück der Zeit in ihrer Brust wecken mußte, welche es in der Brust Guidiccioni's, Bembo's, Varchi's, Galeazzo's di Tarsia, Ariosto's, Alamanni's u. A. geweckt hat, mochten sie immerhin im Leben nicht immer ihren Anschauungen und Empfindungen treu bleiben. Wo sie der Geschicke Italiens gedenkt, gegenwärtiger und künftiger, trennt sie dieselben nicht von der Erinnerung an Pescara. Auch dann nicht, wo sie Karl V. feiert, von dem sie das Heil ihrer Heimath und die Niederwerfung der Feinde der Christenheit erwartete. Sie hat einmal ausgesprochen, daß des Kaisers Siege ihr unvollkommen schienen, sein Ziel nur halb erreicht, seit der Sieger von Pavia nicht mehr seine Schaaren führte." — Deßwegen trifft sie auch der Vorwurf, daß ihre Poesien viel Subjektives an sich getragen, während von ihrer schon genannten Zeitgenossin Veronika Gambarra gerühmt wird, sie sei „wiederholt aus den engen Kreisen der Gefühlspoesie herausgetreten." So „liegt für uns die Bedeutung Vittoria's als Dichterin wesentlich in den Erzeugnissen ihrer späteren Lebenszeit." Nachdem sie ihren Worten gemäß „gedichtet, um das Leid des Herzens auszulassen", trat die Zeit der „inneren Einkehr" ein, in der sie „mehr und mehr nach dem Frieden strebte, den die Welt nicht geben kann, und bei Wenigen hat sich die ernste Stimmung, welche durch die Zeit und Umstände genährt wurde, entschiedener ausgesprochen, als in den religiösen Dichtungen Vittoria's."

Wenn Herr von Reumont sagt: „Vittoria Colonna gehört zu der nicht großen Zahl von Frauen, bei denen die Weltgeschichte gewissermaßen in Haus und Leben eingegriffen hat", so dürfen wir wohl hinzusetzen: auch in ihre innere Entwicklung. Für diese war es von großer Bedeutung, daß sie in jene Zeit fiel, in welcher die Reformbewegung im Innern der katholischen Kirche selbst begann und daß sie in genauen Beziehungen zu vielen jener Männer stand, von denen diese Bewegung theils ausging, theils zur Wahrung

der heiligsten Interessen genährt und geleitet, theils aus minder hohen, vielmehr dem Hochmuthe und der Selbstsucht entsprungenen Absichten in falsche Richtung übergeleitet und mißbraucht wurde. Und hiemit kommen wir zu einem um so interessanteren Theile des hochbedeutenden Buches, als der Herr Verfasser die vielen Berührungspunkte mit Strömungen unserer eigenen Zeit zwar nicht namhaft macht, aber sie in geistreichster Weise durchschimmern läßt. Ohne dem Gesammtinhalte irgend etwas an seinem Werthe schmälern zu wollen, möchten wir doch den die Reformbewegung vorzugsweise behandelnden 1., 2., 3. und 6. Abschnitt des zweiten Buches als die interessantesten Theile des Ganzen bezeichnen. Ein so gründlicher Forscher, wie Herr von Reumont, ein so klarer Geist, ein so überzeugungstreuer Charakter, als welcher der Autor sich bewährte, kann wohl mit ruhiger Objektivität Schäden und Gebrechen mit dem rechten Namen nennen, welche weder geläugnet noch vertuscht zu werden brauchen, da die Kirche selbst ihre Heilung in die Hand genommen hatte, welche aber noch immer von den Gegnern zu den maßlosesten und ungerechtesten Angriffen benützt und fälschlich als noch nicht beseitigt behandelt werden. Er spricht sich hierüber aus wie folgt:

„Das ganze italienische Mittelalter hindurch hatten ernste Stimmen Gebrechen der Kirche und Sünden des Klerus verklagt und die Kirchengeschichte bietet eine unabsehbare Reihe von Reformversuchen verschiedenster Art, wie verschiedenster Geschicke. Längst bevor in Deutschland die Bewegung begann, welcher der specifische Name der Reformation geblieben ist und welche die Welt umgestaltet hat, war man in Italien von dem Bewußtseyn durchdrungen, daß der modernen Paganisirung, womit die Ueberwucherung der Tendenzen des Humanismus die Welt bedrohte, und der damit zusammenhängenden Verweltlichung des Pontifikats ein Ziel gesetzt werden müsse, sollten nicht die Uebel dem Jahrhundert, bei dessen Anfange alle, auch die heilsamsten

Schranken in Glauben, Lehren, Thun der vorausgegangenen Zeiten zertrümmert lagen, über dem Kopf zusammenschlagen. Die christliche Kirche hat in den vielen Jahrhunderten ihres Bestehens zahlreiche ernste Gefahren erlebt: sie hat immer ihren Retter gefunden, denn der Geist Gottes hat über den Wassern geschwebt, die sie zu bedrohen schienen, und das Gute hat endlich obgesiegt über die feindlichen Gewalten."

„Das Lateranische Concil, von Julius II. begonnen, von Leo X. geschlossen, hatte deutlich gemacht, was zu thun war, ehe jene Bewegung zum Ausbruch kam, welche zwar einerseits analoge Tendenzen verkündete, andererseits jedoch mehr und mehr einem dem bisherigen Stande der Kirche feindseligen Geiste Ausdruck und Nahrung verlieh. Wie schlimm immer die Sünden des Papstthums, wie groß die seit dem Beginne der Opposition, namentlich von Clemens VII. begangenen Fehler seyn mochten, welche dazu beigetragen haben, dieser Opposition das Oberwasser zu geben: der Wunsch der Versöhnung ist immer auf katholischer Seite lebendig gewesen. Das Papstthum hat auch immer, wo es sich um die Auseinandersetzung mit den sehr verschiedenartigen Gegnern handelte, die umfassendere, in gewisser Hinsicht weitherzigere Auffassung an den Tag gelegt, die ein Erbtheil seiner Weltstellung war, mochte es immerhin das Bestehende und Ueberkommene gegenüber der Umwälzung vertheidigen. Die kurze Regierungszeit Hadrian's VI. und die vielen schweren, auf allen Seiten ihn umlagernden Sorgen hatten ihm nicht erlaubt, die Reformpläne ins Werk zu setzen, deren Offenheit wider ihn selber ausgebeutet worden ist. Die Regierung seines Nachfolgers ist für den Kaiser, der sehr wohl einsah, daß ohne ein Concil nichts zu erreichen war, nur ein Hemmschuh gewesen. Die Concilsfrage war aber in der That eine sehr complexe. Niemand konnte wissen, welche Wendung die Dinge nehmen würden. Das große Concil des beginnenden 15. Jahrhunderts hatte der abendländischen Christenheit die Einheit wiedergegeben; aber es hatte den

Begriff der päpstlichen Gewalt, wie die Jahrhunderte ihn ausgebildet, geschwächt, und nur die Uebertreibungen, zu denen die Nachfolger der zu Constanz versammelten Väter sich fortreißen ließen, haben eine noch weit gefährlichere Schwächung verhindert, als die nach den beiden Kirchenversammlungen gebliebene war. Der Streit um die conciliare Autorität hatte die Durchführung der Reform behindert; die päpstliche Kirche, obgleich ihrer Nothwendigkeit bewußt, hatte sie nicht durchzuführen vermocht. Wer stand dafür, daß in so aufgeregter Zeit beide Fragen nicht zu gleicher Zeit brennende wurden und die bedenklichste Complikation herbeiführten?"

„Bei Clemens VII. vereinigten sich mit den religiösen Bedenken gegen das Concil politische Besorgnisse, und je eifriger Karl V. seit seiner Kaiserkrönung, namentlich seit dem Jahre 1532 auf die Zusammenberufung drang, um so zaghafter ist der Papst geworden, und wer weiß, ob er das Zugeständniß seiner letzten Zeit bei längerem Leben ins Werk zu setzen fähig gewesen wäre. Die Nothwendigkeit einer Einkehr in sich selber, ohne welche äußere Umwandlungen keine Bedeutung haben konnten, ist aber unter ihm gerade in Rom immer lebendiger vor der Seele Vieler gestanden. Das Bewußtseyn dieser Nothwendigkeit hatte schon in Leo X. letzter Zeit jene Schaar ernster Männer, Kleriker wie Laien, zusammengeführt, deren Namen wir in späteren Zeiten meist unter denen der Vorkämpfer der Reform, wenn gleich in den zwei verschiedenen Lagern begegnen, welche man am besten mit den Namen Contarini und Carafa bezeichnen kann. Es war die Schaar, die in Trastevere bei dem geistig angelegten Florentiner Giulianio Dati die Genossenschaft des Oratoriums der göttlichen Liebe gründete, von dem man die Anfänge der kirchlichen Regeneration herzuleiten pflegt, das aber seinen Ausgangspunkt in dem erwähnten Lateranischen Concil hatte. Ihre Anschauungen fanden Anklang in anderen Theilen Italiens. Es ist ein großes Unglück gewesen, daß ein so über-

wiegend von politischen Ideen erfüllter, und doch seiner politischen Aufgabe nicht gewachsener Papst gerade in einem solchen Moment an der Spitze gestanden ist — Rom ist geplündert, der Riß in Deutschland unheilbar geworden, England verloren gegangen. In Italien aber hat eine Bewegung begonnen, deren Tendenzen divergirende gewesen sind. Zum Theil waren sie eigenartig und verharrten innerhalb des Kreises des katholischen Lehrbegriffs, zum Theil zeigten sie mehr oder minder ausgesprochene Analogien mit den Anschauungen der verschiedenen protestirenden Schulen, die nothwendig von jenseits der Alpen eindrangen.“ (S. 124 ff.)

In dieser mit so wenig Strichen entworfenen Zeichnung der Lage der Dinge in jener bedeutungsvollen Zeit erkennt man die Meisterhand; keine Silbe ist zuviel und doch genügt das Gesagte vollständig zur Orientirung.

Der Ursprung der Bewegung ist auch heute unvollkommen aufgehellt, aber als ihr Mittelpunkt gilt der nach Neapel übergesiedelte spanische Edelmann Juan Valdez, den Karl V. zum Ritter geschlagen und mehrere Male in Vertrauensmissionen nach Deutschland gesendet hatte. „Daß derselbe eine bedeutende Persönlichkeit war und auf Alle, die in seinen Bereich kamen, tiefen Eindruck machte, ist offenbar. Die Natur der Doktrinen, welche in den ersten Zeiten der Zusammenkünfte, an denen Personen verschiedenster Lebensstellungen wie Richtungen Theil nahmen, sich Bahn zu brechen strebten, darf man nicht nach späteren Aeußerungen definiren. Es ist undenkbar, daß dieselben, hätten sie sich so entschieden angekündigt, nicht bei Manchen, die unbefangen in diesen Kreis traten, Bedenken geweckt; es ist völlig unmöglich, daß sie nicht, weit früher als geschehen ist, Verdacht geweckt haben sollten. Carnesecchi hat in seinen nach mehr denn drei Decennien abgegebenen Erklärungen mit voller Wahrheit gesagt, Valdez' Anschauungen seien damals von gelehrten und gut katholischen Männern gebilligt worden.“

Daß Vittoria Colonna „zu dem Kreise gehörte, der in

der Besprechung religiöser Dinge, in den Betrachtungen der Heilswahrheiten Trost, Beruhigung, Erhebung suchte," erklärt sich sowohl aus ihrer hohen geistigen Begabung, als auch aus ihrer durch den persönlichen Verlust mehr und mehr von der Erde losgelösten und dem Ewigen zugekehrten Gemüthsrichtung. Andere vornehme und geistig bedeutende Frauen, welche, obwohl sie mit den Traditionen der klassischen Zeit Elemente der modernen Cultur in sich vereinigten und auf der Höhe so der Bildung wie der Gesellschaft standen, aber die Klosterzelle dem Leben in Palästen vorzogen, schloßen sich ihr hierin an. Von den Männern, die sich mit Valdez verbanden, gewann für Vittoria die größte Bedeutung der Kapuzinergeneral Fra Bernardino Ochino von Siena.

Dieser rastlos strebende Geist war seiner ganzen Anlage nach mehr zu Kampf und Umwälzung, als zu friedlicher Wirksamkeit berufen, und die Strömung der Zeit trieb ihn fast naturgemäß auf die Seite der Opposition gegen das Bestehende, an dem sich nur allzuviele Mängel zeigten. Als Prediger entfaltete er eine so hinreißende Beredsamkeit, daß er, wie ein Zeitgenosse sagt, „den Steinen Thränen entlockte"; indem er „von der landläufigen geistlichen Beredsamkeit sich freihielt und mehr als die übrigen Redner, welche sich über den gewöhnlichen Volkston zu erheben suchten, das Allegorisiren in der Bibelerklärung und die gehäuften Spitzfindigkeiten und Antithesen vermied, näherte er sich jener einfachen und zugleich warmen Erklärung und Anwendung der Evangelien und der Rundschreiben, welche überall und auf alle Stände einen Eindruck nicht verfehlt hat." Wann und wo Vittoria diesen merkwürdigen Mann zuerst kennen gelernt, ist nicht zu bestimmen; ihre Correspondenzen aus dem Jahre 1535 bezeugen bereits ihr lebhaftes Interesse für den in seinem Anfange von andern Orden heftig angefeindeten Kapuzinerorden; und sicher war dieses Interesse durch Ochino geweckt worden, der gerade in jener Zeit, der Zeit seines hellsten Glanzes und seiner höchsten Kraft, einen fast wun-

derbaren Einfluß ausgeübt haben muß, dem die verschiedensten Charaktere in den verschiedensten Lebensstellungen sich nicht zu entziehen vermochten. Aus dem Jahre 1537 liegt ein Brief Vittoria's an den Cardinal Gonzaga vor, worin sie sowohl auf die Anfeindungen und Verdächtigungen, deren Gegenstand Fra Bernardino in immer höherem Grade wurde, Bezug nimmt, als sie ihn mit großer Beredsamkeit und lebhaftem Eifer vertheidigt; im Hause ihres gemeinsamen Freundes, des Cardinals Sanseverino, seien seine heiligen Worte mit falschen Reden gedeutet worden. „Ich glaube," fährt sie fort, „sicherlich nicht mit Willen gedachten Cardinals, denn die Nerone sind nicht zurückgekehrt, denen das Licht Gottes verhaßt ist. Dinge, von denen Tausende wahrhaftes Zeugniß geben können, lassen sich auch nicht verdrehen, um so weniger, als seine Predigten in Perugia und Neapel von so vielen Guten nachgeschrieben werden und so geschätzt sind, daß der Neid Gefahr läuft, sich selbst zu beschämen . . . Aber dieser Neid nimmt täglich gegen ihn zu; da er nun abreist, empfehle ich ihn Ew. Herrlichkeit zum Schutze wider so viele Anfeindungen, nicht um seinetwillen, sondern wegen des Gewinnes so vieler Seelen! Wohl predigen Andere, aber sie bewegen nicht und nützen nicht, wie seine Reden, was offenbar ist . . . Er vertheidigt sich nicht und redet nicht, weil er nicht den Schein haben will, als glaube er, daß man auf ihn Gewicht legt; das beharrliche Schweigen aber kann als Hochmuth ausgelegt werden." — Sicherlich war zu jener Zeit noch nicht an der Rechtgläubigkeit Ochino's zu zweifeln; noch im Jahre 1537 konnte ein späterer Gegner von ihm sagen: „es gebe nicht Fürst, noch Freistaat, denen er nicht theuer sei, keinen Privatmann, der ihn nicht in Ehren halte." Große Herren feierten ihn in Versen; er wurde durch ganz Italien in alle bedeutenden Städte als Prediger berufen; „man konnte sich nicht sättigen, ihn zu hören"; und den vielen Aufforderungen, einen Predigtcyklus zu halten, kam er meistens bereitwillig nach, „vorausgesetzt, daß

man ihn von Rom aus ermächtige." So scheint sich der Umschwung in seinen Ansichten ganz allmälig entwickelt zu haben; feinfühlenden Geistern mochten aber schon um das Jahr 1541 Zweifel über seine kirchliche Gesinnung gekommen seyn, wie man aus einer Aeußerung Vittoria's schließen darf, von welcher ein dem hohen Adel jener Zeit wohlbekannter Literat, Luca Contile, nach einem vierstündigen Besuche bei der Marchesa, von der er „sich nicht zu trennen vermochte", berichtet: „Sie erkundigte sich nach Fra Bernardino von Siena. Ich erwiederte, er sei von Mailand abgereist, wo er einen guten Namen hinterlassen und so allgemeines Insichgehen bewirkt habe, daß Alle ihn für einen wahrhaft christlichen Mann hielten. Wolle Gott, antwortete sie, daß er so verharre!" — Die eigentliche Krisis aber scheint für den unglücklichen Mann im Jahre 1542 während eines Fastenpredigt-Cyklus in Venedig begonnen zu haben und so schwer es Paul III. fallen mochte, gegen einen Mann einzuschreiten, der so viel Gutes bewirkt hatte, der in ganz Italien eines solchen Rufes genoß, der bis zu den Stufen des heiligen Stuhles hinauf seine Verehrer und Freunde besaß, so sah sich dieser geistvolle und energische Papst doch endlich dazu genöthigt, vermuthlich aber erst, nachdem vertrauliche Warnungen und Ermahnungen seitens hoher Kirchenfürsten, wie des Bischofs Giberti, den rast- und maßlosen Eiferer nicht bewogen hatten, die Grenzen reformatorischer Ansichten und Thätigkeit bei dem, der in der Kirche bleiben will, anzuerkennen. Paul III. ließ gewiß ernste Untersuchungen über die Glaubwürdigkeit und Begründung der heimlich und offen gegen Ochino vorgebrachten Beschuldigungen jenem „in höflicher Form" abgefaßten Schreiben vorhergehen, in welchem er zur Besprechung über „Dinge von Wichtigkeit" nach Rom berufen wurde. Daß dieses Schreiben „Mißtrauen bei Ochino weckte, beweist einfach, daß er sich Rom gegenüber schuldig fühlte." Statt dem Rufe Folge zu leisten, floh er in das protestantische Ausland. Auf der Grenz-

scheide zwischen dem Katholicismus und dem Protestantismus, unmittelbar vor seiner Flucht, aber vermuthlich zu derselben im Inneren bereits entschlossen, richtete Ochino ein Schreiben an Vittoria Colonna, „welches in ergreifender Weise seine Seelenunruhe verkündet.“ Das fernere Schicksal Ochino's hier weiter zu verfolgen, liegt nicht in unserer Aufgabe; jene Flucht bestimmte sein Geschick während der noch übrigen zweiundzwanzig Jahre seines Lebens, indem dieser begabte und unglückliche Mann „von derselben Maß= und Rastlosigkeit und schrankenlosen Selbstbestimmung in Glaubenssachen getrieben, die seinen Bruch mit der katholischen Kirche herbeiführte“, ebenso mit der protestantischen Orthodoxie zerfiel und überall ausgewiesen, des Antitrinitarismus und Socinianismus, ja der Vertheidigung der Polygamie und des Atheismus angeklagt, mit seinen armen Kindern (er hatte auf der Schwelle des Greisenalters noch geheirathet) von Ort zu Ort, von Land zu Land wanderte, „um siebenundsiebenzigjährig in einem mährischen Städtchen elend und, wie es scheint, unbekannt zu sterben.“ Für Vittoria erwuchs aus ihren Beziehungen zu Ochino eine Verdächtigung ihrer katholischen Gesinnung und treuen Anhänglichkeit an die Kirche, die sich bis auf unsere Tage fortpflanzte, indem man mit einer sehr charakteristischen Inconsequenz sie einerseits als die Seele der reformatorischen Bestrebungen hinzustellen liebte, andererseits es ihr zum Vorwurf machte, daß sie den oben erwähnten Brief Ochino's an den Cardinal Cervini, den späteren Papst Marcellus II., auslieferte, den Unglücklichen seiner kirchlichen Behörde gegenüber dadurch preisgab.[1])

1) Wir wollen nicht unterlassen, an dieser Stelle der Polemik zu gedenken, welche der Professor Karl Benrath in Marburg in der „Allgemeinen Zeitung“ (Beil. Nr. 4) gegen Reumont über die Stellung Vittoria Colonna's zur Reformation jüngst eröffnet hat. Da Herr von Reumont selbst bereits eine eingehende Replik auf die gegen ihn vorgebrachten Einwürfe und Bemerkungen Benrath's in Nr. 46 der Beilage der „Allgemeinen Zeitung“

Wie falsch jene Beschuldigung ist, ebenso ungerecht ist dieser Vorwurf, wenn man die ganze Lage und die von dem ehemaligen Kapuzinergeneral gleich nach seiner Flucht angenommene Haltung in Betracht zieht. Daß der gewaltige Mann auch seiner Zeit auf Vittoria großen Einfluß ausgeübt, ist bekannt; sie sagt selbst in einem Briefe an den Cardinal Cervini, worin sie sich über ihr Verhältniß zu Cardinal Reginald Pole ausspricht: „sie verdanke letzterem ihr Heil, denn er habe ihr Einhalt gethan und sie von vielen Truggedanken zurückgebracht" — Worte, welche darauf hindeuten,

---

folgen ließ, so genügt es, wenn wir hier in Kürze den Controverspunkt fixiren. Der protestantische Professor will in Vittoria Colonna „eine Protestantin sehen, welche nicht die Kraft gehabt hat, mit der römischen Kirche zu brechen", während sie für ihren Biographen „eine Katholikin ist, die in der Sehnsucht und dem Bewußtseyn der Nothwendigkeit kirchlicher Reform mit den Edelsten ihres Volkes gegangen, aber gleich den bei weitem Meisten derselben diesseits der Grenze stehen geblieben ist, welche innere Stimme und Freundes Unterweisung ihr steckten." (A. a. O. Nr. 46.) — Dieß ist freilich ein „fundamentaler Unterschied" der unseres Erachtens von den Vertretern beider einander gegenüberstehenden Richtungen so leicht nicht aufgegeben werden wird, da sich der eine Theil, welcher die Protestantisirung Vittoria's bezweckt, auf Dokumente, Proceßakten u. s. w. stützt, die authentisch sind, aber allerdings erst fünfzehn Jahre nach Vittoria's Tod den Beweis zu liefern trachteten, daß sie ausgesprochen Häretikerin gewesen, indem sie den Lehrsatz von der Rechtfertigung durch den Glauben angenommen, häretische Schriften gelesen, die Vertreter der antikirchlichen Bestrebungen mit Geld unterstützt habe; — während der andere Theil aus ihren Briefen und Dichtungen, also aus den genuinen Aeußerungen ihres innersten Wesens, sowie aus ihrem echtkatholischen Ende in einem römischen Kloster den einfachen und natürlichen Schluß zieht, daß Vittoria Colonna, nachdem „die aus einer mißdeuteten Lehre gezogenen Consequenzen ihrem Auge klar geworden waren, und sie Rath gesucht und gefunden, dem katholischen Princip Treue bewahrt und ihr individuelles Urtheil der Autorität der Kirche untergeordnet hat."

daß sie sich der Gefahr in Irrthum zu verfallen bewußt geworden. Das beste Schutzmittel gegen diese Gefahr bot ihr gewiß die Zurückgezogenheit, in welcher sie seit dem Oktober 1541 im Kloster S. Caterina zu Viterbo lebte; über drei Jahre blieb sie daselbst. „Es ist“, sagt Reumont (S. 196), „ein ernster, für ihre innere Entwicklung bedeutsamer, ja entscheidender Abschnitt ihres Lebens gewesen. Denn diese Jahre waren die Zeit der Krisis von Tendenzen, die sie angezogen hatten, von Männern, die ihr nahe gestanden waren; eine Krisis, die ihr schmerzlich seyn mußte, da ihrem durchdringenden Geiste und warmen Herzen nicht entgehen konnte, welcher Art die Folgen seyn mußten, wenn Uebertreibungen nach zwei Seiten hin das Werk gefährdeten, für dessen Zustandebringen so viele Edle sich mühten, wenn in Folge dessen die Hoffnung der Wiedervereinigung der getrennten religiösen Meinungen des Abendlandes völlig scheiterte. Eine Hoffnung, deren Verwirklichung ihr freilich nur sehr schwach erschienen seyn kann, als sie die Aufnahme erfuhr, die das Reformations-Gutachten, an welchem so manche ihr befreundete Männer mitgearbeitet, in dem protestantischen Deutschland gefunden hatte.“

Wir haben oben des Cardinal Pole gedacht, „einer der anziehendsten Gestalten in dieser bewegten und an interessanten Erscheinungen reichen Epoche.“ Er residirte zu Viterbo zur Zeit des Aufenthaltes Vittoria's daselbst, wo er den Mittelpunkt des Kreises bildete, in welchem die religiösen Interessen und Fragen jener Zeit den Hauptgegenstand der wechselseitigen Beziehungen ausmachten. Zu Ende des Jahres 1500 in England geboren, war der durch seine Mutter mit dem alten Königshause der Plantagenets zusammenhängende Jüngling namentlich in Padua ausgebildet worden, wo seine intimen Beziehungen zu Italien ihren Anfang nahmen. In Folge der unseligen Ehescheidungsgeschichte Heinrichs VIII. aus England verbannt, in Italien von den bedeutendsten Männern der kirchlichen Reformpartei als Ge-

sinnungsgenosse mit Vertrauen und Auszeichnung aufgenommen, von Paul III. gleich der Mehrzahl der hervorragendsten dieser Männer mit dem Cardinalpurpur bekleidet, übte dieser ungewöhnliche Mann auf die verschiedensten Charaktere den größten Einfluß aus. Ein Zeitgenosse sagt von ihm, „er habe Weltkenntniß mit vielseitiger Lektüre vereinigt, das einnehmendste Wesen mit angenehmer Conversation, so daß er Alles angezogen habe. Nicht Cardinal Anglicus, sondern Angelicus solle er genannt werden." Sein Verhältniß zu Vittoria bezeichnet er selbst so edel für ihn als für sie mit den Worten: Gott habe den Geist seiner heimgegangenen Mutter — die Greisin hatte auf Heinrichs VIII. Blutbefehl im Jahre 1538 das Schaffot besteigen müssen — in ihr wiedererweckt. Welche Stellung Reginald Pole zu den religiösen Fragen zu jener Zeit einnahm, da auch für Italien deren Entscheidung herannahte, glauben wir nicht besser angeben zu können, als indem wir Herrn von Reumonts charakteristische Darstellung der Bestrebungen eines andern Mannes wiedergeben, dessen Anschauungen von Pole und vielen anderen ausgezeichneten Männern getheilt wurden. Dieser Mann war der oben bereits erwähnte Cardinal Gasparo Contarini, „in welchem sich Wissen mit Frömmigkeit, staatsmännische Thätigkeit mit ernstem schriftstellerischen Wirken, Weltkenntniß mit Freude an Zurückgezogenheit, Festigkeit religiöser Grundsätze mit Milde und Versöhnlichkeit in religiösen Streitfragen vereinigten." Als Legat zu dem Einigungswerke nach Regensburg gesandt, „hatte er sich von dem Widerstande, den die deutschen Theologen und mehr noch als sie die meisten Fürsten, welche die kirchliche Bewegung schon ganz beherrschten, einer Einigung entgegensetzten, längst überzeugt. Ebenso überzeugt war er jedoch von der Nothwendigkeit einer christlichen Reform des katholischen Theiles von Deutschland, bei welchem er große Verwahrlosung beklagte, in einem Maße, daß er prophezeite, wenn keine Abhülfe erfolge, wenn dem Priestermangel nicht abgeholfen, die

katholische Glaubenslehre nicht gefördert, seitens der Bischöfe die Beaufsichtigung der Diöcesen nicht eifriger betrieben, wenn nicht gewisse Zugeständnisse, z. B. in der Communionsform, gemacht würden, wenn man nicht möglichst bald an die Eröffnung des Concils gehe, so sei der Verlust von ganz Deutschland und größte Noth der übrigen Christenheit zu befürchten. Er empfand sehr wohl, daß die Reform der Kirche sich nicht auf Reform der Disciplin beschränken konnte, daß mit der Heiligkeit des Lebens und der Werke aber auch die Ehrfurcht vor der Autorität verbunden seyn müsse, die dem Papste über freie Menschen verliehen worden, eine Autorität angewandt gemäß den Vorschriften der Vernunft, der göttlichen Gebote, der Liebe. Ueber die Natur der von Theologen beider Meinungen vereinbarten dogmatischen Artikel hat Contarini sich klar und bestimmt ausgesprochen, schon bevor ihm die gänzliche Hoffnungslosigkeit aufrichtiger Zustimmung von protestantischer Seite völlig offenbar war, und er hat die Entscheidung dem heiligen Stuhl auf einem allgemeinen Concile reservirt."

Welche Namen schließen sich nicht an Reginald Pole und seinen Aufenthalt in Viterbo an! Es würde zu weit führen, wollten wir sie alle nennen.

Ganz anderer Art als die Beziehungen zu diesen Männern des Geistes und Fürsten der Kirche waren jene, in welche Vittoria Colonna vom Jahre 1538 an zu dem Fürsten der Kunst, zu Michelangelo Buonarroti trat. Wir möchten diesen Abschnitt das lyrische Intermezzo in dem im Ganzen und Großen tragischen und dramatischen Leben der hohen Frau nennen.

Schwer würde es zu entscheiden seyn, ob diese Beziehungen für ihn oder für sie bedeutungsvoller geworden sind, mag man immerhin das Erstere anzunehmen geneigt seyn. Das enthusiastische Gefühl, welches Vittoria dem damals im sechszigsten Lebensjahre stehenden Manne einflößte, der fast gleichgroß als Mensch wie als Gelehrter, Kriegsmann, Maler, Bild-

hauer, Baumeister und Dichter war, kann nach dem Ausspruche einer geistreichen Frau als einer der größten Triumphe betrachtet werden, welchen die ächte edle Weiblichkeit in Vittoria feierte. Der von Einzelnen behaupteten Annahme, beide seien schon in früheren Jahren in Beziehung zu einander gestanden und der Künstler habe schon zu Pescara's Lebzeiten eine Leidenschaft für die schöne und geistvolle Frau gefaßt, tritt Herr von Reumont entgegen und da gerade aus der Epoche des häufigen sowohl schriftlichen als persönlichen Verkehrs mit Michelangelo soviel Detail vorliegt, das nicht nur einen Einblick in Sitte und Umgang, sondern auch in die Herzens- und Seelenstimmung Beider gewährt, so vermögen wir uns eine gewiß richtige Vorstellung von diesem selten schönen Bündnisse zweier hohen Geister zu machen, welches die Leidenschaft ausschließt, an ihrer Stelle aber die, wie ein Schüler Michelangelo's so schön sagt, „reinste und süßeste Liebe" erkennen läßt. Die wenigen kurzen Briefchen Vittoria's an den Freund, welche Reumont einstreut und die mit „Mein guter Freund, Herr Michelangelo" oder mit „Einziger Meister Michelangelo, mein vortrefflichster Freund", wohl auch mit „Erlauchter Meister Michelangelo" beginnen, athmen innige Freundschaft, herzliches Vertrauen, tiefe und unverhohlene Bewunderung seines Genie's; der hohe Ernst wird durch eine gewisse edle Heiterkeit, die sich bis zu lieblichen Scherzen steigert, gemildert. Es ist ein gar schönes, anmuthiges Bild, das der Biograph nach den Mittheilungen eines Augenzeugen von Vittoria's damaligem Verkehre mit ihren Freunden entwirft (S. 167). Auf der Höhe des Quirinal neben dem oberen Eingange zum Garten Colonna gelegen gewährt der Garten des Klosters San Silvestro di Monte Cavalo bei der hohen und freien Lage auf der Kante des hier steil abfallenden Hügels eine jener weiten und wundervollen Aussichten, an denen Rom so reich ist und die doch immer wieder neu und eigenthümlich erscheinen. „Nach der Predigt (Fra Ambrogio's von Siena) pflegte Vittoria mit

den Freunden in den spätern Tagesstunden unter den Bäumen und am Brunnen des Klostergartens zu verweilen, in vertrauten Gesprächen über Wissenschaft und Kunst. Michelangelo fand sich gelegentlich dabei ein; . . . es ist anzunehmen, der große Künstler sei hier nicht so wortkarg und verschlossen gewesen, wie man sich ihn gewöhnlich denkt. Andere Künstler nahmen an diesen Zusammenkünften Theil, so der berühmteste Gemmenschneider der Zeit, Valerio Belli von Vicenza, Benvenuto Cellini's Nebenbuhler als Medailleur, aber ihm nicht zu vergleichen in Bezug auf Schönheit und Richtigkeit der Zeichnung, der Miniaturmaler Don Giulio Clovio und wohl auch Sebastiano del Piombo, Buonarroti's standhafter Freund, obgleich von diesem oft gescholten wegen seiner Faulheit, der er sich nur zu sehr hingegeben zu haben scheint, nachdem der Papst ihm das einträgliche Amt verliehen hatte, nach welchem ihn die Kunstgeschichte benennt. Erst bei vorgerückter Tagesstunde pflegten diese Unterhaltungen ein Ende zu nehmen."

Sicher mit Recht wird der edlen Frau wohlthätiger Einfluß auf den durch des Lebens Kämpfe, Enttäuschungen und Schicksalsschläge an Geist und Körper erkrankten Meister zugeschrieben. Gerade während der Zeit, da er im häufigsten Verkehr mit Vittoria stand, vollendete er jene Schöpfung, die man gewöhnlich zuerst nennt, wenn von ihm die Rede ist: das Weltgericht. Es ist wohl gegen Ende des Frühlings 1535 begonnen worden. „Bei einem Manne wie Buonarroti mußte zwischen einem Werke, das ihn so ganz erfüllte und so lange schon, als Abschluß der größten Aufgabe seines Mannesalters in Anspruch genommen hatte, und seiner Seelenstimmung die lebendigste Wechselwirkung stattfinden. Diese Wirkung zu steigern, ist der Umgang mit einer Frau, deren Geist die Höhen und Tiefen ermaß, deren Gedanken gerade damals den Betrachtungen über Glauben, Empfinden, Wissen und über das Verhältniß zwischen dem Göttlichen und Irdischen mit voller Intensität und zugleich

mit lebendigem schöpferischen Drange zugewandt waren, ohne Zweifel im höchsten Maße förderlich gewesen. Es ist wie der Wiederhall der Anschauungen Vittoria's und ihres Freundeskreises, wenn Michelangelo das Wirken der Gnade zum Heil des Menschen ausspricht:

„Durch eig'nes Wohl kann Niemand dir sich weihen,
Gibst du ihm nicht von deiner Gnade Kunde."

„Zu dieser Zeit, in dieser Stimmung paßten die Arbeiten, die er für die Freundin ausgeführt hat, Christus am Kreuze und die Kreuzabnahme, beide, wenn sie je von ihm in Farben vollendet wurden, verschollen, aber theils in alten Nachzeichnungen, theils in späteren Bildern erhalten." In einem seiner schönsten Sonette spricht es der große Mann aus, wie Vittoria „den Menschen und den Künstler veredelt und vollendet." (S. 173—174.)

So tief, groß und rein war die Freundschaft zwischen diesen beiden geistes- und seelenverwandten Menschen, daß sie den Tod überdauerte. Wie ergreifend klingt, was der Biograph Michelangelo's, Ascanio Condivi, schreibt: „Ich erinnere mich, ihn sagen gehört zu haben, er bereue, daß er, als er Vittoria im Tode sehen ging, ihr nicht Stirne und Antlitz geküßt habe, wie er ihr die Hand küßte." Mehr denn drei Jahre nach Vittoria's Tod, am 1. August 1550, schrieb er selber an einen ihm befreundeten Geistlichen in Florenz: „Ich sende Euch einige meiner Poesien, welche ich an die Marchesa von Pescara richtete, die mir sehr wohlwollte, wie ich nicht minder ihr. Der Tod hat mir einen theuern Freund geraubt."

Eine schwere Erkrankung im Frühling 1543, welcher geistige Aufregung und Kummer mancher Art nicht fern gestanden seyn mochten, hatte Vittoria noch einmal glücklich überstanden; aber wie sehr hatte der Tod die Reihen ihrer Freunde und nächsten Angehörigen gelichtet, welche Umwälzungen waren über Rom und ihre Familie hingegangen! Die unverbesserlichen Colonnesen waren nach erneuerten

Kämpfen mit der päpstlichen Territorialgewalt unter Erbitterung, Trotz und Grausamkeit von beiden Seiten, niedergeworfen worden, um nie wieder zu alter Macht zu erstehen; Ascanio Colonna, Vittoria's Bruder, lebte mit den Seinigen in der Verbannung. Vittoria war eine Colonna und vertheidigte die Interessen ihres Hauses, aber ihre Persönlichkeit stand doch gewissermaßen über allen Parteikämpfen und wenn sie einerseits dem Bruder rathend und vermittelnd zur Seite stand, so richtete sie andererseits an den Kaiser wie an den Papst Briefe, worin sie mit edlem Freimuth zur Schonung und Milde mahnte. Aber sie sollte keine glücklicheren Zeiten für die Ihrigen mehr erleben.

Losgelöst von allen menschlichen Banden, winkte ihr nur noch die Ruhe des Klosters, um sich in tiefer Sammlung auf die Reise in die ewige Heimath vorzubereiten, nach welcher ihre Sehnsucht immer mehr wuchs. Ueber ihre letzten Lebensjahre liegen nicht viele Zeugnisse vor; um so interessanter erscheint es uns, wenn wir lesen, wie sich ein Edelmann aus angesehener Familie von Brescia in einem Briefe vom 7. Juni 1546 über die edle Frau äußert und mit seiner unbefangenen Schilderung einfach und schlicht den Eindruck vervollständigt, den ihr gesammtes früheres Leben hervorgerufen: „Gewiß sie ist eine seltene und ausgezeichnete Frau, von der Liebe zu Christo erfüllt, von dem sie stets nicht minder mit dem Herzen als mit den Lippen redet. Wie groß ist ihre Demuth, wie fürstlich ist, ihrer Stellung entsprechend, ihr Benehmen! Lassen wir bei Seite, daß dieß alles Dinge sind, welche ihr die Zuneigung Aller erwerben; sie sind auch zuverlässige Führer auf dem Wege, auf welchem sie glorreich wie rasch einherschreitet. Ich habe sie mehrfach besucht, und hätte ich ihr nicht lästig zu werden gefürchtet, so würde ich nie von ihr geschieden seyn. Sie besitzt eine solche Gewalt in der Unterredung, daß aus ihrem Munde Ketten hervorzugehen scheinen, mit denen sie die Zuhörer fesselt. Und da mir nicht anderes vergönnt worden,

habe ich soviel ich konnte meinen Geist mit ihren schönen und heiligen Reden erfüllt, und tröste mich damit, daß ich die trefflichste und würdigste Frau, die heute die Sonne sieht, kennen gelernt habe und ihr Diener geworden bin." (S. 228.)

In nichts aber tritt ihr reiner, großartiger Charakter, die mit Manneskraft und Entschlossenheit vereinte weibliche Zartheit und Hingebung ihres Gemüthes mehr hervor, als in ihrem „reichen und in seiner keuschen Strenge dennoch anmuthigen Dichtertalent." In ihren religiösen Dichtungen findet sich Weniges, was auf Kampf, auf Zweifel und inneren Unfrieden hindeutet, eher Klage über die Unzulänglichkeit der eigenen Kraft zur Erreichung des Zieles. „Die in anderen Poesien oft herrschende Spitzfindigkeit und Geschraubtheit ist verschwunden; man hört aus den einfacheren, tief empfundenen Klängen jene mächtige, starke Stimme des Glaubens heraus, welche damals durch ganz Italien drang." „Ihre geistlichen Poesien, auf denen ihr Ruhm beruht, sind die ersten ihrer Gattung gewesen, ja man kann sagen, daß sie diese Gattung geschaffen hat. Nicht bloß weit natürlicher und einfacher, als ihre früheren Dichtungen, haben sie vor diesen noch andere Vorzüge. So schön in jenen die Sprache ist, in den späteren erhebt sie sich mit dem Gegenstande zu größerem Reichthum, höherem Schwung, lebendigerer Manigfaltigkeit der Form, größerer Präcision und Würde. Das 16. Jahrhundert, an Dichtern und Dichterinen nicht arm, hat nichts hervorgebracht, was Vittoria Colonna's geistliche Poesien übertroffen hätte; die nachfolgenden haben sie nicht erreicht." Aber wenn man auch „diese Empfindungen und Gedanken der poetischen Form entkleidet, wie Vieles bleibt auch dann noch, von dem hohen Geiste einer Frau zu zeugen, die nicht mit Unrecht die Göttliche genannt worden ist!"

Demuth des Geistes, Aufwärtsstreben des Gemüthes — dieß war der Zustand der Seele, wie ihn die meisten ihrer religiösen Gedichte schildern. „Der Pflug der Demuth, sagt sie, müsse breite und tiefe Furchen in ihrem Herzen

ziehen, irdische Noth und Trübsinn auszurotten, bevor jene es niederdrücke, dieser es überschwemme, und um besseres Erdreich zu schaffen, vom Himmelsregen befruchtet, auf daß der Weinstock der göttlichen Liebe Frucht und nicht bloß leeres Laub trage. Ihn, der allein demüthig war, bitte sie sich ihrem Herzen zu enthüllen, das allein gelassen Stolz und trübe Gedanken nähre." „Wenn wild und zornig die Fluth der Welt auf mich eindringt, heißt es in einem andern Sonett, so erhebe ich die Blicke zum Himmel und der Wogenschwall stürzt um so lauter in sich zusammen, je drohender er herantobte. Und wenn der Wind der Begierde mich nochmals angreift, eile ich zum Ufer und binde meinen Kahn gläubig mit dem Bande der Liebe an den lebendigen Fels Jesus, um später sicher den Hafen zu erreichen." In einem Gedicht, das zu ihren schönsten gehört, vergleicht sie des Menschen Herz, dessen Gedanken und Wünsche am Irdischen haften, mit dem Epheu, dem man die Stützen vernichtet hat, an denen er sich emporrankte. Er zieht seine Kraft in sich, ohne sie verwenden zu können, und schlingt und krümmt sich, ohne sich vom Boden zu erheben. (239.)

Zum Schlusse möge noch eines der Sonette folgen, dessen meisterhafte Form kaum an die Uebersetzung erinnert:

„Nicht fürchten darf der Erde Kampf und Mühen
Die Seele, die gefunden höhern Frieden.
Was schadet Frost dem Busen, der hienieden
In sich des Himmels Feuer fühlt erglühen?

Der Erde Last kann nicht herunterziehen
Den Geist, dem ew'ge Sehnsucht ward beschieden;
Vergebens suchet Schmähung zu ermüden
Den, der im voraus Unrecht hat verziehen.

Was nützt es, Pfeile auf die Burg zu schnellen,
Die auf lebend'gem Felsen fest gegründet,
Im Fundament die eig'ne Stärke findet?

Was hilft es, nah dem Boden Netze stellen
Dem Vogel der, befreit von niederm Truge,
Empor zum Himmel steigt mit kühnem Fluge?"

Einige Monate war Vittoria so schwer leidend gewesen, daß man ihrer Auflösung entgegen sah; der 25. Febr. 1547 sollte das Leben enden, von welchem sie selbst gesagt: es sei unter vielen bitteren, wenigen süßen Zähren verstrichen. Wohl der besseren Pflege und bequemeren Oertlichkeit wegen war sie aus dem Kloster, in welchem sie ihre letzten Lebensjahre zugebracht, in den benachbarten Palast der ihr verwandten Familie Cesarini gebracht worden; aber ihrer eigenen Bestimmung gemäß wurde sie noch am Abend ihres Todes in dem gemeinsamen Begräbniß der Nonnen des gedachten Klosters beigesetzt, mit der einfachen bei diesen geistlichen Frauen üblichen Leichenfeier. „Kein Stein bezeichnet die Stelle, wo eine der edelsten Frauen ruht."

Indem wir bestätigen, was Herr von Reumont sagt: „Ohne die Kenntniß von Vittoria Colonna's Leben und Dichtungen bleibt die Charakteristik der katholischen Reform des 16. Jahrhunderts unvollständig" — schließen wir diese Skizze mit der Bemerkung: man muß das von dem hochverehrten Autor so liebevoll ausgeführte Lebensbild dieser edlen, hochherzigen Frau gelesen haben, um aufs neue anzuerkennen, daß gerade die edelsten, begabtesten und feinstgebildeten Männer es sind, welche weibliche Ueberlegenheit und Vortrefflichkeit in ihrem Vollwerthe zu würdigen wissen.

IX.

Charles Darwin.

Die hohe Bedeutung, welche der zu Down, Grafschaft Kent, am 19. April verstorbene Charles Darwin auf dem Felde der exakten Forschung wie im Bereiche des speculativen Wissens erlangt hat, wird es rechtfertigen, wenn sein Schaffen und Wirken auch an dieser Stelle eine ausführlichere Würdigung erfährt. Gibt es doch wohl kaum einen Namen, der mit unserem ganzen intellektuellen Leben während der letzten zwei Decennien inniger verflochten gewesen wäre, als jener Darwin's; freilich nicht so sehr jener des vorsichtigen, wahrhaft großen Naturforschers, welcher dem menschlichen Geiste neue Bahnen des Wissens erschließt, als vielmehr jener des nominellen Parteihauptes, der angeblich die Entstehung der organischen Natur ergründet und nebenbei natürliche und übernatürliche Offenbarung, Dogmenreligion und sittliche Freiheit als zerbrochene Fossilien einer untergehenden Weltanschauung über den Haufen geworfen hat. Ganze Bibliotheken würden erstehen, könnte man Alles, was über Darwin und seine Entwicklungslehre in allen Culturspachen der Welt niedergeschrieben worden ist, an einem Orte aufsammeln. Zoologie und Botanik, Astronomie und Geologie, Anthropologie und Culturgeschichte, Chemie und Landwirthschaft, Philosophie, Theologie, ja selbst die scheinbar entlegenen Räume der praktischen Justiz, — sie alle würden daran theilhaben. Einen nicht minder großen Einfluß hat Darwin auf die populäre Unterhaltungsliteratur

und den Tagesjournalismus ausgeübt: kurz, er ist ein Culturfaktor geworden.

Worin beruht nun die gewaltige Zauberkraft dieses Namens? Wohnt den harmlosen Züchtungsversuchen an Tauben und Kaninchen eine so erschütternde Tragik inne, daß die Grundpfeiler aller gesellschaftlichen Ordnung: das Gefühl der ethischen Verantwortung im Jenseits, der individuelle Unsterblichkeitsglaube, der persönliche Gott, in's Wanken gerathen sind? Oder hat es so viel auf sich, wenn die Welt der Organismen nicht gleichzeitig, ausgebildet und vollkommen ins Leben tritt, sondern sich allmählig entwickelt? Niemand hat hierin je etwas Religionsfeindliches erblickt. Und in der That, hätte sich Darwin nur mit der Variabilität der Art befaßt und mit Hülfe des paläontologischen Materials einen idealen Stammbaum aller Lebewesen reconstruirt, seine Lehre wäre aus dem Rahmen einer naturwissenschaftlichen Hypothese nicht herausgetreten. In Deutschland kam es anders. Hier ward der Name Darwin's zum Panier des Materialismus, zur Modephrase des sogenannten gebildeten, freisinnigen Mannes. Man sprach von „Darwinianern" und „Antidarwinianern", etwa wie man in der Politik „Reichsfreunde" und „Reichsfeinde" unterschied; der Gott des alten jüdischen Schöpfungsmythus sollte widerlegt seyn, mit dem Gotte der Hebräer fiel natürlich auch der Gott der Christen, Paradies, Ursünde sammt der ganzen vormessianischen Propädeutik wurden im Handumdrehen zu ebensovielen Hirngespinnsten, und es bedurfte schließlich nur noch der Erklärung, daß auch die geistigen Handlungen des Menschen nichts weiter als causale Aeußerungen zwingend wirkender Naturgesetze seien, um unter dem Deckmantel der höchsten freien Erkenntniß das Individuum in die absolute Unfreiheit des antiken Sklaven zurückzuwerfen.

Liest man die Nekrologe über Darwin, so wird man ihn meist als Begründer einer neuen Weltanschauung, als Philosophen gefeiert finden. Ein hochverdienter Forscher,

dessen herrliches Laboratorium am Posilippo die aufstrebenden Zoologen aller Nationen zu vereinigen pflegt, äußerte einst zu mir, daß die Revolution unserer bisherigen mythischen Schöpfungsvorstellungen eben das Hauptverdienst Darwin's bilde; in einem bizarren Vortrage vor der anthropologischen Gesellschaft zu M. wurde Darwin einmal direkt mit Christus parallelisirt, und es ist bekannt genug, daß dieser „neue Glaube" in manchen Hörsälen der deutschen Universitäten dogmatische Kraft ex cathedra beansprucht. Trotz alledem war Darwin kein Epigone der alten Jonier und Eleaten, sondern ein echter Schüler Baco's, ein ausgezeichneter Empiriker. In allen seinen Publikationen tritt das, was man philosophische Weltanschauung zu nennen pflegt, völlig in den Hintergrund, und wo derartige Gedanken blitzartig aufleuchten, stellen sie weder ein geschlossenes System dar, noch auch wollen sie den Reiz der Neuheit bieten.

Einer wohlhabenden, zu Shrewsbury ansässigen Familie entsprossen (12. Februar 1809), von der bereits zwei Glieder, Vater und Großvater, sich erfolgreich gelehrten Studien hingegeben hatten, fühlte sich auch der junge Charles von den Wundern der Natur mächtig angezogen. Er widmete sich anfänglich der Botanik und erwarb hierin, zweiundzwanzig Jahre alt, am Christ College zu Cambridge die Würde eines bachelor of arts, der einzige Titel, den er geführt hat, oder wenigstens zu führen berechtigt war. In Deutschland wäre er nun nach den üblichen Frohndiensten eines Assistenten, wahrscheinlich irgendwo als Privatdocent „zugelassen" worden, und hätte an Ort und Stelle geduldig auf seinen „Ruf" gewartet; allein Darwin war alles Andere, denn ein zunftmäßiger Pedant. Kaum zum Jüngling herangereift, schloß er sich 1831 an James Fitzroy an, der als Commandant des „Beagle (Spürhund)" eben eine Vermessungsexpedition nach dem atlantischen Ozean und der Südsee geleitete. Umgeben und unterstützt von erfahrenen Seeleuten bereiste er als Naturforscher die Inseln des grünen

Bergebirges, Brasilien, die La Plata-Staaten, Patagonien, das Feuerland, verkehrte dort mit Kannibalen, umsegelte das Cap Horn und landete zu längerem Aufenthalte in Chile. Der dortige Archipel bot ihm Gelegenheit, die zerstörenden Wirkungen der großen Erdbeben zu beobachten, er überschritt zwei Mal die Cordilleren, kam in Wüsten und Urwälder, besuchte Metallbergwerke und Salpeterminen, kämpfte mit Sumpfmiasmen und Wassermangel, um endlich über die Galapagosinseln, Otahaiti, Neuseeland und Australien die Rückreise anzutreten. Die ausführliche Beschreibung dieser, in jenen Jahren noch ebenso anstrengenden wie seltenen Tour bildet unter dem Titel: „Reise eines Naturforschers um die Welt" den ersten, leider wenig bekannten Band von Darwin's gesammelten Werken.

„Unter allen Scenen", sagt Darwin am Ende, „die sich tief in meiner Erinnerung eingeprägt haben, übertreffen keine an Großartigkeit die von der Hand des Menschen noch nicht berührten Wälder, mögen es nun jene Brasiliens seyn, wo die Kraft des Lebens wuchert, oder jene des Feuerlandes, wo Tod und Zerfall herrscht; beide sind Tempel, die mit den großen Erzeugnissen des Gottes der Natur erfüllt sind. Niemand kann in dieser Einsamkeit stehen und nicht fühlen, daß im Menschen noch etwas mehr existirt als der bloße Athem seines Körpers." „Von individuellen Gegenständen aber erregt nichts so großes Erstaunen als der erste Anblick eines Barbaren in seinem eingeborenen Erdenwinkel, eines Menschen in seinem niedrigsten und wildesten Zustande." Und doch „sieht man den gegenwärtigen Zustand, so ist es unmöglich, nicht mit großen Erwartungen auf die künftigen Fortschritte beinahe einer ganzen Hemisphäre zu blicken. Der Fortschritt der Veredelung, der eine Folge der Einführung des Christenthums durch den ganzen stillen Ozean ist, steht wahrscheinlich in den Büchern der Geschichte als etwas ganz Besonderes da, er ist nur um so auffallender als noch vor sechszig Jahren Cook keine Aussicht auf Aenderung vorhersehen konnte."

Dieß sind ipsissima verba des als Revolutionär und Materialisten verschrieenen Darwin, der allen jungen Natur-

forschern schließlich den Rath gibt, hinaus in die offene See zu fahren und sich zu hüten, die großen Lücken unseres Wissens durch ungenaue und oberflächliche Hypothesen auszufüllen.

Reich an Welt= und Menschenkenntnissen und beladen mit wissenschaftlichen Schätzen aller Art, betrat Darwin nach fünfjähriger Abwesenheit 1836 wieder das heimathliche Gestade, um es fortan nicht mehr zu verlassen. Drei Jahre vergingen zu London mit dem Ordnen der Sammlungen und dem Zusammenstellen von Beobachtungen. In denselben Zeitraum fällt die Heirath mit seiner Cousine E. Wedgewood, welche Ehe in der Folge mit fünf Söhnen und zwei Töchtern gesegnet war. Aber auch nach der Vollendung seiner Arbeiten dachte der nunmehr einunddreißigjährige Mann nicht an die öffentliche Lehrcarriere, sondern bezog sein Landgut zu Down und suchte durch fortgesetzte Zucht von Hausthieren die auf der Reise, namentlich in Südamerika, gewonnene Idee über die Variabilität der Art ihrer thatsächlichen Lösung entgegenzuführen. Wir verdanken dieser Lebensperiode eine Menge höchst werthvoller Werke geologischen Inhalts. In dem einen bespricht Darwin den Bau und die Verbreitung der Korallenriffe. (1842. Band 11, 1 der gesammelten Werke.) Seine Theorie, daß die Bildung der Atoll's im Stillen Ozean mit einem langsamen Sinken des Meeresbodens im Zusammenhange stehe, hat bis zum heutigen Tage ihren allgemeinen Werth bewahrt. Ein zweites Buch bringt Beobachtungen über die vulkanischen Inseln nebst Bemerkungen über die Geologie von Australien und des Cap's der guten Hoffnung. (1844—46. Ges. Werke 11, 2.) Der dritte Band vervollständigt die während der Reise des „Beagle" angestellten Untersuchungen durch eine ausführliche Monographie über Südamerika (Ges. Werke 12, 1.). Außerdem erschienen noch einige kleinere Spezialabhandlungen über den Zusammenhang gewisser vulkanischer Erscheinungen in Südamerika, und über die Bildung von Bergketten und

Vulkanen als Wirkung derselben Kraft, durch welche Continente gehoben werden (1838); ein anderer Artikel beschäftigt sich mit der Verbreitung der erratischen Blöcke in Südamerika (1841), wieder ein anderer gibt eine Beschreibung des feinen Staubes, der oft auf die Schiffe des atlantischen Ozeans fällt (1845), es folgt eine Darstellung der Geologie der Falklandsinseln; endlich veröffentlichte Darwin schon in dieser frühen Zeit, nämlich 1838, Bemerkungen über die Bildung der vegetabilischen Ackererde durch den Erdwurm. (Ges. Werke Band 12, 2.) Ueberall tritt uns der mit umfangreichem Wissen und scharfer Beobachtungsgabe ausgerüstete Forscher entgegen, und es ist allen denen, welche von Darwin nicht mehr gehört haben, als daß er den Menschen vom Affen abstammen läßt, nur dringend zu empfehlen, diese mit Zeichnungen, Karten, Photographien reich ausgestatteten Schriften etwas genauer anzusehen.

Den geologischen Werken entspricht fast die gleiche Anzahl von Büchern, die sich mit der Physiologie der Pflanze beschäftigen. In dem Buche über „Insektenfressende Pflanzen" (Ges. Wk. Bd. 8) wird die Ernährung der Drosera rotundifolia auf's eingehendste besprochen und der experimentelle Nachweis geführt, daß die Blätter eine animalische Substanz aufzulösen vermögen, also einer Verdauung fähig sind. 1865 erschien eine Abhandlung über die Bewegungen und die Lebensweise der Kletterpflanzen; vorausgegangen war eine Beobachtungsserie „über die von Insekten befruchteten Orchideen", der sich später eine „Darstellung der verschiedenen Blüthenformen derselben Pflanzenart" anschloß. (Bd. 9) Trotzdessen sich Darwin in der Einleitung zu dem genannten Gegenstande als einen Mann bezeichnet, der eigentlich kein Botaniker von Fach sei, finden wir in der botanischen Abtheilung noch ein stattliches Werk „über die Wirkungen der Kreuz- und Selbstbefruchtung im Pflanzenreich" (Ges. Wk. Bd. 10). Es würde der große Wissensschatz Darwin's dazu gehören, um den Inhalt der aufgeführten

Bücherphalanx auch nur annähernd nach ihrem Werthe zu schätzen, denn gerade diese Werke, welche dem großen Publikum kaum dem Titel nach bekannt sind, bilden die Grundlage von Darwin's Forscherruhm.

Mit der Herausgabe der Origin of species (Ges. Wk. Bd. 2) wartete er bekanntlich 17 Jahre, und auch dann (1859) geschah es erst, als ihm Lyell mittheilte, daß Alfred Russel Wallace während seiner Reise im malayischen Archipel an der Constanz der Arten gleichfalls zweifelhaft geworden und im Begriff stehe, seine Ansichten der öffentlichen Diskussion zu unterbreiten. Das Buch über die Entstehung oder den Ursprung der Arten, von Schmeichlern mit der Kritik der reinen Vernunft auf eine Stufe gestellt, gilt in der Regel als Darwin's Hauptwerk. Thatsächlich enthält es nur eine programmartige Aufzählung alles dessen, was noch zu entdecken und zu erklären bleibt, wenn sich die Arten durch Selektion entwickelt haben; Darwin ist weit entfernt, mehr als eine Hypothese zu geben. Man erhebt gewöhnlich den Fundamentaleinwurf, daß hier der allein zur Erkenntniß führende Weg der Induktion verlassen und mit Einführung der deduktiven Methode ein bodenloses Hypothesengebäude über einander gethürmt worden sei. Wohl nicht mit Recht. Die empirische Grundlage der Selektionslehre bilden theils die überraschenden Resultate der künstlichen Züchtung, welche Darwin in dem zweibändigen Werke über „das Variiren der Thiere und Pflanzen im Zustande der Domestikation" (Ges. Wk. Bd. 3, 4) niedergelegt hat, theils sind es die auf der Weltreise gewonnenen und in den namhaft gemachten Specialwerken verarbeiteten Daten. Die Kant-Laplace'sche Lehre von der Ausbildung des anorganischen Kosmos ist auch nur eine Hypothese, welche mit gewissen astronomischen Erscheinungen im Widerspruch steht, gleichwohl gilt sie uns, weil theilweise auf induktiven Thatsachen beruhend, als wahrscheinlich, so lange es an einer bessern, natürlichen Erklärungsweise mangelt. In diesem Sinne kann

man auch Darwin unbedenklich mit einem Kopernikus oder Kepler vergleichen. Der große Erfolg, welchen das Buch bei uns sich zu verschaffen wußte, beruht aber gar nicht in diesen methodologischen Fragen, sondern es war hier der durch Büchner, Rolle, Vogt und Andere bereits gepflügte Boden, welcher den „Darwinismus" zum willenlosen Knechte des Materialismus emporwachsen ließ. Bisher hatte man die organische Schöpfung durch das wiederholte direkte Eingreifen eines persönlichen Gottes, durch die von Cuvier verfochtene Katastrophenlehre zu erklären versucht; mit dem aus der natürlichen Zuchtwahl resultirenden „Ueberleben des Passendsten" schien dieser Gott beseitigt; die Welt der Organismen war im Sinne der neuen Propheten nur eine mechanisch sich verjüngende natura naturans.

Darwin hatte einer solchen unrichtigen Auffassung dadurch besonderen Vorschub geleistet, daß er in den älteren Auflagen der „Origin" das subjektive Moment der Entwicklung, die individuelle Fähigkeit oder Disposition zur Variabilität fast gänzlich im Hintergrund gelassen hatte. Daß aber ohne einen gegebenen Entwicklungskeim, dessen Entstehung auch bei Darwin unerklärt bleibt, nicht auszukommen sei, daß überdieß ein treibendes Motiv die natürliche Zuchtwahl der äußern Umgebung regeln und leiten muß, ist zunächst von den Philosophen, aber später auch von Darwins deutschen Nachfolgern als relativer Fehler getadelt und anerkannt worden. Ohne ein metaphysisches Entwicklungsgesetz, ohne eine teleologische d. h. nach bewußten Zwecken agirende Macht würde die Urzelle Urzelle, und das Chaos Chaos bleiben. Selbst der von Herrn Du Prel postulirte Kampf um's Daseyn am Himmel muß sich diesem ordnenden Geiste unterwerfen, und es ist nur ein Spiel mit leeren Worten, wenn ein Gelehrter wie Dubois-Reymond der Berliner Akademie vorträgt, daß Darwin den teleologischen Schöpfungsbegriff endgültig eliminirt habe. Die „sieben Welträthsel" mögen dem exakten Empiriker Räthsel seyn, dem denkenden Menschen

sind sie es so wenig, daß schon die erleuchteten Geister des Heidenthums darauf eine befriedigende Antwort ertheilt haben.

Dem Buche über die Entstehung der Arten folgte im Jahre **1871** das Werk „über die Abstammung des Menschen durch geschlechtliche Zuchtwahl" nebst seinem Correlate, den Studien „über den Ausdruck der Gemüthsbewegungen bei Thieren und Menschen" (Ges. W. Bd. 5, 6, 7). Beide Erzeugnisse gehören zum Schwächsten, was Darwin geschrieben hat, nicht darum, weil er an einen Gegenstand heranzutreten wagte, der vielleicht der exakten Forschung entrückt ist, sondern weil die von Darwin beliebte Begründung durch unbeglaubigte Thier- und Jagdgeschichten im Hinblick auf die Wichtigkeit des Problems eine überaus klägliche genannt werden muß. Es würde davon auch sicher wenig Aufhebens gemacht worden seyn, wenn nicht die unverantwortliche Bescheidenheit des Verfassers dieses Buch mit Häckel's Schöpfungsgeschichte identificirt hätte. Die Erklärung Darwins, er würde seine Ansichten über den Menschen gar nicht im Druck veröffentlicht haben, wenn er von Häckel's Vorhaben Kenntniß gehabt hätte, zumal dessen Wissen viel umfangreicher sei als sein eigenes, war eine nichts weniger als sachgemäße: sie war unrichtig und gewissenlos zugleich. Der Kenner beider Autoren wird auch nicht einen Augenblick im Zweifel seyn, daß Darwin über ein weit größeres Thatsachenmaterial verfügt als Häckel. Der deistisch veranlagte Mann übernahm aber damit auch eine moralische Verantwortung für all' das Unheil, welches die aus Blasphemien, bodenlosen Behauptungen, steten Wiederholungen und gefälschten Illustrationen bestehenden populären Schriften Häckel's in den Köpfen der reiferen Universitätsjugend und des „gebildeten Mannes" angerichtet haben.

Wenn der religiöse Sinn des deutschen Volkes im Allgemeinen abgenommen hat, weil die Grunddogmen des Christenthums angeblich von der Wissenschaft negirt werden, dann ist es nur der massenhaften Verbreitung derartiger Bücher

„Natürliche Schöpfungsgeschichte" und „Anthropogenie" zuschreiben. „Chaque partie a sa queue de canaille", t irgendwo der alte Görres, was Wunder, daß sich gar ch auch Leute fanden, welche dem Menschen die sittliche eiheit absprachen und das Verbrechen auf eine krankhafte usbildung der Gehirnmoleküle zurückführten. Werden nun ese Theorien gar noch unter dem Scheine der Gelehrsamit öffentlich vor Krethi und Plethi besprochen, hierauf rch die Presse als „wissenschaftliche Fortschritte" verbreitet nd von den Staatsregierungen unter Umständen nicht unrn gesehen[1]), dann darf man sich weder über die rapide Zunahme des Verbrecherthums, noch auch über Attentate uf gekrönte Häupter den Kopf zerbrechen. Die wissenschaftche Freiheit hat dort ihr Ende, wo sie in wildes Parteitümmel ausartet, sie ist im absoluten Sinne überhaupt enso wenig denkbar, wie die völlige Freiheit der Person, d deßhalb wollte Plato alle atheistischen Bücher aus seim Idealstaate verbannt wissen. Der Gelehrte, welcher die f dem ewigen Gotte beruhende Ordnung der Gesellschaft ederholt und systematisch untergräbt, ist in weit höherem rade strafbar, als der verführte Socialdemokrat oder Niist, der sich nur auf „die Wissenschaft" beruft und den ten Tyrannen an den Eingeweiden des letzten Pfaffen fhängen will. Es war namentlich der allzufrüh verstorne Johannes Huber, der gegen diese unlogische Verickung zwischen Darwinismus, Materialismus und ethischer eiheit wiederholt aufgetreten ist und die hieraus erwach-

1) Unter dem Falk'schen System hatte der materialistische Zeitgeist namentlich unter den „Mitkämpfern", den Elementarlehrern, um sich gegriffen und dort sehr böse Früchte gezeitigt. Aber auch unter den Lehrkräften der höheren Unterrichtsanstalten macht sich der Mangel an allgemeiner Bildung oft in höchst drastischer Weise bemerkbar. Der Universalismus, in welchen die großen Männer der Renaissance ihren Stolz setzten, ist fast auf allen Gebieten der kleinlichsten Facheifersucht gewichen.

senden socialen Gefahren vorausgesagt hat. Sein Wort verhallte lautlos, er war in den Augen der Gelehrten des „Kosmos“ ein „Dunkelmann“, ein „reaktionärer Jesuit“, bis endlich die Kugel des Doktor Nobiling, eines Typus unserer atomisirten Fachbildung, die theoretische Begriffsverwirrung in's Praktische übersetzte, und nun auf einmal die Jahre lang verhöhnte Religion wieder in die Gemüther zurückkehren sollte. Insofern also Darwin gegen die unter seinem Namen laufende atheistische und religionsfeindliche Literatur, wie sie namentlich in der Blüthezeit des Culturkampfes üppig emporschoß, niemals Front machte, sondern für solche Zusendungen sich noch sehr höflich bedankte, kann man ihn von einer moralischen Mitschuld an unsern socialen Wirren nicht ganz frei sprechen.

Andererseits hat er nicht nur unsere Kenntniß, sondern auch unsere Erkenntniß von der Natur wesentlich gefördert. Mag die Selektionslehre immerhin eine Hypothese seyn, mag sie sogar in einzelnen Punkten auf unrichtiger Basis beruhen, der Gedanke der Descendenz, die einheitliche Zusammenfassung aller Erscheinungen im Pflanzen- und Thierleben, verliert darum nichts von seinem heuristischen Werthe. Die Lehre von der Blutsverwandtschaft aller Menschenrassen, vom Urmenschenpaare, wurde beispielsweise dadurch gegen alle ferneren Angriffe gefeit. Das große Wort: Schöpfung ist Entwickelung, ist allerdings nicht neu. Der Riesengeist des Bischofs von Hippo hat es unter dem Bilde eines keimenden Baumes in umfassenderem Sinne auf das ganze Weltall angewendet, und schon in der mosaischen Urkunde finden wir Anklänge an diese Vorstellung, allein die exakte Begründung, den Versuch, eine wahre natürliche Erkenntniß der organischen Schöpfung zu schaffen, diese That verdanken wir Darwin. Daß hiermit die Schöpfungslehre der Bibel nicht widerlegt, sondern nur von ungesunden, exegetischen Auswüchsen gereinigt und die Idee der Weisheit des höchsten Wesens zum klareren Ausdruck gebracht wird, hat uns Dar-

win selbst am Schlusse der „Entstehung der Arten" zu erkennen gegeben.[1])

Schließen wir an diese Skizze noch einige wenige Bemerkungen über den Menschen Darwin, so herrscht über seine fast allzu große Bescheidenheit und Liebenswürdigkeit bei Freund und Feind nur eine Stimme der Verehrung. Frei von jedem Streberthum und zugänglich für Hoch wie Niedrig, bildete sein ganzes Leben nur einen fortlaufenden Dienst im Interesse der biologischen Wissenschaft; er sah in ihr nicht die Milch gebende Kuh, sondern die „hehre Göttin", welche jede andere Auszeichnung durch Titel und Aemter überflüssig macht. Traurige Erfahrungen, heftige Gemüthserschütterungen, Kummer und Sorgen oder Verfolgungen, wie sie wohl anderen epochemachenden Geistern in den Weg getreten sind, kurz den eigentlichen Kampf um's Daseyn hat Darwin niemals kennen gelernt, daher denn auch seine ungemeine Fruchtbarkeit als Schriftsteller.

Noch in seinem letzten Lebensjahre kam er auf die vor 44 Jahren ausgesprochenen Ansichten über die Bildung der vegetabilischen Ackererde zurück und veröffentlichte darüber ein starkes Buch. Doch schon setzte ein hartnäckiges, auf andauernde Seekrankheit zurückgeführtes Magenübel der ersprießlichen Selbstbeobachtung ein Ziel. Kürzer und kürzer wurden die täglichen Spaziergänge in der Nähe seines Landgutes, es verstummte die Musik, welche sein kinderfreundliches Gemüth im Familienkreise ehedem erheitert hatte, und am 19. April d. J. gab auch er dem Weltenschöpfer den Forschergeist zurück.

---

1) „Es ist wahrlich eine großartige Ansicht, daß der Schöpfer den Keim alles Lebens das uns umgibt nur wenigen oder nur einer einzigen Form eingehaucht hat, und daß während unser Planet den strengsten Gesetzen der Schwerkraft folgend sich im Kreise schwingt, aus so einfachem Anfange sich eine endlose Reihe der schönsten und wundervollsten Formen entwickelt hat und noch immer entwickelt." Mit diesen Worten wird zugleich der Schöpfungsplan d. i. die Teleologie anerkannt.

Die britische Nation hat seinem Leichname die höchste der Ehren, ein Grab in der Westminsterabtei zuerkannt. Dort ruht er in unmittelbarer Nähe der beiden großen Himmelsforscher Newton und Herschel, von denen ihn der eine an universeller Bedeutung wie mathematisch-philosophischer Schärfe weit überragt. Aber auch auf biologischem Gebiete wird nach Jahrhunderten einmal ein zweiter Newton auftreten, welcher das, was Darwin nur hypothetisch und flüchtig anzudeuten vermochte, in eine Weltformel zusammenfassen und uns damit die Größe und Macht des Schöpfers immer deutlicher veranschaulichen wird.

München. C. Güttler.

X.

Parteiwesen und Parteienbildung in Oesterreich in der Vergangenheit und Gegenwart.

Wien, Juni 1882.

Es gibt und wird in der Welt immer falsche Ueberzeugungen geben, gegen welche man vergeblich ankämpft, die man fruchtlos zu widerlegen sucht und die gleich physischen Uebeln eines gewissen Zeitraumes bedürfen, innerhalb dessen sich die materia peccans selbst aufzehrt. Die falschen Ueberzeugungen müssen sich abnützen, müssen noch längere Zeit ein bloßes Scheinleben fortführen, bis sie aus dem Gesichtskreis der Menschen verschwinden, Niemand nach ihnen fragt, Niemand um sie trauert und die Welt über sie zur Tages-

ordnung übergeht. Zu diesen falschen Ueberzeugungen möchten wir auch die gute Meinung von dem modernen Constitutionalismus rechnen. Was nützen alle Beweise gegen die vorgebliche Zauber- und Wunderkraft dieser staatswissenschaftlichen Entdeckung? Die Gläubigen hängen einmal unerschütterlich an ihrem Fetisch und wo der Glaube fehlt, mangelt es doch nicht an Lust und festem Willen, die Superstition des politischen Pöbels auszubeuten. So kommt es, daß wir unter den Gläubigen auch solche Männer vor dem Staatsgötzen auf den Knien gewahren, deren Unglaube notorisch ist und die in unbewachten Augenblicken selbst des falschen Gottes spotten, den sie so demüthig zu verehren scheinen.

Anderswo, z. B. in Nationalstaaten, mag es schwieriger seyn die Unhaltbarkeit des constitutionellen Systems zu erkennen. Die Verhältnisse fordern eben weniger dringend zum Nachdenken und zur richtigen Erkenntniß auf und der Staatsbürger weiß, daß das Reich zu fest gekittet ist, als daß selbst die größte politische Thorheit die granitnen Mauern des Nationalbewußtseyns zu sprengen vermöchte. Aber anders in Oesterreich. Hier steht der ganze Werdeproceß des Reiches und die ganze Wesenheit der Monarchie dem Constitutionalismus ablehnend entgegen. Hier sollten auch minder scharf blickende Augen die Unmöglichkeit einer ehrlichen und rückhaltlosen Anwendung constitutioneller Principien erkennen. Wenn das denn doch nicht so allgemein der Fall ist, als man denken sollte, und wenn man deßungeachtet in Oesterreich fortfährt constitutionell zu regieren, so darf man nicht vergessen, daß Regierungssysteme nicht wie Handschuhe gewechselt zu werden pflegen, daß tadeln leichter als besser zu machen sei und daß ein voreiliges Verlassen des Systems heillose Rückfälle zur Folge haben würde. Wer kann behaupten, daß sich die Kraft des Uebels in Oesterreich bereits erschöpft habe, daß irgend ein Staatsmann Oesterreichs den Muth in sich fände, als Fessel zu bezeichnen, was die heimische Intelligenz als befreiendes Element heilig hält?

Leider wird noch viel Wasser die Donau hinabrinnen und viel Rauch aus den Schornsteinen Wiens gegen Himmel aufsteigen, bis die Erkenntniß der Wahrheit sich freie Bahn gebrochen haben wird, ehe man die Axt an die Wurzel des Uebels legen kann. Bis dahin wird Cisleithanien den Schauplatz für die wunderlichsten Experimente abgeben. Alte Parteien werden sich mit Zuhülfenahme kosmetischer Mittel zu verjüngen trachten, neue Parteien vor der Zeit ehrwürdig zu erscheinen suchen. Um diesen letzten Zweck zu erreichen, werden sie sich die Schlagworte und Commandorufe längst in's Grab gesunkener Generationen aneignen und aus dem alten Farbentopf zu Helden und Halbgöttern herausschminken. Text und Melodie bleiben dieselben, nur die Variationen über das alte Thema haben Anspruch auf Neuheit.

Es versteht sich von selbst — und Anderes brächte nur der Geist des Umsturzes zuwege — daß das österreichische Völkermosaik, dieses anorganische Nebeneinander zahlreicher Bruchtheile verschiedener Nationalitäten, die zweigetheilte Monarchie mit ihrer zwiefachen Volksvertretung, ihren beiden Herrenhäusern, der gedoppelten und rectificirten Oberrepräsentanz und ihren drei Ministerien nicht nach der constitutionellen Schablone oder, wie man das nennt, aufrichtig und ehrlich constitutionell regiert werden könne. Wer das nicht begreift, der soll sich das Didakticum für die absolvirte Logik einfach zurückstellen lassen. Bei bestem Willen und reinster Absicht des Monarchen und seiner Räthe wird ein constitutionelles Regime nach britischem oder französischem Muster in Oesterreich ein Ding der Unmöglichkeit seyn. So wenig bei uns Palmen im freien Erdreich fortkommen, ebenso wenig vermag sich auch der Schablonenconstitutionalismus in Oesterreich zu acclimatisiren. Es kann sich daher nur um das Kunststück handeln, den Staat formell nach constitutionellen Grundsätzen zu regieren, ohne jedoch die Form mit dem von der politischen Wissenschaft vorgeschriebenen Gehalt zu erfüllen; und das wäre verhältnißmäßig

leicht, wenn nicht der Charakter der Zusammengesetztheit des Reiches die Lösung dieser Aufgabe bedenklich erschwerte.

Herr von Schmerling glaubte das richtige Mittel in einem gemäßigten Centralismus und höchst complicirten Wahlsystem gefunden zu haben. Er construirte eine Verfassungsmaschine von solcher Künstlichkeit, daß bescheidene Zweifel an ihrer Funktionsfähigkeit auf die Dauer gestattet schienen. Sie funktionirte aber länger fort, als man hätte glauben sollen. Das rührte davon her, daß ihre Thätigkeitssphäre bald durch den Rücktritt der Czechen und Beschränkung auf einen Theil Cisleithaniens eingeengt und der die ganze Monarchie umfassende Reichsrath zum engern Reichsrath degradirt wurde. An die Stelle einer wahren und wirklichen Reichsvertretung trat die deutsche Clique. Die liberalen Elemente deutschösterreichischer Nationalität bemächtigten sich des Verfassungskörpers und monopolisirten die Herrschaft.

Unter Freunden und Brüdern bleiben auch die offenkundigsten Mängel einer Geschäftsanlage ungerügt. Die Schmerling'sche Staatsmaschine warf trotz ihrer Fehler den gewünschten Nutzen ab und mehr konnten genügsame Menschen, wie die damaligen Volksvertreter deutscher Abstammung, nicht verlangen. Die Schmerling'sche Verfassung enthielt einen eigenen Absatz — den famosen §. 19 — welcher die Rechte der verschiedenen Nationalitäten Oesterreichs sicherstellt, aber dieser Passus erfuhr von Seite der Nachfolger des „Vaters der Verfassung" eine wunderliche Auslegung. Das Ministerium Auersperg-Lasser glossirte die Stelle dahin, daß die nichtdeutschen Nationalitäten Oesterreichs von Staatswegen weder zu Frohndiensten, wie Ziegelschlagen oder Ziegelbrennen, noch zu Schanzarbeiten herangezogen werden sollten. Und in der That ist uns nicht bekannt, daß an Czechen und Slovenen je ein derartiges Ansinnen gestellt worden wäre. Die Strafeinquartirungen Kollers waren Ausnahmsmaßregeln, die hier nicht in Betracht kommen.

Um das Unglück voll zu machen, mußte es geschehen,

daß ein Ausländer, für welchen die speciellen österreichischen Verhältnisse unlösbare Räthsel waren, überwiegenden Einfluß auf die Gestaltung der innern Zustände gewann. Herr von Beust, der Geschichte und Wesen der österreichischen Monarchie völlig ignorirte, weil er darin Ignorant war und blieb, kannte keinen andern und höhern Zweck, als Oesterreich zum Mittel der Befriedigung seiner Eitelkeit und seines Rachedurstes zu gebrauchen. Das Kaiserreich sollte zu einem Trutzpreußen umgestaltet und daher in ein Paradies der Aufklärung und des Liberalismus verwandelt werden. Für ihn, den deutschen Mann, gab es in Oesterreich nur Deutsche, die ihm verwendbar schienen; für ihn, den Protestanten, nur indifferente Geister, welche er als hoffnungsvolle Mitarbeiter anerkannte. Was national oder katholisch gesinnt war, ließ er bei Seite liegen. Nichts billiger, als daß in die liberale Zwingburg auch liberale Besatzung gelegt wurde. Dieß der Ursprung des Bürgerministeriums. Man kannte die Abneigung des Hofes und der bislang einflußreichsten Gesellschaftskreise gegen die Mitglieder der neuen genialen Ministercombination, dennoch wurde amtlich aufgefordert, den neuernannten Räthen der Krone rückhaltloses Vertrauen zu schenken.

Beust hatte mit seinem Bürgerministerium einen großen Erfolg zu verzeichnen; denn schwer mußte eine Persönlichkeit wiegen, der zu Gefallen alte und gerechtfertigte Bedenken und Antipathien niedergekämpft wurden. Giskra war Einer jener politischen Abenteurer, die im Sturm- und Drangjahre 1848 Fortune gemacht hatten, um nach Ablauf des Wildwassers zu stranden, bis sie die nächste Fluth wieder über den Wasserspiegel emporhob. In Frankfurt hatte sich der nachmalige Minister für die Wahl des Erzherzogs Johann mit dem Votum: „Hanns von Oesterreich" ausgesprochen. Der Beginn seiner Laufbahn noch als Supplent an der Wiener Universität und das Ziel derselben wurden durch ein und das nämliche Symbol, die Trinkgeld heischende geöffnete Hand, bezeichnet.

Neben diesem genialen Staatsmann arbeitete Finanzminister Brestel, ein ehrlicher Pedant, dessen Blick nicht weiter reichte als die Alltagsweisheit des Professorenthums zu reichen pflegt. Dieser wirklich ehrliche Mann hatte das merkwürdige Mißgeschick, oder sollen wir lieber sagen die Ungeschicklichkeit, mit einem verschämten Bankerott zu debütiren. Alle die verknöcherten, reaktionären Minister, die seit dem Unglücksjahre 1812 die Finanzen Oesterreichs leiteten, hatten vor dem Gedanken einer Unehrlichkeit, dem Staatsbankerott, zurückgeschaudert. Das Bürgerministerium fand nichts darin, die Staatsgläubiger zu verkürzen. Der verstandesschwache Brestel begnügte sich aber nicht damit, ein Unrecht zu sanktioniren, sondern er beging eine Thorheit; denn hat man je einen Bankerott erlebt, dessen Erklärung der Schuldenstand überdauerte? Die finanzielle Misere blieb nach wie vor die gleiche, nur hatte der geniale Finanzminister ein paar Gulden an Interessen abgehandelt.

Das talentvollste Mitglied des Bürgerministeriums war sonder Zweifel Eduard Herbst, ein Mann, geschickt die Fäden der Intrigue bis zur Unlösbarkeit zu verschlingen, die festesten Gewebe zu zertrennen, seinen Willen stets durchzusetzen, das Ansehen Anderer zu untergraben — ein vortrefflicher Parteigänger, aber unfähiger Feldherr. An ihm und seinem Intriguengeist ging auch das Bürgerministerium, nicht ohne die Kluft zwischen Deutschen und Slaven glücklich erweitert zu haben, zu Grunde.

Aus der Zeit des Bürgerministeriums, in welches Advokat Berger aufgenommen wurde, stammt das geflügelte Wort des Letzteren: „Wie sollten wir für einander einstehen, wenn wir uns nicht ausstehen können!" Die Bürgerminister bekämpften sich gegenseitig bis auf's Messer, aber die „Freiheit" stand sich gut dabei. Jeder Amtschef durfte seine Schützlinge nach Laune befördern; jeder Volksbote für sich und seine Wähler Gnaden und Geschenke auswirken; jeder Finanzjude sein Vermögen verdoppeln; ja selbst der Aufständische

aus der Criwoscie sich die Beschwerden der Schilderhebung aus dem Staatsschatze bezahlen lassen. Die Freiheit stand sich gut unter den Bürgerministern, die Freiheit und das Recht. Der Rechtslehrer Giskra zeigte durch praktische Anwendung der Vertragstheorie, daß bilaterale Verträge unter den nichtigsten Vorwänden gelöst werden können, sobald nur der eine Paciscent dazu Lust und Laune empfindet; der Rechtslehrer Giskra fand als Minister die Unordnungen vor dem erzbischöflichen Palais so gut in der Ordnung, wie er die Katzenmusiken als suspendirter Supplent in Ordnung gefunden hatte.

Das Bürgerministerium endete unter dem Eindruck völliger Unzulänglichkeit. Weder Freund noch Feind kümmerte sich um jene gespenstigen Theoretiker, von welchen Beust die Regeneration der Habsburgischen Monarchie auf freiheitlichem Fuße erwartet hatte. Als sich der Herrscher nicht länger verbergen konnte, daß seine getreuen Räthe, welche dem Reiche den Frieden geben sollten, nur Zwietracht und Unfrieden gesät hatten, wurden Versuche zur Beruhigung der verbitterten Nationalitäten angestellt; sie scheiterten an dem üblen Willen der cisleithanischen Minister, welche die öffentliche Meinung dem wohlmeinenden Vermittler auf den Hals hetzten, zugleich aber auch an dem Mißtrauen der Czechen, welche von den leitenden Staatsmännern nichts erwarteten.

Als das Ministerium gleich einem faulen Apfel vom Stamme fiel, griff man zu einer neuen Methode. Beust's Hand war keine glückliche gewesen. Seine Ingerenz auf die inneren Angelegenheiten sollte also aufhören. Der Monarch berief den Grafen Hohenwart, ohne vorausgehende Verständigung des Kanzlers, in seinen Rath und betraute denselben mit Bildung eines neuen Kabinets, dessen Aufgabe die Herstellung des Friedens zwischen den Nationalitäten der cisleithanischen Reichshälfte seyn sollte. Der Minister war nun ein anderer; die Volksvertretung, die Pairskammer, die Journalistik, Beust, Andrassy dagegen waren dieselben ge-

bleiben, dem Ministerpräsidenten abgeneigt, sein Werk a priori verdammend und jede Stunde bereit, den Sturz des verhaßten Staatsmannes herbeizuführen.

Die Deutschböhmen, welche alle Ursache hatten, einen Ausgleich mit den Czechen zu fürchten, entwickelten schon damals die größte Rührigkeit und wußten ihren österreichischen Gesinnungsgenossen den Sachverhalt so darzustellen, als ob die Reaktion ihr Haupt drohend erhöbe und mit der Restitution der Czechen eingeleitet werden sollte. Für „verfassungstreu“ galt von Stunde an, wer offen für die deutsche Präponderanz eintrat und jedem Gedanken an Aussöhnung mit den nichtdeutschen Stämmen und Völkerschaften Oesterreichs entgegenwirkte. Die Verfassungstreue bestand in der Bekämpfung aller, auch der berechtigtsten Ansprüche der Staatsbürger slavischer Nationalität, im starrsten Centralismus und der ausgesprochensten Kirchenfeindlichkeit. Wenn die Verfassungsurkunde jedem Bürger die Pflicht des Ungehorsams gegen die geistliche Obrigkeit eingeschärft hätte, man hätte sich nicht stärker gegen die katholische Kirche aufbäumen können. War doch Religionsverachtung als unzweideutiges Merkmal und Anzeichen hoher Intelligenz ebenso geschätzt als die Treue gegen den Glauben der Väter für ein Stigma der Geistesbefangenheit oder der Tartüfferie angesehen.

Wie hätte sich Graf Hohenwart unter solchen Umständen bei all seiner reichen staatsmännischen Begabung auf die Länge behaupten sollen? Nicht einmal der religiöse Indifferentismus der neuen Regierung und ebensowenig die Aufnahme eines Protestanten, des geistvollen Schäffle, in den Schooß des Ministeriums vermochte an der Ungunst der öffentlichen Meinung das Geringste zu ändern. Hohenwart hatte mit Ausschluß der Czechen und der gemäßigten Elemente im Reichsrath Alles gegen sich, sogar die Beamten seines eigenen Ressorts ließen sich in Zettelungen gegen ihren Herrn und Meister ein. Als aber der Proceß wider Hohenwart doch zu langsam verlief, da stellte sich der geschäftige Beust

ein und erklärte seinem Souverain in Verbindung und Gegenwart des ungarischen Ministerpräsidenten, daß er in seiner Eigenschaft als Minister der auswärtigen Angelegenheiten die Verantwortung für den Gang derselben bei dem Gebahren des Grafen Hohenwart nicht länger tragen könne. Mit anderen Worten: Beust drohte mit Bismarck und der deutschen Ungnade, wenn sich der Kaiser von Oesterreich als Herr seines Reiches fühlte und jene Maßregeln traf, die er für nothwendig hielt.

Da der Souverain den schweren Irrthum begangen hatte, seine Absichten in Bezug auf die Ordnung der innern Angelegenheiten Cisleithaniens auch der Censur des magyarischen Ministerpräsidenten zu entziehen, so vereinigte Graf Andrassy die ungarischen Gravamina mit den Klagen seines deutschen Collegen. Der Kaiser wich mit seltener Verleugnung seiner besseren Ueberzeugung vor den Boten der beiden Minister zurück und entfernte Hohenwart aus dem Amte. Er willigte in einen förmlichen Systemwechsel und berief den Fürsten Adolf Auersperg, der kein anderes Verdienst als das der Bruder des Carlos Auersperg zu sein aufzuweisen hatte, eben auf die Empfehlung dieses Bruders nach Hof und betraute ihn mit der Bildung eines neuen und zwar liberalen Kabinetes. Während eines Decenniums galt es nun als unumstößliches Dogma, daß Oesterreich nur centralistisch, liberal und ausschließlich nur von Deutschen regiert werden könne.

Ein centralistisch-deutsches Regime mußte damit beginnen, die nichtdeutschen Nationalitäten unter formeller Aufrechthaltung des §. 19 an die Wand zu drücken. Das war die Erfüllung des centralistischen Programmpunktes. Da man nicht daran denken konnte — was in Oesterreich absolut unausführbar scheint — allen liberalen Forderungen gerecht zu werden, so warf man sich auf zwei Institutionen, deren Umwandlung im liberalen Sinn statthaft erschien, auf Kirche und Schule. Die Maigesetze, unter Connivenz des Erz- und Weihbischofes von Wien geschaffen, unterordneten die Kirche

auf ächt byzantinische Weise dem Staat, die Schulgesetzgebung entzog den Volksunterricht dem religiösen Einfluß.

Oesterreich war zum Marktplatz geworden, auf dem öffentliche Versteigerung stattfand. Als Käufer durften nur liberale Deputirte mit ihrer weitverzweigten Clientel auftreten. Für dalmatinische Stimmen wurden Straßen und Eisenbahnen angeboten; ministerfreundliche Volksvertreter dieses Kronlandes hatten sich außerdem noch eines Diurnums zu erfreuen und erhielten die Eintrittskarten zu den verschiedenen Vergnügungen der Hauptstadt geschenkt. Die deutschböhmischen „Ja“ und „Einverstanden“ wurden mit Bankconcessionen und neuen Verkehrslinien eingelöst, und der nominelle Kabinetschef legte am Ende seiner Laufbahn noch das kostbare Geständniß ab, wie theuer der Regierung die Dienste der ministeriellen Partei zu stehen kamen. — Noch ohne Vergleich höher kam aber die liberale Parteiregierung dem Reiche zu stehen. Das Jahr 1873 kostete Oesterreich mehr als der unglücklichst geführte Krieg. Wohin die Fahrt gegangen wäre, wenn nicht der Schiffsherr Einsprache erhoben hätte, wer weiß es? Vielleicht auf eine Sandbank, vielleicht in den Abgrund.

So viel Hochsinn manifestirte die liberale Majorität, daß die ministeriellen Forderungen zur Erhaltung des Reiches stets nur und allein mit Hülfe der principiellen Gegner der Regierung, mit dem Beistand der Polen und conservativen Oesterreicher durchgesetzt werden konnten. Minder entschiedene Staatsmänner — man kann dieses Epitheton auch gegen ein passenderes vertauschen — würden unter so beschämenden Umständen den Platz verlassen haben. Die liberalen Minister aber blieben und Herr von Lasser würde vielleicht heute noch, nach manch glücklicher Wandlung, im Rathe der Krone sitzen, wenn nicht der Tod über sein Portefeuille verfügt hätte.

Vae victis! Die liberale Regierung war so illiberal, keine andere Meinung neben der ihrigen zu dulden. Nie wüthete eine Staatsanwaltschaft so grausam als während

der liberalen Aera. Der geringste Zweifel an der unfehlbaren Weisheit des Kabinets wurde als Aufforderung zur Mißachtung der Obrigkeit, als Aufreizung zu Aufruhr und Umsturz stigmatisirt. Das unerträglichste Polizeiregiment lastete auf den Geistern; es war nicht einmal gestattet fremde liberale Regierungen zu tadeln oder conservative Ministerien zu loben. Mit dem historischen Tyrannenargwohn wurde die öffentliche Meinung überwacht und das harmloseste Wort als Auersperg-Beleidigung, das heißt als Verrath an den liberalen Principien gedeutet. Damit war der freiheitliche Programmpunkt der Liberalen erfüllt; denn Liberalseyn bedeutet: Abschütteln der Ketten von den eigenen Gelenken, und Handschellen für die Glieder Anderer.

Was nun die Parteiverhältnisse betrifft, so herrschte in den Reihen der liberalen Majorität jene Eintracht, wie sie Ovid in seiner Beschreibung des goldenen Zeitalters schildert: Ver erat aeternum, Lamm und Wolf schmiegten sich vertrauensvoll an einander. Nur der fatale Knochen unterbrach von Zeit zu Zeit die idyllischen Zustände, und diese Unterbrechung ging regelmäßig von Böhmen aus, wo die deutschen Triarier der Verfassungspartei sich gegenseitig den Bissen nicht gönnten, so daß sich die Regierung nicht selten genöthigt sah unter ihren eigenen Freunden Polizei zu spielen und Ordnung zu stiften. Volle Schüsseln und Becher lassen indessen das Unkraut der Zwietracht nicht in die Halme schießen und das Ministerium war ängstlich besorgt panem und circenses zwar nicht zu Nutz und Frommen des Volkes selbst, sondern ausschließlich zum Hausgebrauche seiner liberalen Vertreter herbeizuschaffen. Zur Abwechslung hielt Herr von Lasser wohl auch eine Hausknechtpredigt zur Bekehrung frecher Meuterer. Man war aber unter sich und so machte es nichts aus, wenn er die Lässigen als Schlingel und Gassenjungen behandelte.

Den Czechen gegenüber wiederholte der Minister den gnädigen Scherz, sie zur Theilnahme an der parlamentari-

schen Arbeit einzuladen und ihre Erklärung und Verwahrung ungelesen ad acta zu legen. Die Minorität, welche nie nach Bundesgenossen auf Straßen und Gassen suchte und nie zu illoyalen Mitteln griff, um die Gegner zu verderben, mußte sich die äußerste Demüthigung und übelste Behandlung gefallen lassen.

Im Herrenhause hatten die Liberalen, Dank dem Läuterungsverfahren des Grafen Beust, die Majorität. Dort saßen die Bureaukraten des aufgeklärten Absolutismus, die Lichtenfels und Consorten, welchen ein eifriger Ordensmann weit gefährlicher dünkte als eine Rotte zügelloser Verschwörer, und die vor einem Jesuitenhabit ängstlicher zitterten als vor der Proklamation Oesterreichs zur Republik. Einen nicht zu unterschätzenden Anlehnungspunkt gewährte der liberalen Wiener Regierung Ungarn, das dem gleichen System verfallen war. Das cisleithanische Ministerium erwies denn auch den magyarischen Staatslenkern das erdenkbar freundlichste Entgegenkommen und förderte jeden neuen Ausgleich auf Unkosten der westlichen Reichshälfte.

Das liberale Ministerium, von den Umständen merkwürdig begünstigt, schien so fest gegründet, so unerschütterlich, daß das System auf Generationen hinaus für gesichert gelten konnte. Wer hätte sich auch gegen die Gewaltherrschaft des Liberalismus auflehnen sollen? Das Häuflein Deputirter, das als „Rechtspartei" die Gewaltthaten der Regierung bekämpfte und, mitleidig belächelt, nur zur Bewilligung des Militäretats, an dem sich die Liberalen stießen, gut genug schien, gewiß nicht. Die Czechen hatte man ad pacem geschickt und von Dragonern bewachen lassen. Die Polen erhielten, so oft man ihrer bedurfte, ein kleines nationales Zugeständniß, als Werb- und Hand- — wohl auch als Schweiggeld. Der ungarischen Freundschaft konnten die Inhaber der cisleithanischen Ministerporteseuilles sicher seyn, so lange sie bereit waren, den unter dem Namen „Ausgleichsforderung" bekannten Tribut an die magyarische Nation zu entrichten.

Die Bevölkerung hatte den Rausch der Erhebung ihres Wissens und Könnens zur hundertsten Potenz noch nicht ausgeschlafen. Das Bewußtseyn, daß Wissen Macht sei und ihre Kinder mittelst der Neuschule dieses Wissen und also auch ihre Macht verdoppeln, verdreifachen, verhundertfältigen sollten, lag ihnen noch schwer in den Gliedern. Der Liberalismus hatte sie vor der Bosheit eines auf die Verdummung des gemeinen Mannes ausgehenden zelotischen Pfaffenthums gerettet, jetzt mußte es anders und besser werden. Es ging allerdings nicht so rasch, als man dachte, aber gute Dinge brauchen Zeit und wahrscheinlich auch der Umwandlungsprozeß des Wissens in Macht. Vorderhand baute man die Schulpaläste, aus welchen den künftigen Generationen die Macht, das Glück und die Herrlichkeit kommen sollte.

Nach 'zehnjährigem Bestande des Ministeriums Lasser „genannt Auersperg" traten die ersten Vorzeichen langsamer Abbröckelung zu Tage. Lasser, ein wohlgeschultes Talent, aber ohne geniale Begabung, die eigentliche und schätzbarste Arbeitskraft des Ministeriums, starb nach jahrelangem Siechthum hinweg; Stremayr, der zweitbedeutendste Mann, schien nicht Lust zu haben Lassers Platz auszufüllen und dem Ministerpräsidenten als Krücke zu dienen. Die Symptome des Marasmus mehrten sich und selbst die Transfusion fremden Blutes vermochte die gesunkenen Kräfte nicht zu heben. Dazu gesellte sich noch die von der auswärtigen Politik angeregte Wendung zu Gunsten der mit so geringer Zärtlichkeit behandelten slavischen Elemente. Eine Schwenkung in der inneren Politik war unbedingt nothwendig geworden. Wie sollte der umfangreiche Staatsmann, der an der Spitze der Geschäfte stand, dieses schwere Stück Arbeit vollbringen? Er zog es vor seine Entlassung zu begehren und den wohlgeordneten Rückzug auf einen einträglichen und an Muße überreichen Staatsposten anzutreten. Der alte Soldat wurde Präsident des obersten Rechnungshofes, wie früher schon der alte Diplomat, Baron Hoffmann, Theaterintendant geworden war.

enn es in der Geschichte des österreichischen Constitu=
smus etwas Bemerkenswerthes gibt, so ist es das, daß
noch eines äußeren Anstoßes bedurfte, um der libe=
Herrschaft, die so schwer auf Oesterreich lastete, ein
u bereiten. Leider erscheint dieser Umstand nicht blos
enswerth, sondern geradezu trostlos. Wenn Graf
sy also eine glücklichere Orientpolitik inaugurirt hätte,
die türkische Grenznachbarschaft unberührt ließ und
eich den Schmerzensweg nach der goldenen Bosna
e, dann würde der auswärtige Erfolg den inneren
folg, die Fortdauer des liberalen Regimes nach sich
t haben. Dann hätten wir uns noch lange Jahre
en müssen, bis irgend ein ungeschickter Regierungschef
ht auf dem glatten Parkett ausgeglitten und zu Falle
nen wäre. Nun, wir sind nicht undankbar und erkennen
ig an, daß Graf Andrassy, während er die Umstellung
s Hauses mit feindlichen Wachen gestattete, doch den
nern selbst die drückenden Fesseln abnahm. Die That=
genügt, nach der Absicht fragen wir nicht lange.
Die liberale Partei rieb sich die Augen, wie aus langem
e erwacht, und konnte nicht begreifen, wo die vollen
eln und das reich bestellte Mahl plötzlich hingekommen
Die Neuwahlen ergaben eine Majorität für das neu=
te Versöhnungsministerium Taaffe, die bisherige Mehr=
ar zur Minorität zusammengeschrumpft.
Das erste Gefühl der Depossedirten sprach sich in einem
nfall sittlicher Entrüstung aus. Man kam überein,
urpation nicht zu dulden und an dem Ministerium
inem Anhang Rache zu nehmen. Der Zorn ist ein
er Rathgeber und erwies sich auch jetzt als solcher.
tellte sich nämlich die Sache leichter vor als sie war,
elt für ein Produkt unglücklicher Verkettung der Um=
und der augenblicklichen Laune, was man bei leiden=
loser Beurtheilung als die Frucht sorgfältiger Ueber=
hätte erkennen müssen. Hatte man es nur, wie man

bachte, mit einem Unfall zu thun, so mochte die erlittene Schlappe leicht wett gemacht werden. Nun stand aber die Ansicht von der Unfallsqualität des Coulissenwechsels so unerschütterlich fest, daß man die feindliche Verschanzung mit Sturm nehmen zu können glaubte.

Diesem Feldzug der liberalen Minorität gegen Ministerium und parlamentarische Mehrheit drückten die Deutsch-Böhmen das Gepräge auf. Die Begünstigung der Slaven richtete sich in erster Linie gegen die bisherigen Bedränger der czechischen Nationalität: die in Böhmen ansässigen Deutschen. Nichts begreiflicher als daß gerade dieses Element der Minorität sich an die Spitze der Opposition stellte. Dazu befähigte sie aber nicht nur der Umstand, daß die Schwenkung in der inneren Politik vor Allem ihr Herrschaftsmonopol bedrohte, sondern auch die Thatsache, daß die Deutschböhmen im Reichsrathe als die gewiegtesten Politiker, besten Redner und thätigsten Agitatoren galten. Herbst selbst, der von Schmerling zum Obergeneral ernannte und von der Mannschaft als solcher anerkannte Deputirte, vertrat einen böhmischen Wahlkreis. Neben oder unter ihm fungirten im Generalstab vorzüglich deutsch-böhmische Abgeordnete, großen Theils emeritirte Minister, Sektionschefs und k. k. Hofräthe, kurz Leute, die an das Befehlen gewohnt waren.

Die Deutschböhmen — das mag zur Erklärung ihrer politischen Haltung beitragen — waren in dem guten Glauben aufgewachsen, daß die Czechen einer niedrigeren Rasse angehörten und, wie die Farbigen auf dem westlichen Continent, zu den gentes irrationales zählten. Die Vorsehung hatte nach ihrer Ansicht den Deutschen die Herrschaft über die Czechen im Lande vorbehalten und es war strafwürdige Auflehnung gegen dieselbe, wenn die letzteren Gleichberechtigung oder Theilung der Herrschaft verlangten. Auffälligerweise stellten die Deutschen den Gedanken an eine Versöhnung der beiden gegnerischen Nationalitäten als Absurdität hin, während die Führer der Czechen, insbesondere Rieger, ihr

aufrichtiges Bestreben nach Frieden wiederholt und öffentlich bekundeten.

Die liberalen Deutschen der andern Kronländer unterordneten sich freiwillig der Führung ihrer böhmischen Stammgenossen und wurden von letzteren immer mehr auf nationalen Boden gedrängt. Das heißt: das Gefühl für die Gemeinsamkeit, für Oesterreich als Staatsbegriff ging verloren, um dem angeblich deutschen Bewußtseyn den Platz zu räumen. Für die Deutschböhmen war der Nationalitätenhader Lebenselement und die Friedlosigkeit Zweck. Welches Ministerium immer die Versöhnung auf seine Fahne geschrieben hätte, es mußte bekriegt werden, man konnte nur eine solche Regierung brauchen, die den Krieg gegen alles Nichtdeutsche fortzusetzen entschlossen schien. Daher der Widerstand gegen Alles, was von dem Ministerium Taaffe herrührte, gegen Gutes und Uebles ohne Unterschied. Daß sich aber die große liberale Partei den Diktaten des Prager deutschen Casino's unterwarf und so die Geschäfte der Herren Herbst und Schmeikal besorgte, dürfte kaum für den Ideenreichthum und die geistige Unabhängigkeit dieser Parteimänner sprechen.

Herbst, mit jener anbiedernden Beredsamkeit ausgestattet, welche überall ehrliche Ueberzeugung und unerschütterliche Grundsätze durchblicken läßt, ehrgeizig, eitel, dabei schlau, jedes Angriffes gewärtig und stets zur Abwehr bereit, durch langjährige Erfahrung geschult und in die Hand- und Kunstgriffe der jeweiligen Regierung eingeweiht, wäre ein gefährlicher Gegner geworden, wenn Ränkesucht und Liebe zur Intrigue seinen politischen Credit nicht untergraben hätten, so daß es dem Grafen Hohenwart ein Leichtes wurde, diesen liberalen Stern erster Größe zu verdunkeln und das Kometenhafte seines Körpers und Umlaufes zu demonstriren.

Die Kriegführung der Opposition bewährte sich so wenig, daß sie das Ministerium mehr nach rechts drängte, statt es in die Arme der liberalen Partei zurückzuführen. Dieser schlimme Ausgang fällt auf die Deutschböhmen und ihre Führer, welche den Feldzugsplan ausgearbeitet hatten, zurück.

Die Opposition konnte sich zu Anfang der parlamentarischen Campagne, also vor einem Triennium über die Sachlage täuschen und einen absoluten Sieg für denkbar halten; diese Täuschung mußte aber schon nach Ablauf des ersten Kriegsjahres zerrinnen. Statt nun die Waffen in die Bauerngemeinden und auf das flache Land hinauszutragen, wie die böhmischen Führer wollten, statt sich der Regierung völlig zu entfremden, hätten die Liberalen die Kampfweise ändern, sich der hervorragendsten socialen Fragen bemächtigen und deren Lösung zum Heile des gemeinen Mannes anstreben sollen. Die Begegnung der feindlichen Parteien in denselben Punkten und auf dem gleichen Felde würde die Möglichkeit eines Compromisses nahegelegt und der liberalen Partei den Ruf der Regierungsfähigkeit gewahrt haben. Die Opposition zog es vor, an der Negation haften zu bleiben und sich im unfruchtbaren Streit zu erschöpfen.

Die vereinigte Linke war nahe daran, der Reichseinheit mit ihrer Constituirung als ausschließlich deutsche Nationalpartei einen blutigen Schlag ins Gesicht zu versetzen, als ein Rest von Scham und gesunder Vernunft die Ausführung noch im letzten Augenblick verhinderte. Beides wohnte aber nur einigen wenigen Deputirten bei, deren Einfluß gerade nur hinreichte, das Aeußerste zu verhindern. Dieses kleine Häuflein hatte wiederholt gegen den Parteiterrorismus, der von Prag aus geübt wurde, protestirt und mannigfache Versuche unternommen, sich dieser Gewaltthätigkeit zu entziehen.

Andererseits soll nicht verkannt werden, daß der Mangel an Zugkraft des trivialen Parteiprogramms der liberalen Partei die Führer nöthigte, eine reale Basis zu suchen, die ursprünglich außerhalb des Rahmens lag, und diese fand man eben in der gegenseitigen Befehdung der Nationalitäten. Bedient man sich auch noch regelmäßig der alten Parteibezeichnung von „liberal" und „conservativ", so weiß doch der Einsichtsvolle, daß es den Liberalen nicht mehr um Freiheit, den Conservativen um Erhaltung des Alten schlechthin zu thun ist. In Wahrheit würde und müßte der Conser-

vatismus auf das lebhafteste und entschiedenste gegen die Wiederbelebung zahlreicher, vielleicht ehemals vortrefflicher, mittelalterlichen Institutionen protestiren. Es gibt kaum irgend ein Recht, eine Sitte oder einen Gebrauch, welchen der Conservatismus unverändert wieder hergestellt wünschen könnte. Die Betonung liegt nicht sowohl auf der Erhaltung, als auf dem affirmativen Charakter, dem Positivismus, der das Sondermerkmal des Conservatismus unserer Tage bildet. Der Conservatismus ist vor Allem positiv, er gründet und schafft und verwirft keinen Baustein des alten Gebäudes, insoferne er sich zum Neubau eignet; er verschmäht nichts Altes, insoferne es sich entwicklungsfähig erweist. Er ist voll Ehrfurcht vor der Vergangenheit und voll Gerechtigkeit gegen die Zukunft, er nimmt auf die organische Fortentwicklung der Gesellschaft und des Staates im Laufe der Jahrhunderte gebührende Rücksicht, indem er Ring an Ring fügt und von der sprungweisen Methode der modernen Staatsklugheit nichts wissen will. Er behaut aber jeden Baustein so lange, bis er dem neuen Zweck dienstbar zu werden verspricht, er erweitert die Wirkungssphäre irgend einer Institution in dem Grade, bis sie in den Rahmen der Gegenwart paßt.

Der Liberalismus ist, nachdem er den weiten Raum durchmessen, zu seinem Unglück bei der reinen Negation angelangt. Er kann, will er sich selbst getreu bleiben, nirgends an Altes anknüpfen, Gegebenes fortentwickeln, Bildungsfähiges ausbilden. Den Faden, welchen er spinnt, zieht der Liberale aus seinem eigenen unfehlbaren Denkorgan, er liebt es Vernunftconstruktionen an Stelle der Erfahrungsprodukte zu setzen, und zu verneinen, was sich mit den Resultaten seiner einseitigen Gedankenarbeit nicht verträgt. Was das liberale Denken nicht ausfüllt, über das menschliche Fassungsvermögen geht, das ignoriren sie einfach als nicht vorhanden, und da ihr Geist sich nicht über die schwere Atmosphäre, in welcher sie athmen, erheben kann, so möchten sie am liebsten von dem, was über den Wolken und Sternen, jenseits der

Welt und des Grabes liegt, keine Notiz nehmen. Daher sollte die Religion Privatsache, die Schule confessionslos, die Ehe reines Staatsinstitut und der Eid leere Betheuerung seyn. Es steht also nicht eine Partei, die Alles, auch das Schadhafteste, des Fortbestandes Unfähigste erhalten wissen will, einer andern, welche nur die alten Schäden und Uebel zu beseitigen und durch Zweckmäßiges zu ersetzen strebt gegenüber, sondern es ringt das Positive mit der Negation, das Leben mit dem Tod.

Das Ministerium Auersperg hatte, was es brauchte, eine starke ministerielle Partei, und verlangte darum nach keiner Mittelpartei. Wo die Regierung von der ministeriellen Partei im Stich gelassen wurde, wenn es sich um patriotische Opfer handelte, durfte sie sich auf die Gegner verlassen. Dazu fanden die Minister die inferioren Volksstämme noch immer gut genug. Das hinderte aber nicht, daß sich Privatleute und einzelne Journalisten um die Bildung einer dritten Partei bemühten. Als es sich jedoch darum handelte, den Gedanken in Fleisch und Blut zu kleiden, da zeigte sich die Unmöglichkeit der Verwirklichung des gefaßten Planes. Der Emmersdorfer Officier, Fischhof, fand keine Mannschaft vor, die sich von ihm commandiren ließ. Die Lotosblume schloß ihren Kelch, ohne daß Brama zum Selbstbewußtseyn gelangt und aus seinem Blumendaseyn zu persönlichem Empfinden erwacht wäre. Seitdem starb Etienne und manch Anderer hinweg, der an demselben Linnen mitgesponnen hatte. Nur Fischhof nährte in Emmersdorf der Begeisterung heiliges Feuer bis zu dem richtigen Augenblick, da seine Idee zum Gemeingut aller österreichischen Patrioten werden sollte.

Die Regierung des Grafen Taaffe sehnte sich Zeit ihres Bestehens nach der blauen Blume einer ministeriellen Mittelpartei; sie hoffte, daß die innere Reibung zwischen den starken Parteien den Stoff zur Bildung einer Mittelpartei absetzen werde. Daß das Ministerium die Bildung eines zwischen den äußeren Flügeln sich bewegenden kräftigen Centrums wünschte, wird ihm Niemand verargen, daß es

aber auf das Eintreten dieser Erscheinung hoffte, dünkt uns ungerechtfertigt.

Das Ministerium mußte die Herstellung einer Mittelpartei so gewiß wünschen, als ihm eine Regierungspartei im wahren Sinne des Wortes mangelte und als es dadurch in Abhängigkeit von dem rechten Flügel versetzt wurde; es konnte aber das Zustandekommen einer solchen Partei um so weniger erhoffen, als es selbst kein Substrat einer entsprechenden Parteithätigkeit lieferte. Niemand wird behaupten, daß er die Absichten und Ziele der Regierung kenne. Die positiven Resultate, welche bisher erreicht wurden, verbreiten keinerlei Licht über das Programm der Regierung. Wurden einzelne Nationalwünsche befriedigt, so blieben dagegen die großen Fragen völlig ungelöst, ja unberührt. Die Volksschule befindet sich heute noch im ausschließlichen Besitze des Liberalismus, die kirchenpolitischen Gesetze bestehen heute noch zu Recht, wie unter Stremayr, und werden mit gleicher Strenge durchgeführt, der Legalisirungszwang ist nicht beseitigt, die liberale Bureaukratie kämpft, unbekümmert um die Absichten des Ministers, für die liberalen Ideen. Es hat sich nichts geändert und die Liberalen würden, wenn sie heute wieder an's Staatsruder gelangten, den Schatz liberaler Errungenschaften unversehrt vorfinden.

Woher sollte die erwünschte Mittelpartei unter so bewandten Umständen kommen? Aufrichtig gesagt, erfüllt die Rechte des Hauses denselben Zweck. Man hat dem Ministerium Taaffe vorgeworfen, daß es die gute Laune der Majorität durch Geschenke erhalten müsse. Wir wüßten nicht, daß die Regierung, abgesehen von kleinen Concessionen an die Czechen und Slovenen, in der großen socialen und Ueberzeugungsfrage das geringste Zugeständniß gemacht hätte, und wie sich die unbekannte Mittelpartei noch nachgiebiger und regierungsfreundlicher hätte bezeugen können. Eine Mittelpartei noch gefügiger als die Reichsrathsmajorität, und doch nicht liberal wie der linke Flügel, das wäre allerdings eine Wunderblume, die nicht dem ordnungsmäßigen Verlauf von

Naturprocessen, sondern einem dem Ministerium Taaffe zu-lieb gewirkten Wunder ihren Ursprung verdanken müßte. Mit der Mittelpartei hat es übrigens ein eigenes Bewandtniß; wer ihrer bedarf, findet sie nicht, und trifft er sie nach mühevollen Entdeckungsreisen endlich wirklich an, so kann er sie nicht brauchen.

Der aktuelle Ministerpräsident schmeichelte sich lange mit dem Gedanken, eine solche Partei zu seinem besondern Zweck organisiren zu können. Endlich verzichtete er darauf und nun er verzichtet hat, regt es sich in Wald und Busch, und geht ein Flüstern von der aufgefundenen Mittelpartei durch das cisleithanische Oesterreich. Ist sie nun das, was Graf Taaffe so heiß ersehnt hat? Freilich nicht, denn der Ministerpräsident suchte nach dem absolut Farblosen, nicht nach einer Genossin, sondern nach einer Magd, und eine solche Monstruosität ist doch schwer aufzutreiben.

Mit dem Wiederauftauchen des alten Planes verhielt es sich aber so: der Widerwille gegen die deutsch-böhmische Führerschaft nahm zu. Schon sah sich Graf Coronini, der liberale Präsident des Abgeordnetenhauses, veranlaßt, Stelle und Mandat niederzulegen. Freiherr von Walterskirchen beklagte die Anmaßung der Deutschböhmen und schied aus dem Club der vereinigten Linken. Das Gleiche that der steyermärkische Deputirte Graf Wilhelm Wurmbrand. Der demokratische Abgeordnete Kronawetter mußte sich, weil er von den vulgär-liberalen Dogmen abwich, die Ausschließung aus der vereinigten Linken gefallen lassen.

Der Bericht von den Wirren, die im Schooße der Opposition ausgebrochen waren, ermuthigte nun „den Weisen von Emmersdorf", wie die „Wiener Allgemeine Zeitung" den alten Achtundvierziger Dr. Adolf Fischhof zu nennen beliebt, auf das Programm zurückzugreifen, das er vor mehr als einem Jahrzehnt ausgearbeitet und seinen politischen Freunden vorgelegt hatte. Die „Wiener Allgemeine Zeitung", die zufällig herrenlos nach einer Partei suchte, welcher sie ihre Dienste anbieten könnte, betrieb die Parteibildung mit einem

Eifer, der vielleicht zu weit ging, um zweckdienlich zu erscheinen. Eine Versammlung von Berufspolitikern und ehrgeizigen Privatmännern wurde sofort veranstaltet und Fischhofs Programm zur Annahme anempfohlen.

Das Programm der deutschen Volkspartei mußte natürlich mit einem andern Inhalt erfüllt werden, als demjenigen, welcher die Basis der Einigung für die zwei Hauptparteien bildet. Existenzberechtigung kann doch nur eine dritte Partei ansprechen, die sich von den politischen Grundsätzen der alten bestehenden Fraktionen entfernt, also eine Partei, die Anderes will und dieses Andere kräftiger anstrebt. Man muß daher, da man weder conservativ-föderalistisch, noch liberal-centralistisch seyn darf, um einen Schritt weiter gehen und sich auf der höheren Stufe des Liberalismus, wo die Volkssouveränetät ihren Sitz aufgeschlagen hat, niederlassen. Die deutsche Volkspartei nennt sich darum auch demokratisch. Nun hat aber jede politische Partei ihre traditionellen Correlate, die demokratische: allgemeines Stimmrecht, freies Vereins- und Versammlungsrecht, Beseitigung aller Standesunterschiede u. s. w. Die Faiseurs der neuen Partei mußten mit dem Princip der Interessenvertretung, das in der österreichischen Verfassung eben unentwickeltes Princip geblieben, in Collision gerathen. Sie verwerfen die Interessenvertretung ausdrücklich und setzen die Postulate des Schablonen-Constitutionalismus an ihre Stelle. Während sie in dieser Richtung weiter gehen als die Liberalen, sagen sie sich vom reinen Centralismus los und bestreben sich, ein Compromiß mit den nichtdeutschen Nationalitäten zu schließen, das den Liberalen unter letzteren den Uebertritt zur neuen Partei ermöglichen soll.

Will man zu einem stichhaltigen Urtheile über die Lebensfähigkeit und Berechtigung dieser Partei gelangen, so wird man sich über das Verhältniß derselben zu den bereits bestehenden Faktoren — Regierung, Reichstags-Rechten und -Linken und zum Volke — Rechenschaft ablegen müssen. Was nun die vereinigte Linke betrifft, so muß ihr an der neuen Parteibildung zweierlei widerstreben. Einmal die Ausgleich-

ungsvelleität, da diese dem Bestreben der Deutschen in Oesterreich, die Hegemonie als zweifelloses Vorrecht ihren Landsleuten zu vindiciren, offenbar widerspricht; dann, weil die geschlossene Linke an dem beschränkten Wahlrecht festhalten muß, da jedwede Erweiterung Einfluß und Stellung der Liberalen ernstlich bedroht.

Der Liberalismus kann und wird daher das Aufkommen der deutschen Volkspartei nicht begünstigen, sondern mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln bekämpfen. Ebensowenig Sympathien darf die neue Partei von Seite der Majorität erhoffen. Diese könnte sich allenfalls mit dem Compromiß, wohl auch mit einer mäßigen Erweiterung des Wahlrechts befreunden, aber nimmermehr mit dem Verlassen des Bodens der Interessenvertretung, als des einzigen positiven Punktes, von dem aus eine Verbesserung der aktuellen Staatsverfassung in Angriff genommen werden könnte. Die Demokratie muß, um die angestrebte Gleichheit zu verwirklichen, vorerst zersetzen und auflösen, der Conservatismus, um uns der alten Parteibezeichnung zu bedienen, hat die Aufgabe, das Gegentheil zu thun, nämlich zu binden und zu organisiren, das heißt ein neues Gefüge herzustellen, wo es der Demokratie gelungen ist, das alte gründlich zu zerstören.

Die Regierung aber, welche vor jedem Extrem zurückscheut, wird sich zweimal bedenken, ehe sie der neuen Partei ihre Unterstützung leiht. Im Volke hinwiederum sind die demokratischen Schlagworte längst in Mißkredit gerathen, während das Interesse an Socialreformen im Wachsen begriffen ist. Das Standes- und Erwerbsinteresse hat das abstrakt-politische in den Hintergrund gedrängt. Dem Handwerker liegt weit mehr an der Sicherstellung seines Broderwerbes als an der Discussion eminent politischer Fragen, von denen er unmittelbar unberührt bleibt. Es ist darum kaum glaublich, daß eine Partei, die von den Realinteressen absieht, diejenigen, welche den Schutz eben dieser Interessen begehren, auf ihre Seite ziehen werde.

Uebrigens scheint die neue Partei, welche sich bisher

aus sieben oder acht Volksvertretern und einem Dutzend Privatmännern zusammensetzt, die in der Politik Neulinge sind, nur in der Phantasie der „Wiener Allgemeinen Zeitung“ eine so hervorragende Rolle zu spielen. Wir stehen nicht an der Schwelle von Neuwahlen, welche der deutschen Volkspartei ein großes Contingent von Gesinnungsgenossen zuführen könnten; die vereinigte Linke im Reichsrath ist keineswegs in voller Auflösung begriffen, so daß zahlreichen Uebertritten entgegengesehen werden dürfte; die Majorität huldigt grundverschiedenen Principien, die kein Compromiß mit der neuen Partei gestatten; die Regierung endlich findet in der deutschen Volkspartei nicht die gesuchte Wunderblume, sondern vielmehr einen Stein des Anstoßes. Will eine Mittelpartei das Geringste ausrichten, so wird sie doch so zahlreich in der parlamentarischen Arena erscheinen müssen, daß sie numerisch jedem einzelnen Flügel gewachsen ist. Eine Mittelpartei, die an Zahl und moralischem Gewicht tief unter der Bedeutung der Flügel steht, wird erfahrungsmäßig aufgerollt. Die ganze Aktion dient schließlich zur Stärkung der Gegner, das heißt einer fremden Sache den Sieg zu verschaffen.

Wie die Dinge heute stehen, kann die in Aussicht genommene Parteibildung nur als ein neues Symptom der Zersetzung der einst so mächtigen liberalen Partei in Anschlag gebracht werden. Nutzen daraus wird nur die Regierung und die Majorität ziehen.

Gelingt es dem Grafen Taaffe, nachdem er den negativen Theil seiner Arbeit meisterlich überwunden hat, nun auch seine positive Aufgabe zu lösen, dann wird man Oesterreich beglückwünschen dürfen. Die Leistungen des Ministeriums Taaffe auf positivem Gebiete sind indeß so spärliche, daß es noch fraglich ist, ob der Ministerpräsident sich auf das Schaffen so wohl versteht als auf das Zersetzen gefährlicher Produkte. Eines wünschten wir dem Grafen Taaffe zu Gemüthe zu führen: daß es kein Positives gibt, das sich nicht auf religiöse Ueberzeugungen gründete, und daß es daher ein vergeblicher Versuch wäre, ein Fundament zu legen und den

passenden Baustein zugleich auszuschließen; daß man es als eitles Beginnen bezeichnen müßte, verlangte der Staatsmann nach conservativen Charakteren, welche der Kirche und dem Glauben den Rücken gekehrt haben. Conservatismus und Treue gegen Gott decken sich gegenseitig und das Eine wird ohne das Andere nicht aufzufinden seyn.

XI.

Schweizer Skizzen und Bilder.

I.

Eine uralte Sage läßt den Epimenides von Kreta, einen der sieben Weisen, in einer Höhle 57 Jahre schlafen, ohne daß er indessen gealtert habe. Weiter läßt eine mittelalterliche Sage einen jungen Mönch, welchem der Begriff Ewigkeit Skrupel verursachte, einen Spaziergang machen. Er ergeht sich im naheliegenden Wäldchen; er grübelt, sinnt und sinnt, bis ihn die Klosterglocke heimwärts ruft. Ganz erstaunt findet er die Umgebung sowie die Gebäulichkeiten seines Stiftes mehrfach verändert. Er schellt, der Pförtner kommt, ein wildfremder Bruder, der große Augen macht und den Einlaß verweigert. Der bestürzte Mönch gibt seinen Namen, seine Lebensverhältnisse, sogar den Beweggrund seines Spazierganges an. Man schlägt in der Klosterchronik nach und findet die Angaben bestätigt. Die Pforte öffnet sich dem Spaziergänger; doch 300 Jahre sind verflossen, seitdem er die Schwelle derselben überschritten. Jetzt geht ihm der Begriff Ewigkeit erst recht auf. Er wird von Minute zu Minute greisenhafter; er empfängt die letzte Wegzehrung und seine Seele entfleugt in's Jenseits, allwo die Mitbrüder 250 und mehr Jahre seiner geharrt, die Leibeshülle aber sinkt sofort in Staub und Asche zusammen.

Omne simile claudicat! Mit Epimenides hat meine

Wenigkeit leider nur das gemein, lange geschlafen d. h. den Lesern der gelben Hefte gegenüber als Tourist seit dem Hochsommer 1873 die Rolle des Stummen gespielt zu haben. (Band 72 S. 828). Obwohl der große Göthe erklärte, nur Lumpen seien bescheiden, so muß ich doch um der Ehrlichkeit willen und auf die Gefahr hin, den Lumpen beigezählt zu werden, offen bekennen, während der langen Schweigezeit sehr wenig gescheidter und besser, geschweige ein Weiser geworden zu seyn. Das muß ich als mein unterrichtetster Biograph am besten wissen. Ob ich indessen geistig nicht so fade geworden bin wie die stehenden Witze manches deutschen Hofraths, hierüber kann bloß der Leser entscheiden. Aehnlich dem mittelalterlichen Mönch aber habe ich während der sieben magern Jahre meiner Wanderlust mit Vorliebe in Betrachtungen über Zeit und Ewigkeit mich versenkt. Je gründlicher dieß geschah, desto klarer wurde mir der unendliche Werth der wahren Heimath jenseits der vier Bretter und zwei Brettchen, andererseits die Armseligkeit und Nichtigkeit auch des schönsten irdischen Vaterlandes, das den Schauplatz unserer Lebensminute ausmacht. Von gar Vielem ist meine Wenigkeit während des letzten Lustrums erlöst worden; namentlich ist es mir gelungen, mich zu der Höhe eines neutralen Europäers emporzuschwingen, der den Tagesbegebenheiten sowie der Tagespolitik gegenüber auf die Rolle eines passiven Zuschauers sich beschränkt. Das war für Einen, welcher Jahrzehnte hindurch ein Deutschland von der Ostsee bis zur Adria, von der Nordsee bis zum Balkan sich geträumt, keine geringe Gemüths- und Geistesarbeit. Sie ward mit Gottes Beistand überwunden. Schon seit längern Jahren heißt mein Vaterland „Kirche“ und meine Kaiserstadt Rom. Um „Reichsfeind“ zu seyn, fehlen mir Interesse, Lust und Zeit; ebensowenig bin ich freilich Reichsfreund, denn um ein solcher seyn zu können, finde ich keinen zureichenden Grund. Nihil humani a me alienum puto! Gescheidtere und jüngere Männer mögen nach wie vor mit Tagespolitik sich befassen und das körnerarme Stroh unseres festländischen Parlamentarismus ausdreschen helfen. Das Feld, in welchem meine Wenigkeit sich künftig herumzutummeln gedenkt, ist ein anderes und dankbareres. Würde mir das Ungemach zu Theil, in größerer Gesellschaft ernstlich um meine Meinung bezüglich einer politischen Tagesfrage angegangen zu werden, z. B.

über die Folgen des an dem Czaren Alexander II. verübten gräuelhaften Mordes oder um die Zukunft der französischen Republik, so würde ich nach einem Wischiwaschi nach der Manier des alten Capitäns Perrin-Parnahon greifen und demgemäß etwa erwiedern:

„Sie thun mir zu viel Ehre an, meine Herren, wenn Sie mein Urtheil über politische Angelegenheiten heischen. Denn ich betrachte die Politik als einen ungesalzenen Meerkater, dem die Nieren ausgeschnitten sind. Was aber die gegenwärtige Frage selbst betrifft, so ist es ganz natürlich, weil die Herren Otto Glagau sowie Professor Rohling mit ihren Schriften wider die Juden große Erfolge erzielten, und weil die Gärtner viel lieber einen trockenen als nassen Sommer haben, daß manche Leute Perücken tragen. — Mein Gewährsmann gerieth bei diesem wichtigen Thema in den lobenswerthesten Amtseifer; denn er nannte die Ausmauerung des Gotthardtunnel ein psychologisches Räthsel, eine Heerde Kraniche aber redete er gar mit den Worten an: Vielgeliebte und in Schwelgerei ersoffene Brüder! Um endlich auch das Herz der ehrsüchtigen Zulukaffern zu erweichen, ermahnte er sie in einer Broschüre: Seid aufrichtig, wie die Katze; schnell wie die Schnecke; mäßig wie der Vielfraß; sanftmüthig wie der Tiger; fröhlich wie das Faulthier; menschenfreundlich wie die Hyäne und klug wie das Nashorn. Damit will er nun freilich weiter nichs sagen, als was in dem klassischen Werke: „Ueber die Kunst, Kornsäcke zu flicken" im 22. Bande bewiesen wird; denn es heißt hier mit dürren Worten — der Verfasser spricht gerade von der Wirkung der Magnetnadel in der epischen Poesie — der Kranke stieg auf einen Thurm, und als sie den Helden des Romans aus dem Wasser zogen, so fanden sie an seinem Leibe 24 unausgebrütete Zahnstocher. Alles dieß ist so klar wie die Sonne; denn ich werfe hier die Frage auf: Ist es denn eine Pflicht, daß manche Poeten zerrissene Schuhe tragen? Ich antworte mit Nein; denn die Nächstenliebe befiehlt, daß jeder die seinigen flicken lasse u. s. f."

Soweit ich das große, d. h. fast nur sein Leibblatt lesende Publikum im Lande der Denker kenne, glaube ich annehmen zu dürfen, daß mein Wischiwaschi nicht ganz ohne Beifall bliebe. Jedenfalls begegnet man manchem Zeitungsartikel und gar manchem parlamentarischen Erguß, der schwierige Tagesfragen

zum klarer und tiefsinniger erörtert: Mundus regitur providentia Dei et stultitia hominum!

II.

Aus Baden in die Schweiz.

Mehr als ein Lustrum ist in das Meer der Ewigkeit hinabgesunken seit dem Sonntag Nachmittag, an welchem ich von Gurtweil herab dem Waldshuter Bahnhofe zuschritt.

Gurtweil! Schon seit dem Frühling 1873 zählt auch die Anstalt Gurtweil zu den Brandopfern, welche in Baden dem Moloch der neuen Aera von 1860 dargebracht wurden. Verstummt ist in den Räumen des weiland Sankt Blasianischen Schlosses das Gebet der Schwestern vom heiligen Blut; ihre kunstfertigen Hände sticken Paramente jenseits des Ocean. Nimmermehr beten fromme Schwestern und unschuldige Kinder im Stationengange des Gartens ob den Leichengruben der Tausende von Kriegern, welche 1813 und 1814 hier ihren Wunden und dem Typhus erlagen. Nimmermehr hören Hofraum und Garten das muntere Treiben der Pensionäre, welche höchst zeitgemäß auch in die Geheimnisse der bürgerlichen Haushaltung eingeweiht wurden. Was Alles aus den verwaisten oder auch verwahrlosten Kindern geworden, denen man in Gurtweil eine richtige Erziehung angedeihen ließ, weiß unser Herrgott. Der „Staat" hat sie aus der Anstalt hinausgeschleudert in den unendlichen Raum des liberalen aide-toi et le ciel t'aidera. Der Staat — wer, was, wo ist der Staat?

An die Ruine Gurtweil reiht sich gar manche andere, mitunter weit ärgere und gefahrdrohendere, Ruine von der Bodenseegegend bis hinab in's tiefe Unterland: selbst die Volksschulen confessionslose Mischschulen, die ebenso billigen als vortrefflichen Institute der Ursulinerinen meist zerstört, die vorzügliche Lehranstalt in Breisach verschwunden, kein Convikt, kein Knabenseminar, der Priestermangel permanent, die Civilehe obligatorisch. Missionen von Ordensmännern unmöglich gemacht, reiche Stiftungen weggenommen oder dem Mitgenusse der Protestanten und Juden überantwortet, so manche Kirche und Pfründe einer Handvoll Altkatholiken ausgeliefert. Doch wir wollen die traurige Litanei abbrechen; um vollständig zu seyn, müßte dieselbe sehr lang werden. Außer dem *moralischen Sieg* der Kirche in Baden

sind seit einem Vierteljahrhundert fast nur Niederlagen zu verzeichnen. Allerdings wurde anfangs 1880 das sog. Examengesetz in Abgang dekretirt und damit ergrauten Pfarrverwesern endlich ermöglicht, Pfarrer zu werden. Allein dieses Examengesetz war auch das ungerechteste aller ungerechten Gesetze der Aera von 1860. Ein Karl von Rotteck hätte bei all seinen Vorurtheilen gegen Mittelalter und „Pfaffenwirthschaft" schon den Entwurf mit Abscheu von sich gewiesen. Und dieses Examengesetz des Herrn Jolly Excellenz fiel durchaus nicht durch die von jeher unauffindbare Großmuth der liberalen Kammermehrheit, sondern in Folge der energischen Initiative des Großherzogs Friedrich. Das, nicht mehr und nicht weniger, bedeutet der viel zu großartig ausposaunte „Kirchenfriede" in Baden. Mais on n'en parle plus! Wir wirthschaften eben ab im Zeitalter der faits accomplis, der Anbetung oder resignirten Hinnahme des Erfolges. Die heutigen Culturmenschen erfreuen sich einer jährlich solider werdenden Rhinocroshaut, die angesichts der entsetzlichsten Vorkommnisse, Verbrechen und Unthaten kaum noch vorübergehend ein bischen sich schüttelt.

Doch, „das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit und neues Leben blüht aus den Ruinen." Dieses „neue Leben" peinigte meine Ohren immer gründlicher, je näher ich dem Bahnhofe kam. Ein wahrer Höllenspektakel: Blechmusiken, welche die falschen Töne ausgezeichnet trafen, abscheuliches Geschrei, wieherndes Gelächter, Gebambel von allerlei Fahnen waren noch das Erträglichste. Der Rest des Tages wurde für mich zu einem dies ter fatalis, Dank dem Mißgriffe, ein Billet dritter Klasse allzu voreilig gelöst zu haben.

In Waldshut hatten allerlei Sing-, Spring-, Kling-, Bildungsgeling- und ähnliche Vereine sich ein Rendezvous gegeben. Mehrere stunden im Begriffe, mit dem nächsten Zuge heimwärts zu fahren, ich elendes Kind Evä aber sollte in diesem Thale der Zähren eine abscheuliche Portion modernster Festfolter durchkämpfen. Der Zug hatte Verspätung, was an Sonn- und Festtagen häufig vorkommt. Ich setzte mich an eine Tischecke der Restauration und stellte mitten im Gewimmel und Getümmel Betrachtungen über allerlei moderne Vereine und Volksfeste an.

Als ich noch jung, sehr jung war, hörte man nur von

gelehrten, künstlerischen und wenigen anderen Vereinen mit ganz harmlosen oder wohlthätigen Zwecken. Dafür hatte der deutsche Bundestag selig Fürsorge getroffen. Außer den kirchlichen Festen und Jahrmärkten wußte man sehr wenig von Volksfesten, nicht einmal die blutige Völkerschlacht von Leipzig wurde mit unblutigem Rebensaft gefeiert. Ein Volksfest, aber ein Volksfest ohne Wein-, Bier-, Sammel- oder sonstige Spende kam etwa, wenn ein erstes Dampfschiff vom Stapel gelassen oder auch, wenn Jemand geköpft wurde. Genau seit dem sogen. Hambacherfeste am 27. Mai 1832 nach dem Siege der französischen Julirevolution wurde es anders in Deutschland. Die Loge begann ihre, aus Angst vor den damals noch wirklich conservativen Regierungen vorsichtige und verblümte „Arbeit". Sie schmuggelte gleichzeitig ihre Männer in den Rath der Fürsten und verstand es, solche selbst zu gewinnen. Nun war die neue Aera der Vereine mit geheimem Zwecke, sowie der gemachten Volksfeste im Anzug.

Ich weiß Vater Jahn's Kunst recht wohl zu würdigen; war ich bereinst doch selbst ein arger Turner vor dem Herrn! Auf die Turnerei der Mädchen halte ich allerdings wenig; wenig schon deßhalb, weil jene Sorte von Herren am meisten darauf erpicht ist, denen die Emancipation des Weibes vom positiven Christenthum und damit von der Weiblichkeit tiefstens im Herzen liegt. Aber die Stadtjugend, Studenten groß wie klein, sowie die Schneider und Schuster und die oft so ungelenken Bauernbursche der Armee sollen turnen. — Gesangvereine finde ich höchst empfehlenswerth. Und zwar schon deßhalb, weil der naturwüchsige Italiener wirklich singt, der naturwüchsige Franzose trällert, der naturwüchsige Junggermane dagegen schreit, brüllt und plärrt. Er schreit, brüllt und plärrt zur Stunde noch, wie zu Karls des Großen Zeit seine Urahnen gethan, vielleicht nur nicht so urkräftig. — Vereine mit dem Zwecke, den Arbeitern Bildung beizubringen und dieselben auch materiell zu unterstützen, sind an und für sich eine sehr schöne Sache, was schon vor den Zeiten des Vaters Kolping begriffen, aber wenig beherzigt wurde. — Gegen die Schützenvereine hätte ich an und für sich schon deßhalb nichts, weil dieselben in Tyrol, im Bayerland und der Schweiz uraltes Herkommen sind. Aber ist denn bei den Turnern das Turnen, bei den heutigen Schieß- und

Schützenvereinen das Schießen, bei den Gesangvereinen das Singen u. s. f. wirklich die Hauptsache?

Im Ganzen: nein und abermals nein! Allerdings mit rühmenswerthen Ausnahmen ist Hauptsache die liberale oder, um einen synonymen Ausdruck zu gebrauchen, die freimaurerische d. h. antikirchliche und antichristliche Tendenz.

Ich denke an die Zeit zurück, wo ich in Heidelberg studirte. Es war in der Mitte der 40ger Jahre. Der kleine Thiers hatte durch sein Säbelrasseln und seine Pariser Befestigungspläne das Blut des harmlosen deutschen Michel in Wallung versetzt. Die Leithämmel der liberalen und radikalen Partei erachteten es an der Zeit, aus ihren Journalen, Bürgercasino's und anderweitigen Clublokalen heraus in offene „Aktion" zu treten. Sie hatten, wie fast immer, trefflich gerechnet. Bald war die ultramontane oder jesuitische Partei nicht mehr der einzige Sündenbock, der Tag für Tag an den Pranger gestellt und in die Wüste der „öffentlichen Meinung", womit natürlich die Meinung der Geheimen gemeint war, gejagt wurde. Es regnete Sündenböcke. Am deutschen Bund, der uns doch wenigstens alle Segnungen eines langen Friedens bewahrt, ließ man kein gutes Haar. Fürst Metternich, der die erste Violine im europäischen Concert nicht so ganz übel gespielt, mußte alles mögliche und unmögliche politische Elend verschuldet haben. Mit wahrer Berserkerwuth tummelten Tag für Tag Journalisten und Professoren den Paradegaul Schleswig-Holstein. Die Jesuitenwirren und Freischaarenzüge in der Schweiz, das quecksilberne Genf nicht zu vergessen, erhielten die Gemüther in Spannung, nicht wenig auch Lola Montez. Noch mehr der „Romantiker auf dem Throne" an der Spree. Hatte dieser doch damals das fatale geflügelte Wort fallen lassen, er wolle „kein Blatt Papier" zwischen sich und seinem Volke. Dichter wie Herwegh, Freiligrath, Hoffmann von Fallersleben und viele andere bliesen in das aufflackernde Feuer. Dazu kam noch manches Andere, insbesondere die systematische Anfeindung der Regierungen. Hinter den schleswig-holstein-bedufelten, franzosen- und jesuitenfresserischen und constitutionellen Micheln und Deutschdümmlern lauerten aber bereits Andere, vorab in der Studentenwelt.

Heidelberg zählte damals gegen 1100 Studenten, Studenten aus verschiedenen Erdtheilen, aus allen Ländern Europa's,

Studenten fürstlichen Ranges wie arme Schlucker. In der „Kersarenkneipe" trafen sich die „Socialisten", deren Apostel Louis Blanc, Proudhon, Ledru-Rollin, Ludwig Feuerbach, Gustav Struve und Heinzen hießen. In dieser Kneipe ließen die urradikalen Juden Aaron Frank, Herz, Wolf und Andere ihre Brandfackeln leuchten. Ach, wenn die liberalen Kammermatadoren, die Herren der Frankfurter „Professorenzeitung", die Herren Häusser, Gervinus und andere constitutionelle Wortführer des Katheders auch nur geahnt hätten, wie weit sie bereits überholt waren, wie bitter sie von ihren eigenen Zuhörern verhöhnt und ausgelacht wurden!

Tonangebend waren Karl Blind aus Karlsruhe und Schlöffel junior, Sohn des damals vielgenannten schlesischen Agitators. Ersterer lebt noch heute als ein Agent der Weltrevolution in London und hat schon manchmal von sich reden gemacht, namentlich 1866, wo am 6. Mai sein Stiefsohn Ferdinand (Cohen) ein Attentat auf den kriegslustigen Minister Bismarck unternahm und verhaftet sich entleibte; in neuester Zeit aber, offenbar angeregt durch Schliemanns Entdeckungen, durch einen verunglückten Versuch, „wissenschaftlich" darzuthun, daß die Trojaner Teutsche gewesen seien. Der junge Schlöffel fiel schon im Juli 1849 an der Spitze eines Freischaarenbataillons bei Waghäusel.

Als Heidelberger Musensöhne befürworteten beide die Verwirklichung des socialistischen Programmes bis in die „äußersten Spi[illegible] der Consequenzen." Blind lief in einer Blouse herum, [illegible]ffenkundigen Beweise, wie gründlich mit der alten Zeit geb[illegible] sei, in welcher Studenten und „Knoten" mit einander au[illegible] übelsten Fuße zu stehen pflegten. Wie war eine derartig[illegible]ereitung auf das Jahr 1848 möglich? Wesentlich durch [illegible] Tagespresse, neben welcher eine geheime censurlose rührig verbreitet wurde, namentlich die Brandschriften von Heinzen, L. Feuerbachs Reisepaß eines guten Christen und ähnliche, sowie durch Gründung und Organisation von Vereinen! Hervorragende Kammermitglieder wie Welker, Bassermann und andere traten der immer eifriger politisirenden und raisonnirenden Studentenwelt näher, namentlich der burschenschaftlichen. Mit ungleich besserem Erfolge aber arbeiteten Friedrich Hecker, der Journalist Gustav v. Struve und andere zu Gunsten der

radikalen Ideen, wie so ziemlich jede Nummer der ephemeren Heidelberger „Studentenzeitung“ darthat.

In den Kreisen der „achtbarsten und intelligentesten Bürger“ ging es immer lebhafter her. Galt es doch, die Mitgliederzahl der in Stadt und Land bereits vorhandenen bürgerlichen Vereine, Lesekränzchen u. dgl. nach Kräften zu vermehren und möglichst viele neue Vereine zu gründen. In jedem größeren Dorfe schier waren der Doktor und Apotheker, oder der Notar und Geometer, der Oberlehrer und mancher Manschettenbauer beflissen, die „Gesinnungstüchtigen“ in einem Vereine mit harmlosem Aushängeschild zu sammeln. Der gesunde Volksinstinkt fühlte recht wohl, worauf Alles hinzielte; da und dort machte sich Widerstand fühlbar, allein die Bewegung lag in der Luft, die Macht der liberalen Phrase, die keinerlei Widerspruch duldet, und des liberalen Schlagwortes, womit man die triftigsten Gegengründe einfach niederschlägt, wuchs lawinenartig. Und damals erachtete das Gros der Conservativen, Vorsicht sei der beste Theil der Tapferkeit, zumal fast die ganze Bureaukratie von manchem Minister herab bis zum simpeln Aktuar für die „Bewegung“ war.

Dem zeitgemäßen Fortschritt schwoll der Kamm; er gelüstete nach einem getreuen Heer. Urplötzlich entdeckte man, die in den Mittelschulen bereits eingeführte Turnerei genüge nicht. Ein gesunder Geist könne ja nur in einem gesunden Körper hausen (was die Athleten und Clowns jedes Jahrmarktes klärlich beweisen). Deßhalb müsse mindestens das junge Stadtvolk so zahlreich als möglich mit Barren und Reck vertraut werden; also Turnvereine her. Das Volk soll gebildet und mündig, es soll seiner politischen Rechte sich endlich bewußt werden; zum Volke zählt Jeder, folglich auch der Handwerksgeselle, der Bauernbursche, der Fabrikarbeiter, der geringste Taglöhner. Deßhalb in Stadt und Land Arbeitervereine, Gesangvereine, Musikvereine! Und wie Pilze schossen sie in das Daseyn, diese Vereine, ein zusehends dichteres Netz derselben spannte sich über das schöne Baden und dessen Nachbarländer aus. Damit kam die Aera der Fahnenweihen, der Vereinsabende, der Bankette, der Verbrüderungsfeste, der Festzüge, der universellen Schwefelei.

Ganz gewiß wurde geturnt, eifrig geturnt und gesungen,

musicirt und geschossen; womit befaßten sich aber die Gründer, Lenker und Leiter? In der Regel damit, den ersten Paragraphen der Statuten: „Der Verein befaßt sich weder mit Religion noch mit Politik" bei jeder unpassenden oder auch passenden Gelegenheit Lügen zu strafen, und Verachtung und Haß zu säen gegen alles Nichtliberale und Nichtradikale, vorab direkt und noch lieber indirkt gegen alles Katholische. Während geturnt und gesungen, musicirt und geschossen wurde, erreichte der „liberale Gedanke" nebenbei seinen eigentlichen Zweck: er gewann ein Heer von Nachbetern und Hochrufern, Theilnehmer für seine kirchenfeindlichen und antisocialen Feste, Stimmvieh und Agitatoren für Wahltage.

So stund es vor 1848. So kam es wiederum im Freimaurer-Jubeljahr 1860, und zwar in einer bedeutend verärgerten Auflage. Hatte doch der Liberalismus in manchem Staate sein erstes und höchstes Ziel, die absolute Parteiherrschaft, mehr oder minder erreicht, namentlich im Experimentirstaate Baden. Wer erinnert sich nicht der netten Culturbildchen, womit die Träger der Humanitätsidee Land und Leute beglückten? Wer nicht an die Schandpresse, die Nummer für Nummer im Kothe sich wälzend mit Vorliebe Alles beschmutzte, was christlich, kirchlich und volksthümlich war, die katholische Geistlichkeit in erster Linie? Wer nicht an die gewaltthätige Sprengung friedlicher Versammlungen „Andersdenkender?" Wer nicht an den Mannheimer Schandtag vom 23. Februar 1865? Wer erinnert sich ferner nicht an empörende Wahlintriguen und Wahlfälschungen; wer nicht an die gierige Hast, womit die Triarier und Apologeten des Liberalismus im Namen der Freiheit und Selbstverwaltung mit dem Gemeinde- und Corporativvermögen umgesprungen sind? Wie wurde bis tief in die sechziger Jahre hinein die wohlfeile Niederlage des „andersdenkenden" Mitbürgers mit liberalem Siegesgejohle und Schmähreden, mit Kanonendonner, mit Festzügen und Saufgelagen gefeiert! Und wie stund es Angesichts aller Orgien der Parteileidenschaft seitens mancher Regierung mit dem verfassungsmäßigen Rechte und persönlichen Schutze der katholischen Steuerzahler?

Heutzutage geht es Gottlob alsgemach anders. Was Schreiber dieser Zeilen vor ungefähr einem Vierteljahrhundert

offen prophezeit, ist gründlichst eingetroffen. Die Herren Liberalen oder Freimaurer haben sich als das strikte Gegentheil dessen bewährt, wofür sie sich ausgaben und was sie zu leisten verhießen. Ihr Kunststück „Culturkampf" zieht täglich schlechter, während ihre manchesterlichen Leistungen das Volk täglich mehr drücken. Thatsachen belehren am Ende auch dumme Leute. Der Liberalismus wirthschaftet gründlich ab — Gott segne das ehrbare Handwerk! — —

Die Hitze und der wüste Lärm um mich wurden unerträglich; ich stürzte an die frische Luft, mitten in das tolle Treiben um den Bahnhof. Wie viele dieser bebänderten, aufgeregten jungen Leute mochten heute wohl das Innere einer Kirche gesehen oder gar eine Predigt angehört haben? Wie Mancher hat wohl seinen letzten Gulden oder gar geliehenes Geld verklopft? Wer zählt diejenigen, welche schon in Folge katzenjämmerlicher Umstände morgen Blauen machen? Welches Quantum moralischen Giftes mag dieser oder jener Festredner der Zuhörerschaft eingetröpfelt haben? „Der Verein befaßt sich weder mit Religion noch mit Politik", ja freilich! Traurig [illegible]nug, daß in unserem Jahrhundert und mitten in ehedem [illegible] christlichen Landen ehrlich neutrale Vereine selten und christliche Vereine, katholische Vereine, katholische Parteien, eine Centrumspartei u. s. f. nothwendig geworden! Die Gesellschaft steckt eben gründlich, unvergleichlich gründlicher im Moraste der zweiten Reformation, als die meisten — Seelenhirten a[illegible]nen!

XII.

Luis de Camoens als Dichter.

Vereis amor da patria, não movido
De premio vil, mas alto e quasi eterno.
Os Lusiadas I, 10.

„Ohne Gott ist alles nichts." Camoens an einen Freund.

Nur ein kurzer Sonnentag des Ruhmes hat Portugal geleuchtet, doch als dieser Tag zur Neige ging, flammte es noch einmal im hellsten Purpur auf, um dann für immer in trübe Bedeutungslosigkeit zu versinken. Dieses Abendroth der portugiesischen Herrlichkeit ist der Dichter der Lusiaden. In ihm faßt sich seines Landes Größe und Fall zusammen, er ist ein Stück seiner Geschichte, der begeisterte Rhapsode seiner Heldenthaten sowohl als der trauernde Zeuge seines nationalen Unglückes. So ist sein Werk nach Rosenkranz [1]) „gewissermaßen zum Trauerspiel geworden, da der völlige Untergang der kühnen Nation sich so unmittelbar an die kurze Epoche ihrer größten Kraft und Herrlichkeit anschloß, als deren höchsten Moment man jenes große Nationalgedicht selbst betrachten kann, den Schwanengesang eines untergegangenen Heldenvolkes."

Indem wir dieses Dichterbild, eine der herrlichsten Offenbarungen edler Vaterlandsliebe, männlichen Duldens und kindlichen Glaubens, zu zeichnen unternehmen, werden wir

1) K. Rosenkranz, Handbuch einer allgem. Gesch. d. Poesie. 3. Theil S. 131.

nicht, wie dieß gewöhnlich geschieht, uns auf die Lusiaden beschränken, sondern auch die Lyrik des Dichters, die durch Storck's [1]) treffliche Uebersetzungen Jedem zugänglich geworden, in den Kreis unserer Betrachtung ziehen.

Ohne Frage wurden schon frühe an den lieblichen Ufern des Tajo Lieder in portugiesischer Sprache gesungen, gestehen doch die spanischen Literarhistoriker selber der portugiesischen Dichtkunst die zeitliche Priorität gegenüber der kastilischen zu und kam eine so weiche und doch so feurige Sprache wie von selber dem poetischen Drange entgegen. Dazu rechne man die gesegnete Lage des Landes, die Fruchtbarkeit des Bodens, blühenden Wohlstand in Folge regen Handels, auf der anderen Seite politische Sicherheit verbunden mit dem stolzen Bewußtseyn, sich selber die Freiheit und Unabhängigkeit gegeben zu haben. Doch begegnen uns vor dem 16. Jahrhundert keine Namen von besonderem Klange[2]), die poetische Glanzperiode der Portugiesen (wenn man von einer solchen reden darf) beginnt vielmehr erst mit ihrer politischen, und als Träger der ersteren werden gewöhnlich genannt Saa de Miranda, der den italienischen oder besser pseudoklassischen Styl in die portugiesische Literatur einführte, Gil Vicente, der Verfechter des alten Nationalstyles, und Ferreira, der wieder in die Fußstapfen Miranda's trat.[3])

1) Luis de Camoens sämmtliche Gedichte. 4 Bde. Paderborn, Schöningh. 1880—1882.

2) Die mittelalterliche Poesie der Portugiesen ist meisterhaft behandelt von Bellermann: Die alten Liederbücher der Portugiesen oder Beiträge zur Geschichte der portugiesischen Poesie vom dreizehnten bis zum Anfang des sechszehnten Jahrhunderts. Vgl. auch die Studien zur Gesch. der spanischen und portugiesischen Nationalliteratur von F. Wolf, S. 690 ff.

3) Ueber die Genannten vgl. die sehr ausführlichen Abhandlungen bei Bouterweck, Gesch. der portug. Poesie und Beredtsamkeit sowie Simonde de Sismondi, de la littérature du midi de l'Europe, T. II ch. XXXVI, der indeß Bouterweck nur gar zu häufig getreulich nachschreibt.

Der portugiesischen Poesie drohte völlige Erstarrung, hätte Camoens ihr nicht neues Leben eingehaucht und durch seine Lusiaden ihre Bedeutung für alle Zukunft gesichert.

Freilich kann man unbedenklich zugeben, daß unter den besseren Produkten der dichterischen Muse des Auslandes die Lusiaden am wenigsten gekannt und gelesen sind. „Das 16. Jahrhundert, schreibt Frenzel, hat drei dichtende Genien erzeugt, die mit dem einen Fuße in der Kunst der Renaissance wurzelnd, mit dem andern eine neue Erde betreten: Camoens, Cervantes, Shakespeare, vor und neben ihnen gibt es nur mehr oder minder begabte Talente.“ [1]) Woher nun diese Unbekanntschaft mit Camoens? Sie erklärt sich aus der Gleichgültigkeit überhaupt, mit welcher die portugiesische Literatur behandelt wurde. Die portugiesische Sprache ist nie Weltsprache geworden wie die anderen romanischen Sprachidiome, sie war und blieb die Sprache eines kleinen Volkes, das nur vorübergehend eine Weltstellung gewann, was Wunder, wenn die von ihm erzeugte Literatur auch nur wenig Beachtung fand. Hierzu kommt noch ein zweiter Umstand, der die Wahl des Stoffes betrifft. Die Lusiaden, welche von den Kämpfen der Portugiesen in Afrika und Indien sprechen, sind nur dem ächten Portugiesen ganz verständlich, und nur in seinem Herzen klingt das Heldenlied vom Vaterlande nach. Sie wenden sich nicht an die ganze Menschheit, wie die Dichtungen eines Homer, Cervantes oder Shakespeare, sie sind eng national. Zwar wird der ächte Epiker selbstverständlich nur im Geiste seiner Nation dichten und einer der würdigsten Stoffe ist sein Vaterland, aber sein Epos muß sich zu einem allgemeinen menschheitlichen Bilde erweitern, wie die unsterblichen Epen der Griechen, die ebenso national als universell sind, oder Goethe's Hermann und Dorothea, die auf kleinem Grunde ein großes Bild spiegelt. Nichtsdestoweniger bleiben die Lusiaden eine ganz einzige Dichtung

1) Frenzel, Dichter und Frauen. Bd. 1 S. 109.

von vorzüglichem Werthe, der in der Geschichte der Weltliteratur ein= für allemal eine bevorzugte Stellung angewiesen ist.

Versuchen wir denn, Zweck und Bedeutung derselben uns klar zu machen.

Mit dem Plan der Lusiaden trug sich Camoens wohl schon kurz nach 1550 (1549 war er aus Afrika zurückgekehrt, wo er vor Ceuta ein Auge verloren); wir glauben diese Annahme aus dem Hinweise gleichzeitiger Dichter folgern zu dürfen, wie denn im Anfange der 50er Jahre Lopes Leitam von ihm als dem Dichter homerischer und mantuanischer Muse spricht.[1]) Nach Clovis Lamarre[2]) faßte Camoens den Plan jedoch schon während seines Exils (welches König Johann III. über ihn verhängt), „er wollte, wie es heißt, ein Werk schaffen, in welchem moderner Geist sich mit antiker Form vereinigt und darin den Ruhm der Helden seines Vaterlandes feiern. Bald entstanden auch mehrere Gesänge.“ Indeß wird die erste Ansicht wohl ihr Recht behalten, um so mehr, als die „Decadas“ des Johann de Barros, 1552 oder 1553 erschienen, das in seiner Seele schlummernde stolze Werk wachriefen. Johann de Barros ist der Meister portugiesischer Geschichtschreibung. Aufgemuntert von König Emmanuel machte er die Entdeckungen und Eroberungen der Portugiesen in Indien zum Gegenstande seiner Darstellung. Als Statthalter der portugiesischen Niederlassungen auf der Küste von Guinea, nachher Generalschatzmeister der Colonien, war er im Besitze aller Mittel, den geschichtlichen Stoff zu sammeln und tiefe Blicke zu thun. „Man empfindet, wie Cantu

1) Reinhardstoettner, Luis de Camoens der Sänger der Lusiaden, S. 16.

2) Clovis Lamarre, Camoens et les Lusiades ch. I. Diese sehr umfängliche französische Leistung aus neuester Zeit hat vorzugsweise historischen Werth. Les voyages de Camoens par Raoul de Navery ist eine romanhafte, unzuverlässige Darstellung, deren es auch in Deutschland nicht wenige gibt.

sagt[1]), ein lebhaftes Interesse bei der Lesung dieser Berichte über neue Länder von Leuten, die sie selber damals sahen. Dazu verleiht seine Parteinahme für die Portugiesen der Erzählung Wärme und mehr wie ein Roman lockt die Darstellung eines kleinen und hochherzigen Volkes, das nicht vor Hindernissen des Raumes und der Zeit zurückschreckt." Es fällt nun nicht schwer, den Einfluß dieses Geschichtswerkes auf das Epos an zahlreichen Stellen nachzuweisen, mußten doch in der dichterischen, für den Ruhm Portugals so heißglühenden Seele Camoens' die Heldengestalten, welche Barros in ihrem Ringen und Leiden aber mit dem Griffel der Prosa zeichnet, sofort dichterische Gestalt annehmen. Camoens wollte für die Portugiesen werden, was Homer für die Griechen war, der erste und zugleich nationalste Dichter[2]), er wollte singen von den Waffen und den stolzen Heldenschaaren,

Die von der Lusitanen Abendland
Durch Meere wallten nie zuvor befahren,
Bis hinter Taprobana's grauen Strand,
Die groß in Mühsal und in Kampfgefahren
Vollbracht, was niemals Menschenkraft bestand,
Ein neues Reich zu bau'n in ferner Zone,
Das sie erhoben zu der Länder Krone.

Forschen wir nun nach den Vorbildern unseres Dichters, so werden wir wie von selber auf die Italiener hingewiesen, denen hinwiederum Virgil als der Musterdichter galt.[3]) Die italienische Literatur erhebt sich schon gleich zu Anfang in Dante, dem Dichter der göttlichen Komödie, zu monumen-

1) Cantu, Allgem. Gesch. d. neueren Zeit, Bd. 2, S. 311.
2) Bouterweck, Gesch. d. port. Poesie und Beredts. S. 152.
3) Cependant il parait que le poète portugais avait beaucoup étudié les Italiens, ses contemporains, et qu'il avait recherché avec eux les mêmes modèles dans l'antiquité; car il y a entre lui et toute l'école italienne des rapports frappants et bien plus immédiats que tous ceux que nous avons pu observer entre les poètes espagnols et les italiens. Sismondi, de la littérature etc. ch. XXXVII.

taler Größe, aber ein so ursprünglicher und eigenartiger Geist auch Dante war, vor antiken Einflüssen vermochte er sich nicht ganz zu schützen, die dann bei seinen Nachfolgern mit weit größerer Bestimmtheit auftreten und die Unmittelbarkeit der poetischen Erfindung und Darstellung in nicht geringem Grade beeinträchtigen. Durch die Bemühungen Petrarca's und Boccaccio's war die Kenntniß der antiken Sprachen in Italien in immer weitere Kreise eingedrungen und die klassischen Formen des Alterthums wurden bald die mustergültigen Normen für die italienische Epik und Dramatik, während die Lyriker meistens zu den Provenzalen in die Schule gingen. Aber es sind nicht bloß einfach klassische Reminiscenzen, also Anlehnungen an Virgil und andere römische Dichter, die sich in der italienischen Poesie breit machen, weit störender wirkt das Hereinziehen der antiken Mythologie[1]). Allgemeingültigkeit gewann diese Richtung der italienischen Poesie zur Zeit der Medici in Florenz und Este in Ferrara. Cosmo de Medici hatte die platonische Akademie in Florenz gestiftet, deren erster Vorsteher der durch seine platonischen Studien bekannte Marsilius Ficinus war; Cosmo's Enkel, Lorenzo, setzte diese Bestrebungen fort und bald war die Pseudoklassik alleinherrschend.

An den so eben gerügten Fehlern leiden denn auch die Lusiaden. Camoens theilt mit seinen Vorgängern und Zeitgenossen die Meinung, daß ein episches Gedicht antiken Anstrich tragen müsse, und so lugt Virgil aus allen Gesängen heraus. Wäre es hierbei geblieben, so hätte er trotz dieser Entlehnungen wenigstens keine störenden Elemente in seine Dichtung hineingebracht, aber wie bei den Italienern mußte auch bei ihm die Mythologie zu ihrem Rechte kommen. Jupiter beruft die Götter und Göttinen zu einer Versammlung und sie halten Rath über die Expedition der Portugiesen.

---

1) So erscheinen in dem „Filicopo" des Boccaccio der Papst als Vicar der Juno, und Pluto in der Gestalt eines christlichen Ritters.

Bacchus erklärt sich gegen sie, Venus will ihr Beschützer seyn u. s. w. Nichts fällt mit so grellem Lichte in die Augen und verdirbt das Ganze der Dichtung so sicher als diese mythologische Maschinerie, welche dem eigentlichen Zwecke der Lusiaden, der Verherrlichung portugiesischer Helden und Könige trotz aller ihr aufgelegten poetischen Schminke fremd und kalt gegenüber steht. Es sind eben zwei Faktoren, die keine Verbindung zulassen, weil keine möglich ist. Die gewaltsame Ehe aber, die der Dichter zuwege gebracht, ist denn auch die Veranlassung zu den seltsamsten Lösungen. Nachdem der Götterhaushalt des Olymps zehn Gesänge hindurch sein Wesen und Unwesen getrieben, erklärt Thetis Ges. X, 82:

Denn ich, Saturn und aller Götter Schaar
Sammt Jupiter sind eitel Fabeleien,
Die blinder Wahn der Sterblichen gebar.

Noch möchte es angehen, wenn Jupiter sich als Repräsentanten der Vorsicht entpuppt, aber geradezu komisch wirkt es, wenn Bacchus Gottesdienst vornimmt wie ein christlicher Priester und Venus als Beschützerin der Christen und des christlichen Glaubens erscheint. Mit Recht, sagt La Harpe, hat man das Auftreten heidnischer Gottheiten in einem Gedichte getadelt, dessen Zweck, wie der Verfasser selber im Eingang bemerkt, der Sieg und die Begründung der christlichen Religion in heidnischen Ländern ist. Ist es nicht befremdend, wenn Bacchus und Mars vor Jupiter über einen christlichen Admiral disputiren, der den Glauben Jesu Christi zu den Anhängern Mohameds und den Verehrern Bramas bringen soll? Dieser Aeußerung La Harpe's wird von anderer Seite[1]) entgegengehalten, daß Camoens auf das Wunderbare nicht verzichten, aber zwischen vier Arten des Wunderbaren wählen konnte, den antiken Fabeln, der neuern Magie, der christlichen Theologie und der philosophischen Allegorie. „Das letztere hatte Voltaire in der Henriade ver-

---

1) Clovis Lamarre, Camoens etc. p. 78.

sucht, aber seine Personifikationen sind dürr und kalt, wie alle rein metaphysischen Ideen. Die Poesie bedarf lebender Gestalten, die Geist und Herz bewegen; dazu aber sind diese luftigen Instanzen nicht geeignet, die kein Fleisch und Blut besitzen; die christliche Theologie vermag gleichfalls der epischen Aktion nur schlecht zu Hülfe zu kommen. Der Dichter muß in diesem Falle die Geister des Himmels und der Unterwelt mit einander kämpfen lassen, hebt aber dadurch die epische Spannung auf, denn wir wissen von vornherein, daß der von dem Himmel beschützte Held dem Troß der Unterwelt nicht erliegen kann. Camoens wollte nicht, wie später Milton, diese düstere Macht in seine Dichtung einführen. Aber auch die Zauberei nicht, wie bald nachher Tasso, denn da wäre er mit der Inquisition in Conflikt gerathen: so griff er zur antiken Mythe, übernahm die Erbschaft Homers. Man hat, sagt die geistreiche Frau von Stael, ihm hieraus einen Vorwurf gemacht, aber man vergißt, daß in den Lusiaden das Christenthum die Wirklichkeit des Lebens, das Heidenthum nur Festschmuck ist."

In diesen Auseinandersetzungen liegt Wahres und Falsches. Falsch ist es, dem Epiker das Hereinziehen des Wunderbaren zur Pflicht zu machen, denn in der Aufgabe des Epikers kann eine solche Verpflichtung nicht enthalten seyn; hier geht auch Tasso fehl, wenn er in seinen „discorsi", die er als Vorbereitung zu dem befreiten Jerusalem schrieb, der Ansicht huldigt, daß das Wunderbare eine wesentliche Eigenschaft eines heroischen Gedichtes sei. Noch verkehrter ist es, die christliche Theologie mit der antiken Mythe oder der Magie zu parallelisiren, wie auf den ersten Augenblick einleuchtet; denn die Geister der Unterwelt und des Himmels sind lebendige Existenzen, thatsächlich wirksame Persönlichkeiten, die Gestalten der Mythologie aber und die Zauber der Magie nur Schemen ohne Wirklichkeit. Werden sie mit der Geschichte verflochten, sei es auch nur als Allegorie oder Festschmuck, wie Frau von Stael sagt, so erhält die Zeich-

nung etwas dem gesunden poetischen Geschmacke Zuwiderlaufendes. Man begreift darum nicht, daß ein Aesthetiker wie Tieck in seiner Novelle „Tod des Dichters" einem Italiener folgende Aeußerung in den Mund legen kann: „Viele wollten die Vermischung der alten griechischen Mythologie mit dem Christenthum tadeln, daß Bacchus und Venus persönlich auftreten, ein Rath der Götter sich versammelt und dennoch das Christenthum als solches mit seinen Wundern als ächte Gottesverehrung gelehrt und gefeiert wird. Allein mir ist gerade diese Vermischung des Christlichen und Heidnischen als eine der größten Schönheiten dieses wunderbaren Werkes erschienen. Seit unserem großen Dante ist es noch keinem gelungen, die Allegorie recht bedeutsam und tiefsinnig darzustellen, sie so zu behandeln, daß wir an sie glauben und sie als Wahrheit und Wirklichkeit betrachten können. Nur der portugiesische Camoens darf sich hier neben unsern erhabenen Florentiner stellen." Treffender charakterisirt Bouterweck dieses Verhältniß: „Nichts hinderte ihn, den guten und den bösen Dämonen der christlichen Glaubenswelt die nöthigen Rollen zu ertheilen, und der Stoff seines Gedichtes forderte besonders dazu auf, weil die Verbreitung des Christenthums durch Entdeckungen und Eroberungen der Portugiesen in dem Gedichte selbst als das größte Verdienst der Nation gepriesen wird. Aber Camoens scheint geglaubt zu haben, daß ein episches Gedicht, wie er es sich dachte, auch von Gelehrsamkeit, besonders von mythologischer Gelehrsamkeit glänzen müsse. Durch Einmischung der griechischen Götterwelt schien überdieß die ganze Erzählung in die wahrhaft poetische Region des antiken Epos hinaufgeschoben zu werden. Nun blieb zwar immer das seltsame Mißverhältniß zwischen einer griechischen Götterwelt und zwischen den Thaten portugiesischer Christen, die bei keiner Gelegenheit versäumen, im Sinne ihres Christenthums zu handeln und zu reden u. s. w." [1]).

1) Aehnlich Sismondi, l. c. ch. XXXVII.

Was nun die einzelnen Mängel der Lusiaden betrifft, so sei hier Folgendes hervorgehoben: Camoens' dichterische Kraft bleibt nicht immer auf derselben Höhe, mit erhabenen Bildern wechseln triviale Conceptionen, auch ist manches Ueberflüssige hineingemischt. So ist die Beschreibung, die Vasco da Gama von Europa's Ländern gibt, nicht sehr poetisch; unpassend ist der Vortrag Gama's vor dem König von Belinde, der in seinen religiösen Anschauungen sich jeden Augenblick gekränkt fühlen mußte; auf den nachträglichen Auszug, den Paul da Gama aus der Geschichte Portugals gibt, würde man leicht verzichten. Das Fest auf der Zauberinsel, obschon mit dem Ganzen insoferne verbunden, als es eine Allegorie des Lohnes für die überstandenen Abenteuer ist, könnte ebenso gut wegfallen, ohne das Ganze zu benachtheiligen. Der Dichter zeigt an dieser Stelle eine eminente Kraft, üppige Situationen mit allem Farbenschmelz so zu malen, daß der Anstand mit knapper Noth gewahrt wird. Gegenstücke hierzu finden sich in den Zaubergärten der Alcina bei Ariost und Armida's Wohnung bei Tasso. Nicht ganz richtig also ist die Bemerkung, welche der englische Uebersetzer der Lusiaden, William Mickle in seiner „dissertation on the Lusiad" mit Bezug auf diese Zauberinsel macht: „Alle Bilder, sagt er, welche sich auf der Venusinsel finden, erinnern an die reinen Formen der medizeischen Venus. Die Beschreibungen sind voll Leben und Seele, aber keusch wie die ersten Liebeserweise Adam's und Eva's bei Milton, frei von jener Kühnheit des Ausdruckes, welche wir bei Dante, Ariost, Spenser und selbst Milton finden". Wenig gehoben fühlt sich schließlich der Leser durch die geographische Vorlesung der Thetis vor Gama.

Dies das Verfehlte im Allgemeinen und Besonderen. Die allgemeinen Mängel theilt Camoens mit den Italienern, die besondern fallen dem Ganzen gegenüber nur wenig in die Wagschale. Aber was den Dichter zunächst so hoch über die Italiener erhebt, ist die heißglühende, patriotische Stim-

mung, welche seine Dichtung durchströmt, verbunden mit den Offenbarungen lebendigster Religiosität. Man hört die Pulse der Vaterlandsliebe schlagen, sie schlagen um so schneller, je näher und größer die Gefahren sich zeigen, welche die Portugiesen für Vaterland und Religion zu bestehen haben. Und wie Camoens immer wärmer wird, je weiter die Portugiesen sich hinauswagen, um so freier wird er auch von allem Zwange, da strömt die Begeisterung aus einem vollen Herzen mit origineller Kraft und Frische herauf und die Leier rauscht erhabene Ruhmeslieder den Helden Portugals. Wie fällt hiegegen die neuere Epik der Italiener ab, die weder wahrhaft national noch ächt religiös ist, Tasso ausgenommen. Denn die Stoffe, welche sie verarbeitete, waren keineswegs der einheimischen Sage und Geschichte entnommen, und hier liegen doch zunächst die Quellen für den ächten Heldendichter, sondern zum größten Theil aus Frankreich eingeführt. Aber die fränkisch-karolingische Romantik konnte in einer Zeit, welche bereits vom Zweifel angefressen war, kein ächt episches Kleid mehr erhalten, sie versetzte die großartigen Stoffe viel zu sehr mit jener Ironie, die Boccaccio in die italienische Literatur eingeführt, und raubt ihnen so Einfachheit und Würde. Diese Ironie übte sodann ihren Witz nicht bloß an dem Ritterthum, sondern auch an der Religion; so konnte kein Werk zu Stande kommen, das sich den Lusiaden gleichsetzen könnte.

„Unter den drei großen epischen Dichtern der Neuern, Ariost, Camoens und Tasso“, schreibt Fr. v. Schlegel[1]), „gebührt nach meinem Gefühle dem zweiten die Palme“. Keine Frage, Ariost war ein reich angelegter Dichtergeist voll hochpoetischer Intentionen und glücklicher Bilder, aber abgesehen davon, daß seine Romantik nicht von ächtem Korne ist, fehlt ihm ein wesentliches Erforderniß, es ist dieß die Einheit. Die Einzelnheiten seines „Orlando furioso“ sind

1) Gesch. d. alten u. neuen Literatur, 2. Theil S. 71.

Perlen der Dichtkunst, aber man kann bequem an jeder Stelle anfangen und aufhören und hat doch fast jedesmal ein Ganzes vor sich, ein so unbeschränkter Raum wird hier der Episode eingeräumt. Bei Camoens dagegen sind die eigentlichen Heldengesänge fest und organisch zusammengefügt, er kennt (mit einer Ausnahme) keine Episoden, der Plan seiner Dichtung, den die Eingangsstanzen genau präcisiren, ist überall festgehalten und leuchtet aus jeder Zeile im Lichte poetischer Verklärung hervor. Seine Dichtung fließt dahin, getragen von einem Gedanken, geleitet von einem Motiv, begeistert von einem Gefühl, es sind die Waffen und Heldenschaaren der tapfern und frommen Lusitanier, Ariost's Abwege kennt der Dichter nicht, der eine viel klarere Vorstellung von einem epischen Gedichte besaß als sein italienischer Vorgänger. Ebenso war er Tasso bei weitem überlegen an Selbstständigkeit des epischen Ausdruckes. Hat er auch gleich ihm viel zu viel Gelehrsamkeit in seine Lusiaden mithineingenommen, so sind doch seine Helden mit viel größerer Wahrheit und Eigenheit dargestellt. Es sind ächte Portugiesen, auch wenn sie einmal Virgil citiren, Tasso's Gestalten dagegen sind nur allzuoft einfach aus der Ilias und Aeneis herübergeholt. Tasso versteht es nicht, was doch von dem Epiker verlangt werden muß, Charaktere und Situationen plastisch herauszumeißeln[1]) und wenn Platen von der reichen Charakteristik Tasso's spricht, so dürfte dieselbe wohl mehr malerischer als eigentlich epischer Natur seyn. Auch fehlt es ihm zu sehr an Ruhe, dafür überwiegt das lyrische Element. „Er gehört, wie Fr. v. Schlegel treffend bemerkt[2]), im Ganzen mehr zu den Dichtern, die nur sich selbst und ihr schönstes Gefühl darstellen, als eine Welt in ihrem Geiste klar aufzufassen und ihr eigenes Selbst in dieser zu verlieren und zu vergessen im Stande

1) Vgl. Gottschall, die deutsche Nationalliteratur des 19. Jahrh. Bd. 3 S. 275.

2) A. a. O. S. 68.

sind." Wie bei anderen Italienern vermißt man bei Tasso gleichfalls die rechte Ganzheit.

Man bewundert die Macht der gestaltenden Phantasie Homer's, dem Dichter der Lusiaden ist von diesem Geiste etwas zu Theil geworden, so wahr und kraftvoll ist seine Bilderpracht, mag er singen von der Liebe Lust und Leid, den Helden, die im Kampfe für das Vaterland des Lebens nicht achten, oder dem christlichen Glauben, den sie den Ungläubigen bringen. Am poetischsten ist Camoens da, wo er natürlich ist und Menschen und Dinge so gibt, wie er sie gesehen und empfunden. Dann tauchen sie herauf aus dem lebendig sprudelnden Quell seines Genius, überströmt von dem Zauber ächter Dichtung, welche ja nichts anderes will, als die Wirklichkeit zu ergreifen und mit ihrem Geiste zu erfüllen, um das Ergebniß solcher Auffassung uns als Kunstwerk vor Augen zu stellen.[1]) Hier erfährt man, daß Camoens selber gefochten und geduldet, besonders zur See, deren Leben er mit empfindet und in plastischer Kraft und Anschaulichkeit zeichnet. Er hat Ausdrücke für ihre Ruhe und ihr Leben, ihre feierlichen und dämonischen Aeußerungen. „Ich darf, schreibt Humboldt in seinem Kosmos[2]), als Naturforscher wohl sagen, daß in dem beschreibenden Theile der Lusiaden nie die Begeisterung des Dichters, der Schmuck der Rede und die süßen Laute der Schwermuth der Genauigkeit in der Darstellung physischer Erscheinungen hinderlich werden. Sie haben vielmehr, wie dieß immer der Fall ist, wenn die Kunst aus ungetrübter Quelle schöpft, den belebenden Eindruck der Größe und Wahrheit der Naturbilder erhöht. Unnachahmlich sind im Camoens die Schilderungen des ewigen Verkehrs zwischen Luft und Meer, zwischen der vielfach gestalteten Wolkendecke, ihren meteorologischen Processen und den verschiedenen Zuständen der Oberfläche des Oceans. Ca-

1) Vgl. Witte, Philosophie unserer Dichterheroen Bd. 1 S. 13.
2) Kosmos, Bd. 2 S. 59.

moens ist im eigentlichen Sinne des Wortes ein großer Seemaler." Fürwahr, keine kleine Aufgabe, denn die Gefahr der Uebertreibung liegt hier ebenso nahe als die der dichterischen Erschlaffung; aber auch das Brüllen und Rasen der durch den Sturm gepeitschten Wogen, das gespenstige Aechzen und Stöhnen der gefährdeten Schiffe und das unheimliche Knarren und Stoßen des Mast- und Tauwerkes findet auf seiner reichbesaiteten Harfe noch immer den entsprechenden Ton. Man hat Byron seine Sympathie mit der Natur in den Phänomenen ihrer Fruchtbarkeit und Schönheit zum hohen Lobe angerechnet, man bewundert an Lenau das sich stille Versenken in den Busen der Mutter Natur, deren Herzschlag er belauscht, Camoens versteht beides, die Natur in ihrer Außen- und Innenseite steht gleich lebendig vor ihm und sie darf auf diesen Interpreten stolz seyn.

Aus den Lusiaden gewinnen wir indeß von Camoens kein allseitiges Bild; wir lernen dort vorzugsweise den patriotischen Sänger kennen und bewundern. „Den Menschen Camoens, wie er leibte und lebte, in Lust und Liebe oder in Gram und Groll, das Kind seiner Zeit in Glauben und Wissen, in Wähnen und Wollen; den gewandten Cavalier in den Abendgesellschaften bei Hofe; den verwegenen Haudegen im Kreise der Altersgenossen; den tapfern Krieger zu Land und See; den unerschrockenen Abenteurer, in dessen Leben Europa, Afrika und Asien sich theilen; den feinfühligen Beobachter der Natur und des Lebens; den selbstbewußten und berühmten, aber dürftigen und unglücklichen Jüngling und Mann, kurz den ganzen Menschen, wie Schicksal und Verschuldung sein Gemüth bewegen und erregen — den sehen wir in seinen Gedichten"[1]). So erscheint Camoens als Lyriker von staunenswerther Vielseitigkeit, der in allen Lebenslagen, in Glück und Unglück, Lieb und Leid, Scherz und

1) Storck, sämmtl. Gedichte des Luis de Camoens Bd. 1, Vorwort IX; vgl. auch Rosenkranz, Handbuch a. a. O.

Ernst seinen Gefühlen im Liede Ausdruck zu geben wußte. Ohne indeß den Dichter in all diesen Verhältnissen belauschen zu wollen, werden wir nur die Grundstimmung seiner Lyrik betrachten, deren Erzeugnisse größtentheils der Liebe geweiht sind. Bekanntlich spielt dieselbe bei den Dichtern alter und neuer Zeit keine geringe Rolle, das „Hangen und Bangen in schwebender Pein" findet sich ebenso energisch ausgedrückt in dem Schiking, dem nationalen Liederbuch der Chinesen (aus dem 14. Jahrhundert vor Chr.), als in den Leistungen der jüngsten Dichter der Gegenwart, deren Liebesgewimmer nur gar zu häufig komisch wirkt. Daß eine so reiche und feurige Natur wie Camoens nach dieser Richtung hin eine große Fruchtbarkeit entfalten mußte, ist um so erklärlicher, als er am Hofe in Lissabon ein in Frauenkreisen gern gesehener und beliebter Gesellschafter war, dessen reger und elastischer Geist die zahllosen Liebeständeleien der portugiesischen Herren und Damen mit Leichtigkeit zu verschönern im Stande war. Die Form dieser Liebeslyrik aber ist vorwiegend das Sonett, welches Petrarca der italienischen Poesie gegeben, Sannazaro, Bembo u. A. nachahmten. Doch entstammte, wie Mundt richtig bemerkt[1]), „die italienische Lyrik keineswegs den Tiefen eines unschuldigen und gesunden Volksherzens, sondern wie der Grund der italienischen Nationalbildung die graue Reflexion war, welche sich die Lebensstoffe aus künstlich zusammengerafften und gelehrten Elementen zurecht machte, so wurde auch die Lyrik, welche die eigentliche Poesie des Naturells bei den Völkern ist, in Italien sofort zu diesem gekniffenen und lügnerischen Ausdruck einer Empfindung, die nur den Muth hatte, schöne Form zu werden, weil sie nicht das Herz hatte, wahrer Gedanke zu seyn. Das Verhältniß Petrarca's zu seiner vielgeliebten Laura, das in sich selbst eine Lüge war, wurde deßhalb die wesentliche Grundlage und die eigentliche Phrasenquelle für diese schönthuende italienische Lyrik, in der das Gift der innern Unwahrheit so

1) Mundt, Allgem. Literaturgesch. Bd. 2 S. 164.

herrliche und farbenreiche Blüthen trieb." Wenn wir also von Beziehungen zwischen Petrarca und Camoens reden, so kann die Sache nur dahin verstanden werden, daß letzterer im Grunde nur die Form seinen italienischen Mustern entlehnt, denn seine Sonette enthalten Wahrheit, keinen Schein, sie sind ein Stück seines Daseyns, Tagebücher seines Lebens, deren Blätter bald mit traurigem, bald mit fröhlichem Inhalt beschrieben sind. Es ist dem Dichter ernst mit seinen Gefühlen, und dieser unmittelbare Eindruck des Wahren und Selbsterlebten, den seine Liebeslyrik macht, ist ein weit nachhaltigerer als die im Großen und Ganzen bloß formale Wirkung der Lyrik Petrarca's, in der bei aller Eleganz und Grazie doch kein fühlendes Herz schlägt und unser Interesse in Anspruch nimmt; „mit des ritterlichen Camoens ebenso leidenschaftlicher wie unglücklicher Liebe zu der unvermählten Katharina de Ataide läßt sich des schwärmerischen Petrarca galanter Minnedienst für die verehelichte Frau Laura de Sade kaum vergleichen". [1])

In den Lusiaden gibt sich stellenweise eine gewisse Neigung zu üppigen Schilderungen kund, ohne daß jedoch die Sprache roh oder zotig würde; für den Lyriker lagen ähnliche Versuchungen vielleicht noch näher, aber wenn auch die Liebesgedichte tändeln, scherzen, lachen und weinen, alle Thorheiten und Liebenswürdigkeiten eines Frauenliebhabers wiederholen und bisweilen ermüdend wirken, sie behalten der Frauenwelt gegenüber stets einen Ton, der sie niemals zum Erröthen bringt. So steht auch in dieser Hinsicht Camoens hoch über vielen italienischen Sonettisten und Komödiendichtern. Zum klassisch schönen Ausdruck erhebt sich der Dichter in der so sehr berühmten Ode an die Mondgöttin, in welcher er, wie in keiner andern, romantische Zartheit der Empfindung ohne die mindeste Affektation mit antiker Grazie vereinigt [2]).

1) Storck, Sämmtliche Canzonen des Luis de Camoens. 1874. Einleitung XIX.

2) Bouterweck a. a. O.

Eine andere Grundstimmung seiner Lyrik ist die elegische. „Camoens' tiefstes Wesen war ein unendlicher Schmerz über dem Widerspruch des äußern Geschickes mit den Bedürfnissen des Innern. Das Unglück seiner Liebe regte zuerst die Schwermuth an; die Verkennung, die Richtachtung, die er dulden mußte, erbitterten ihn" [1]). Man hat von der Poesie gesagt, der Schmerz sei ihr Vater, die Sehnsucht ihre Mutter, aus der Entbehrung stamme sie; in der Einsamkeit wohne sie; wir wollen nicht untersuchen, wie weit dieß richtig ist, aber Camoens war ein rechtes Schmerzenskind der Muse, dem das Schicksal ein gerütteltes und geschütteltes Maß aller möglichen Widerwärtigkeiten zu Theil werden ließ. Unglück in der Liebe, Unglück im Leben, Mißgeschick zu Land und zu Wasser, Mangel an irdischen Gütern, Verfolgung von Neidern und Feinden, Armuth im Leben, Armuth nach seinem Tode [2]): wer mag sich da wundern, wenn es aus seiner Dichtung wie Weltschmerz heraufklingt:

„Wald ergrün' und Weide,
Murmle Born und Bach,
Alles sei zu Leide
Mir und Ungemach! . . .

Mir verstreicht das Leben
Trüb in Leid und Last,
Sorgen hingegeben
Ohne Ruh' und Rast."

In dieser Stimmung durchläuft der Dichter die ganze Scala menschlicher Schmerzen, angefangen mit der leisen Sehnsucht bis hinauf zum markerschütternden Weheruf [3]) und doch ist der Schmerz, den er so ganz und voll im Busen trägt, ein ganz anderer als bei den übrigen Dichtern des Weltschmerzes. Es ist der zornige Schmerz eines edlen Mannes,

1) Rosenkranz a. a. O.
2) Man vergl. die schöne Charakteristik bei Schäfer, Gesch. v. Portugal, Bd. 4, S. 327.
3) Ganz bes. in der unvergleichlich schönen Canzone XI.

dem das Schicksal mit rauher Hand alle Hoffnungen zerschlagen, alle Ideale zertrümmert; es ist der traurige Schmerz eines warmen Patrioten, der seinem Vaterlande so herrliche Lieder gesungen und den dasselbe Vaterland so kalt behandelt; es ist der erhabene Schmerz einer männlichen Seele, die mit Ergebenheit und Festigkeit zu tragen weiß und sich den Leiden fügt, die sie nicht abzuhalten vermag:

Was auch das Leben biet' an bittren Wehen,
Und wie der Sinn auch träumend schweif' ins Weite,
Nie kommt mir die Geduld vom Ruder los;
Denn weil ich nicht vermag zu widerstehen
Aus solcher Höh' dem jähen Sturz, so breite
Langmuth ich hin und mäßige den Stoß. — Son. 52.

Wie viel höher also steht Camoens über Byron und Grabbe, die in wilden Flüchen und diabolischem Gelächter ihr Daseyn verwünschen oder wie Heine und Leopardi mit cynischem Spott und wegwerfender Verachtung auf dasselbe herabsehen; wie viel höher auch als Lenau, der sich zwar mit stummer Resignation seinem Schicksal ergibt, aber dabei verzweifelt. Camoens verzweifelt nicht. „Sein erhabener Sinn, seine hohe Liebe zu seinem Volke," schreibt Rosenkranz, „lösten alle Verstimmung in den Ton sehnsüchtiger Wehmuth."

Gewiß, die patriotische Stimmung der Lusiaden hat auch in seiner Lyrik ihre Stelle gefunden, besser jedoch werden wir die Wurzeln seiner Ergebung dort suchen, wo sie allein zu finden sind, in der Religion, denn Camoens ist ein tief-religiöser Dichter. Sein Leben war nicht frei von Verirrungen und manche trübe Stunde mag er selber verschuldet haben, aber seinem Glauben blieb er stets getreu und aus ihm schöpfte er jene Kraft, welche ihn auch inmitten der größten Prüfungen aufrecht erhielt. Man lese einmal aufmerksam die herrliche Dichtung „Babel und Sion", mit welcher Zuversicht richtet der Dichter seine Blicke nach dem Himmel, dem wahrhaftigen Vaterlande!

Selig, wer zu dir zu kommen,
Heil'ges Land, sich hält bereit.

Camoens' Gesang ist der des christlichen Dichters, der gleich einem gottgesandten Propheten die Aufgabe hat, in der sichtbaren Schönheit die unsichtbare zu zeigen und aus dem Staube der Erde zu des Himmels Höh'n ein Wegweiser zu seyn, seine Sprache ist die des Schwergeprüften und Vielverfolgten, der sein namenloses Leid an den Fuß des Kreuzes niederlegt, statt es wie Byron's „Manfred" mit wildem Fluche den Gletscherwinden preiszugeben.

Camoens' Dichtungen verdienen allgemeinere Kenntnißnahme. Nicht als ob allem, was er geleistet, gleiche Bedeutung zukäme, zeigen sich doch im reichsten Goldlager immer noch werthlose Stufen; seine ächte Poesie faßt indeß alles Große und Schöne in Natur und Menschenherz, Vaterland und Religion zusammen und die Saiten, die er anschlägt, werden Klang geben, solange es Menschen gibt, die gleich ihm glauben, hoffen, leiden und nach Trost verlangen.

Die Ordnung der lyrischen Dichtungen des großen Portugiesen rührt nicht von ihm selber her. Er gedachte seine kleineren Gedichte oder rimas unter dem Titel „Parnaso" zu veröffentlichen, die ihm jedoch gestohlen wurden. Sechszehn Jahre nach dem Tode des Dichters veranstaltete Lobo Surrupita die erste Sammlung. Andere Dichtungen finden sich in den Werken des Diogo Bernardes, welcher dafür von Fario e Sousa, einem Camoensforscher des 17. Jahrhunderts, des gemeinen Diebstahles beschuldigt wurde. In der Gegenwart haben sich unter den Portugiesen durch gründliche Camoensforschungen besonders Juromenha und Braga hervorgethan. Ersterer edirte die „Obras de Luiz de Camoês, Lisboa 1860—1869, in 6 Bänden, letzterer „Obras completas de Luis de Camoês", Porto 1874 in 3 Bänden, und hat zugleich in seiner „Historia de Camoês" in zwei Theilen den Camoensstudien einen einstweiligen Abschluß gegeben[1]).

---

1) Die deutsche Camoens-Literatur ist sorgfältig zusammengestellt von Storck in „Camoens in Deutschland."

Was die Form dieser Dichtungen betrifft, so zerfallen dieselben nach Anordnung der meisten Herausgeber in Lieder (Redondilhas), Sonette, Elegien, Sestinen, Oden, Octaven, Canzonen und Idyllen, ohne daß diese einzelnen Gattungen sich immer scharf abgrenzen ließen. Der Preis der höchsten Vollendung wird einstimmig den Canzonen zuerkannt, von welchen José Maria de Souza schreibt: „Camoens Canzonen stimmen mit denen Petrarca's und Bembo's überein und sind wahrhaft bewunderungswürdig durch die Schönheit der Sprache und durch den Wohlklang der Verse. Inniger als Luis de Camoens hat Keiner in Petrarca's Lyrik sich hineingelebt; aber Camoens' Lyrik, das wage ich zu behaupten, ist der Petrarchischen weit überlegen durch die nachhaltige Kraft der Gedanken sowie durch die lebendige Schilderung der Naturscenen, die er malt wie Einer der selber sie gesehen und empfunden hat — ein Vorzug, welchen künstelnde Phantasie nicht zu ersetzen vermag" [1]). Ueberaus lieblich sind seine Lieder und Liedchen, bald wehmüthig klagend, bald lustig scherzend, im Sonett besitzt er eine Meisterschaft wie Wenige vor und nach ihm. In sanfter Erregung erheben sie sich zu einer gewissen Höhe, um im Abgesang wieder zur Ruhe zu kommen, sie sind, was sie seyn sollen, in sich geschlossene, einheitliche Kunstwerke und was die Hauptsache ist, keinem klebt nach der harten Arbeit der Schweiß auf der Stirne. Wenngleich in seinen Elegien auch manchmal der bloßen Versifikation von Prosa ein zu großer Raum gestattet ist, so bleiben sie doch immer ergreifende Denkmale, welche ein Unglücklicher seinem Leid gesetzt, und gemahnen uns an jene durch einen melancholischen Himmel getrübte Landschaften, die wie mit weinenden Augen uns ansehen. Die Sestinen haben durchweg musikalische Harmonie, deren „erkünstelte Schönheit nicht mißlungen ist" (Bouter-

---

1) Vida de Luis de Camoês, vgl. Storck, Einleitung zu den Canzonen XVII ff.

weck.) Hat er in den Oden auch seine antiken Vorbilder Pindar und Horaz nicht erreicht, so kommt er ihnen bisweilen doch sehr nahe, wie besonders in der Ode an die Mondgöttin. Auch die Octaven und Idyllen sind edle Offenbarungen eines Dichtergeistes, der, wie wir schon bemerkten, für das Naturleben eine Unmittelbarkeit der Empfindung besitzt, die ihre Wirkung nie verfehlt.

Camoens hat auch drei Dramen geschrieben, welche jedoch mit Ausnahme der „Amphitryonen" (Os Amphitryoês) nur wenig Werth haben. Letzteres ist eine Nachbildung des plautinischen Lustspieles Amphitruo[1]), und hat Camoens darin sehr glücklich den antik-klassischen und portugiesischen Styl verbunden, so daß dieser Arbeit immerhin keine geringe poetische Bedeutung zukommt, wenngleich sie nur wenig bekannt ist.

Coblenz. Helf.

XIII.

Einige Streitfragen aus der Geschichte der Absetzung des Königs Wenzel.

I. Die Stellung des Papstes Bonifacius IX. zur Absetzung Wenzels.

Am 20. August 1400, am Freitag nach Mariä Himmelfahrt, wurde der träge und unfähige König Wenzel von den vier rheinischen Kurfürsten (Mainz, Trier, Köln und Pfalz) bei Oberlahnstein am Rhein — an dem Ryne bij Obern-Lanstein Trierer bischtums gein Brubach zu gehende

1) Vgl. Reinhardstoettner, die plautinischen Lustspiele in späteren Bearbeitungen. I. Amphitruo.

uff eyme stuele daselbs zu eyme richtestule erhaben[1]) — extra portas opidi Laynstein prope Renum, coram mangno populo presente[2]) — in Gegenwart vieler Fürsten, Ritter, Herrn und Städteboten, sowie einer großen Volksmenge abgesetzt und am folgenden Tage der bereits designirte König Ruprecht von der Pfalz auf dem Königstuhl bei Rhens, Oberlahnstein schräg gegenüber, feierlich als neuer König proklamirt.

Man findet nun bei vielen Geschichtsschreibern, älteren wie neueren, die Behauptung, Wenzels Absetzung sei besonders auch auf Veranlassung oder wenigstens mit Zustimmung des römischen Papstes Bonifacius IX. erfolgt. Bonifacius IX. ist an dieser Ansicht, wie wir weiter unten noch sehen werden, sogar theilweise selbst schuld. Gleichwohl ist dieselbe grundfalsch, wie im Folgenden kurz dargelegt werden soll.

Daß König Wenzels schlechtes Leben und Mißregierung, daß speciell sein Streit mit dem Prager Erzbischof Johann von Genzenstein, die vielfache Verfolgung des Klerus, die grausame Peinigung und Ertränkung des hl. Johannes von Nepomuk, daß auch das fortwährende, unmotivirte Hinausschieben seiner Romreise behufs Erlangung der Kaiserkrone in Rom[3]) nicht gefallen konnte, liegt auf der Hand. Andererseits aber hielt es Bonifacius IX. gar nicht für angezeigt, sich direkt für Wenzels Absetzung zu erklären. Denn

Erstens befand er sich selbst in einer schwierigen Lage.

1) Aus der Absetzungsurkunde, vielfach gedruckt, neuestens bei Weizsäcker, Deutsche Reichstagsakten unter König Wenzel. III, 254 ff.

2) Aus dem Bericht eines Augenzeugen, des kurpfälzischen Hofnotars M. Sobernheim, Weizs. III, 289. Die Absetzung erfolgte vor der Liebfrauen- oder Wenzelskapelle, 20 Min. rheinaufwärts von O. Lahnstein, dem Königstuhl gerade gegenüber.

3) Der Papst lud ihn öfter ein, bewilligte mehrfach einen Kirchenzehnten zur Bestreitung der Kosten; sein eigener Bruder Sigismund bat ihn wiederholt, sich die Kaiserkrone zu holen, weil ihrem Hause sonst auch die deutsche Krone verloren ginge; vergebens.

Bald nach der Wahl seines Vorgängers Urban VI. (1378 bis 1389) war die beklagenswerthe Spaltung, genannt das abendländische Schisma, ausgebrochen, indem den rechtmäßigen römischen Päpsten nacheinander zwei Gegenpäpste, welche in Avignon residirten, entgegengestellt wurden.[1]) Das Concil von Pisa (1409) vermehrte noch die „grosse irresa und zweytracht in der cristenheit“ [2]); es setzte den römischen wie den avignonischen Papst ab und einen neuen Papst ein: so wurde die von König Ruprecht vorhergesagte „Trifaltigkeit“ voll. Erst das allgemeine Concil von Basel, wo der avignonische wie der pisaner Papst abgesetzt wurden, der rechtmäßige römische Papst Gregor XII. aber freiwillig resignirte (1415, † 1417), beendigte das traurige Schauspiel und gab der Christenheit in Martin V. (11. Novbr. 1417) wieder ein einheitliches Oberhaupt.

Zu den avignonischen Gegenpäpsten nun hielten Frankreich, Castilien, Arragonien, Navarra und in der ersten Zeit auch Neapel; zu den römischen Päpsten hielt die übrige Christenheit und namentlich das ausgedehnte deutsche Reich mit seinen Annexländern. Dem Papste Bonifacius IX. wären also bei einer Parteinahme gegen Wenzel dieser mit seinem Erbland Böhmen, ein Theil Deutschlands und wohl auch Ungarn mit seinem König Sigismund, Wenzels Bruder, untreu geworden.

Dazu kommt zweitens, daß Wenzel im Reiche, nament-

1) Sehr wichtig ist das Zeugniß der gleichzeitigen „Limburger Chronik“. Der keineswegs parteiische Chronist erzählt kurz den Ausbruch und ersten Verlauf des Schisma's und bemerkt dazu kurz und treffend: „Also waren zween Päpste, einer zu Rom, der war mit Recht ein Papst, der andere zu Abigun (Avignon) mit Unrecht.“ Urban VI. nennt er einen „gewaltigen Papst“. Zweite Faust'sche Ausg., Wetzlar 1720 §. 145 S. 83—84.

2) König Ruprecht in einem schönen Schreiben an den Rath von Frankfurt über das Concil v. Pisa, d. d. Heidelberg, 21. Aug. 1409. Janssen, Frankfurt's Reichscorrespondenz I, 144—148 Nr. 346.

lich unter den Städten, die sich bei der ganzen langgedehnten Absetzungsgeschichte sehr reservirt und kühl benahmen[1]), immer noch einen starken Anhang hatte, und man ferner auch gar nicht voraussehen konnte, ob die Entthronung Wenzels ohne schwerwiegende Folgen und Verwicklungen verlaufen werde.

Endlich drittens scheint Bonifacius IX. bei allen Untugenden Wenzels immer noch ein ziemlich großes Wohlwollen für ihn empfunden zu haben. Wir werden dieß aus den historischen Ereignissen ersehen.[2])

Aus all dem ergibt sich die Stellung des Papstes von selbst. Wie einmal die Verhältnisse lagen, konnte er sich direkt weder für noch gegen Wenzel erklären: in ersterem Falle hätte er sich die Kurfürsten, in letzterem Wenzel selbst verfeindet. Daraus erfloß für Bonifacius IX. einfach eine zuwartende, neutrale Haltung, und diese hat er auch trotz aller Bemühungen der Kurfürsten beobachtet.

Betrachten wir nun die historischen Thatsachen. Im Jahre **1399** — wahrscheinlich bald nach dem Kurfürstentag von Marburg (2. Juni), wo die Kurfürsten, wie schon Jahre lang, den Plan der Thronveränderung beriethen — schrieb zunächst das römische Cardinalscollegium dem König Wenzel einen sehr charakteristischen Brief.[3]) Die Kurfürsten werden darin gar drastisch mit tollen Hunden verglichen, die den Wanderer anfallen, und mit Jakob, der seinem Bruder Esau das Erstgeburtsrecht raubte; sie wollten, obwohl selbst kraftlos, die Reichsregierung an sich reißen und bestürmten

---

1) Viele detaillirten Beweise bei Weizs. Bd. III; Lindner, König Wenzel Bd. II; Janssen, Frankf. Reichscorrespondenz Bd. I; Chroniken der deutschen Städte Bd. XII; Pelzel, König Wenzel Bd. II ꝛc.

2) Vgl. auch Höfler, Ruprecht v. der Pfalz. S. 156, 157, 160 ꝛc. Pelzel II, 411—412 ꝛc.

3) Vgl. Pelzel, Gesch. Wenzels II, 389; die Urkunde im Urkdbch. Nr. 161 S. 57.

förmlich den Papst um seine Zustimmung zu diesem Plane (ad instar canis rabidi obviantes viatorem et velut Jacob subplantator Ezau primogeniti rapiens venditionem ab Isaac genitore, fasces imperii fragiles, invalidi et egeni sibi nituntur usurpare, frequenti impulsatione summi Pontificis implorant opem, assistat ut eisdem). Deßhalb möge doch Wenzel ihrem treuen Rathe folgen, mit der Kraft des Pyrrhus, der Macht Cäsars und der Anmuth des Paris (!) nach Rom eilen, sich vom Papste zum Kaiser krönen lassen und so die Pläne seiner Feinde zunichte machen. Daß dieser Brief mit Wissen und Zustimmung des Papstes geschrieben, ist an sich nicht unwahrscheinlich, aber keineswegs klar und feststehend, da der Papst (vgl. unten) am 21. April 1400 erklärte, bisher „noch keine weitere Kenntniß von der Sache" gehabt zu haben. Anderseits fehlt für die von Pelzel mitgetheilten zwei Briefe der Cardinäle und Wenzels bis jetzt noch die anderweitige quellenmäßige Beleuchtung und Aufklärung. — Und Wenzel? Er dankte den Cardinälen für ihren guten Willen; im Uebrigen meldete er wieder einmal, daß er jetzt, wie er ja auch dem Papst geschrieben habe, wegen ihm drohender Hindernisse (imminentibus nostro culmini obstaculis, significatis per nos summo Pontifici — seine erneuten Händel mit den fortwährend unzufriedenen böhmischen Großen sind gemeint —) unmöglich nach Rom kommen könne, und bat um längere Frist für die Römerfahrt.[1])

Am 2. Februar 1400 schrieben die vier rheinischen Kurfürsten sowie der von Sachsen vom Tag zu Frankfurt aus an Bonifacius. Sie führten verschiedene Klagen gegen Wenzel, erwähnten auch, daß Wenzel mit König Karl VI. von Frankreich eidlich übereingekommen wäre, jeder sollte seinen Papst fallen lassen. Sie erklärten es für eine unbedingte Nothwendigkeit, Wenzel abzusetzen[2]), und versprachen eine

1) Pelzel II, Urkdbch. Nr. 162, S. 57—58.

2) Et quia prefati domini principes premissa et alia ejus enormia facta multiplicia diutius tollerare non potuerunt nec pos-

tüchtige Persönlichkeit zum König zu wählen, die Seiner Heiligkeit gewiß genehm wäre (persona sanctitati suae grata et accepta). Darum bäten sie ihn in seinem, der Kirche und des Reiches Interesse, der Thronveränderung zuzustimmen. Sie schlossen mit dem charakteristischen Satze: „Et si dominus papa premissis se opponat aut differat consentire, procul dubio timendum est, quod tota Alemania ad neutralitatem se divertat". „Ist es auch nicht wahr, so kann es doch helfen," bemerkt treffend zu dieser Drohung Weizsäcker; „es half aber nicht." [1])

Der Brief der Kurfürsten an den Papst ist nach zwei Seiten bemerkenswerth. Zunächst wird der durch den Kurverein von Rhens (1338) abdekretirte Einfluß Roms auf die deutsche Königswahl aufs neue anerkannt. Daher klagt Menzel[2]): „Die Goldene Bulle ist bekanntlich am Wichtigsten durch das, was nicht in ihr steht, daß sie im Geiste der Beschlüsse des Kurvereins von Rhense von einer Bestätigung des gewählten Römischen Königs durch den Papst gänzlich schweigt. Jetzt aber sollte dem römischen Papste das von ihm beanspruchte und von den deutschen Fürsten oft verweigerte Recht wieder freiwillig entgegengebracht werden."

Auf der andern Seite zeigt sich zumal angesichts der obigen Drohung der Kurfürsten das ganze Elend, in welches der Papst zu Rom durch das Schisma gerathen war. Eine Parteinahme gegen Wenzel war, wie schon oben erwähnt, sehr gewagt; dagegen konnte Bonifacius auch seine treuesten

---

sunt nec clamorem populi amplius sustinere, idcirco decreverunt concorditer ad privationem ipsius precedere et regno predicto de alia ydonea persona providere. in quo eciam ceteri principes Alamaniae assistere volunt auxiliis et conciliis oportunis etc. Weizs. III, 162—163 Nr. 115.

1) Vorwort S. IV.

2) Schliephake, Gesch. v. Nassau, fortges. von K. Menzel, Bd. V, 135, vgl. 147—148. Aehnlich Höfler, Ruprecht v. d. Pfalz 174—175.

Anhänger, die Kurfürsten, nicht vor den Kopf stoßen. „Wie hatte sich seit den letzten fünfzig Jahren, seit den Processen eines Johann XXII. und Clemens VI. gegen Ludwig den Bayern die Stellung des Papstthums geändert!“ [1])

Der Papst erhielt die Botschaft der Kurfürsten am 21. April. Trotz des Drängens der Kurfürsten blieb Bonifacius standhaft. Die Antwort, die er am nämlichen Tag den Boten mitgab, war kurz, ausweichend und aufschiebend: da die Boten der Kurfürsten ihre Rückkehr so sehr beeilten, so wolle er sich die so wichtige Sache, von welcher er sonst noch keine Kenntniß erlangt habe (nec quoque aliter noticiam facti habentes scil. nos, papa), erst reiflich überlegen und dann Antwort geben. [2]) Nicht mit Unrecht betont Höfler, daß der Papst den König Wenzel immer noch gern als römischen Kaiser und damit als „deutschen Vogt der Kirche“ gesehen hätte, um den „französischen Machinationen entgegenzutreten.“ [3]) Und Löher sagt richtig: „Nahm der deutsche König die Kaiserkrone vom Papste in Rom, so war dieser fortan über jede Anfechtung erhaben; die Obedienz des französischen Papstes mußte dann, wenn sie überhaupt das Schisma beseitigen wollte, nachgeben.“ [4])

Auf dem Tag von Frankfurt war als definitiver Termin der Thronveränderung der Tag von Oberlahnstein (11. August) bestimmt und Wenzel dahin eingeladen worden. Angesichts der drohenden Gefahr raffte sich Wenzel noch einmal auf und richtete (15. Juni) ein sehr devotes, willfähriges Schreiben an Papst Bonifacius des Inhalts, er werde seinen Bruder Sigismund mit ausgedehnten Vollmachten nach Rom senden, um mit dem Papste alle Bonifacius und die Kirche, Wenzel und das Reich betreffenden Angelegenheiten zu be-

1) Lindner a. a. O. II, 421.
2) Weizsäcker III, 163 Nr. 115; vgl. dazu auch Vorwort S. 4.
3) Höfler, Ruprecht v. d. Pfalz 156.
4) Löher, Das Rechtsverfahren bei König Wenzels Absetzung, S. 52, vgl. S. 40, 53 rc.

sprechen und zu des Papstes Zufriedenheit endgiltig zu ordnen.[1]) In Wirklichkeit kam es zur Romreise Sigismunds nicht, da beide Brüder sich wieder einmal, wie öfter, entzweiten. Wie es scheint, wollte Sigismund die Noth seines ebenso unthätigen wie rathlosen Bruders zur Erlangung territorialer Vortheile ausnützen.[2]) Der Papst antwortete am 26. August, also sechs Tage nach Wenzels Absetzung, die ihm aber offenbar noch nicht bekannt seyn konnte: er wolle bei der Schwierigkeit der zu behandelnden Punkte mit dem König nicht schriftlich, sondern mit einem von ihm zu bestimmenden Gesandten lieber mündlich verhandeln. Das aber versicherte er den König: „Wir werden bezüglich dessen, was den Stand und die Ehre Deiner Hoheit betrifft, aus unermüdlichem Eifer väterlichen Wohlwollens bis zur Vergießung des eigenen Blutes (usque ad proprii effusionem sanguinis) wachsam und besorgt seyn."[3]) Ein solches Wohlwollen hatte der unfähige Wenzel wahrlich nicht verdient. Er kam weder nach Rom noch nach Oberlahnstein, sondern blieb, wie die Kölner Chronik[4]) sich ebenso unschön als bezeichnend ausdrückt, „wie ein Schwein in seinem Stall" (as eyn swyn in synem stalle).

Nachdem die Kurfürsten zehn Tage zu Oberlahnstein auf Wenzel vergeblich gewartet, setzten sie am 20. Aug. **1400** in großer Versammlung auf der Rheinebene vor der Marien- oder Wenzelskapelle den „Herrn Wenceslaus als einen unnützen, nachlässigen, verächtlichen Zerglieder und unwürdigen Verwalter des heiligen Römischen Reiches"[5]) ab. Sie beriefen

1) Weizs. III, 221—222 Nr. 181; Pelzel II, Urkdbch. 61—62 Nr. 166.

2) So auch Lindner II, 427.

3) Weizs. III, 225—226 Nr. 185; Pelzel II, Urkdbch. 69—70 Nr. 170.

4) Chronik der hilligen Stadt van Cöllen III, 738.

5) „als eynen unnüczen, versumelichen, unachtbaren entgleder und unwerdigen hanthaber des heiligen Romischen richs." Die Urkunde bei Obrecht, appar. jur. publ. (1696) pag. 59.

sich dabei auf vielerlei Gründe, keineswegs aber, was sie gewiß gern gethan hätten, auf die Zustimmung des Papstes. Sie konnten in der Absetzungsurkunde bloß sagen, sie hätten all die vielen Fehler, Mißgriffe und die Untauglichkeit Wenzels „an den heiligen stul von Rome bracht“ (ad sanctam sedem Romanam deduximus). Das war gewiß nicht viel gesagt.

Am 21.[1]) August (Samstag) fand der Kapelle gegenüber auf dem Königstuhl bei Rhens („sub nucibus“) die Proklamation Ruprechts zum Römischen König statt. Die Kurfürsten von Mainz, Trier und Köln beeilten sich (d. d. Bacharach, 24. August 1400), dem Papste die Anzeige von Wenzels Absetzung und Ruprechts Wahl zu machen und in sehr devoter Weise um seine Anerkennung zu bitten: Sanctitati vestrae supplicamus tam humiliter quam devote, quatenus [daß] nostrorum desideriorum sinceritate perspecta[2]), praefata sanctitas vestra personam ejusdem Ruperti celebrem omni virtutum varietate famaque respersam, quam sanctitati vestrae ac toti mundo credimus esse notam, dignetur misericorditer approbare.[3]) Auch Ruprecht selbst zeigte dem Papste (Sept. 1400) sehr höflich und ergeben seine Wahl an.

---

ff. und (lateinisch) 68 ff.; Pelzel II Urkdbch. S. 66 ff.; Janssen, Frankf. Reichsc. I, 521 ff.; Weizs. III, 258 ff. und (lat.) 263 ff. 2c. Eine Chronik aus der 1. Hälfte des 15. Jahrh. (bei Janssen, Gesch. d. deutschen Volkes 2c. I, 433) nennt Wenzel „des heyligen Reyches Schwecher und Schender“; unter ihm war „nirgend Recht und Gerechtigkeit zu finden, und die Mechtigen mogten ungestraft alle Schwachen unterdrücken.“

1) Nicht am 22., wie Hennes, Erzbb. v. Mainz S. 231, nicht an einem Sonntag, wie Menzel V, 147 sagt.

2) So Obrecht; Janssen und Weizsäcker haben „prospecta“.

3) Obrecht, 85; Janssen I, 531; Weizs. III, 279 2c. Ruprechts hochedler Charakter war weltbekannt; wegen seiner Milde hieß er allgemein „Herzog Clem“ (clemens). Trithemius, Chron. Hirsaug. II, 310 nennt ihn „homo certe christianissimus, justus et pius et amator cleri.“

Allein Bonifacius IX. verhielt sich der zu Oberlahnstein vorgenommenen Thronveränderung gegenüber sehr kühl und passiv. Noch am 1. Mai 1402 traf er eine Entscheidung „pro parte carissimi in Christo filii nostri Wenceslai, Romanorum et Bohemiae regis illustris.[1]) Erst nach fast dreijährigen langwierigen Verhandlungen[2]), nach zahlreichen Briefen und Gesandtschaften Ruprechts und nach fortwährendem, umständlichem Zögern des Papstes, wie es der tüchtige, dabei dem römischen Stuhle allzeit treu ergebene Ruprecht persönlich nicht verdient hatte; nachdem ferner Ruprechts und des Papstes Hauptgegner in Italien, dagegen Wenzels Schützling und treuester Anhänger, Johann Galeazzo Visconti von Mailand (3. Sept. 1402) gestorben, Ruprechts Hauptfeind in Deutschland aber, König Wenzel, abermals und zwar von seinem eigenen Bruder Sigismund (6. März 1402 — 11. Nov. 1403) gefangen genommen, dieser ganz charakterlose Bruder Sigismund, König von Ungarn, hinwiederum (1403) von seinem eigenen Volke abgesetzt und so die Macht des Luxemburger Hauses dem Anschein nach gebrochen war: erkannte der Papst am 10. Juli und am 29. Sept. 1403 im Cardinalsconsistorium[3]) und am 1. Oktober 1403 in öffentlicher, feierlicher Versammlung[4]) Ru-

---

1) Dobner, monum. hist. Bohem. III, 430, bei Schliephake-Menzel, Gesch. v. Nassau V, 148 Nr. 1.

2) Ca. 55 Urkunden und Regesten darüber bei Janssen, Fr. Reichsc. I, v. Nr. 912 an bis 1158. Vgl. auch Höfler, Ruprecht v. d. Pfalz; Chmel, Acta Ruperti regis; Obrecht p. 83—90.

3) Janssen, Fr. R. I. Nr. 1168 u. 1169. Chmel l. c. Anhang Nr. 29.

4) Ruprechts Kanzler Rabanus, Bischof v. Speier, und der gelehrte Dr. Matthäus v. Krakau (1405—10 Bischof v. Worms) berichten (Rom, 1. Okt. 1403) dem König, „daz off hude (heute) unser heiliger vatter der babist mit grosser gezierde und solempnitet und in gegenwerdikeit vil prelaten, herren, pfaffen und leyen uwere (Eure) person offenlich bewert (bestätigt) und fur einen Romischen Kunig verkundet hat

precht als Römischen König an. In der eingehend motivirten Bestätigungsbulle des Papstes an Ruprecht kommt nun der gewagte oder aber mißverständliche Satz vor: „. . . ad ipsius Wenceslai depositionem seu amotionem a praefato regno Romanorum auctoritate nostra suffulti [vertrauend, gestützt] concorditer processerunt." Durch diesen Satz haben schon die nächstlebenden Geschichtschreiber wie Edmund Dynter[1]), Aeneas Sylvius und viele andere bis auf die neueste Zeit sich irre führen lassen. Allein jener übertriebene Ausdruck hinkt einfach den historischen Thatsachen nach. Der Papst sucht sich damit eben nur das Bestätigungsrecht der Absetzung zu wahren und möglichst glimpflich aus dem immerhin empfindlichen Gegensatz zwischen seiner früheren durch die Umstände gebotenen und seiner jetzigen Haltung herauszukommen. Im Jahre 1400 hatte er vorsichtiger gesagt „de apostolicae sedis benignitate confisi", obwohl auch hier statt benignitate jedenfalls richtiger „discrimine" stände.

Wie wenig mit dem Ausdruck „auctoritate nostra suffulti" ein (gleichzeitiges, 1400) Einverständniß des Pap-

---

des vil lude, als wir brufen (erfahren), erfrowet (erfreut) sint, wannen (da) sie meynent, daz das ein anfang und sterckerunge solle sin cristenlichens glauben, und ein wiederbringunge der kirchen und des richs. Janssen I, 117 Nr. 279; vgl. Chmel l. c. Nr. 30. Die Bulle (Raynald, annal. eccl. ad. 1403) folgt in dem wahrscheinlich noch 1882 erscheinenden 4. Bd. von Weizsäckers „Reichstagsakten"; vgl. auch Höfler, Ruprecht S. 294—296.

1) Regno Romano privatus et ab eodem destitutus fuit a Bonifacio Papa nono Wenceslaus, data Electoribus Imperii potestate, alium in Regem Rom. eligendi. Edm. Dynter in magno chronico Belgico, vgl. Pelzel II, 423 Nr. 1. Aen. Sylvius, Hist. Bohem. c. 34. Der Chronist Dynter, ein feiner, höfischer Staatsmann am Hofe von Brabant, lernte als Gesandter den König Wenzel in Prag kennen. Seine Schilderungen über ihn (Chronica nob. duc. Lothr. et Brab. III, 72 sqq.) bei Löher, Rechtsverfahren 2c. S. 37—38 und 93.

stes mit der Thronveränderung von Oberlahnstein oder gar eine päpstliche Bevollmächtigung dazu gemeint seyn kann, geht noch aus Folgendem hervor. Schon inmitten der langwierigen Unterhandlungen zwischen Bonifacius IX. und Ruprecht drückte (Mai 1401) der päpstliche Gesandte Dr. Antonio von Monte Catino[1]) in sehr vorsichtiger Fassung die Befriedigung des Papstes über Ruprechts Wahl aus. Da aber „ganz klar sich zeige und fest geglaubt werde" (sicut luculenter apparet et firmiter creditur), daß seiner Wahl die rechtliche Basis[2]) fehle (!), so solle Antonio erforschen, wie einerseits die Rechte der Kirche und anderseits die Ehre Ruprechts gewahrt würden. Auch in der vorerwähnten Bestätigungsbulle vergißt Bonifacius keineswegs, dem neuen König gegenüber seine Stellung zu der Staatsaktion von Oberlahnstein darzulegen. Er erwähnt darin, wie oft und wie vergeblich er Wenzel ermahnt, nach Italien zu ziehen und die Kaiserkrone zu empfangen, und ferner den französischen Machinationen, die auf Trennung der Kirche und des (deutschen) Reiches hinarbeiteten, sowie dem Usurpator Galeazzo zu wehren. Durch Wenzels Nachlässigkeit seien die Gefahren für Kirche, Reich und Christenheit immer größer geworden und hätten deßhalb die deutschen Kurfür-

1) Höfler S. 230; vgl. dazu Janssen, Fr. R. I Nr. 979. Vielleicht gehört auch das Regest Nr. 21 bei Chmel, Acta Rup. regis, I. Anhang S. 182 hierher.

2) nämlich deßhalb, weil die Wahl ohne die päpstliche Genehmigung geschehen sei; vgl. das oben Folgende. Die viel controvertirte Rechtmäßigkeit der Absetzung Wenzels (und der Wahl Ruprechts) hat den Angriffen von Ludewig, Schmidt, Häberlin, Pfizer und namentlich der leidenschaftlichen Heftigkeit von Pelzel, Aschbach, Palacky, Häusser, Höfler gegenüber Franz Löher in seiner äußerst kritisch gearbeiteten Abhandlung „das Rechtsverfahren bei König Wenzels Absetzung" im Münchener hist. Jahrbuch v. 1865 scharf und klar auf Grund des germanischen Rechts vertheidigt. Neuestens sind Weizsäcker, Menzel, Lindner dagegen, die gleichzeitigen und überhaupt die älteren Historiker fast alle dafür.

sten ihre Absicht, Wenzel abzusetzen, dem Papste eigens kundgethan. Weil aber die Absetzung dem Papste zukomme (cum ejus depositio ad nos duntaxat spectaret), so seien sie vertrauend (suffulti) auf die päpstliche Auktorität einmüthig dazu geschritten und hätten ebenso einmüthig dann Ruprecht erwählt. Da dieser sich nun mit der Bitte um nachträgliche Bestätigung des Geschehenen an ihn gewendet, und der Papst über die einmüthige Wahl volle Sicherheit erlangt (de concordi electione tua fide plenaria nobis facta), auch den neuen König nach seiner Tüchtigkeit, Sitten, kirchlichen Ergebenheit für tauglich befunden, so bestätige er nach dem Rath der Cardinäle Wenzels Absetzung, ernenne[1]) und verkünde Ruprecht als römischen König und künftigen Kaiser, ergänze alle Mängel (supplentes omnem defectum), welche mit Bezug auf die Form der Wahl oder sonstwie vorgekommen, aus sicherer Kenntniß und apostolischer Vollgewalt (ex certa scientia et apostolica plenitudine potestatis) und gebiete Allen, Ruprecht als römischem König und künftigem Kaiser zu gehorchen.

Mit einem Wort: es ist die Anerkennung des faktischen Zustands. Mit Recht bemerkt dazu Höfler (S. 295): „Wie ganz anders hätte das Anerkennungsschreiben gelautet, wenn der Papst wirklich bei der Absetzung Wenzels die Hand im Spiele gehabt hätte, abgesehen davon, daß man dann wirklich nicht einzusehen vermöchte, warum Papst Bonifacius gerade bis zum 1. Oktober 1403 mit der Anerkennung gezögert hätte. Die Rücksicht auf das, was der ihm anvertrauten Heerde am meisten zukomme, hatte, wie der Papst

---

1) „Daß die Ernennung zum röm. König seit dem 13. Jahrhundert ohne Anstand angenommen, deutscher Seits darum gebeten wurde, braucht hier nicht ausgeführt zu werden. Von einer Vergebung der Würde war somit bei Ruprecht keine Rede". Höfler S. 295 N. 5. Ueber das rechtliche Verhältniß der Päpste zum deutschen Königthum s. Janssen, Geschichte des deutschen Volkes I, 423—426.

selbst sagt[1]), den Entschluß zur That gemacht." Wir haben hier einfach ein Stück der uralten Erbweisheit Roms. Hätte Bonifacius die Zukunft voraussehen können, so hätte er vielleicht Ruprecht früher bestätigt und damit vielleicht besser gethan. Daß er nicht allwissend war, ist nicht seine Schuld.

Hiermit glauben wir zur Genüge dargethan zu haben, daß nach dem klaren objektiven Zeugniß der Geschichte Bonifacius IX. keineswegs der Urheber oder Begünstiger der Absetzung Wenzels, sondern viel eher ein Gegner derselben gewesen ist. Im Uebrigen wäre es ja gar nicht zu verwundern und schließlich auch nicht zu mißbilligen, wenn Bonifacius IX. der Absetzung des Königs Wenzel sofort zugestimmt hätte. Denn es ist nur zu wahr, was der Chronist Lehmann[2]) sagt: „Es wird seiner allenthalben bei den Historicis in keinem guten Sinn gedacht: Sondern ist als ein Weinsüchtiger, Weibischer und zu allen Ampts-Geschäfften und Verrichtungen verdrossener und daneben ein tyrannischer Regent bescholten." Schon seine Zeitgenossen: Dichter (Peter Suchenwirt), Staatsmänner (Edmund Dynter) und Chronisten (Dietrich v. Riem) und Andere[3]) fallen mit bitterer Ironie und schärffter Kritik über ihn her. Ebenso scharf

---

1) Raynald. ann. eccl. ad. 1403.

2) Lehmann, Chronica der Freyen Reichs-Statt Speyer, 2. Ausg. v. 1662 pag. 825a.

3) „Gott gebe dem Reich und der heil. Christenheit dermaleinst ein rechtes Haupt," schrieben damals die Regensburger seufzend in ihr Stadtbuch. Löher, S. 35; vgl. auch S. 33 und 37; Lindner II, 170 ꝛc. Ein zeitgenössischer Chronist schreibt in der „Limburger Chronik" (§. 143, S. 83; vgl. auch §. 75 S. 37—38): „Und Wenceslaus Röm. König zu Böheim legte sich wunderlich an. Dann er ritt des Nachts in der Stadt zu Prag allein, selb dritt oder selb ander und also, und schluge sich mit den Buben als ein ander Bub, und trieb also viel Unglimpff und Büberey, daß alle Welt ihn begunte zu hassen, als das hernach geschrieben steht, wie er von dem Röm. Reich verstoßen ward."

lauten die Aussprüche eines Aeneas Silvius, Johannes Cuspinianus, Albertus Krantzius, Joh. Trithemius, Joh. Charion im 15. und 16. Jahrhundert, und so geht es herauf bis auf die Neuzeit. Eine Klasse neuester Geschichtsschreiber sucht ihn freilich ebenso über Gebühr weiß zu waschen, wie ihn manche der alten über Gebühr schwarz gemacht haben. Trotzdem sagt z. B. sein neuester Biograph, der sonst vielfach milde urtheilende und gewiß unverdächtige Lindner: „Wenn er (Wenzel) auch nicht so schlimm war als sein Ruf: sonderliches Mitgefühl wird Niemand mit ihm hegen, und jeder wird sagen, daß er sein Schicksal reichlich verdiente... Es ist gewiß wahr, daß er mit außerordentlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, aber er hat sich diesen auch nicht zum kleinsten Theile gewachsen gezeigt. Das Reich hatte unter ihm nur Rückschritte gemacht; die königliche Autorität war noch mehr zerfallen, die allgemeine Zerrüttung gestiegen."[1])

XIV.

Der Culturkampf in Frankreich und seine lachenden Erben.

Ein conservatives Blatt hat vor einiger Zeit die Behauptung aufgestellt, die gesetzliche Republik in Frankreich habe in der Verfolgung der Kirche die Commune, schmachvollen Angedenkens, bereits übertrumpft. Warum auch nicht? Die Commune herrschte nur zwei Monate und lag dabei beständig im Kampfe mit dem Feinde, der Regierung in Ver-

1) Lindner, König Wenzel, II, 441 vgl. auch 117.

sailles. Die jetzige Republik besteht, selbst wenn man die nur als halbrepublikanisch geltende Regierungszeit Mac Mahons abrechnet, immerhin schon fünf Jahre, und verfügt unbestritten über alle Hülfsmittel und Einrichtungen des Landes. Außerdem hat sie die fortgeschrittensten Parteien, auch die der Commune, zu gewinnen gesucht, indem sie mehr und mehr auf deren Forderungen einging. Sie arbeitet mit aller Macht und vermag um so mehr zu leisten. Wenn aber unchristliche Parteien sich die Hand reichen, so ist es immer zunächst, um mit vereinten Kräften auf die Kirche loszustürmen. Der Glaubenshaß ist das einzige Band, welches sie zusammenhält.

Seit der Vergewaltigung der Ordensleute ist das Zwangschulgesetz vom 28. März 1882 die einschneidendste Maßregel der Republik gewesen. Man kann aber ohne Uebertreibung sagen, daß der weitaus größte Theil des französischen Volkes dem Atheismus und Neuheidenthum verfallen muß, wenn dieß Gesetz längere Zeit bestehen bleibt. Denn dasselbe bezweckt, und ist mit abgefeimter Geschicklichkeit ganz dazu eingerichtet, den Glauben aus den Herzen der Kinder zu reißen. Gemäß dem Gesetze begreift der Unterricht in der Volksschule, außer den gewöhnlichen Gegenständen: Bürgerliche Moral, Geschichte Frankreichs bis auf unsere Tage, die Anfangsbegriffe von Rechts- und Wirthschaftslehre, für die Knaben militärische Uebungen. Außer dem Sonntag wird an Einem Tage der Woche der Unterricht ausgesetzt, um den Eltern zu ermöglichen, ihren Kindern, jedoch außerhalb des Schulhauses, Religionsunterricht ertheilen zu lassen. Das Aufsichtsrecht der Pfarrer, sowie das Recht der protestantischen und jüdischen Consistorien, die Lehrer für die Schulen ihres Bekenntnisses vorzuschlagen, sind aufgehoben. Schulzwang vom sechsten bis zum vollendeten dreizehnten Jahre ist eingeführt. Die Kinder, deren Eltern nicht vierzehn Tage vor dem Beginn des Schuljahres schriftlich erklären, in welche Schule sie dieselben schicken wollen, werden zum

Besuche der öffentlichen Schule gezwungen. Die Kinder welche zu Hause unterrichtet werden, müssen sich jährlich einer Prüfung durch eine behördliche Commission unterziehen. Entsprechen ihre Kenntnisse nicht denjenigen der gleichalterigen Kinder der öffentlichen Schule, so müssen sie zum Besuch der letztern gezwungen werden. Außerdem ist durch behördliche Anordnung den Lehrern der öffentlichen Schulen verboten, in- oder außerhalb der Wohnung andern als den eigenen Kindern Religionsunterricht zu ertheilen.

Durch das Gesetz ist in jeder Gemeinde ein Ortsschulrath eingesetzt, dessen Obmann der Maire ist. Die Schulbehörde ernennt zu demselben ein Mitglied außer dem Schulinspektor, während der Gemeinderath eine das Drittheil der eigenen Mitgliederzahl nicht übersteigende Zahl Mitglieder erwählt. In mehreren tausend Gemeinden und Städten wählten die Gemeinderäthe Pfarrer und Vikare in den Ortsschulrath. Daraufhin erließ sofort der Unterrichtsminister ein Rundschreiben, um den zustehenden Behörden zu bedeuten, das Gesetz vom 28. März 1882 verleihe den Mitgliedern der Schulräthe nicht das Recht, in den Schulsaal einzutreten, in dieser Hinsicht bleibe es bei den früheren Bestimmungen. Die republikanischen Blätter waren ganz entzückt über diese „liberale Auslegung" des Gesetzes. Die Schulräthe aber sollen die Liste der schulfähigen Kinder im Vereine mit dem Maire aufstellen, für den fleißigen Schulbesuch und das Wohl der Schule wirken; sie haben das Recht, die Kinder bei gegründeten Ursachen vom Schulbesuch zu entbinden. Die Schulräthe mögen sich zu diesen Zwecken auf der Straße herumtreiben oder im Wirthshause versammeln, sich auch dort Rechenschaft über den Erfolg ihrer Bemühungen verschaffen; aber den Schulsaal betreten, dort die Kinder sehen und hören, um welche sie sich unentgeltlich alle Mühe zu geben haben, dürfen sie nicht. Allein trotzdem könnten die Pfarrer als Mitglieder des Ortsschulrathes einen Einfluß auf die Kinder üben. Deßhalb wird jetzt ein Gesetz vor-

bereitet, um den Grundsatz durchzuführen, daß diejenigen Personen, welche gesetzlich nicht in den Gemeinderath gewählt werden können, also Pfarrgeistliche, Lehrer u. s. w., auch von den Ortsschulräthen ausgeschlossen sind.

Die Bischöfe konnten nicht ermangeln, sich gegen dieses Unglücksgesetz, wie es mit Recht genannt wurde, zu erheben. Die katholischen Comités und Vereine legten Verwahrung ein, erließen dringende Aufrufe, und eine Anzahl Generalräthe thaten dasselbe. Ein eigenes Comité zur „Vertheidigung der religiösen Freiheit" ist gebildet, um das Zwangsschulgesetz zu bekämpfen. Das Gesetz hat offenbar viel Verstimmung hervorgerufen, aber der Widerstand ist bis jetzt weder allgemein noch hinreichend kräftig geworden, wohl aus dem Grunde, weil gar Viele die Tragweite des Gesetzes erst begreifen werden, wenn ihnen die Wirkungen handgreiflich nahe getreten seyn werden. Dann ist aber auch nicht zu läugnen, daß in einem großen Theile des französischen Volkes die Gleichgiltigkeit und Indifferentismus vorherrscht, die Religion nur noch in einem sehr beschränkten Maße als Gewohnheitssache fortbesteht, von der man sich ohne große Schwierigkeiten loslösen läßt. In den Städten sind der größere Theil der Arbeiter und ein beträchtlicher Theil des Bürgerstandes mehr oder weniger der Kirche entfremdet. Es bedarf da nur einiger Bemühungen und des Beispieles der Behörden, um diese Leute zu bewegen, nunmehr ihre Kinder nicht mehr taufen und ohne Religion aufwachsen zu lassen. Daß in einem großen Theile des mittlern Frankreich, in der Champagne, Burgund, in der Pariser Umgebung, der Normandie, Pikardie, dann bis tief nach Süden und Westen zu, das Landvolk sich in ähnlicher Verfassung befindet, ist in diesen Blättern schon bei verschiedenen Anlässen erwähnt worden. Auf dem Lande wird die Wirkung des Gesetzes sogar noch furchtbarer seyn, als in den Städten. Zunächst lassen sich die Bauern viel leichter von den Behörden beeinflussen, deren Gunst sie schon aus Furcht von den Chi-

kanen nicht verlieren wollen. Ueberhaupt herrscht da eine erschreckend materialistische Auffassung aller Lebensverhältnisse. Dann aber wird es schwer halten, ist sogar in den meisten Fällen unmöglich, freie Schulen auf dem Lande zu gründen. In den Städten wird trotz der größten Anstrengungen es nicht erreicht werden, auch nur die größere Hälfte der Kinder den christenfeindlichen Schulen zu entreißen. In Paris sind binnen drei Jahren über acht Millionen für christliche Schulen aufgebracht worden und die Opferwilligkeit der Gläubigen erlahmt nicht. Aber dieser Summe setzt der hochrothe Gemeinderath in einem einzigen Jahre 15, nächstens wohl 20 und mehr Millionen entgegen. Die neuen christlichen Volksschulen zählen 40,000 Kinder, die älteren 10,000, zusammen also 50,000. Den öffentlichen Schulen verbleiben daher mindestens 80,000 Kinder. Bei den höheren und Fortbildungsschulen mit zusammen etlichen 40,000, meist weiblichen, Zöglingen ist das Verhältniß etwas günstiger. Die freien Anstalten dieser Art sind überwiegend in gutem Geiste geleitet. In den andern großen Städten bestehen ähnliche Verhältnisse. Viel besser steht die Sache in manchen mittlern und kleinern Städten, wo die christlichen Schulen öfters fast alle Kinder für sich haben. In Paris und in anderen großen Städten, wo die Gemeinderäthe schon mehrere Jahre vor Erlaß des Gesetzes planmäßig die Austilgung des Christenthums aus der Schule bewirkten, ist überall schon jetzt eine sehr merkbare Abnahme der Abendmahlskinder zu bemerken, die in einzelnen Pfarreien 30 bis 50 Prozent beträgt, trotz des Steigens der Bevölkerung. Dabei sind die jetzigen weltlichen Lehrer noch vielfach christlich gesinnt, begünstigen daher die religiöse Erziehung ihrer Zöglinge. Was wird aber werden, wenn die Lehrkräfte einmal ganz nach dem Herzen des Pariser Gemeinderathes und des Unterrichtsministers seyn werden?

Den Bauern wird allerdings der Schulzwang wenig gefallen. Sie brauchen ihre paar Kinder gar nothwendig,

denn auf dem Lande fehlt es ganz außerordentlich an Arbeitskräften. Es wird ihnen daher kaum einfallen, die Kinder auch noch an dem freien Wochentage oder Abends in den Religionsunterricht zu schicken, für den die Gemeinde kein Lokal stellen darf. Einzelne dieser jetzt so gleichgiltigen Bauern und Arbeiter werden zwar durch das Zwangsschulwesen aufgerüttelt werden und sich enger der Kirche anschließen, die Mehrzahl aber geht den entgegengesetzten Weg. Nur in Flandern, der Bretagne, den Pyrenäen und in den südlichen Gegenden wird es weniger schlimm aussehen; aber auch dort wird das Gift des Unglaubens und des Kirchenhasses breiten Boden gewinnen.

Andererseits wird den freien Schulen mit der Klinke der stets bereitwilligen Gesetzgebung zu Leibe gegangen. Bisher genoßen die Lehrer der Befreiung vom Wehrdienst unter der Bedingung einer zehnjährigen Thätigkeit im Schulfach. Jetzt wird durch Gesetz bestimmt werden, daß diese Thätigkeit nur in einer öffentlichen Schule geleistet werden kann. Die Schulbrüder und lehrenden Orden, welche nun gänzlich von den öffentlichen Schulen ausgeschlossen sind, werden dadurch fast in die Unmöglichkeit versetzt, neue Mitglieder zu erlangen. Denn ein mehrjähriger Dienst in den Kasernen macht gar oft den festesten Entschluß wankend, gefährdet auch den ausgesprochensten Beruf. Ueberhaupt ist im Werke, besonders auf Betreiben Gambettas, eine allgemeine dreijährige Dienstzeit einzuführen, und die Studierenden oder Seminaristen nicht davon auszunehmen. Befreiungen vom Wehrdienst sollen nur den bedürftigen, von den Behörden als würdig erkannten Mitgliedern der „neuen socialen Schichten" zugebilligt werden. Durch diese Bestimmung wird es überhaupt äußerst schwierig, ja unmöglich werden, christlich gesinnte Lehrer in einigermaßen ansehnlicher Zahl zu bekommen.

Die Regierung versichert bei jeder Gelegenheit, die Volksschule werde in religiöser Hinsicht vollständig neutral bleiben. Wie sie dieß Versprechen versteht, beweist die

Thatsache, daß die Schulbehörden das berüchtigte Handbuch der Bürgermoral von Paul Bert den Kindern in die Hand geben. Dasselbe ist von Anfang bis zu Ende eine gehässige Bekämpfung des Christenthums und des Gottesglaubens überhaupt. Am 10. Juli stellte Herr Buffet im Senate den Unterrichtsminister zu Rede, da in Beaumont Kinder gemaßregelt wurden, weil ihre Eltern ihnen den Gebrauch dieses gottlosen Buches verboten hatten. Buffet erwähnte, daß das Buch nicht neutral sei, indem es die Wunder läugne; in einem „der Ursprung der Religionen" betitelten Abschnitt werde ausgeführt, die Priester seien an Stelle der Hexenmeister getreten; in einem andern Abschnitt werde das Vorhandenseyn des Teufels als Unvernunft und Aberglauben bezeichnet. Diese Abschnitte müßten die Kinder abschreiben. Der Pfarrer bedeutete den Eltern, daß er ihre Kinder nicht zum heil. Abendmahl vorbereiten und zulassen könne, wenn sie solche Lehren in der Schule empfingen. Die Eltern verboten darauf den Kindern das Lesen und Abschreiben aus dem Buche, worauf dieselben von der Schule ausgeschlossen wurden. Sie sollten erst wieder aufgenommen werden, wenn sie sich verpflichteten, in Allem durchaus dem Lehrer zu gehorchen. Der Unterrichtsminister Ferry antwortete auf die Beschwerde, der Lehrer in Beaumont sei ein trefflicher junger Mann, der es ernst mit seinen Rechten und Pflichten nehme, dabei in religiösen Fragen sich sehr zurückhaltend zeige; der Pfarrer dagegen sei ein Kampfhahn, er habe durch sein Vorgehen eine wahre Missethat begangen. „Wir aber werden nicht dulden, daß man sich der Verweigerung der Sakramente bediene, um gegen unsere Schulbücher vorzugehen": so drohte der Minister. Buffet wies nun nach, daß der „treffliche junge Lehrer" sich schon in vier Gemeinden unmöglich gemacht. Wie aus einem Urtheil des Zuchtpolizeigerichtes in Chartres erhellt, hat er in einer dieser Gemeinden das Krucifix mit dem Besen von der Wand herabgerissen, hingeworfen und dann verbrannt. Dabei stehen wir jetzt erst

im Anfange. Welche Mittel und Kniffe wird man aber noch anwenden, um die Gottlosigkeit und den Haß des Christenthums mittelst der Schule überall einzuimpfen!

Für die mittleren und höheren Schulen ist ein anderes Gesetz zu ihrer Vertilgung schon in erster Lesung angenommen. Nach demselben werden alle Leiter und Lehrer höherer Schulen angehalten, binnen drei Monaten nach Erlaß des Gesetzes sich vor einer besonderen Behörde der Prüfung auf ihre pädagogischen Fähigkeiten zu unterziehen. Bestehen sie dieselbe nicht, dann ist ihnen alle fernere Lehrthätigkeit untersagt. Wohlverstanden handelt es sich hier um Leute, welche allen bisherigen Anforderungen der Gesetze genügt, ihre zum Lehrberuf nöthige Wissenschaft und Bildung durch amtliche Prüfungen bewiesen haben. Pädagogische Fähigkeit ist natürlich, wie selbst die Regierung eingestehen mußte, ein sehr willkürlicher und dehnbarer Begriff. Auch gestanden die Vertheidiger der Vorlage unumwunden ein, das Gesetz habe keinen andern Zweck als die freien höhern Schulen zu vertilgen, welche gegenwärtig 108,000 Zöglinge, fast doppelt so viel als die entsprechenden Staatsanstalten, zählen.

Bleiben noch die Knabenseminare, welche vollständig den deutschen Gymnasien gleichstehen und 34,000 Zöglinge zählen. Selbstverständlich bestimmen sich diese nicht alle zum geistlichen Stande. Manche Knabenseminare befinden sich auch in Städten, wo keine andere höhere Schule vorhanden ist oder die vorhandene nicht zur Aufnahme aller sich meldenden Zöglinge genügt. Ein Gesetz, welches denselben verbietet, externe Zöglinge anzunehmen und zu den akademischen Prüfungen, dem Baccalaureat, vorzubereiten, ist gleichfalls in erster Lesung angenommen. Im Uebrigen sollen die Knabenseminare den freien höhern Schulen gleichgestellt, also der staatlichen Aufsicht unterworfen werden. Die Aussicht ihre Kinder, wenn sie keinen geistlichen Beruf in sich fühlen, von den öffentlichen Prüfungen ausgeschlossen oder dabei benachtheiligt zu sehen, wird manche Eltern ab-

halten, dieselben einem Knabenseminare anzuvertrauen. Mehrere rothe Abgeordnete sagten unverholen: einige Jahre Zeit, hundert Millionen Frcs. außerordentliche Ausgaben und der Staat wird alle freien Schulen und Knabenseminare geleert und überflüssig gemacht haben.

Der höhere weibliche Unterricht war, wie dieß auch ganz in der Ordnung ist, bisher ausschließlich Sache der Familien, kostete daher den Steuerzahlern keinen Heller. Aber die zahlreichen höheren Mädchenschulen, gleichviel ob unter Ordens- oder weltlicher Leitung, wird fast ausnahmslos im kirchlichen Geiste gehalten. Deßhalb wurden 16 Millionen bewilligt, um die Städte und Departements zur Gründung von Mädchenlyceen aufzumuntern. Der Religionsunterricht ist von denselben ausgeschlossen. Zwar dürfen die Mädchen denselben sonstwie erhalten, aber sie müssen auch den Unterricht in der bürgerlichen Moral, in der Anatomie und Physiologie der Menschen und Thiere mitmachen. Die Lyceen sollen mit vielen Freistellen ausgestattet werden, aber keine Pensionsanstalten seyn. Die Zöglinge mögen im Wirthshause leben. Bis jetzt hat diese Gründung noch die wenigsten Fortschritte gemacht; so viel ich weiß, sind erst einige wenige Mädchenlyceen in der Entstehung begriffen. Mit den weltlichen Volksschulen für Mädchen sieht es freilich vielfach schon recht bedenklich aus. In Amiens wurde die erste Lehrerin einer Mädchenschule gerichtlich überführt, Kinder von acht und neun Jahren abgerichtet zu haben, Unzüchtigkeiten zu erzählen, welche der Pfarrer, ein siebzigjähriger hochgeachteter Priester, an ihnen beim Religionsunterricht begangen haben sollte. Vor Gericht wurde nicht blos die Unschuld des Pfarrers und der Betrug der Lehrerin klargestellt; die Unterlehrerinen bezeugten auch, daß diese sie zu bedenklichen Gesellschaften zu verleiten gesucht, selbst aber Einladungen bei ledigen Herren angenommen und in deren Behausung übernachtet habe.

Gerade dem amtlichen Gewäsch über die Neutralität der Staatsschule gegenüber ist das offene Geständniß der „Ré-

publique française" (19. März) um so werthvoller: „Die Familie hat ihre unveräußerlichen Rechte, dieß braucht uns Niemand zu lehren; die Gemeinde hat auch ihre Rechte und ihre sittlichen Aufgaben; aber wer soll der Führer der Nation seyn? Wer wird dem ganzen Volke das Ziel des Fortschrittes vorzeichnen, wer erläßt die Gesetze und Vorschriften für die höhere, geistige Ausbildung? Wenn es nicht der Staat, das Vaterland, die französische Revolution seyn werden, so wird es sicher die Kirche seyn. Es ist kein Drittes möglich. Eine der beiden Mächte wird dem französischen Gewissen zur Richtschnur werden. Diesem Entweder-Oder wird man sich in absehbarer Zeit nicht entziehen können."

Bestimmter ist kaum jemals der unversöhnliche Widerspruch zwischen der Kirche und der französischen Republik ausgedrückt worden. Um den Gegensatz gegen letztere auszutilgen, muß das katholische Gewissen, das christliche Bewußtseyn vernichtet werden. Hiezu bedarf der Staat die Schule, und dazu nimmt er dieselbe ganz für sich in Beschlag. Von Gewissensfreiheit kann da keine Rede mehr seyn. Der Staat ist der geborene oberste Lehrer und Richter in Gewissenssachen, nicht nur in Frankreich, sondern überall da wo derselbe ausschließlich die Hand auf die Schule gelegt hat. Die Zwangsschule des Staates ist das unentbehrliche Werkzeug eines Systems, für das ich keinen treffenderen Ausdruck weiß als: Zuchthausstaat.

Am 2. Juli hielt Jules Ferry bei der Preisvertheilung einer freiwilligen Fortbildungsanstalt (association polytechnique) eine Rede, in welcher er erklärte: dem Staate das Unterrichtsmonopol zusprechen wollen, ist ein ebenso unsinniger Traum als ihm das Monopol der Wohlthätigkeit zu vindiciren. In Anbetracht der Thatsachen ist diese Sprache wenigstens sehr verwegen. Aber in demselben Athem konnte auch Ferry wieder nicht umhin, eine ganz andere Absicht zu offenbaren. Das Unterrichtsministerium, versicherte er in der ihm eigenen gebildeten Sprache, sei eine Fabrik, ge-

worden, in welcher man ebenso schnell Schulen herstellt als der Bäcker Brodlaibe backt. Aber auch das sei erst ein Anfang. Binnen drei Jahren wären über 200 Millionen, wovon ein Theil den Gemeinden durch die Schulkasse vorgeschossen würde, für Schulen ausgegeben worden. „Meine Ueberzeugung aber ist, daß die französische Republik in den nächsten Jahren noch 6 bis 700 Millionen ausgeben muß, wenn der Schulzwang nicht blos eine großartige Formel bleiben, sondern eine greifbare Wahrheit und Wirklichkeit werden soll; eine Milliarde und zehn Jahre Arbeit unter dem Dreigestirn der Unentgeltlichkeit, des Zwanges und der Weltlichkeit, und wir werden neue, des republikanischen und demokratischen Frankreich würdige Geschlechter erstehen sehen, welche an Geist und Körper gleich gesund, durch die Zucht der Wissenschaft und der Vernunft ausgebildet seyn werden, ohne deßhalb mit dem ewigen Ideal gebrochen zu haben." Was letzteres seyn soll, hat der Minister nicht verrathen, aber vor zwei Jahren hat er einmal vor der Kammer bekannt, daß er an keinen Gott glaube. Wie man sieht, die reichen Hülfsquellen des französischen Staatshaushaltes ermöglichen den herrschenden Republikanern die Ausführung ihrer auf Austilgung der Kirche mittelst der Staatsschule gerichteten Pläne. Freilich hat man anderswo, z. B. Oesterreich gesehen, daß selbst die Finanznoth die Kirchenfeinde nicht hindert, auf die Gründung von gottlosen Schulen große Summen zu verwenden.

Aber die Milliarde Ferry's ist noch lange nicht Alles. Tagtäglich genehmigt die Kammer Gesetze, durch welche Städte und Departements ermächtigt werden, selbständige Anleihen zu Schulzwecken aufzunehmen, ohne sich an die Schulkasse zu wenden. Mindestens für 500 Millionen dieser Anleihen sind während der letzten Jahre realisirt worden. Im Jahre 1870 gab der Staat 26 Millionen für Unterrichtszwecke aus, 1883 werden es 132 Mill. seyn. Freilich kommt hievon die Abschaffung des Schulgeldes mit etwa dreißig Millionen in

Abrechnung. Aber wie sollen die freien christlichen Schulen gegen diese mit allen Zwangsmitteln des gewaltthätigen Polizeistaates ausgerüstete Geldmacht den Kampf aufnehmen? Als bei einer Sammlung für die Pariser freien Schulen eine Million aufkam, höhnten die republikanischen Blätter: sammelt nur, so viel ihr wollt, wir vermögen, Dank der Stadt- und Staatskasse, gegen jede Eurer Millionen zwanzig und selbst hundert Millionen zu setzen.

Mit den Leistungen sieht es freilich bei den Staatsschulen nicht so glänzend aus. In der gedachten Rede gestand Jules Ferry, daß nach wie vor die Zahl der des Schreibens unkundigen Erwachsenen jährlich um nur ein Procent abnehme. Daß mehr Geld unnöthig verschwendet als nützlich verwandt wird, geht auch aus der Thatsache hervor, daß schon 1872 Frankreich 110,000 Lehrkräfte an den Volksschulen zählte, so daß auf je 42 Kinder eine derselben kam. In Preußen ist dagegen das Verhältniß 1 zu 70. Jules Ferry ist für seine Staatsschulen auch mit Mittelgut zufrieden. Früher wurden bei der Lehrerprüfung im Diktandoschreiben drei Schreibfehler nachgesehen; dieses Jahr hat Ferry die Fehler auf fünf erhöht. Bei den höheren Schulen sieht es nicht besser aus, die Prüfenden beklagen sich durchgehends sehr lebhaft über den Rückgang der Ausbildung der Prüflinge. Die meisten derselben schreiben nur einen mangelhaften Styl, machen oft die gröbsten Verstöße in den Sprachen. Von 1381 jungen Leuten, welche sich im Frühjahr 1882 zum philologischen Baccalaureat meldeten, mußten 657 nach der schriftlichen Probe abgewiesen werden; von den 572 welche die Prüfung bestanden, erhielt keiner die Censur „sehr gut" oder „gut," und nur 32 wurden als ziemlich gut befunden. Zu dem wissenschaftlichen Baccalaureat meldeten sich 1032 Prüflinge, von denen 627 nach der schriftlichen Probe abgewiesen werden mußten; von den 354 Bestandenen waren 1 „gut" und 52 „ziemlich gut."

Das Concordat abzuschaffen wurde beantragt und von

mehr als hundert Abgeordneten unterstützt. Die Regierung erklärte sich dagegen und die Gambettisten drangen mit ihrem Antrage durch, anstatt dessen für die Ausführung des Concordates fortan in strengster Weise Sorge zu tragen. Es wurde ein Ausschuß eingesetzt, um die deßfallsigen Vorschläge zu machen. An der Spitze derselben steht der berüchtigte Thierschinder Paul Bert, welcher sich durch die zahllosen Lügen und Unwahrheiten, die er zur Befehdung und Beschmutzung der Kirche in seinen Reden verbraucht, einen Namen gemacht hat. Dieser Ausschuß hat u. A. beschlossen, die Domherrenstellen abzuschaffen und die bischöflichen Paläste wegzunehmen, um sie zu Schulzwecken zu verwerthen. Der Ausdruck Paläste ist wohl nur dem Sprachgebrauch und der Ueberlieferung zuzuschreiben. Zusammen höchstens zwölf oder fünfzehn Bischöfe haben Gebäude inne, welche als Paläste bezeichnet werden können; die andern wohnen in Häusern, die nicht über das Wohnhaus eines wohlhabenden Bürgers hinausgehen. Dieß geht schon daraus hervor, daß die 92 „bischöflichen Paläste" zusammen nur auf 20 Millionen veranschlagt sind, wovon jene in Paris und Nanzig allein schon über 2 Millionen Werth darstellen. Es gibt zwar in manchen jetzigen und ehemaligen Bischofstädten noch sehr beträchtliche schöne Paläste aus den früheren Jahrhunderten, aber sie sind meistens zu staatlichen Zwecken verwendet.

Die Domherrnstellen sind vom Staate mit 1600 bis höchstens 2400 Fr. ausgestattet. Wenn daher nicht aus andern kirchlichen Quellen noch etwas beigetragen würde, vermöchten selbst in den billigsten Städten, wo sich am anspruchslosesten leben läßt, die Domherren nicht zu bestehen. In Paris haben die Domherren nur 4 bis 6000 Fr. Einkünfte, gerade ebensoviel wie jeder gewöhnliche Pfarrgeistliche bedarf. Deßhalb ist es auch kaum anders möglich als nur solche Priester zu Domherren zu ernennen, welche wegen Alter und körperlicher Gebrechen nicht mehr im Pfarrdienst verwendet werden können. Dieß ist auch schon um deßwillen

geboten, weil der Staat so gut wie nichts für dienstunfähig gewordene Priester thut. Diese müssen aus kirchlichen Mitteln erhalten werden, weßhalb alljährlich in allen Kirchen „für die alten und gebrechlichen Priester" gesammelt wird. Natürlich müssen stets auch einige jüngere Domherren vorhanden seyn, um die Arbeitslast tragen zu können. Aus diesen Gründen kommt es vor, daß Domherren von der Kathedrale auf Pfarreien versetzt werden.

Schon vor einigen Jahren sind die Bezüge der Bischöfe von 15,000 auf 10,000, die der Erzbischöfe von 20,000 auf 15,000 Fr. herabgesetzt worden, weil diese Ziffern dem Concordat entsprechen. Daß seit achtzig Jahren der Geldwerth sich gewaltig verschoben hat, die Gehälter und Bezüge der Beamten durchschnittlich verdoppelt worden sind, mag nur nebenbei erwähnt werden. Mit dem Höherhängen des Brodkorbes haben die Kirchenfeinde in Deutschland so klägliche Geschäfte gemacht, daß man meinen sollte, ihre französischen Genossen hätten daraus etwas gelernt. Dieses Jahr hat aber der Staatshaushalts-Ausschuß wiederum 608,000 Fr. an den Staatsleistungen für kirchliche Zwecke gestrichen, darunter namentlich 200,000 Fr. für ganze und theilweise Freistellen in den Knabenseminaren.

Durch das neue Beerdigungsgesetz will man gleichzeitig die kirchlichen Einnahmen und die religiösen Sitten des Volkes treffen. Das Gesetz bestimmt, daß fortan die Kirchengemeinden nicht mehr das Recht besitzen, selbständig die Beerdigungen zu besorgen. Die bürgerliche Gemeinde tritt vielmehr an die Stelle, hat also allein die Leichenwagen und sonstige zu Beerdigungen nöthigen Erfordernisse und Personen zu stellen. Religiöse Abzeichen dürfen nur auf ausdrückliches Verlangen der Familie angebracht werden, natürlich gegen besondere Vergütung. Für die kirchlichen Verrichtungen hat ebenfalls die Familie zu sorgen. Natürlich wird durch diese Zweitheilung die kirchliche Beerdigung mit Umständlichkeiten verknüpft, also erschwert, was manchen ab-

schrecken mag. Anderntheils soll die Beerdigung auch vertheuert und der Hauptantheil der Kosten der Kirche entzogen werden. In den Städten, namentlich in Paris, war bisher das Leichenfuhrwesen und der Leichenprunk an eine Gesellschaft verpachtet, welche auch die Trauer-Ausschmückung der Kirchen übernahm. Die Gesellschaft hatte dafür jährlich etwa 2,200,000 Fr. an die Kirchengemeinden abzutragen, davon 80,000 für die protestantischen und 30,000 für die jüdischen Gemeinden. Die Familie brauchte sich nur an die Gesellschaft zu wenden, welche Alles besorgte und der betreffenden Kirche jedesmal den entsprechenden Betrag ablieferte. Die Gesellschaft machte gute Geschäfte, obwohl in Paris 53 Procent aller Beerdigungen Armenbeerdigungen sind, für welche die Familien gar nichts zu zahlen haben. Die Reichen zahlen freilich um so theurer den Prunk, den sie bei solcher Gelegenheit entfalten lassen. Sobald die im höchsten Grade kirchenfeindliche Stadtbehörde das Beerdigungswesen in der Hand hat, wird sie jedenfalls möglichst viel Geld aus denselben zu schlagen suchen und auch sonst Alles thun, um die kirchlichen Beerdigungen zu verhindern. Die Pfarrkirchen sollen genöthigt werden, die Gebühren möglichst herabzusetzen oder ganz darauf zu verzichten.

Die früheren Mitglieder des Pariser Gemeinderathes, welche inzwischen zu Abgeordneten erwählt worden sind, namentlich Jules Roche, Delattre, Clemenceau, Lafont, zeichnen sich ganz besonders durch ihren Gotteshaß und die Findigkeit aus, mit der sie ihrem Haß Befriedigung zu verschaffen suchen. Jules Roche brachte den Antrag ein, die 44 Bischofsitze, welche nicht in dem Concordat genannt sind, aufzuheben. Vorläufig ist der Antrag nicht in Erwägung gezogen worden, aber bei der nächsten Gelegenheit wird derselbe wieder gestellt, und so schließlich die Mehrheit finden, ähnlich wie es mit dem Antrag auf Einführung der Ehescheidung ergangen ist. Dann wird natürlich auch der Antrag folgen, alle Pfarreien aufzuheben, welche 1803 nicht bestanden haben,

und deren Kirchen zu confisciren. Jules Roche hatte schon im Pariser Gemeinderath den Antrag eingebracht, alle Kirchen der Stadt als Gemeindeeigenthum einzuziehen, um sie best-möglichst zu verwerthen, den Pfarrgemeinden aber nur in dem Falle zur Benützung zu überlassen, wenn dadurch das höchste Gebot erzielt werden würde.

Das Ehescheidungsgesetz wurde am 19. Juni von der Kammer genehmigt. Nach demselben wird der Abschnitt VI des Civilgesetzbuches, welcher die Ehescheidung enthält, wieder hergestellt, und durch mehrere Zusätze werden noch folgende Ehescheidungsgründe festgestellt: Mißhandlung der Gatten oder Verurtheilung eines derselben wegen Diebstahl, Betrug, Verstoß gegen die öffentliche Schamhaftigkeit, überhaupt alle Verurtheilungen durch das Schwurgericht und die Kriegsgerichte; jede schimpfliche Verurtheilung, Verbannung, bösliche Verlassung, Verschollenheit, ebenso auch beiderseitige Zustimmung können die Scheidung der Ehe herbeiführen. Daß keiner der sonstigen Ehescheidungsgründe vergessen ist, kann man sich denken. In Frankreich ist bekanntlich die Trennung vom Bande durch Außerkraftsetzung des erwähnten Artikels VI unter dem ersten Kaiserreich schon abgeschafft worden, da während der wenigen Jahre des Bestehens jener gesetzlichen Bestimmung so ungeheuerliches Aergerniß hervorgerufen wurde, daß die Abschaffung allgemein verlangt wurde. Dabei ist es seitdem geblieben und der Gedanke der Ehescheidung lag dem Volke so fern als nur irgend etwas. Die Unauflöslichkeit der Ehe gilt im Volke als etwas Selbstverständliches, ist ihm in Fleisch und Blut übergegangen, stimmt auch vollständig mit der, trotz alles Indifferentismus, tiefeingewurzelten katholischen Gewohnheit und Anschauungsweise der Franzosen überein. Man kann daher mit vollem Rechte sagen: die Einführung der Ehescheidung ist eine Verletzung des katholischen Volksgewissens und der Volkssitte. Da die Wiederverheirathung gestattet ist, werden ganz schlimme Folgen entstehen, alle Wiederver-

heiratheten werden nothwendig mit der Kirche brechen. Dieß ist es auch wohl, wohin gezielt wird.

Als vor zwei Jahren die Ehescheidungsfrage vor die Kammer kam, erklärte Brisson, der jetzige Kammerpräsident, kurzweg: „Vielweiberei, lose Ehen mit Ehescheidung, Ungebundenheit der ehelichen Verhältnisse sind der Zustand ungesitteter, zurückgebliebener Völker; Unauflöslichkeit der monogamen Ehe ist das Kennzeichen und Ergebniß höchster Gesittung.“ Dieß war durchschlagend, der Antrag wurde abgelehnt. Seitdem aber hat der (jüdische) Abgeordnete Naquet nebst zahlreichen Genossen unermüdlich in öffentlichen Vorträgen und durch die Presse für die Ehescheidung gewirkt; die Lösbarkeit der Ehe ist als eine Sache der Freiheit und des republikanischen Geistes dargestellt worden, so daß kein Abgeordneter mehr dagegen stimmen konnte, ohne in den Verdacht unrepublikanischer Gesinnung und klerikaler Ueberzeugungen zu gerathen. So ging die Sache dießmal durch, wogegen freilich der Senat immer noch sich widerspänstig zeigt gegen einen Fortschritt, von dem man die Zukunft der Republik abhängig machen will.

Seit etwa einem Jahre haben wiederholt Geschworne sich geweigert, den Eid nach der üblichen Formel abzulegen. Mehrere dieser Eidweigerer wurden dafür in Strafe genommen. Die rothe Presse schlug sofort großen Lärm ob der schrecklichen Gewissensbedrückung, welche darin bestehe, daß man einen Eid unter Anrufung Gottes auch von denen verlange, welche in Folge ihres freien Denkens mit dem alten Aberglauben gebrochen hätten. Die Eidesverweigerer wurden als Martyrer der Gewissensfreiheit, als Kämpen für die verfolgte Wahrheit und Vernunft gefeiert. Zugleich aber wurde bedeutet, daß die Republik die Pflicht habe, Abhülfe zu schaffen und diesen Mißbrauch zu beseitigen. Obwohl im Ganzen keine zwanzig Personen den Eid verweigert, und die meisten davon es augenscheinlich nur gethan hatten, um sich an die Oeffentlichkeit zu drängen, so wurde die

Sache doch in die Kammer gebracht und als dringende Staats=angelegenheit behandelt. Ein Gesetz über die Abschaffung des religiösen Eides wurde beschlossen.

Es ließe sich ein ergötzliches Capitel schreiben über all die „freien" Eidesformeln, welche vorgeschlagen und ernstlich berathen wurden. Selbst sehr republikanische Abgeordnete verurtheilten das Beginnen als höchst unzeitgemäß und durch kein Bedürfniß gerechtfertigt, sogar als sehr nachtheilig für die Republik. Der Republikaner Thomas geißelte die Eides=verweigerer in höchst geistreicher Weise, wies an zahlreichen Beispielen nach, wie nur der Eid ausreiche, um Rechtsfragen zu entscheiden und dem Rechte zum Siege zu verhelfen. Be=sonders die Landleute und der kleine Mann, welche so oft sich mit gewissenlosen Schuldnern und Gläubigern herum=schlagen müßten, würden der Republik wenig Dank wissen, daß man solchen Leuten das Geschäft erleichtere. Denn vor Ablegung eines falschen Eides schreckten doch die meisten dieser sonst hartgesottenen Gesellen noch zurück. Es half Alles nichts; der Haß gegen Gott machte blind. Die Ver=weltlichung des Eides wurde von der Kammer beschlossen. Wenn der Senat sich nicht ins Mittel legt, wird fortan auf „Ehre und Gewissen" geschworen werden. Aber was sind Ehre und Gewissen eines Menschen, welcher sein Verhältniß zu Gott und der höheren Weltordnung gelöst hat, also die Gebote nicht mehr anerkennt, auf denen Ehre und Gewissen beruhen, eines Menschen, bei dem die eigene Vernunft die höchste Gewalt ist!

Gleichzeitig wurde auch, trotz des Widerspruches der Regierung, die Entfernung der Bilder des Gekreuzigten aus den Gerichtssälen von Jules Roche beantragt und beschlossen. Nachdem man das Crucifix aus den Schulsälen entfernte, hat es keinen Sinn mehr, dieß Bild in dem Gerichtssaale zu lassen. Jules Roche und Genossen sind folgerichtig, wenn sie überall jegliches Zeichen, jede Spur des Christenthums austilgen, welches für sie nur noch eine unheilvolle Sekte

ist, auch offen als solche in der Kammer bezeichnet wird. Der Pariser Gemeinderath hat zuerst dem Crucifix den Krieg erklärt, die Kammer und Regierung folgen ihm nach und werden sich ohne Zweifel unter Vortritt des Pariser Stadtraths auch noch bis zur Anerkennung der Commune drängen lassen.

Derselbe Gemeinderath hat mehrfach Beschlüsse gegen den Bau der Herz-Jesu-Kirche auf dem Montmartre gefaßt, wobei jedesmal die heftigsten Angriffe auf die Kirche und kirchliche Einrichtungen erfolgten. Delattre stellte den Antrag, das Gesetz von 1873, welches den Erzbischof von Paris zu dem Bau und zur Expropriation des Baugrundes ermächtigte, wieder aufzuheben und die (unvollendete) Kirche wieder niederzureißen. Am 29. Juni beschloß die Kammer, den Antrag in eine Commission zu verweisen. Ganz wie im Pariser Gemeinderath wurde hier dieser Kirchenbau als eine dem republikanischen Volke von dem religiösen Fanatismus hingeschleuderte Herausforderung, als eine Beleidigung des modernen Fortschrittes und ein Aufruf zum Bürgerkrieg hingestellt. Die Genehmigung des Gesetzes von 1873 wurde als eine der finstersten Thaten der „Unheil-Versammlung", d. h. der Nationalversammlung gebrandmarkt. Dem Treiben der fanatischen Sekte müsse Einhalt geschehen. Der Minister des Innern, Goblet, machte vergebens geltend, die Regierung könne doch die Kirche nicht enteignen, um sie zu zerstören; dieß sei gegen das Expropriationsgesetz; außerdem müßten bedeutende Entschädigungen, wohl 20 Millionen, geleistet werden, eine wahrhaft überflüssige Ausgabe. Clemenceau erwiderte, eine Entschädigung sei nicht statthaft, denn der erzbischöfliche Stuhl als solcher habe kein Besitzrecht, die Kirche sei also herrenloses Gut. Die Linke klatschte Beifall. Trotzdem stimmten über 100 Mitglieder der Regierungs- und gemäßigten Partei gegen den Antrag, für welchen sich 268 Stimmen, gegen 199, vereinigten.

Hierbei trat wiederum der wahre Charakter dieses Re-

publikanismus zu Tage. Seitdem Gambetta als Minister sich so kläglich gezeigt, war sein Ansehen jeden Tag mehr gesunken. Einen weiteren Stoß erhielt dasselbe durch die Veröffentlichung des Gelbbuches über Egypten. Es geht aus dessen Aktenstücken hervor, daß Gambetta als Minister des Auswärtigen vollständig in die Luft baute. Trotzdem ihm von London wiederholt berichtet wird, daß England nicht mit den Waffen in Egypten einschreiten wolle, trotzdem man ihm aus Berlin meldet, daß die Ostmächte die egyptische Frage als eine europäische Angelegenheit behandelt wissen wollen, also das Einschreiten der Westmächte mißbilligen würden; trotzdem der französische Generalconsul aus Kairo versichert, das Erscheinen englischer oder französischer Truppen werde in Egypten einen furchtbaren Ausbruch des blutdürstigen Fanatismus hervorrufen, besteht Gambetta auf dem englisch-französischen Einschreiten und gebärdet sich als wenn England mit ihm gehe. Es ist wahrhaft zum Lachen, diesen Tölpel in auswärtiger Politik machen sehen. Das Gelbbuch war geradezu vernichtend für Gambetta. Und was that er? Er ergriff die Gelegenheit mit der Herz-Jesu-Kirche um seine Fehler vergessen zu machen und sich den Communards wieder zu empfehlen. Er ließ daher seine Blätter nachdrücklich für den Antrag Delattre eintreten. Dieselben führten genau dieselbe Sprache wie die Organe der Communards; die Gambettisten sprachen und stimmten in demselben Sinne in der Kammer.

Von ihrem Standpunkte haben die Communards und Revolutionäre auch ganz Recht, wenn sie so entschieden gegen die Herz-Jesu-Kirche eintreten. In diesem Unternehmen spitzen sich die Gegensätze zu, welche Frankreich bewegen. Obwohl schon Ludwig XVI. im Gefängniß den Bau einer dem Herzen Jesu geweihten Kirche gelobt hatte — was seine Nachfolger von 1815 bis 1830 auszuführen vergessen — ist der Gedanke, den jetzigen Bau zu unternehmen, erst durch das Unglück hervorgerufen worden, welches 1870 und 1871

Frankreich betroffen. Als die ganz unerhörten Niederlagen die strafende Hand Gottes so deutlich gewahren ließen, als die Gräuel der Commune den furchtbaren Abgrund von Verworfenheit und Gottvergessenheit sozusagen mit Händen greifen ließen, sahen alle Gläubiggesinnten, daß eine Umkehr eintreten müsse, wenn Frankreich sich wiederum erheben soll. Das Gelöbniß dieser Umkehr sollte in der Herz-Jesu-Kirche auf dem Montmartre ein Unterpfand erhalten, weßhalb der Bau auch ausdrücklich als Sühne- und Gelöbnißkirche bezeichnet wurde. Die Umkehr zu Gott, der Wiederaufbau der Gesellschaft auf christlicher Grundlage, dieß sollte die Kirche auf dem Montmartre bedeuten. Deßhalb kann sie aber nur ein Gräuel in den Augen aller derjenigen seyn, welche an den Grundsätzen der Revolution festhalten, und deßhalb kann man auch wohl sagen, daß die Zukunft Frankreichs an diesem Kirchenbau hänge.

Man darf sich mit Recht fragen, wie die Nationalversammlung, welche in politischer Hinsicht sich so unfähig erwiesen, indem sie schließlich, trotz ihrer conservativen d. h. monarchischen Mehrheit, einer republikanischen Mißgeburt das Leben schenkte, sich zu einem solchen Gedanken erheben konnte. Die Mehrheit mochte vielleicht nicht gerade tiefgläubige Ueberzeugungen besitzen, aber sie stand unter dem Eindruck gewaltiger Ereignisse, welche damals selbst manchen Republikanern die Nothwendigkeit einer Umkehr nahegelegt hatten. Gar manche schämen sich heute der guten Regung, welcher sie damals nachgegeben. Aus elender Menschenfurcht getraut sich heute mancher sonst ganz ehrenhafte Mann nicht gegen die Werke der Commune einzutreten, weil er sonst in den Verdacht käme, kein richtiger Republikaner zu seyn. Nichts ist daher auch erbärmlicher als das Schauspiel, welches die „gemäßigten“, „conservativen“ Republikaner bieten. Sie lassen sich schließlich jedesmal von den Rothen ins Schlepptau nehmen; zu allen Missethaten gebraucht, sind sie bereits aller Widerstandskraft baar.

Der Pariser Gemeinderath hat bereits die Einstellung der Arbeiten an der Sühnekirche zu Wege gebracht. Um die schweren Steine auf den steilgelegenen Bauplatz bringen zu können, mußte schon bei Beginn der Arbeiten ein Aufzug an dem Abhang angebracht werden. Auf dessen zwei Geleisen vermag eine Maschine von 80 Pferdekraft die schwersten Lasten in wenigen Minuten hinaufzuschaffen. Der Gemeinderath hat nun beschlossen, den Aufzug abbrechen zu lassen, da derselbe städtisches Eigenthum berühre, und der Präfekt hat sich beeilt, eine entsprechende Verordnung zu erlassen. Das Baumaterial kann jetzt nur auf weiten Umwegen, durch steile, enge, winkelige Gassen zu dem Bauplatz geschafft werden, was äußerst kostspielig und zeitraubend ist. Die Arbeiten sind daher fast ganz eingestellt. Augenblicklich betreibt der Gemeinderath auch schon die Abreißung der theilweise bereits eingewölbten Krypta, in welcher seit mehr als einem Jahre Gottesdienst stattfindet. Der Vorwand dazu ist das Abrutschen einiger Klötze von dem aus Lehm bestehenden Abhang. Selbstverständlich ist die Kirche nicht die Ursache dieser schon alten Erscheinung. Der Bau ruht vielmehr auf Felsen, indem 82 Senkpfeiler 20 bis 24 Meter tief, wo sie auf das feste Gestein stoßen, eingelassen wurden. Die Fundamentirung kostete deßhalb auch Millionen. Aber gewisse Sachverständige können immerhin ganz anders begutachten.

Unterdessen erhebt überall die communistische oder anarchistische Partei kühner und trotziger als je ihr Haupt. Täglich verkünden Digeon, Louise Michel und Genossen in zahlreichen Versammlungen, die Revolution müsse mit Gewalt durchgeführt werden, um die jetzige von Grund aus fehlerhafte und schädliche Ordnung in Staat und Gesellschaft zu zerstören. Alle Mittel seien gut, um zum Ziele zu gelangen. In einer am 18. Juni im Saal Petrelle zu Paris gehaltenen Versammlung sagte Digeon, über den Gebrauch, welchen man von der Revolution machen wolle, könnten die Meinungen auseinandergehen, aber darin seien alle einig,

daß eine gewaltsame Revolution allein zum Ziele führen könne. „Um uns für den Kampf vorzubereiten“, fuhr er fort, „unsere Streitkräfte zu sammeln und an Zucht zu gewöhnen, müssen wir uns schon jetzt verbinden. Bis der Augenblick zum Handeln gekommen seyn wird, veranstalten wir Kundgebungen, um uns zu gewöhnen in Massen vorzugehen und in den Pariser Straßen zurechtzufinden. Wir lassen keinen unserer Jahrestage, keine Gelegenheit vorübergehen, ohne in großen Massen, zu Tausenden, öffentlich aufzutreten; dadurch bestimmen wir viele Unentschlossene zum Anschluß an uns, und entkräften die Bourgeoisie durch die Furcht, welche unser Auftreten einflößt.“ Die Versammlung beauftragte dem entsprechend drei Mitglieder, den Bund aller anarchistischen, communistischen und collektivistischen Vereine und Comité's durchzuführen.

Als naheliegendes Kampfmittel hat die Arbeiterpartei, außer fortwährenden Arbeitseinstellungen, die Miethenfrage aufgegriffen. Sie veranstaltet eine Massenpetition an die Kammer, um die Einführung einer Miethen-Taxe, Herabsetzung aller Miethen unter 1000 Fr. um 40 bis 25 Procent zu fordern, „weil bisher die Vortheile des verbesserten Verkehrs, des wirthschaftlichen Aufschwunges ausschließlich den Hauseigenthümern zu gute gekommen.“ Um der Forderung den nöthigen Nachdruck zu verleihen, sollen sich einige tausend Mann vor der Kammer versammeln und die Petition überbringen. Seitdem wird eifrig in Versammlungen die Miethfrage behandelt und für die Kundgebung vorgearbeitet. So ist die durch das Geldmacherthum bewirkte ungerechtfertigte Steigerung der Miethen Wasser auf die Mühle der Umsturzmänner.

Gegen die Bergleute in Epinac, welche bei der Arbeiteinstellung Ausschreitungen begingen, wurden Gendarmen geschickt. Diese bekämpften muthig die ihnen entgegentretende Uebermacht, gebrauchten ihre Waffen und wurden dafür von dem General Wolff, Befehlshaber des Corps, durch Tages-

befehl belobt und den Soldaten als Muster mannhafter Pflichterfüllung hingestellt. Darauf erhoben sich nacheinander alle socialistischen Vereine und Arbeiterschaften gegen den General, indem sie öffentliche Zuschriften an die Bergleute richteten. Die Zuschrift der „Revolutionären Comité's" in Creuzot mag als Probe dienen: „Dieselben Leute, welche im Mai 1871 Paris in ein Leichenfeld verwandelten, üben aufs neue ihre Schlächterkunst: auf Eure Forderungen haben sie mit Kugeln geantwortet. Fraget diese Elenden und Nichtswürdigen, was sie vor elf Jahren gethan! Als alte Henker Mac Mahons und Gallifets setzen sie ihr Geschäft fort: dieß ist ganz in der Ordnung. Das Heer und die Polizei werden immer der Dolch seyn, mit welchem die Bourgeoisie das Volk mordet. Ganz wie früher: Heer und Polizei fordern das Volk heraus, morden es und werden beglückwünscht. Das Volk aber ist Allen, Herren wie Dienern, einen unerbittlichen Haß schuldig in Erwartung der Stunde der Revolution, dieser höchsten Gerechtigkeit."

So werden Heer und Polizei, Behörden und Obrigkeit als Mörder dem Hasse und der Rache des Volkes empfohlen; aber von einem Einschreiten gegen solche Kundgebungen habe ich noch nichts gehört. Aehnliche Kundgebungen werden zu Ehren des Arbeiters Fournier veranstaltet, der zu acht Jahren Zuchthaus verurtheilt wurde, weil er in Roanne auf öffentlicher Straße einen Arbeitgeber erschoß. Also Verherrlichung des offenbaren Mordes! In Ricamarie fand 1869 eine Arbeitseinstellung statt, bei der die Truppen Feuer gaben und mehrere Arbeiter fielen. Am 18. Juni ds. Js. erbrachen nun Arbeiter den Kirchhof, auf dem die Erschossenen begraben liegen, um eine Kundgebung zu veranstalten. Da sie auch gegen den Maire vorgingen, wurden sie verfolgt. Vor Gericht erklärte einer der Rädelsführer, Bordat, die bei ihm gefundene Waffe sei der von der „Lyoner Föderation" dem Märtyrer Fournier gewidmete „Ehrenrevolver". Sein Thun vertheidigte Bordat also: „Wir Anarchisten haben

unser Ziel, das wir unablässig verfolgen. Auf dieser Welt geht Alles schlecht, wir wollen das Uebel in Wohl umwandeln. Wenn man gute Absichten hat, sind alle Mittel recht, um das Ziel zu erreichen. In der Untersuchung hat man mir mit Unrecht das Wort Brandlegung in den Mund gelegt. Da wir aber vor nichts zurückschrecken, würden wir auch nicht zögern, Feuer und Brand zu gebrauchen." Bordat und Genossen wurden zu einigen Monaten Gefängniß verurtheilt. Das Urtheil ward nun in einem Protest im „Droit social" als Ungeheuerlichkeit gebrandmarkt und dem „regierenden Gesindel" mit der Rache des Volkes gedroht.

Ende Juni wurde in Le Puy ein gewisser Mallet zum Tode verurtheilt. Er hatte öfters geäußert, er müsse einen Pfaffen kalt machen. Ein Pfarrer, den er unter dem Vorwande eines Krankenbesuches Abends spät in den Wald zu locken suchte, versah sich mit einem Revolver und zwang Mallet vor ihm herzugehen. Dieser nahm nun Reißaus. Ein anderer Pfarrer jedoch vernachlässigte solche Vorsicht und wurde von Mallet rücklings erschossen. Der Priester fiel in den Schnee, Mallet aber nahm ruhig sein Rasiermesser heraus, um den noch zuckenden Leichnam in der gräßlichsten Weise zu zerstümmeln. Der Vertheidiger antwortete dem Staatsanwalte vor Gericht: „Der Mensch, den ich vertheidige, ist er der einzige Schuldige, der Einzige, welcher für dieses schreckliche Verbrechen verantwortlich ist? Er las Zeitungen und Flugschriften, darunter namentlich eine, welche geradezu predigt, was er gethan. Dieser Mörder ist ein Opfer einer solchen Presse, durch die er nach und nach in eine derartige Wuth gerathen, daß er überschnappte. Er hat Schandschriften gelesen, welche die Geistlichkeit in den Koth ziehen, bis man sie in Blut tauchen kann. Bei seinem beschränkten Verstand glaubte er alle Ungeheuerlichkeiten, die er liest. Der Herr Staatsanwalt hat gewiß Recht, die Gerechtigkeit gegen ihn anzurufen. Aber die Einflüsse, welche ihn so weit gebracht haben! Die Dinge, die er gelesen, sind

ihm als ein Befehl erschienen. Wie bekämpft man heute die Geistlichkeit? Nicht bloß, daß man sie mit Schmutz und Schmach überhäuft, man stellt dieselbe als die schlimmste aller Gefahren hin, welche die Gesellschaft bedrohen. Mallet liest diese so eindringlichen, gleich Befehlen lautenden Anklagen und in seiner rohen Beschränktheit greift er zur Mordwaffe, um die Welt von einem Ungeheuer zu befreien!"

Der Vertheidiger hat augenscheinlich eine bange Ahnung der kommenden Dinge. Die heutigen Machthaber, von denen einige (Jules Ferry) aus den Krallen der Commune durch die klerikalen, von ihnen damals „gute" genannten, Bataillone befreit wurden, erinnern sich nicht mehr, daß die Commune zuerst zwei Generale und einen dritten Republikaner (Chandey) erschoß, bevor sie sich an dem Erzbischof und den Priestern vergriff. Die Herrschenden wissen weiter nichts mehr zu thun, als die Steuergelder in unerhörter Weise zu verschleudern, und alle Machtmittel zur Unterdrückung der Kirche zu gebrauchen. Für alles Uebrige sind sie blind und taub.

XV.

Zeitläufe.

Die orientalische Verwicklung neuesten Datums.

Aegypten und der Islam. Die Einzelmächte und das „Concert."

Den 24. Juli 1882.

Das „Concert" der Diplomaten in Constantinopel und das Concert der Kanonen vor Alexandria: wie lassen diese zwei Aufführungen sich zusammenreimen? Wer die höllische Musik hier dirigirt hat, das weiß man, und vernünftiger Weise kann alle Welt nur bedauern, daß den Unheilstiftern

in Kairo nicht schon vor drei Monaten der bittere Ernst gezeigt worden ist, wo noch ohne bedeutendere Opfer das Flämmchen zerdrückt werden konnte, welches nun als verheerender Mordbrand im Nillande gewüthet hat. Wer hat aber das rechtzeitige Einschreiten verhindert und, unter der Fahne des „europäischen Concerts", jene schreienden Disharmonien erweckt, als deren Ergebniß nunmehr das entsetzliche Schicksal der halbhundertjährigen Schöpfungen Europa's im Pharaonen-Lande vor unseren Augen steht? Die großmächtlichen Botschafter in Constantinopel sollten das „Concert" zum Ausdruck bringen, während die rauchenden Trümmer von Alexandria, der neuen Todtenstadt Aegyptens, von Neuem zum Himmel schreien: „Es gibt kein Europa mehr!"

Wer die Geschichte Aegyptens seit zwanzig Jahren kennt, der mußte unbedingt glauben, daß in keinem andern Theile des Orients weniger die Möglichkeit einer europäischen Spannung vorliege als im Nillande, und doch hat man nun seit Wochen von dem Gegensatz der Ostmächte mit ihrem italienischen Anhängsel zu den Westmächten gelesen. Wenn England und Frankreich sich früher oder später über ihren divergirenden Interessen in Aegypten in die Haare gerathen wären, dann hätte sich das begreifen lassen. Wenn aber diese Mächte entschlossen waren, Aegypten als das zu erhalten, wozu es durch ihre Arbeit und ihre Mittel geworden war, nämlich als „europäisches Land"; wenn sie schon aus Gründen der Selbsterhaltung jedem Versuch, dieses wichtigste aller europäischen Colonialgebiete in die islamitische Barbarei zurückzuwerfen, mit Macht entgegentreten mußten: waren dann nicht zugleich die Interessen der Ostmächte gewahrt, und was hatten diese Besseres zu thun als ihnen den Segen Gottes auf den Weg mitzugeben? Dennoch sahen sich die westlichen Mächte durch einen nagelneuen diplomatischen Doktrinarismus hingehalten, solange es noch Zeit war, das Uebel im Keime zu ersticken; und erst jetzt, nachdem alles das schreckliche Unheil geschehen ist, will man ihnen freie

Hand lassen, wenn der Sultan nicht vorangehen wollte. Wäre denn, nach einer solchen Probe, kein „Concert" nicht besser als ein solches?

Seit dem 11. Juni und dem 11. Juli, dem Tage des von Arabi angestifteten Massacre's in Alexandria und dem Tage des englischen Bombardements mit den nachgefolgten Gräuelthaten der rebellischen Soldateska, kann wohl Niemand mehr zweifeln, daß Aegypten in raschem Fortschreiten vom Meere landeinwärts wirklich ein „europäisches Land" geworden war, viel mehr als man dieß von irgend einem andern Theile der europäischen und vorderasiatischen Türkei sagen kann. Die Massen von Menschen und Dingen, in welchen Europa nun im Nillande vertilgt und ausgetrieben worden ist, bezeugen aber auch, daß die abendländische Cultur Aegyptens ebensowenig mehr entbehren kann, als Aegypten der abendländischen Cultur. Die wirthschaftlichen Verhältnisse aller großen Nationen des Abendlandes, nicht am wenigsten die Deutschlands, sind mehr oder minder enge an Aegypten gekettet, wie andererseits die Europäer das belebende Element des Landes und die breiten Schichten der eingeborenen Bevölkerung so unbedingt auf dieselben angewiesen waren, daß man unbedenklich sagen kann, Aegypten könne ohne das Ferment des europäischen Einflusses buchstäblich nicht mehr leben.

In den Kabineten der Ostmächte sind diese Thatsachen als solche sicherlich nicht verkannt worden. Dagegen hat aber ein bedeutender Theil der conservativen Presse sich im Uebereifer so weit fortreißen lassen, daß sie sich geradezu auf die Seite der sogenannten Nationalpartei mit ihrem Schlagwort: „Aegypten für die Aegypter" gestellt hat. In Aegypten interveniren hieße nichts Anderes, als ein für seine nationale Selbstständigkeit und gegen fremde Ausbeutung kämpfendes Land unterjochen wollen, allein im Interesse des wucherischen Capitalismus und der jüdischen Gläubiger Aegyptens; es wäre ein Kreuzzug im Dienste der Börsen von London und Paris, und auch dem Sultan wäre es nicht zu

verargen, wenn er sich weigerte, als Gensdarm der Geldjuden Europa's in Aegypten zu erscheinen, um dieses Land, neuerdings gefesselt, der Aussaugung durch die capitalistischen Harpyen zu unterwerfen. Solches konnte man in hochconservativen Organen aus Berlin, Wien und Paris lesen. Selbst in einzelnen Kabineten schien die Stimmung überhand zu nehmen, daß die Verständigung mit Arabi Pascha und der ägyptischen „Nationalpartei" der gerathenste und loyalste Ausweg wäre. Daß die fortgeschrittensten revolutionären Parteien überall derselben Ansicht waren, ist selbstverständlich.

Welche Tragweite dieser Standpunkt für die ganze Welt des Orients und das türkische Reich insbesondere gehabt hätte, wollen wir hier nicht ausführen. Wir halten beharrlich an der Anschauung fest, daß die Menschheit und die christliche Civilisation um so mehr gewinnen, je fester jener Welt und diesem Reich vom Abendlande her der Daumen auf's Auge gedrückt wird. Freilich ist der systematisch auswuchernde Capitalismus der böse Geist im Gefolge der modernen Civilisation; sie kann nirgends anbauen, ohne daß der Wuchergeist giftiges Unkraut darein säete. Dieses Unkraut kann man aber ausrotten, ohne den Anbau selbst zu verwüsten, während überall da kein Gras mehr wächst, wo der Türke seinen Fuß hinsetzt.

Der Wucher hat in der Türkei selber nicht weniger grassirt als in Aegypten. Die nominelle Staatsschuld dieses Landes beträgt ungefähr soviel als die durch das Syndikat der Bondholders reducirte Schuld der Türkei; aber man wird behaupten dürfen, daß mit dem Gelde dort doch mehr Nützliches geschaffen worden ist als hier. Die Türkei mußte vor einem halben Jahre die sechs wichtigsten indirekten Steuern an die internationale Administration der Bondholders abtreten, und es ist sehr die Frage, ob unter der vereinigten Steuerpresse dieser Administration und des türkischen Fiskus der Einwohner nicht schlimmer daran ist, als es der ägyptische Fellah unter der europäischen Finanzcontrole seit 1879

war. Für die seinerzeitige, von den Mächten zu betreibende, Herstellung einer neuen Ordnung in Aegypten werden auch die Börsen von London und Paris bluten müssen; von Arabi Pascha aber weiß man nun wohl genug, um errathen zu können, wohin Aegypten und der arme Fellah unter seiner Herrschaft und dem Sieg der mitverschworenen Bande gekommen wären.

Wer und was hat aber das rechtzeitige Einschreiten gegen diese Bande verhindert, bis sie Courage und Zeit genug gewann, um das namenlose Unheil seit dem 11. Juni und dem 11. Juli über das Land zu bringen? Es ist noch kein Jahr her, wie auch in der französischen Kammer hervorgehoben und in diesen Blättern sofort bemerklich gemacht worden ist[1]), daß keine Macht den Franzosen und Engländern die Befugniß bestreiten zu sollen glaubte, die Staatspolizei in Aegypten zu handhaben, und zwar unter Ausschluß der Concurrenz des Sultans. Ihre Drohnote und das sogenannte Ultimatum vom Mai d. Js. wäre den beiden Mächten damals noch von Niemanden verargt oder beanstandet worden. Warum war das nun anders? Warum mußte die Frage jetzt als „europäische Angelegenheit" reklamirt, auf die lange Bank der unendlichen Conferenz geschoben, ja sogar bei aller Gefahr auf Verzug das Einschreiten gegen die Uebelthäter vom guten Willen des Sultans und von den türkischen Intriguen abhängig gemacht werden, bis es zu spät war?

Daß der Sultan unter der Hand die „Nationalpartei" in ihrem Vorgehen gegen die Westmächte bestärkte, ist jetzt wohl nicht mehr zweifelhaft. Erkühnte er sich sogar, noch nach den Gräuelthaten vom 11. Juni dem Führer der Bewegung einen hohen Orden zu verleihen. Aber wo hatte er seinen Hinterhalt, auf den gestützt er jetzt wagen zu dürfen glaubte, die kecken Ansprüche zu erheben, die er vor wenigen Monaten kaum zu verrathen gewagt hatte? Die Antwort lautet:

---

1) „Histor.-polit. Blätter." vom 1. Juli d. Js. S. 61 f.

Italien, verzehrt von Neid, Haß wegen Tunis und in ungestillter Ländergier, habe in Berlin angeklopft und dort geneigtes Ohr gefunden. In diesem Augenblick darf sich auch der „Misogallus" und Bigamist, Herr Crispi, in Berlin wieder sehen lassen, ohne daß er auf den Schub kommt; und Herr Mancini, der plumpe Minister der italienischen Politik, ist es auch, von dem die Welt erfahren hat, wie es gelungen sei, das deutsche Reich mit der großen Mittelmeer-Frage zu befassen, und — den Untergang Alexandria's zu besorgen.

Man wüßte es nicht, wenn Mancini es nicht selbst im Parlament gesagt hätte, daß er der eigentliche Stifter des Viermächte-Bundes gewesen sei, der die Bestimmung habe, die Präponderanz einer einzelnen Macht in Aegypten hintanzuhalten. An die Stelle des Einflusses einzelner Mächte im Nillande müsse der Einfluß Europa's treten, aber von der inneren Verwaltung Aegyptens müsse selbst Europa ausgeschlossen seyn, um wie viel mehr die englisch-französische Finanzcontrole: so meinte Hr. Mancini. Das Ziel wäre also gewesen, der privilegirten Stellung Englands und Frankreichs in Aegypten ein Ende zu machen; anstatt ihrer sollten Deutschland und Oesterreich, mit Italien an den Rockschößen und durch das Organ des Sultans, in Aegypten präponderiren. Aus dem französischen Gelbbuch ergibt sich, daß allerdings schon im Anfang des laufenden Jahres eine Verständigung unter den Ostmächten insoweit feststand: daß eine eventuelle Intervention der Westmächte und die Landung englisch-französischer Occupationstruppen in Aegypten nicht stattfinden dürfe, und daß im Falle neuer Unruhen die einzig mögliche Lösung in der Intervention der Pforte und in dem Einrücken türkischer Truppen bestünde. Das war auch speciell das Programm des Fürsten Bismarck, und darauf hin trat nun erst noch die Conferenz zusammen.

Höchst interessant ist die Begründung, welche der Fürst den englischen Diplomaten für seine Anschauung mittheilen ließ. Er erklärte die Aufrechthaltung des Statusquo in

Aegypten, und also die privilegirte Stellung der beiden Westmächte, von Herzen zu wünschen, aber im Falle einer Intervention halte er die türkische für die am wenigsten anfechtbare Einmischung. „Einer englisch-französischen Collektivbesetzung sei er abgeneigt, weil er glaube, daß sie zu Zwiespalt und Streit zwischen England und Frankreich führen werde, und das möchte er, was man auch von seiner angeblichen Politik halten möge, vermieden sehen." England hatte bereits die stürmischen Bewerbungen Gambetta's vorsichtig abgelehnt, und nach dessen Sturz zog sich Frankreich unter dem Eindruck der Stellungnahme des deutschen Reichskanzlers in die vollständige Inaktivität zurück. Es gab sogar seinen Widerspruch gegen die türkische Intervention in Aegypten, die auch der gegenwärtige Minister wiederholt als eine absolute und moralische Unzulässigkeit erklärt hatte, auf, um sich ganz an Berlin anzuschließen. Das Publikum empfing damals den Eindruck, als wenn die deutsche Politik auf den schrofffsten Gegensatz zu England und dessen Isolirung hinauslaufe.

Das Bombardement von Alexandria hat indeß die Nebel zerrissen und, unter dem Gewinsel Italiens über eine derartige Rücksichtslosigkeit gegen die Conferenz, gegen die Quadrupel-Allianz und gegen das Uneigennützigkeits-Protokoll, hat es bewiesen, daß England mit sich nicht spassen läßt und auch, schon als erste mohamedanische Macht der Welt, mit sich nicht spassen lassen kann. Und nun ist es hinwiederum höchst interessant zu ersehen, wie sich die Officiösen in Berlin über die diplomatische Lage aussprechen, die von ihnen selbst als „schwierig" mit der Mahnung an die patriotische Presse bezeichnet wird, dieselbe nicht unnütz und zur Beunruhigung der Bevölkerung erschweren zu wollen.[1])

1) Wir beziehen uns hier auf die allgemein als „inspirirt" und „hochpolitisch" bezeichneten Mittheilungen in der „Kölnischen Zeitung" s. Augsb. „Allg. Zeitung" vom 18. und 21. Juli d. Js.

Die Einigung der Westmächte über die Art des Vorgehens in Aegypten erscheint in diesen officiösen Verlautbarungen als eine Nothwendigkeit, gewissermaßen als eine Lebensfrage sowohl für England als für Frankreich. Wenn ein Conflikt, so lesen wir weiter, zwischen ihnen möglich wäre, so hätten die letzten Wochen Gelegenheit zur Entzweiung gegeben; aber ihr gutes Einverständniß sei nicht getrübt. Dessen freue sich Deutschland, das an den ägyptischen Wirren glücklicherweise weniger interessirt sei als andere Großmächte, in erster Linie Frankreich. Deutschland brauche also weder Geld noch Menschenleben zu opfern. Der „von den Westmächten herbeigeführte Conflikt" (!) sei auf ihre Rechnung und Gefahr allein auszugleichen. Die englische Regierung sei für ihr Thun in Aegypten in erster Linie dem eigenen Volke verantwortlich, sodann habe sie sich mit der französischen Regierung auseinanderzusetzen. „Das, was in der ägyptischen Frage die französischen Interessen befriedigt, wird die unsrigen ebenfalls befriedigen." England könne auf allseitiges Entgegenkommen rechnen, besonders wenn es nicht beabsichtige, aus der Rolle des Vertheidigers seiner berechtigten Interessen herauszutreten, und die Stellung des Sultans unangetastet lasse. Deutschland werde also für Niemand Partei nehmen und einem Jeden gestatten, seine eigenen Interessen nach seinem eigenen Ermessen zu wahren. So werde es in der Lage bleiben, „im geeigneten Zeitpunkt das entscheidende Wort zu sprechen."

Wir haben diese Auseinandersetzungen mit herzlicher Genugthuung gelesen, denn sie entsprechen genau dem Standpunkt, den wir schon vor den schrecklichen Ereignissen vom 11. Juni und 11. Juli eingenommen haben. Aber fragen muß man sich doch: welche Unsumme an Gut und Blut wäre der europäischen Welt erspart worden, wenn dieselben Anschauungen in Berlin schon im Januar und Februar d. J. maßgebend gewesen wären, wenn man damals schon eine westmächtliche Einzelaktion ermuntert hätte, anstatt davon

abzuschrecken? Diese Spannung war es ja, was die Unruhstifter in Aegypten in ihrer Frechheit bestärkt und ebenso das türkische Intriguenspiel unter der Decke ermuthigt hat. Wenn Oesterreich und Deutschland in Verbindung mit Italien noch im Angesicht der Leichen und Ruinen vom 11. Juni dem armen Chedive ein aus den hervorragendsten Creaturen Arabi's zusammengesetztes Kabinet aufdrängten, so ist die sogenannte „Nationalpartei" allerdings entschuldigt, wenn sie die Ostmächte als ihre Bundesgenossen gegen die Westmächte ansehen zu dürfen glaubte. Aber auch für den Sultan selbst wäre es ungleich besser gewesen, wenn die Westmächte nicht gehindert worden wären, gemäß der ihnen bis dahin unwidersprochenen privilegirten Stellung und auf Grund der anerkannten Fermane ohne weiters und rechtzeitig einzuschreiten, anstatt daß ein Weg betreten wurde, der die Hoheitsrechte der Türkei vom ersten Schritte an erst recht gründlich compromittirte.

Für die preußische Politik gab es noch vor wenigen Jahren nichts Gleichgültigeres als den Bestand des türkischen Reiches. Die wegwerfenden Aeußerungen des Fürsten Bismarck vor dem Berliner Congreß und die verächtliche Behandlung, welche die Türkei bei diesem Congreß durch ihn erfuhr, sind allbekannt. Seitdem ist hierin ein totaler Umschwung eingetreten. Der Grund mag in der uneingestandenen Spannung gegen Rußland und in der Rücksicht auf das Verhältniß zu Oesterreich gesucht werden; auch mag es dem preußischen Selbstbewußtseyn schmeicheln, als Protektor und Regenerator des Großherrn und des Restes, den der Berliner Congreß von der osmanischen Macht übrig gelassen hat, nicht nur zu erscheinen, sondern auch durch pompöse, mit reichen Geschenken beladene Ambassaden anerkannt zu werden. Jedenfalls hat der Reichskanzler seitdem die Erhaltung der Türkei, die Erhöhung ihrer Macht und die Befestigung der Souveränetät des Sultans in sein Programm aufgenommen. Folgerichtig konnte also Niemand anders berufen seyn, die Ordnung in Aegypten wieder herzustellen als der Sultan

kraft seiner „Souveränetät“ über Aegypten, die freilich durch die von allen Mächten anerkannten Fermane, bis auf den schweren Tribut und die Verpflichtung zur Kriegshülfe, für baares Geld an die ägyptischen Vicekönige verschachert worden war.

Aber Aegypten wurde zugleich als „europäische Angelegenheit“ reklamirt, weil sonst auch Deutschland nichts dareinzureden gehabt hätte, und darum sollte der Sultan hinwieder nicht auf eigene Faust in Aegypten handeln dürfen, sondern nur kraft eines europäischen Mandats. Dieses Mandat in dessen näherer Begrenzung sollte er durch eine in seiner eigenen Hauptstadt, ohne seine Zustimmung und Theilnahme, niedergesetzte Conferenz der Botschafter erhalten, um dann nach den Reglements dieser gebundenen Marschroute zu verfahren. Sind das aber nicht selbst flagrante Widersprüche gegen die Idee der Souveränetät? In den Mittheilungen, die wir oben citirt haben, kommt, unter anderen Ausdrücken der Verlegenheit, auch der verdrießliche Satz vor: „Wir können den Sultan auch nicht thatsächlich in einer Politik der Unthätigkeit unterstützen, durch welche er sich mit ganz Europa in Widerspruch gesetzt hat, ohne uns selbst in unübersehbare politische Verwicklungen zu stürzen.“ Gewiß; aber nichtsdestoweniger hatte der Sultan sehr gute Gründe, die ihm zugemuthete Art der Wahrung seiner Souveränetät als ein verhängnißvolles Danaergeschenk anzusehen. In seinem eigensten Interesse hätte er vor eine solche Wahl gar nicht gestellt werden sollen; er hätte sich dann mit einem papiernen Protest, wie die Pforte dergleichen meisterhaft zu machen versteht, am intaktesten aus der bösen Affaire herausziehen können. Jetzt bleibt er so wie so hängen.

Man darf ja doch nicht vergessen, daß es sich in Aegypten nicht um einen bloß politischen Befreiungskampf eingeborner Elemente gegen die Fremdherrschaft der Abendländer handelt. Im Orient muß jede Erhebung der Art sofort religiösen Charakter annehmen, weil die Nationalität dort

gleichbedeutend ist mit der Religion. Die ägyptische „Nationalpartei" hätte sich also ebenso gut als mohamedanische Glaubensliga bezeichnen können. Darum hat sie aber auch wie ein Prairiebrand um sich gegriffen, und darum war der Chedive von Anfang an ohnmächtig und von seiner nächsten Umgebung verrathen, weil er als vom Propheten abgefallener Spießgeselle oder Knecht der „Christenhunde" erschien. Neuestens sind Berichte über die Person Arabi's bekannt geworden, wornach er von Hause aus ein erbärmlicher Wicht ist, aber sich den Nimbus eines islamitischen Heiligen oder Inspirirten beizulegen wußte.[1]) Das charakterisirt die „nationale" Erhebung in Aegypten wie auch den ganzen Orient. Diese Umstände scheinen von den Diplomaten in der Conferenz übersehen worden zu seyn, nicht aber im Palaste des Sultans oder Chalifen.

Was verlangte man nun von dem Oberhaupt der Gläubigen, dem geistlichen Chef des Islam? Etwa eine Rebellion gegen seine eigene Autorität niederzuschlagen? Keineswegs; Arabi und seine Partei betheuern unaufhörlich ihre Ergebenheit gegen das Sultanat oder Chalifat. Aber allerdings halten sie den Oberherrn nicht für berechtigt, ihnen im Dienste und nach den Winken der christlichen Mächte strikte Befehle zu ertheilen. Was er in Güte ausrichten kann, hat die Mission des Derwisch Pascha vollauf erwiesen. Freilich hat die Pforte fortwährend versichert, dieser hohe Militär und geübte Diplomat habe die Ordnung in Aegypten vollständig wieder hergestellt, es bedürfe daher weiter keiner Intervention. Arabi brauchte eben nicht gegen ihn zu reagiren, weil er in heimlichem Einverständniß mit ihm war. Als aber der Sultan, von den Diplomaten gedrängt, die Entfernung

1) Ich meine die auf die genaueste Bekanntschaft mit allen Persönlichkeiten gegründete Schilderung, welche ein eingeborener Aegypter kürzlich in der Wiener „Politischen Correspondenz" veröffentlicht hat. Vgl. Augsb. „Allg. Zeitung" vom 19. und 20. Juli d. Js. Beilage.

Arabi's zu bewirken, dieſen zweimal nach Conſtantinopel befahl, da ſtieß er auf offenen Ungehorſam, und das ſultaniſche Verbot der Armirung des Hafens von Alexandria hatte nur den Effekt, daß Arabi die Arbeiten vor den Augen des türkiſchen Commiſſärs abläugnete.

Vom Sultan ward ſomit verlangt, daß er die Unordnung in Aegypten, die ihn ſozuſagen ſelbſt zur ihrem Aushängeſchild machte, mit Gewalt unterdrücke. Nun iſt es ſehr wohl möglich, daß die demoraliſirten Banden Arabi's, ob er ſie nun unter der nationalen Fahne oder unter der grünen Fahne des Propheten zum „heiligen Kriege“ ſammle, beim Anrücken der Türken alsbald Ferſengeld geben würden. Aber das bloße Einrücken der Türken wäre an ſich ſchon der Krieg und würde einen Schrei des Schreckens durch die Welt des Islam verbreiten, daß der Sultan ſeine Würde als Oberhaupt der Gläubigen ſo weit vergeſſen habe, um im Dienſt und Intereſſe der Ungläubigen als Feind gegen die Kinder des Propheten in Aegypten aufzutreten. Wenn der Sultan, im Bewußtſeyn, daß ſeine politiſche Macht weniger auf materieller Baſis als auf ſeinem religiöſen Anſehen ruht, eine ſo unheilbare Compromittirung fürchtet, ſo hat er ſehr Recht. Wenn endlich das ihm angetragene Mandat auch noch in der Weiſe beſchränkt wurde, daß die türkiſchen Exekutionstruppen nur im Einvernehmen mit dem Chedive operiren und, wenn dieſer nicht eine Verlängerung der Occupation bei den Mächten beantragt, nach drei Monaten wieder abmarſchiren ſollen: ſo ſind dieſe Bedingungen erſt recht geeignet, das Oberhaupt des Islam in den Augen ſeiner Gläubigen als den Schergen der chriſtlichen Mächte erſcheinen zu laſſen.

Der Sultan hat ſich im letzten Augenblick zum Eintritt in die Conferenz bereit erklärt. Ob er an den demüthigenden Bedingungen des Mandats abmarkten oder überhaupt den langweiligen Proceß durch neue Winkelzüge hinauszögern wollte, jedenfalls dürfte England ſich nicht länger gedulden und die Freiheit der Aktion an ſich nehmen. Die Conferenz

ginge dann aus wie das Hornberger Schießen, und das wäre noch das Beste. Die türkische Politik des Fürsten Bismarck ist noch zu jung, als daß er den Orient im Januar d. Js. schon gehörig studirt haben konnte. Wäre er damals schon auf seinem nunmehrigen Standpunkt gestanden, so triebe Alexandria jetzt seinen Handel und Wandel wie zuvor, und Arabi wäre vielleicht heute schon vergessen, nachdem er nicht Zeit gehabt hätte, sich aus Leichen und Ruinen ein unvergängliches Denkmal zu gründen. Die Wahrung der europäischen und der deutschen Interessen an Aegypten aber hätte man ruhig der Eifersucht beider Westmächte und ihrer gegenseitigen Ueberwachung mit Argusaugen überlassen können. Denn nirgends mehr als an diesem Punkt gilt das Wort, das Napoleon III. einst an Palmerston geschrieben hat: „Wollen wir uns doch nicht wie zwei Taschendiebe gegenüberstehen."

Wie die Dinge jetzt liegen, ist allerdings Gefahr vorhanden, daß die islamitische Welt einmal anfange, die orientalische Frage in ihrem ganzen Umfange nun ihrerseits in drei Welttheilen aufzurollen. Es scheint überall in dieser Welt ein gewisses Etwas leise und verstohlen umherzuschleichen, vor dem augenscheinlich der Sultan selber zittert. Würde dann auch die christliche Welt einig dastehen, oder würde es abermals einem italienischen Neidgram gelingen, eine Quadrupel-Allianz der Ostmächte zu gründen? Mir will jedenfalls scheinen, daß Rußland dießmal nur aus schadenfroher Bosheit mitgethan habe, und sich eventuell ernstlich auf die andere Seite schlagen würde. So predigt denn alles, was den Orient berührt, Vorsicht und noch einmal Vorsicht, deren Mangel in der ägyptischen Krisis sich so furchtbar gestraft hat.

XVI.

Schweizer Skizzen und Bilder.

III.

Nach Basel.

Einsteigen, einsteigen! Hu, was war das für ein Drängen in die Wagen, welche Ueberstürzung, welch Geschrei, Gejohl, Fluchen, Zotenreißen und Gelächter! Nirgends hatte ich einen schwarzen Rock oder ein jüngeres weibliches Wesen bemerkt und freute mich darob; denn in Gesellschaft dieser nationalliberal angesäuselten „entfesselten Bestien" hätten sie jedenfalls schwere Augenblicke erlebt.

Kaum gelang es mir noch ein schlechtes Plätzchen zu erobern und fort schnaubte Rothschilds Hengst, wie der Volkswitz das Dampfroß getauft. Bis Basel begegnet der Blick nur ausnahmsweise noch jenen alten Schwarzwälderhäusern, welche vordem als Regel lang und breit mit ihren wetterbraunen Holzwänden, kleinen glitzerigen Schiebfenstern und enorm wettergrauen, fast bis zum Boden herabreichenden Strohdächern schwermüthig zwischen Obstbaumgruppen herauslugten. Das uralte Dogern fand ich schier bis zur Unkenntlichkeit entstellt und modernisirt. Das alte Eisenwerk Albbruck lag still und öde da, freilich nicht um des Sonntags willen. Das Eisenwerk ward gleich allen andern Staatsbergwerken, für deren Unrentabilität eine ungeschickte und lässige Verwaltung Fürsorge getroffen, von den allmächtig gewordenen Mastbürgern (Bourgeois) der Aera von 1860 ohne subtile Rücksicht auf die Arbeiterbevölkerung in Abgang dekretirt. Einerseits leisteten damit die Herren der preußischen Eisenindustrie einen wesentlichen Dienst, anderseits

gab es Gelegenheit, diesem oder jenem „Gesinnungstüchtigen" ein ausgiebiges Bene zu thun. Zahlen würden beweisen!

Hauenstein, im 13. Jahrhundert von den Grafen von Habsburg-Laufenburg gegründet, der eigentliche Hauptort der gleichnamigen kleinen Grafschaft, wird meines Wissens noch Stadt geschimpft, eine Stadt, kirchlich zum Dorfe Luttingen gehörig, eine Stadt, welche 1876 volle 152 Bewohner gezählt hat, worunter ein Protestant und eben so viele Juden.

Bald stieg ein leibhaftiger Sohn der Grafschaft Hauenstein in meinen Waggon und zwar in der uralten malerischen Tracht seiner Heimath. Er trug einen niedern, breitkrämpigen dunkelfarbigen Hut und steckte in einer kirschrothen, knopflosen, auf einer Seite schließbaren Weste (Mutschenhemd), darüber in einem dunkelfarbigen, weiten, bis gegen die Kniee reichenden Paletot. Schwarze kurze Hosen ohne Träger, an die prallen Waden eng sich anschmiegende weiße Strümpfe und Schnallenschuhe vollendeten den Anzug. In der Faust hielt der Hüne einen sehr respektabeln Knotenstock. Der Anblick der uralten Tracht erinnerte mich an alte Zeiten. Mit einer seltenen Zähigkeit und Ausdauer hing das Bergvölklein der Hauensteiner in seiner Art am Papstthum, sowie am heiligen römischen Reiche deutscher Nation und verfocht es seine alten Freiheiten gegenüber dem mächtigen St. Blasien, welches in der Grafschaft viele Zinsleute und Leibeigene hatte, wie gegenüber andern Herren. Die wunderliche Sekte der Salpeterer entzündete im vorigen Jahrhundert Bürgerkriege, welche dem Ländchen schwere Wunden schlugen.

Der Anfang unseres Jahrhunderts brachte das Ende des alten deutschen Reiches; er brachte die Souveränität des protestantischen Hauses Baden-Durlach auch über Hauenstein; er brachte ferner die in „Wehrpflicht für Fürst und Vaterland" umgetaufte Conscription der französischen Schreckensmänner, sowie ein ganz neumodisches Schulwesen. Dieß und noch Anderes, namentlich das endlose Schreiberregiment, war gar nicht nach dem Geschmacke der mannhaften „Hotzen". Im Jahre 1815 kam ein letztes Aufflackern der Salpetererkriege. Das tollkühne Wagniß mißlang leicht begreiflich. Die Hauensteiner aber verlegten sich fortan auf den passiven Widerstand und leisteten

hierin Jahrzehnte hindurch schier Unglaubliches. Namentlich wehrten sie sich gegen die neumodische Schule und die „großherzoglich katholischen“ Pfarrämter. Gar nicht gering war die Zahl wohlhabender Familien, die sich lieber arm strafen ließen, als daß sie den neuen Verhältnissen sich fügten. Nur langsam erlahmte der ungleiche Kampf. Noch bei dem letzten Regentenwechsel 1852 blieben papierene Proteste der alten Kaiserstreue nicht ganz aus; heute noch mag es Einzelne geben, welche auch die Auktorität des Erzbischofs von Freiburg gerade so wenig als zu Recht bestehend anerkennen als die Souveränität des Hauses Baden-Durlach. Doch sind dieß verschwindende Ausnahmen, im Ganzen triumphirt der Geist der Neuzeit heute auch in der ehemaligen Grafschaft Hauenstein; selbst die Auswüchse des Volkscharakters, eine unbändige Rauflust und Proceßwuth, haben stark abgenommen.

Zum neuen Wesen paßt auch die uralte Tracht nicht mehr; sie ist zum Maskenanzuge geworden. Wandern Hauensteiner im Gewande des Urgroßvaters in Freiburg oder Karlsruhe herum, so kann man schier wetten, der Träger sei ein Bezirksrath oder ein Bürgermeister oder etwas Aehnliches. Auch den Hotzen in meiner Nähe hörte ich richtig Bürgermeister betiteln. Mit einem näselnden, aus der Hünengestalt urkomisch herausklingenden Tenor hörte man ihn mitten durch den Heidenlärm hindurch bald die Tugenden des Herrn Oberamtmanns, bald das leutselige Wesen des Herrn Oberamtsrichters anrühmen. Das Gebahren dieses servilliberalen Staatsknechtes wurzelte eher in allem Andern als im gesunden Sinne für die Autorität, in der Achtung der von Gott gesetzten, oder auch vor der von Gott geduldeten Obrigkeit. Hierüber gab mir schon die Thatsache genügend Licht, daß der Rothwamsige seinen Pfarrverweser tüchtig durch die Hechel zog.

Eine Biegung der Bahn und recht hübsche Aussicht. Drüben am linken Ufer ein steiler kahler Hügel, dessen Haupt eine Burgruine trägt, von welcher eine verkrüppelte Tanne oder Fichte melancholisch in das Himmelsblau hineinragt. Um den Hügel herum lagen Thürme und Häusergruppen, die nicht allzuviel Sinn für Neuerung und Verschönerung verrathen. Die Ruine bedeutete ehedem die erst im Anfange unsers Jahrhun-

derts völlig zerstörte habsburgische Veste Ofterdingen, die Thürme und Häusergruppen aber bedeuten das Städtchen Großlaufenburg. Das äußerlich so conservativ dreinschauende Städtchen beherbergt eine Einwohnerschaft, welche bis zur Stunde, Hirt und Heerde in rührender Eintracht, an der Spitze jener Civilisation marschirt, deren Fahne Papst Augustin Keller I. von Aarau lange genug hochgehalten. Der aarauische Fortschritt hat sogar den badischen Fortschritt der Aera von 1860 überflügelt, was gewiß nicht wenig heißen will. Läutet es z. B. drüben in Kleinlaufenburg am Oster- oder Pfingstmontag zur Kirche, so werden in Großlaufenburg lichtfreudige Seelen durch das Wiehern, Muhen, Grunzen und Mäkern des Viehmarktes erquickt. Die Großlaufenburger wären gar keine Großlaufenburger mehr, wenn sie sich nicht in radikalster Devotion dem funkelnagelneuen Krummstabe des altkatholischen Bischofs Herzog unterworfen hätten.

Jahrhunderte hindurch gehörte Laufenburg den Habsburgern, das große wie das kleine, und war der Hauptort einer weitläufigen Herrschaft. Heute sind beide Laufenburg bloß noch durch eine Brücke verbunden, indem 1802 Großlaufenburg zum Aargau geschlagen, Kleinlaufenburg aber badisch wurde. Ein Hügel liegt vor uns, von welchem eine alte stattliche Kirche herabgrüßt. Der Zug braust in den Bauch des Hügels genau unter der Kirche, ein bischen Finsterniß, und freundlich lacht uns die Station Kleinlaufenburg entgegen. Von Kleinlaufenburg ist höchstens noch zu erwähnen daß es sich mitten in unsern Zeitläufen der liberalen Aushauserei ein namhaftes Gemeindevermögen erhalten hat, was von Constanz, Rastatt, Freiburg u. s. f. bekanntlich nicht gesagt werden kann,

Laufenburg hat seinen Namen vom sogenannten „Laufen“, einem Rheinfall in Taschenausgabe. Unwillig aufschäumend rauscht und braust und stürzt der zwischen Felsen eng eingekeilte Strom über mächtige Granitblöcke hinab. Einige dieser Granitblöcke wurden mit ihren Inschriften in ausnehmend trockenen Sommern wie z. B. 1868 sichtbar. Das „Quos ego“, welches der Laufen den Wasserbewohnern entgegendonnert, ist seit uralten Zeiten die Quelle eines ergiebigen Fischfanges. Nur selten gelingt es einem kühnen Salmenjüngling, sich über die Felsen emporzuschnellen und bis zum non plus ultra Schaff-

hausens vorzudringen. Neben den Aristokraten der Flossenwelt wimmelt es hier von den Paria's derselben, nämlich von grätigen und wenig schmackhaften Nasen. Von solchen Fischen wimmelt es derartig, daß mit ihnen vordem die Schweine gefüttert worden sind: tempi passati, der liberale Fortschritt hat des schlechten und früher verachteten vieles zu Ehren gebracht, selbst die Nasen. Je mehr die liberalen Leistungen bessere Fischsorten vertheuerten, desto leichter wurden die Nasen zur Speise der Menschen; heute werden sie geräuchert und in ähnlicher Weise genossen wie die viel schmackhafteren Gangfische.

Dem bei Regenzeiten schmutziggelben, bei besserer Witterung grünlichen und endlich blauen Rheinstrome oft ganz nahe keuchte das Dampfroß weiter durch ein freundlich bleibendes aber etwas eintöniges Thal, welches besondere Schönheiten weder am badischen noch am schweizerischen Ufer bietet. Schweiz! Hört der Bewohner der norddeutschen Ebenen oder gar der beweinenswerthen Lüneburger Haide das Wort „Schweizerland“, so steigen vor seiner Phantasie sofort Hochgebirgsbilder auf: im Sonnenglanz schimmernde Schneeberge mit eisigen Gletschern, riesige Felsenwände und phantastisch geformte Berggipfel, imposante Wasserfälle, Alpenseen mit wildesten Ufern nebst wunderbar schönen Thälern. Grundfalsch. Den 2504 Meter hohen viel besuchten Säntis ausgenommen ist die Schweiz weit hinein ein Hügelland ungefähr wie Frankreich hinter den Vogesen. Von Basel bis gegen Sursee im Kanton Luzern ist es wahrhaft eine schöne Strecke, doch außer dem zerklüfteten Jura zur Rechten sieht man nur bescheidene Hügel, von der Alpenkette aber soviel als nichts.

Dagegen genießt man in der Bodenseegegend, wie auf den Höhen der Baar und des Schwarzwaldes bei hellem Wetter und besonders bei bevorstehendem Regen eine wunderbar schöne Aussicht auf die Alpen und zwar vom Ortler des weiland heiligen Landes Tyrol bis hinab zur Jungfrau im höchst unheiligen Culturkampf-Kanton Bern. Weit großartiger und schöner als das Hügelland der deutschen Schweiz ist der Schwarzwald. Ihn darf man in jeder Hinsicht das Voralpenland nennen, um so mehr, weil leibhaftige Alpenwirthschaft, namentlich auf seinem Feldberge getrieben wird.

Auf einer Station, deren Name gesegnet sei, obwohl ich denselben vergessen, wurden wir von einer Festrotte erlöst, die mit bedauernswerthem Fleiße naturwüchsigen Volksgesang dermaßen zum Besten gegeben, daß mir ihre kirschrothen Köpfe, verschwommenen Augen und schrecklich aufgerissenen Mäuler schon im Traume vorgekommen sind. Das ohrenzerreißende Geplärre war noch die beste Leistung dieser Flegel. Denn wenn sie nicht plärrten und brüllten, dann ward sofort ein Rottenfeuer von Flüchen, Zoten und schauderhaft dummen und läppischen Späßen losgelassen. Wer überhaupt gründlich erfahren will, welche Fortschritte besonders seit 1870 in moralischer Hinsicht gemacht worden sind, der braucht sich bloß ein wenig auf das Studium der vergleichenden Criminalstatistik zu verlegen, er muß aber nebenher ja nicht vergessen, die heutigen Strafgesetzgebungen mit denen vor dem Freimaurer-Jubeljahr 1860 dabei in Erwägung zu ziehen.

Viele, auch der Hotze, verdufteten, neue Leute stiegen ein, darunter viele beurlaubte Soldaten. Neben mich kam eine ältere, schwarzgekleidete Frau zu sitzen. Die meist etwas angeheiterten Soldaten unterhielten sich vom Franzosenkriege und brachten Dinge vor, von denen unsere Siegesblätter ihrer Zeit kaum diese oder jene Andeutung gebracht. Nach der Meinung einiger dieser Kämpen des 14. Armeecorps wäre der Vormarsch nach Autun eine Dummheit, das blutige Gefecht bei Nuits gegen den Herzkäfer des Lahrer „Hinkenden", nämlich gegen den Heldennarren Garibaldi, eine recht empfindliche Niederlage und der Marsch von Dijon bis in die Nähe Belforts eine ebenso schleunige als gefährliche Concentrirung nach rückwärts gewesen. Zweifel und Widerspruch machten solche warm, welche in Frankreich gewesen sind. Fragen und Behauptungen schwirrten herüber und hinüber, Fragen, deren richtige Beantwortung einer späteren Zeit vorbehalten seyn dürfte: „Weßhalb mußten wir so oft mit Saubohnen und Pferdefleisch vorlieb nehmen, wenn die Proviantkolonne auch gar nicht abgeschnitten war?" „Was ist aus so vielen Liebesgaben geworden?" „Hat man nicht mächtige erbeutete Vorräthe von Tabak und Cigarren um ein Schandengeld an Juden weggeworfen, wie z. B. nach der Uebergabe Straßburgs in Lahr?" „Welches Profitchen mögen unsere

kriegsbegeisterten Juden schon aus dem Ankauf von Rinderhäuten in den bodenlosen Sack gesteckt haben?" „Wo ist die verheißene Geldentschädigung für die Unteroffiziere geblieben, welche während des Gefechtes in Ermanglung von Offizieren uns commandirten?"

Ein Kanonier, ein prächtiger Junge, zeichnete sich durch den derben Spott aus, womit er über alles Preußische sich erging. Die Rheinländer und Westfalen ließ er zur Noth noch als Deutsche gelten. Der Kritiker verstieg sich in immere höhere Regionen. Man lachte, allein ich wurde schier besorgt. Wuchsen doch vorab in den Flitterwochen des neuen deutschen Reiches selbst in höheren Regionen Sykophanten und Denuncianten mehr als genug, die es nicht zu ertragen vermochten, daß irgend ein Mensch die Welt mit andern Augen betrachtete, als durch die nationalliberale Brille. Wie es Denuncirten bei Gericht zu ergehen pflegte, lehrt die jüngste Geschichte. Schweigen bleibt Gold und Reden Silber oder auch Nickel. Wer innerhalb unserer Grenzpfähle in nicht ganz vertrauter Gesellschaft sitzt, hüllt sich zur Stunde noch in kluges Schweigen, oder beherziget mindestens Beranger's Warnung:

Parlons bas
parlons bas
Ici près j'ai vu Judas.

Ob der französische Volksdichter wohl daran gedacht hat, daß dereinst auf dem rechten Rheinufer dieselbe Corruption und sociale Verwirrung einreißen würde, deren Schauplatz seiner Zeit Frankreich war? Ich spendete den Soldaten Cigarren, wofür sie ein Lied singen sollten. Von vornherein aber verbat ich mir „die Wacht am Rhein". Diese jungdeutsche Marseillaise ist zur Ohrenqual der Geduldigsten, sie ist seit dem Erwerb Elsaß-Lothringens auch sinnlos geworden; sie war obendrein von vornherein gleich dem „Sie sollen ihn nicht haben" von 1840 ein Armuthszeugniß poetischer Begabung. Die Soldaten sangen: „Ich hatt' einen Kameraden". Jeder Spatz pfeift vom Dach herab auch dieses Lied, allein man kann es immer wieder hören, denn es steckt leibhaftige Poesie darin.

Merkwürdig! Während die sogenannten Befreiungskriege eine ganze poetische Literatur ins Leben riefen, hat der Krieg

von 1870 unsere Volksliteratur um kaum ein oder das andere erhaltungswürdige Lied bereichert. Welchen Heidenlärm erregte das „Kutschkelied“, aufgewärmter Kohl aus dem Jahre 1813, nur nennenswerth als in Wort und Melodie gebrachter Zapfenstreich. Gleich nach der Wörther Schlacht hörte man singen:

Mac Mahon, Mac Mahon,
Fritze kommt und haut ihn schon!
Ihre Chassepots, Mitrailleusen
Sind das reinste Blech gewesen,
Ihre Turcos, ihre Zuaven,
Des Tyrannen feile Sklaven u. s. f. —

eine ebenso unwürdige als verlogene Renommage von kurzlebiger Bedeutung. Aus Norddeutschland vollends erscholl: „Haut sie, daß die Lappen fliegen“; ferner:

Die Reiter fühlen das deutsche Blut
Franzosen zu säbeln, däucht ihnen gut —

ein Schlachtpäan, würdiger eines besoffenen Kannibalen, denn eines ritterlichen Soldaten, geschweige eines Christen. Auch der Reichspoesie manches lebendig herumlaufenden Classikers vermögen wir durchschnittlich kaum andern Werth beizulegen als den eines gewissen culturhistorischen Interesses, mitunter etwas fadenscheinigen, an die berüchtigten Tuilerienpapiere erinnernden.

Die Frau neben mir hatte kein Wort geredet. Während die Soldaten sangen, zog sie ihr Schnupftuch heraus und weinte leise in sich hinein. Ihr einziger Sohn, ihre einzige Stütze zugleich war unter den vielen, sehr vielen, welche den Boden Frankreichs mit ihrem Blute geröthet hatten. Am tiefsten schmerzte sie die Gewißheit, niemals am Grabe ihres Sohnes beten zu können. Beim Anblick der Gramerfüllten fuhr mir eine uralte Geschichte durch den Sinn, die Geschichte von dem Reichen nämlich, der viele, sehr viele Schafe besaß, dem Armen aber trotzdem sein eigenes Schäflein noch wegnahm. In wirklich civilisirten Staaten sollte die Dispens des einzigen Sohnes einer Familie, geschweige des einzigen Kindes einer mittellosen Wittwe vom Militärdienste sich von selbst verstehen. Meines Wissens besteht solche Dispens in Oesterreich und Italien.

Säckingen! Zu meiner nicht geringen Befriedigung stürzte,

kletterte, raste eine erkleckliche Anzahl Festbummler aus dem Zuge. Gemüthsruhig ließ ich historische Bilder vor mir aufsteigen, welche an diese Gegend reichlich sich knüpften: Vadomar mit seinen Alemannen, der hier im Jahre 361 n. Chr. den Cohorten Roms eine furchtbare Niederlage beibrachte. Dann der Apostel der Rauraker und Alemannen, der hl. Fridolin, wie er in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts die wüste Insel Seconia lichtete und darauf das allererste Klosterinstitut der Diöcese Constanz, sowie die erste Pflanzstätte geistlicher Hirten für Germaniens südwestliche Ecke gründete. Dann im 9. Jahrhundert abermals Kriegsgetümmel, die Avaren wurden geschlagen. Damals schon war Fridolins Kloster ein reiches Damenstift, in dessen stillen Räumen als Aebtissinen keine geringeren schalteten und walteten, als Bertha, die Schwester Kaiser Karls des Dicken, dann seit dem Jahre 887 die Kaiserin Richardis selbst. Von 1172 bis 1408 waren die Grafen von Habsburg-Laufenburg Schirmvögte Säckingens. Das Glücksjahr 1272, in welchem die Kaiserkrone des heiligen römischen Reiches deutscher Nation an Rudolf von Habsburg gekommen, war ein Unglücksjahr für Säckingen, indem Stift und Stadt ein Raub der Flammen wurden. Das Jahr 1343 sah die Kirche des heil. Fridolin abermals in Schutt und Asche sinken, die Stadt selbst aber durch Wassernoth schwer bedrängt. So reichten sich auch in diesem lieblichen Erdenwinkel Glück und Unglück die Hände, bis im Anfang des laufenden Jahrhunderts die lichtfreudigen Zöpfe der hochmögenden Vollstrecker der Säkularisation am Horizont auftauchten, die da kamen mit Spießen und Stangen, um der fast anderthalbtausendjährigen Stiftung die Majestät des Gesetzes begreiflich zu machen. Die Tage der Macht und des großen Reichthums waren damals längst vorüber, doch sackten die Herren noch immer ein Jahreseinkommen von 30,000 fl. sowie das Patronat über 21 Pfarreien und 8 Kaplaneien ein.

Einsteigen: Beuggen, Rheinfelden, Wyhlen, Grenzach, Basel! Hu, war das ein Tumult und Gedränge! Ein mächtiger Hauffe wollte mitfahren, obwohl die Wagen dritter Klasse durch-

aus nicht ausreichten. Alle Ordnung hörte auf, die Macht der Bediensteten sank im Nu unter Null, der souveräne Mob schleuderte ihnen die größten Sottisen, ja Drohungen ins Gesicht. In die Abtheilungen von je zehn Sitzen drängten sich zwölf, fünfzehn und noch mehr Krakeler. Gar Mancher besaß kein Billet. Manche tobten ganz unqualificirbar, weil man die Wagen erster und zweiter Klasse nicht geöffnet. Die von den Bahnbeamten mit sachgemäßer Ironie angebotenen Viehwagen hatten keine Gnade gefunden.

Säckingen ist in den letzten Jahrzehnten durch zwei Trompeter weitum bekannt geworden. Vorab durch das heitere Epos Viktors von Scheffel, womit er seine poetische Laufbahn glänzend eröffnet hat. Dann durch den Trompeter in Gestalt eines der katholischen Blättchen, welche dem wüsten Treiben der Kirchenstürmer der neuen Aera von **1860** ihre Entstehung verdanken. Freilich vermochte alles Blasen dieses wackeren Trompeters schweres Ungemach nicht abzuwenden. In maßgebenden Regionen träumte man von der Möglichkeit, eine von Rom losgerissene Deutschkirche ohne Mord und Todtschlag etabliren zu können. Herren, welche sonst vor dem Zeitgötzen „Majorität“ auf dem Bauche zu liegen pflegen, nahmen keinen Anstand, die Wallfahrtskirche nebst der Pfründe des heil. Fridolin einem winzigen Häuflein der Neuprotestanten auszuliefern gleich manch anderer Kirche und Pfründe. Und dabei ist es bis heute geblieben trotz all dem Posaunenschall ob dem Kirchenfrieden in Baden.

Der abermalige Tumult überzeugte alle meine Sinne von neuem, wie sehr wir in der That fortschreiten. Am widerwärtigsten gerirte sich etwa ein halbes Dutzend kaum halberwachsener Buben. Jeder hatte seine Stinkadero oder Rauchdusie im unflätigen Maule; zwei gaben sich erstaunliche Mühe uns glauben zu machen, sie hätten die Ehre betrunken zu seyn; die anderen brüllten, prahlten und fluchten, als wären sie allein auf der Welt. Vor vierzig und mehr Jahren wäre ein derartiger Skandal nicht möglich gewesen, am wenigsten an einem gottgeweihten Tage. Der roheste Bauernbengel und Stadtschlingel wußte, der Rohheit und Ausgelassenheit seien Schranken gesetzt,

deren Ueberschreitung nicht lange geduldet würde, heute ist dieß anders, immer gründlicher anders, weil man eben die Jugend nicht mehr christlich und menschlich erzieht, sondern nur mehr pudelartig dressirt und selbst Kühbuben und Gänshirten zu Viertelsprofessoren abrichten möchte. Wohl klagen heute selbst liberale Blätter über die zunehmende Unbotmäßigkeit und Sittenverwilderung der Jugend. Jeder sieht und hört eben die mit Steinen und den gemeinsten Schimpfworten um sich werfende, gewohnheitsmäßig fluchende, zotenreißende, jede Achtung vor Alter und Stand bare, lediglich noch physische Ueberlegenheit scheuende Stadtjugend. Jede Woche schier liest man von jugendlichen Selbstmördern und Verbrechern, von feuchtohrigen Gaunerbanden und Verbindungen mit ehrlosen Zwecken. Allein die Einen mögen den eigentlichen Quell des Uebels nicht erkennen, die Andern die einzig wirksamen Heilmittel nicht angewendet wissen. Ein nicht geringer Theil unseres Schulmeisterthums liefert Beweise, daß er selbst nicht weiß, was Anstand und Bildung erheischen, geschweige christliche Zucht und Sitte. Fast möchte es uns bedünken, man arbeite planmäßig und systematisch daran, die Weltrevolution groß zu ziehen.

Es dunkelte bereits, als der Zug Rheinfelden gegenüber hielt. Weitaus die meisten Lärmmacher verließen den Zug, während nur wenige Personen kamen. Von Rheinfelden sahen wir wenig. Allerdings ist daran und darin auch wenig zu sehen, Kirche und Rathhaus sowie das Bad und den Rheinstrudel, Höllenhaken genannt, vielleicht ausgenommen. Das uralte Städtchen war dereinst sehr stark befestigt und deßhalb vielen Drangsalen ausgesetzt, namentlich während der Fehden des Hauses Oesterreich mit den Schweizern, sowie im dreißigjährigen Kriege. Im Jahre 1744 erlebte es das Glück, seine Festungswerke von den Franzosen geschleift zu sehen, womit bessere Tage für Rheinfelden anbrachen. Seit 1803 ist Rheinfelden mit dem Aargau vereinigt und diese Vereinigung hat ihre Früchte getragen. Bis in die neueste Zeit wetteifern die Rheinfelder ihren aarauisch-katholischen Stadtpfarrer an der Spitze im Radikalismus und in der Kirchenlosigkeit mit den Großlaufenburgern; doch hat

hier ein Häuflein den Hort des katholischen Glaubens sich getreulich bewahrt.

Die Nähe der Millionenstadt — Basel soll unter seinen Bürgern nunmehr 216 Millionäre zählen — machte sich geltend: immer mehr Gärten und Landhäuser, immer zahlreicher die Minarets der modernen Cultur, immer zahlreicher die Lichter, immer reger der Verkehr, immer näher die diabolische Musik der Lokomotiven, immer weitläufiger das Schienennetz, immer gemächlicher die Bewegung des Zugs. Endlich war das Ziel erreicht. Wem nach qualvoller Haft die Kerkerpforte sich öffnet, der könnte nicht froher seyn, als meine Wenigkeit es gewesen. Mein Leben lang werde ich an Sonn- und Feiertagen kein Billet dritter Klasse mehr lösen.

XVII.

Einige Streitfragen aus der Geschichte der Absetzung des Königs Wenzel.

II.

Die Unschuld des Kurfürsten Johann II. von Mainz an der Ermordung des Herzogs Friedrich von Braunschweig.

Am 5. Juni 1400, dem Samstag vor Pfingsten, wurde der Herzog Friedrich von Braunschweig-Lüneburg, auf der Rückreise vom Frankfurter Fürsten- und Städtetag begriffen, bei dem Dorfe Klein-Englis in der Nähe von Fritzlar von verschiedenen, zum Theil in Kurmainzer Diensten stehenden Grafen und Rittern überfallen und getödtet. Der Mord erregte überall ungeheure Aufregung. Als eigentlichen Urheber des Mordes aber bezeichneten die Mehrzahl der Zeitgenossen wie der späteren Historiker bis auf die allerjüngste Zeit den Kurfürsten Johann von Mainz: allein mit größtem Unrecht. Zweck der nachfolgenden Zeilen ist, die völlige Unschuld des genannten Kurfürsten auf Grund der neuesten Forschungen quellenmäßig nachzuweisen.

Zu diesem Behufe muß zunächst als Grundlage wenigstens Einiges über den Tag von Frankfurt angeführt werden.

Die fortwährende Erbitterung im deutschen Reiche über die Mißregierung des Königs Wenzel (1378—1400) spitzte sich in den letzten zehn Jahren zu dem förmlichen Plane der „Thronveränderung" zu. Verschiedene Thronkandidaten tauchten auf, und eigne Fürstenbündnisse wurden geschlossen, „umb

einen andern Römischen König zu erwelen und zu kiesen. Es wurden zu diesem Zweck „Tage" gehalten, z. B. in Boppard (April 1397), Frankfurt (Mai 1397 und Winter 1397/98), Marburg (Juni 1399), Mainz (September 1399), Frankfurt (November 1399; Februar und Mai-Juni 1400) und endlich Oberlahnstein (August 1400).

Vom 28. Mai bis 5. Juni 1400 fand der hier in Betracht kommende Tag von Frankfurt statt. Derselbe nahm einen ziemlich glänzenden Verlauf. Erschienen waren die Kurfürsten Johann von Mainz, Friedrich von Köln, Ruprecht von der Pfalz, Rudolf von Sachsen — der kranke Werner von Trier war durch Bevollmächtigte vertreten — ferner Herzog Stephan von Bayern, Burggraf Friedrich von Nürnberg, die Herzöge Friedrich und Bernhard von Braunschweig, und viele andere Fürsten, Grafen und Herren, viele Städteboten und Abgeordnete von Fürsten, sogar französische, englische, castilianische und florentinische Gesandte.[1]) Die Berathungen drehten sich um die Beilegung des päpstlichen Schisma's, namentlich aber um die Königswahl.

Wenzels Absetzung war beschlossene Sache; daran konnten auch die plötzlich mit Vollmachten erscheinenden königlichen Gesandten Hubert von Eltern und Dietrich Kraa nichts mehr ändern. Dagegen konnte man sich über den künftigen König schlechterdings nicht einigen.[2]) Die drei geistlichen Kurfürsten hatten wohl schon vorher den biederen, beliebten Pfalzgrafen und nachmaligen König Ruprecht auserseben. Viele Ge-

1) Die vollständige Präsenzliste bei Janssen, Frankfurts Reichs-Correspondenz I, 507—508 Nr. 896, und auch sehr übersichtlich bei Weizsäcker, Deutsche Reichstagsakten unter König Wenzel, III, 184—186 Nr. 134.

2) . . . Post hoc venerunt quinque praetacti principes electores et alii ipsis colligati ad aliam dietam in Franckefordiam. tractarunt ibi pro persona eligenda: in nullam ibi concordare potuerunt. Gleichzeitiger Bericht von Ruprechts Notar M. Sobernheim, bei Weizsäcker III, 288.

schichtschreiber [1]) erzählen als historisches Faktum, daß der thatkräftige Herzog Friedrich von Braunschweig, Sohn des kecken, streitlustigen Herzogs Magnus II. († 1372), zu Frankfurt zum König gewählt worden sei: allein dieß ist historisch falsch und ganz unerweisbar. Jedenfalls aber wäre seine Wahl von vielen Norddeutschen und vielen Städten mit Freuden begrüßt worden. Auch ist die Annahme gar nicht unberechtigt, daß Rudolf von Sachsen seinen Schwager Friedrich und dieser sich selbst gern als künftigen deutschen König gesehen hätte; urkundliche Erweise freilich fehlen auch hierfür.

Unzufrieden mit dem Gang der Verhandlungen, vielleicht auch bearbeitet von den Gesandten Wenzels [2]), verließen am (jedenfalls aber nicht vor dem) 2. Juni Kurfürst Rudolf von Sachsen und die Brüder Friedrich und Bernhard von Braunschweig die Stadt. Ihnen schlossen sich noch der Bischof von Verden und manche Andere an. Die Zurückgebliebenen aber beschlossen am 4. Juni, „auf den Tag nach St. Laurentius (11. August) zu Oberlahnstein am Rhein (zu Oberlanstein of dem Rine) wieder zusammenzukommen, und wenn der König nicht hinkäme, dann wollten sie doch das Reich daselbst also bestellen“ d. h. wie längst geplant, ihm einen neuen König geben. Zu dem Tag von Oberlahnstein wurde vor Allem König Wenzel eingeladen und zwar

1) Z. B. Catalogus Rom. et Germ. Imperatorum et eorum effigies, 1561, fol. F. 2; Dilich, Hess. Chronica (1608) S. 222; Arumnaeus, disc. ad aur. bullam Caroli IV (1663 I, thes. 23 pag. 53; Limnaeus, Aurea Bulla (1686) p. 231. Leibnitz, Script. rer. Brunsvic. III, 393; Iselins gr. Basler Lexikon II, 372; Schmidt, Gesch. d. D. IV, 36; Wolfgang Menzel, Gesch. d. D. II, 67 ꝛc.

2) Obiges sind ziemlich naheliegende Vermuthungen; urkundlich ist der Grund ihrer Abreise bis jetzt nicht festgestellt. Alle bis jetzt gesammelten Urkunden über den Mai-Junitag zu Frankfurt bei Weizsäcker Bd. III, viele auch bei Janssen, Frankfurts Reichsc. Bd. I.

einen andern Römischen König zu erwelen und zu kiesen.“ Es wurden zu diesem Zweck „Tage“ gehalten, z. B. in Boppard (April 1397), Frankfurt (Mai 1397 und Winter 1397/98), Marburg (Juni 1399), Mainz (September 1399), Frankfurt (November 1399; Februar und Mai-Juni 1400) und endlich Oberlahnstein (August 1400).

Vom 28. Mai bis 5. Juni 1400 fand der hier in Betracht kommende Tag von Frankfurt statt. Derselbe nahm einen ziemlich glänzenden Verlauf. Erschienen waren die Kurfürsten Johann von Mainz, Friedrich von Köln, Ruprecht von der Pfalz, Rudolf von Sachsen — der kranke Werner von Trier war durch Bevollmächtigte vertreten — ferner Herzog Stephan von Bayern, Burggraf Friedrich von Nürnberg, die Herzöge Friedrich und Bernhard von Braunschweig, und viele andere Fürsten, Grafen und Herren, viele Städteboten und Abgeordnete von Fürsten, sogar französische, englische, castilianische und florentinische Gesandte.[1]) Die Berathungen drehten sich um die Beilegung des päpstlichen Schisma's, namentlich aber um die Königswahl.

Wenzels Absetzung war beschlossene Sache; daran konnten auch die plötzlich mit Vollmachten erscheinenden königlichen Gesandten Hubert von Eltern und Dietrich Kraa nichts mehr ändern. Dagegen konnte man sich über den künftigen König schlechterdings nicht einigen.[2]) Die drei geistlichen Kurfürsten hatten wohl schon vorher den biederen, beliebten Pfalzgrafen und nachmaligen König Ruprecht auserſehen. Viele Ge-

---

1) Die vollständige Präsenzliste bei Janssen, Frankfurts Reichs-Correspondenz I, 507—508 Nr. 896, und auch sehr übersichtlich bei Weizsäcker, Deutsche Reichstagsakten unter König Wenzel, III, 184—186 Nr. 134.

2) . . . Post hoc venerunt quinque praetacti principes electores et alii ipsis colligati ad aliam dietam in Franckefordiam. tractarunt ibi pro persona eligenda: in nullam ibi concordare potuerunt. Gleichzeitiger Bericht von Ruprechts Notar M. Sobernheim, bei Weizsäcker III, 288.

schichtschreiber[1]) erzählen als historisches Faktum, daß der thatkräftige Herzog Friedrich von Braunschweig, Sohn des kecken, streitlustigen Herzogs Magnus II. († 1372), zu Frankfurt zum König gewählt worden sei: allein dieß ist historisch falsch und ganz unerweisbar. Jedenfalls aber wäre seine Wahl von vielen Norddeutschen und vielen Städten mit Freuden begrüßt worden. Auch ist die Annahme gar nicht unberechtigt, daß Rudolf von Sachsen seinen Schwager Friedrich und dieser sich selbst gern als künftigen deutschen König gesehen hätte; urkundliche Erweise freilich fehlen auch hierfür.

Unzufrieden mit dem Gang der Verhandlungen, vielleicht auch bearbeitet von den Gesandten Wenzels[2]), verließen am (jedenfalls aber nicht vor dem) 2. Juni Kurfürst Rudolf von Sachsen und die Brüder Friedrich und Bernhard von Braunschweig die Stadt. Ihnen schlossen sich noch der Bischof von Verden und manche Andere an. Die Zurückgebliebenen aber beschlossen am 4. Juni, „auf den Tag nach St. Laurentius (11. August) zu Oberlahnstein am Rhein (zu Oberlanstein of dem Rine) wieder zusammenzukommen, und wenn der König nicht hinkäme, dann wollten sie doch das Reich daselbst also bestellen“ d. h. wie längst geplant, ihm einen neuen König geben. Zu dem Tag von Oberlahnstein wurde vor Allem König Wenzel eingeladen und zwar

1) Z. B. Catalogus Rom. et Germ. Imperatorum et eorum effigies, 1561, fol. F. 2; Dilich, Hess. Chronica (1608) S. 222; Arumnaeus, disc. ad aur. bullam Caroli IV (1663 I, thes. 23 pag. 53; Limnaeus, Aurea Bulla (1686) p. 231. Leibnitz, Script. rer. Brunsvic. III, 393; Iselins gr. Basler Lexikon II, 372; Schmidt, Gesch. d. D. IV, 36; Wolfgang Menzel, Gesch. d. D. II, 67 ꝛc.

2) Obiges sind ziemlich naheliegende Vermuthungen; urkundlich ist der Grund ihrer Abreise bis jetzt nicht festgestellt. Alle bis jetzt gesammelten Urkunden über den Mai-Junitag zu Frankfurt bei Weizsäcker Bd. III, viele auch bei Janssen, Frankfurts Reichsc. Bd. I.

in sehr resoluter Weise; ferner die zwei fehlenden Kurfürsten Jost[1]) von Mähren (als Kurfürst von Brandenburg) und Rudolf von Sachsen, die Bodenseestädte und jedenfalls noch viele andere Fürsten und Städte. Den anwesenden Städteboten enthüllte der Ritter Johann von Talburg (Dalberg) im Auftrag der Kurfürsten den eigentlichen Zweck des Tags von Oberlahnstein und forderte sie auf, diesen Tag „mit ganzer Macht" zu beschicken. Die Städteboten aber nahmen die Rede sehr kühl auf; die Stadt Frankfurt sandte sogar noch an demselben Tag einen ungefähren Auszug aus Talburgs Rede durch „Petrus den Schreiber" nach Prag an König Wenzel.

Wie oben erwähnt, hatten der Kurfürst von Sachsen, die Herzöge von Sachsen und verschiedene Andere Frankfurt vor Schluß der Versammlung verlassen. Am Mittag des Samstags vor Pfingsten, am 5. Juni 1400, waren sie bei dem Dorfe Klein-Englis in der Nähe der hessischen Stadt Fritzlar angelangt.

Sie zogen sorglos truppweise dahin, die Dienerschaft war theilweise schon voraus, Kurfürst Rudolf jagte („beizede") seitwärts mit Falken. Da brach plötzlich Graf Heinrich VI. von Waldeck, „Schwager"[2]) des Kurfürsten von Mainz und Verwalter (amptmann) des Kurmainzer Eichsfeldes, mit vielen Bewaffneten (worunter auch Bewohner von Geismar), den Rittern Friedrich von Hertingshausen, Kunzmann von Falkenberg, Werner von Hanstein, den Herrn von Löwenstein, von Padberg 2c. aus dem Hinterhalt hervor. Herzog Friedrich von Braunschweig wurde, in dem entstehenden

---

1) Damals allbekannt als großer Lügner.

2) Graf Heinrich von Waldeck war eigentlich der Schwiegersohn des Bruders von Kurfürst Johann von Mainz. Die Verwandtschaftsnamen haben im Mittelalter (wie schon in der hl. Schrift) oft eine ganz andere Bedeutung als jetzt, ja oft sogar gar keine verwandtschaftliche Unterlage. Beispiele bei Arnoldi, Miscellaneen aus d. Diplomatik u. Gesch., Marburg 1798, S. 30—34.

Tumult, auf der Flucht von Friedrich von Hertingshausen niedergestoßen, der Bischof von Verden nebst mehreren Andern verwundet, der Kurfürst Rudolf sammt den Grafen von Barby, Hohnstein, Schwarzburg und den Herrn von Schrapelau, den Räthen und Notaren des Landgrafen Balthasar von Thüringen und vielen Dienstleuten gefangen; Herzog Bernhard von Braunschweig, Graf Sigismund von Anhalt nebst ein- bis zwei Andern entkamen.

Dieß ist die auf Urkunden beruhende Darstellung des Ueberfalls, den manche Schriftsteller[1]) zu einer förmlichen, ebenso phantastisch wie unwahr ausgeschmückten „Schlacht" emporgeschraubt haben. An der Stelle, wo der tapfere Welfenherzog fiel, einige hundert Schritte westlich von Klein-Englis steht zum Gedächtniß ein uraltes steinernes Kreuz mit jetzt nicht mehr lesbarer Inschrift. Sie ist uns jedoch aufbewahrt bei dem Heros der mittelalterlichen Chronisten, dem „Fürst der vaterländischen Wissenschaften" [2]), dem genialen Johann Trithemius, Abt von Sponheim. Sie lautet[3]):

1) Z. B. Havemann, Archiv des historischen Vereins f. Niedersachsen 1846 S. 348 ff. Sämmtliche erhaltene Urkunden über den Mord bei Weizsäcker III Nr. 186—196; vgl. auch Sudendorf, Urk.-Buch zur Gesch. der Herz. v. Braunschweig u. Lüneburg Bd. IX (1877).

2) So hieß er in der berühmten, 1491 v. Conrad Celtes zu Mainz gestifteten, weitverbreiteten „Rhein. Gelehrtengesellschaft". Vgl. Janssen, Gesch. d. deutschen Volkes I, 90—96.

3) Die Stelle bei Thritemius, chron. Hirsaug. (ed. v. 1660) II, 308 heißt: Soluto Conventu Principum jam dicto (sc. Francofurtensi), cum unusquisque in sua redire disponeret, Moguntini cives, qui pro parte Wenceslai Regis fuerunt pertinaces (?) nec minus veteri odio laborantes, positis in itinere apud Fridislariam insidijs, Rudolphum Saxoniae nihil mali suspicantem capiunt. Fridericum vero ducem Brunswicensem tumultuarie occidunt, ad cujus tumulum aureis literis sic scriptum legimus: Regula non ficta etc. Dann folgt: Verum auctores sceleris male perierunt. Letzteres ist Irrthum.

Regula non ficta nequam Moguntia dicta,
Germen Pilati nunc denuo vivificati,
Namque Ducem stravit Fridericum, qui quasi David
Clerum protexit gentemque suam bene rexit:

d. h. „Mainz, nach nicht gekünstelter Regel das ‚nichtswürdige‘ genannt, (zeigte sich als) ein Sprosse des nun neu aufgelebten Pilatus; denn es erschlug den Herzog Friedrich, der wie ein David den Klerus beschützte und sein Volk wohl regierte". Das „Moguntia nequam" zeigt eben den damals viel verbreiteten Verdacht, daß der Kurfürst von Mainz der geistige Urheber des Mordes sei, während die ganze Inschrift nur ein Ausdruck des Schmerzes um den beliebten und vielbetrauerten Herzog war.

Der Ueberfall bei Fritzlar rief in ganz Deutschland eine gewaltige Aufregung und einen großen Briefwechsel hervor. Den erschlagenen Herzog, den „löblichen frommen Fürsten", „das edle Blut von Braunschweig, das ermordet ist jämmerlich wider Gott und wider Ehre"[1]), beklagte man in Chroniken, Liedern und Inschriften. Als intellektuellen Urheber aber bezichtigte man, theils insgeheim theils öffentlich, den Kurfürsten Johann von Mainz, einen der thätigsten, gewandtesten und schlauesten Männer, die jemals den Mainzer Erzstuhl und das deutsche Reichskanzleramt inne hatten, zugleich die Seele der gegen Wenzel gerichteten Bewegung.

Als sonderbaren Beweis für Johanns Schuld galt der Umstand, daß die Mörder in seinen Diensten standen, und so fanden alle Rechtfertigungserklärungen, die sowohl von dem Kurfürsten selbst wie auch von den eigentlichen Mördern zu seinen Gunsten erlassen wurden, bei vielen Zeitgenossen wie auch bei zahlreichen späteren Schriftstellern wenig Glauben. Letztere gefielen sich überdies vielfach noch darin, Einer dem andern den traditionellen Irrthum nachzuschreiben,

1) Liliencron, Volkslieder I, 209 Nr. 43. Vgl. auch Janssen, Frankf. Reichsc. I Nr. 176, Note.

Herzog Friedrich sei wirklich zu Frankfurt zum römischen König gewählt worden — wie oft wird er in der Reihenfolge der deutschen Kaiser als „Friedrich III." aufgeführt! — dieß sei aber dem Kurfürsten von Mainz unangenehm gewesen und darum habe er ihn beseitigen lassen. Von Vielen[1]) sei des Curiosums halber wenigstens der biedere Hesse Dilich[2]) angeführt. Er schreibt: „Als auch inmittels der undüchte [untüchtige] Keyser Wenceslaus von Churfürsten des Reichs entsetzet und Friedrich, Hertzog Magni mit der Ketten [Torquatus] Sohn, Herzog zu Braunschwig, an seine statt zum Keyser erwehlet, solches aber dem Bischoff zu Maintz, einem gebornen von Nassaw, zuwider, hat er durch den Grafen von Waldeck und etliche hessische vom Adel, darunter auch die von Falckenberg und Hertingshausen, auf den newerwehlten [neuerwählten] Keyser halten [lauern] und dan bei Engeliß erschlagen lassen: und stehet noch an dem Ort, da die that vollnbracht, ein hohes steinern Creutz." So machte man Geschichte.

Andere erwähnen noch als gravirendes Beweismoment, daß der Kurfürst die Mörder hernach in seinen Diensten behalten habe. Wieder Andere weisen auf schon vorher zwischen dem Kurfürsten und dem Herzog auftauchende Verwicklungen[3]) hin. Ersteres war gewiß unrecht und unvorsichtig, allein von großem Belang ist es nicht. Letzteres hat noch viel weniger auf sich, da Fehden zwischen Fürsten, Rittern und Städten bekanntlich gerade unter König Wen-

1) Vgl. oben S. 3 Note 2, woraus auch die Unrichtigkeit der von Neueren geäußerten Ansicht erhellt, Leibnitz habe den Herzog Friedrich zuerst zum König gestempelt. Schon der dort angeführte Catalogus etc. v. 1561 läßt ihn a nonnullis electoribus zum imperator erwählt und dann vor der Krönung in itinere a Moguntino ... insidiis circumventus niedergestochen werden.

2) Hess. Chronica. (3. Aufl. 1698) II, 222—223.

3) Näh. bei Schliephake-Menzel, Gesch. v. Nassau, V, 141 u. 155 ff.; vgl. auch Lindner, König Wenzel II, 117 N. 1 u. Wenck, Hess. Landesgesch. II, Urkdb. 471 Nr. 433.

zels Regierung sich unausgesetzt ablösten. Keine Zeit war reicher an Kämpfen, an Zuchtlosigkeit und Gewaltthätigkeit, an öffentlicher Unsicherheit, Raub und Todschlag: hierüber befinden sich alle Geschichtschreiber in seltener Uebereinstimmung.

Da es also mit dem „neuerwählten Kaiser" Friedrich, der dem Kurmainzer verhaßt gewesen seyn soll, nichts ist, so können selbst die größten gleichzeitigen wie späteren Ankläger Johanns über pure Vermuthungen nicht hinauskommen. Betrachten wir dagegen die Beweismomente, welche geeignet seyn dürften, die volle Unschuld des Kurfürsten Johann darzuthun.

I. Die eigentlichen Thäter, die „Hauptleute und Anleger" [1]) des Ueberfalls, Graf Heinrich von Waldeck und die Ritter Kunzmann von Falkenberg und Friedrich von Hertingshausen, erklärten (d. d. Fritzlar, 4. Juli 1400), öffentlich und feierlich den Kurfürsten Johann für unschuldig: „Das sprechen wir bei den Eiden, die wir alle unsern Herrn gethan haben, daß derselbe unser gnädiger Herr, Herr Johann Erzbischof zu Mainz, an der Geschichte und Niederlage mit Rath, That, Wissen und Zuthun gänzlich unschuldig ist." [2]) Dieselbe Erklärung wiederholte der Graf Waldeck allein im folgenden Jahre (wahrscheinlich 20. April) in den allerschärfsten Ausdrücken [3]). Gleichfalls im Juli 1400 setzte Graf Waldeck in einem Schreiben [4]) an die Städte

1) „heuptlude und anlegere" nennt sie Herzog Heinrich, des erschlagenen Friedrich Bruder, wiederholt.

2) . . . des sprechen wir bij den eiden, die wir alle unsern hern getan han, daz derselbe unser lieber gnediger herre; her Johann erczbischoff czu Mencze, der geschichte und nyderlage rades, tades, wissenschaffte und zutüns genczlich unschuldig ist etc. Weizsäcker III, 239—240 Nr. 192.

3) Gudenus, codex dipl. Mogunt. I, 994 (ab ipso autographo); vgl. auch Weizs. l. c. N. 1. „Wer das auf uns gesagt hat (daß Waldeck im Auftrag des Kurfürsten Johann gehandelt), der lügt das auf uns wie ein Dieb, Schalk u. Verräther."

4) Das sehr interessante Schreiben b. Weizs. III, 240—242 Nr. 193, Sudendorf IX Nr. 82.

Göttingen, Hildesheim, Braunschweig, Halberstadt und Magdeburg (Gottingen, Hildensheym, Brunswich, Halbirstad, Meydeborch) die Einzelnheiten wie die Gründe des Ueberfalls ausführlich auseinander. Er mit seinen Leuten hätte den Herzog Friedrich im Rennen und im Gemenge (in der renninge und manglinge) gar nicht erkannt und Niemand mit Vorsatz (mit vorsasse) morden wollen. Den Grafen Ernst von Hohnstein wollte er „mit Ehren" gefangen nehmen, weil dieser ihm vor einiger Zeit wider Recht aufgelauert und ihm nach Leib und Gut (liep und gud) gestrebt; ebenso die Herzöge von Braunschweig, weil diese ihm das von ihm beanspruchte „Land von Lüneburg", das seine sel. Eltern „zu Lüneburg vor dem Röm. Kaiser und König mit Recht erklagt, erlangt und gewonnen", „mit Gewalt genommen" hatten. Die Ueberfallenen flohen vor ihm und seinen Leuten, und „in der Jagd und dem Rennen blieb Herzog Friedrich selig ohne allen Vorsatz" (sunder alle vorsacze) todt, wie das bei solchen Händeln oft gesehen worden und geschehen ist (also in sulichen gescefte dicke gescen und geschein ist). „Das war uns und unsern Freunden getreulich und innerlich leid und ist uns noch leid" (daz wast uns und unsin vrundin truwelichin unde imerlichin leid, und is uns noch leid). Den Kurfürsten Rudolf von Sachsen nebst seinen Freunden hätten sie schon sammt ihrer Habe freigegeben und ihnen Genugthuung geleistet, wie das die Betreffenden selbst bereits öffentlich mit Brief und Siegel bekannt.[1])

Nach diesen Erklärungen, welche entschieden den Stempel der Offenheit an sich tragen, war also der ganze Ueberfall nur ein Akt der Privatrache, der Mord aber ein Werk der Hast und des Zufalls.

1) Dieß ist richtig. Die Erklärung der Herzoge Rudolf, Albrecht u. Wenzel v. Sachsen u. der Grafen Sigmund u. Albrecht v. Anhalt, daß Graf Waldeck u. Genossen ihnen allen Schaden ersetzt u. sie nun mit ihnen gesühnt seien, steht bei Lünig, Teutsches Reichsarchiv XXIII, 1426. Vgl. auch Menzel V, 142.

II. Der vielverdächtigte Kurfürst von Mainz selbst beschwor mit einem Eide (18. Juni 1400) feierlich zu Bensheim an der Bergstraße vor Kurfürst Ruprecht, vor dem zu Ruprecht geeilten Herzog Bernhard von Braunschweig und vielen andern Herrn, daß ihm „die Niederlage und Geschichte getreulich leid“ und er „daran mit allem Rath und That, Zuthun und Wissenschaft gänzlich unschuldig“ sei; er that dieß an demselben Tage auch schriftlich den Reichsstädten kund[1]). Dann ritt er nach Hessen und bewirkte persönlich die Freilassung des Kurfürsten von Sachsen und der andern Gefangenen.[2])

Die Rechtfertigung Johanns fand damals nur sehr getheilten Glauben, und hatte der auf ihn fallende Verdacht der noch frisch in Aller Gedächtniß und Mund schwebenden That zur nächsten Folge, daß der Tag von Oberlahnstein (11. bis 21. August 1400), wo die Absetzung des Königs Wenzel geplant war, von den norddeutschen Fürsten und Städten gar nicht besucht[3]) war. Auf diesem Tage selbst, kurz vor der entscheidenden Staatsaktion, mußte vor allem dem spiritus agens der Versammlung, dem Kurfürsten von Mainz und Kanzler des deutschen Reiches, daran gelegen seyn, noch einmal vor aller Welt die ihm ganz ungerecht aufgebürdete Mitschuld an der Ermordung Herzog Friedrichs von Braunschweig öffentlich von sich abzuwälzen. Er that

---

1) Weizs. III, 236—237 Nr. 189. Obrecht, appar. juris publ. (1696) pag. 53—55.

2) Sieh unten seine Erklärung, d. d. Oberlahnstein, 18. Aug. 1400.

3) Der Tag von Frankfurt weist urkundlich 70 Fürsten, Grafen, Ritter, Herrn, Städte ꝛc. theils als anwesend, theils als durch Gesandte vertreten auf. Auf dem Tag von Oberlahnstein lassen sich 30 Fürsten, Grafen, Ritter und Herrn sowie die Gesandten von 9 Städten (Mainz, Frankfurt, Worms, Speyer, Straßburg, Augsburg, Köln, Friedberg, Gelnhausen) als urkundlich, u. noch mehr Grafen, Ritter ꝛc. als wahrscheinlich anwesend nachweisen. Außerdem war eine Menge Volkes da.

dieß Mittwoch den 18. August in einem Schreiben[1]), welches sowohl an die anwesenden Fürsten, als auch an viele nicht erschienene Herrn und Städte des deutschen Reiches gerichtet war. Ein solches Schreiben erging nachweisbar an die Kurfürsten von Trier, Köln und Pfalz, an die Grafen Otto und Bernhard von Anhalt, an Mühlhausen, Hersfeld und jedenfalls noch an viele Andere. Hier folgt eine Skizze des wichtigen Aktenstückes.

Kurfürst Johann erklärt darin feierlich: die „Niederlage und Geschichte", die neulich zu Hessen an Herzog Friedrich selig und andern Herrn und Mannen geschehen, sei ihm leid, und habe er sich ja bereits vor Pfalzgraf Ruprecht und vielen andern Grafen, Rittern, Herrn und Knechten [Knappen] ehrbarlich mit einem Eide gereinigt.[2]) Er sei auch danach gen Hessen geritten und habe allda mit großer Arbeit, Kosten, Ernst und Fleiß dazu gethan, daß Herzog Rudolf von Sachsen mit seinen Freunden, Mannen und Dienern losgegeben (ledig und lois gesaget) und ihre Habe ihnen zurückerstattet (gekart) worden[3]), wofür der Herzog und seine Freunde ihm sehr gedankt hätten (fruntlich gedancket han). Ebenso habe er, wozu er doch nicht verpflichtet gewesen sei, für Freilassung der Freunde, Mannen und Diener der Herzöge Bernhard und Heinrich von Braunschweig-Lüneburg und für Rückerstattung ihrer Habe gesorgt, uff einen verzijg [Verzicht, Sühnerklärung] der sache und geschichte. Und was Herzog Friedrich beträfe, so habe ja der Schiedsspruch bei Balthasar Landgrafen von Thüringen und Meißen und ihm [Kurfürst Johann] gestanden: „was wir beide darüber erkännten, dabei sollte es bleiben. Und hatten wir ihm [Friedrich] darüber ein beschriben begriff

---

1) Weizs. III, 243—245 Nr. 195.

2) Zu Bensheim, 18. Juni 1400, vgl. oben.

3) Auch Balthasar v. Thüringen hat sich hernach mit dem Grafen v. Waldeck wegen des Ueberfalls gesühnt. Lindner, König Wenzel II, 425 N. 3.

und noteln gesandt, darauf ist uns keine Antwort geworden.“ Ferner hätten sein „swager grave Heinrich von Waldecke, Conczmann von Falkinberg und Frederich von Hirtingeshusen, als heubtlude der geschiechte und nyderlage“ ihn ehrbarlich entschuldigt, wie das aus ihrem Brief hervorgehe. [Folgt deren Brief vom 4. Juli 1400.] Auch habe er sich vor den deutschen Fürsten, Herrn und Städten deßfalls gerechtfertigt[1]) und diese es auch als ehrbarliche Verantwortung und Entschuldigung angenommen. „Und daß die vorgenannten Herzog Bernhard und Herzog Heinrich schreiben[2]), daß wir der Uebelthat Urheber (der ubeldait ein anleger) gewesen seien, wie sie denken und wie man in allen Landen gemeiniglich sage, darauf wollet wissen: wer gegen uns schreibt oder sagt, daß wir der Geschichte und Sache Urheber gewesen oder mit Rath, That, Zuthun oder Wissen daran schuldig seien, der schreibt und sagt nicht wahr und thut uns Unrecht, was sich mit Wahrheit alles erfunden hat und noch erfinden mag“. Daher möchten die Kurfürsten ꝛc. allen deßfallsigen Schriften und Reden gegen ihn keinen Glauben schenken.

Daraufhin schrieben (d. d. Oberlahnstein 22. Aug. 1400) die Kurfürsten Friedrich von Köln und Werner von Trier an die Herzöge Bernhard und Heinrich von Braunschweig-Lüneburg[3]). Sie drückten den Brüdern ihr aufrichtiges Beileid „von der nyderlage wegen“ aus, theilten ihnen mit, daß der Erzbischof von Mainz „sich von den Sachen

1) Von Bensheim aus, vgl. oben.

2) Genannte Herzöge (Bernd und Hinrik) hatten nach ihres Bruders Friedrich Tod an verschiedene Städte (Lüneburg, Mainz, Regensburg u. wohl noch andere) geschrieben, öffentlich wegen des Mordes Beschwerde erhoben und nicht undeutlich den Kurfürsten von Mainz als eigentlichen Urheber bezeichnet. Vgl. Weizs. III Nr. 187, 188 u. 194. Obrecht, appar. juris publ. (1696) pag. 52—53. („an die Stätt“, sagt Obrecht in der Ueberschrift allgemein); Höfler, Ruprecht v. d. Pfalz S. 330.

3) Weizs. III, 245, Nr. 196.

trefflich vor uns und vielen andern Fürsten und Herrn also mündlich entschuldigt hat, daß ihm das billig zu glauben ist (daz yme des billiche ist zu geleuben). Und [er] hat sich auch also verantwortet, als ihr sehen möget in seinem Briefe, den wir Euch hierin eingeschlossen[1]) senden". Im Uebrigen erklären sie sich mit den Klagen der Brüder nicht weiter befassen zu können, da „wir einmal mit der Niederlage nicht zu thun haben".

Nach dem Tag von Oberlahnstein entbrannte (Sommer 1401) eine längere Fehde zwischen den welfischen Herzögen und ihren Verbündeten, dem Landgrafen Hermann von Hessen, den fünf Markgrafen von Meißen ꝛc. einerseits und dem Kurfürsten von Mainz, dem Grafen Waldeck und Genossen anderseits. Erst der Friede von Friedberg (18. März 1404) beendete den Streit. Eine mächtige Triebfeder zu diesem Kampfe war jedenfalls auf der Ersteren Seite der Haß und Aerger, daß nun des Kurmainzers Candidat, Pfalzgraf Ruprecht (am 21. August 1400) zum König gewählt worden, während ihr Erkorner, Herzog Friedrich, im Grabe lag, und mit ihm all' die glänzenden, nun so jäh vereitelten Aussichten für das Haus Braunschweig. Der Verlauf dieser Fehde kann hier nicht näher verfolgt werden[2]). Wohl aber darf aus den mitgetheilten Aktenstücken constatirt werden, daß der Eid und die wiederholten feierlichen Erklärungen des Kurfürsten Johann II. von Mainz für jeden unbefangenen Beurtheiler dessen völlige Unschuld ergeben.

---

1) Wahrscheinlich der eben mitgetheilte Brief des Kurfürsten Johann v. 18. August.

2) Vgl. Schliephake-Menzel, Gesch. v. Nassau V, 153—167; Höfler, Ruprecht v. d. Pfalz, S. 331—332. Am 19. März schlossen dann Kurfürst Johann v. Mainz, die Herzöge Bernhard u. Heinrich v. Braunschweig-Lüneburg, Landgraf Hermann v. Hessen u. Herzog Otto v. Braunschweig den Landfrieden v. Friedberg (abgedruckt bei Chmel, Acta Ruperti regis 215 sqq.), der am 4. Juni 1404 v. König Ruprecht bestätigt wurde.

III. Wenn die mitgetheilten Aktenstücke nicht vorhanden wären oder einem zweifelnden, befangenen Historiker nicht genügten, so müßte gleichwohl die Unschuld des Kurfürsten von Mainz schon aus inneren Gründen als sehr wahrscheinlich bezeichnet werden. Auch die schärfsten Gegner des Kurfürsten Johann gaben ihm das Zeugniß, daß er ein äußerst kluger Mann und geriebener Diplomat war. Und nun entsteht die Frage: Welchen Nutzen konnte denn der Kurfürst, seine Mitschuld an dem Morde angenommen, daraus ziehen wollen oder voraussehen? Antwort: gar keinen, wohl aber den denkbar größten Schaden, der ja auch durch den verhängnißvollen Mord eintraf. Auf dem bevorstehenden öffentlich ausgeschriebenen Tag von Oberlahnstein nämlich gedachte er den lang gehegten Plan im Bunde mit den übrigen rheinischen Kurfürsten endlich durchzuführen: den König Wenzel abzusetzen und durch Erwählung Ruprechts von der Pfalz den Schwerpunkt des deutschen Reiches an den alten deutschen Rhein[1]) zu verlegen. Eine so wichtige Staatshandlung aber sollte natürlich unter möglichst allgemeiner, zahlreicher und großartiger Betheiligung gefeiert werden. Das war auch zu erhoffen.

Da trat der unselige Mord[2]) von Fritzlar dazwischen, erfüllte weithin die Herzen mit Furcht und Unwillen und entfremdete dem Kurfürsten und Reichskanzler viele Gemüther, dem von ihm geleiteten Tag von Oberlahnstein aber zahlreiche Theilnehmer. Die vom 1. bis 8. Juli 1400 zu Mainz versammelten Städteboten sprachen geradezu die „Besorgniß" (d. h. in ihrem Sinne gesprochen, die Erwartung) aus, daß „nach der schädlichen, großen Niederlage und Geschichte, als

1) „wo allein seine rechte Stelle", Janssen, Fr. Reichsc. I Vorrede X.
2) Ein Fürsten- oder Herrenmord war, wie auch Lindner (König Wenzel II, 426) richtig hervorhebt, ein damals keineswegs unerhörter Vorfall. Nur die eigenthümlichen Verhältnisse, welche sich an diesen Mord anknüpften, gaben ihm in der damaligen Zeitgeschichte eine außergewöhnliche Bedeutung.

zu Hessen geschehen ist, das Gespräch und der Tag der Fürsten zu Laustein abgeen [unterbleiben] werde."[1]) Zu dem Fürstentag selbst blieben, wie schon erwähnt, die norddeutschen Fürsten und Städte ganz aus; es erschienen vorzugsweise die rheinischen sowie ein Theil der mittel- und süddeutschen. Die Herzöge von Oesterreich, die den Frankfurter Tag wenigstens durch Gesandte beschickt hatten, hielten sich — freilich auch aus andern Gründen[2]) — ganz fern. Angesichts eines solchen leicht vorauszusehenden Resultats dem Haupte der ganzen Bewegung eine Blutschuld zu imputiren, zeugt von totaler Verkennung der damaligen Verhältnisse.

Von den Schriftstellern, welche der vorherrschenden Strömung entgegen, für die Unschuld des Kurfürsten Johann eingetreten sind, seien hier u. A. folgende genannt: 1) der reformirte Basler Theologe Iselin in seinem großen historisch-geographischen Lexikon (1729) Bd. II, 372 (Artikel „Friedrich IV.") und 960—961 (Artikel „Johann II."). Er bespricht die Sache sehr objektiv und ist viel eher für als gegen Johann, führt auch als Vertheidiger des Letzteren nebst Angabe ihrer Gründe an: Nic. Serarius Rerum Mogunt. l. V, 868 seqq. und Zach. Victor, Gräflich Waldeck'sche Ehrenrettung I, 39 ff., sowie einschlägige Schriften von Schurtzfleisch, Bunting und Meibom.

2) Selbst der verbissene einseitige Pelzel, in historisch-politischer Hinsicht ein Vollblut-Czeche, in kirchen-politischer ein

---

1) Weizs. III, 213 Nr. 168; Janssen, Frankf. Reichsc. I, 508 Nr. 897. Die Stelle ist aus dem 2. Protokoll. Weitere Städtetage fanden statt zu Mainz 5. August u. zu Coblenz 8. August 1400.

2) Die österreich. Herzöge strebten urkundlich (Weizs. Bd. II, 393) schon 1394 nach der deutschen Königskrone; ebenso Wenzels charakterloser Vetter Jost v. Mähren (schon 1390, vgl. Palacky Gesch. v. Böhmen III, 1, S. 51—52; Löher, das Rechtsverfahren bei König Wenzels Absetzung S. 35.) Am 20. Sept. 1400, also vier Wochen nach Wenzels Entthronung, versprach sein würdiger Vetter Jost dem Grafen Philipp v. Nassau und dessen Erben 8000 rhein. Gulden, falls er König würde. Wenck, hess. Landesgesch. I, Urkbch. S. 244.

Hussit, resp. Kirchenfeind, dabei speciell auf den Kurfürsten von Mainz sehr schlecht zu sprechen, bezichtigt denselben keineswegs der Urheberschaft des Mordes. Höchstens meint er (König Wenzel, 1790, Bd. II, 405), Kurfürst Johann habe die vom Tag zu Frankfurt heimkehrenden Fürsten „auf ihrer Reise durch seine Leute beunruhigen und sie hiedurch, wenn sie die Straßen unsicher fänden, zur Rückreise nach Frankfurt bringen wollen, wobey dann der Herzog Friedrich ist erstochen worden" — eine Ansicht, die jedenfalls originell; aber nach den bisher angeführten Beweismomenten ganz unhaltbar ist.

3) Ebeling, die deutschen Bischöfe bis zum Ende des 16. Jahrhunderts (1858) II, 185, schreibt zur Sache: „Abgesehen, daß er [Johann] sich mit einem Eid gegen diese Verdächtigung verwahrte, lag auch gar kein Grund zur Feindschaft vor. Es ist bereits erwiesen, daß der Mörder Graf Heinrich von Waldeck, kurmainz'scher Rath, aus eigenem Antrieb gehandelt habe."

4) Der sehr stark für Wenzel und gegen Johann, als die Haupttriebfeder von Wenzels Absetzung, eingenommene Historiker Höfler, der übrigens unrichtig außer dem Herzog Friedrich noch den „Dompropst [statt Bischof] von Verden und mehrere Ritter" erschlagen werden läßt, schreibt einfach: „Ein alter Groll spornte den Grafen von Waldeck zu der blutigen That an; er bezog sich auf die Zurückweisung von Forderungen an das welfische Haus, aus welchem die Großmutter des Grafen Heinrich stammte." (Höfler, Ruprecht von der Pfalz, 1861, S. 165.)

5) Löher, das Rechtsverfahren bei König Wenzels Absetzung, S. 60 (im Münchener histor. Jahrbuch für 1865) bemerkt kurz: „Der Mainzer Kurfürst war ohne Zweifel an der Sache unschuldig; Graf Waldeck hatte eine Privatfehde mit Herzog Friedrich."

6) Weizsäcker bereichert in seinem großartigen, außerordentlich wichtigen Quellenwerk: „Deutsche Reichstagsakten unter König Wenzel" Bd. III. die Literatur über den Ueberfall bei Fritzlar durch sechs neue, auch in unserer Darstellung benützte Urkunden. Die Unschuld Johanns tritt dadurch in ein viel helleres Licht. Er hält die Sache (Bd. III, Vorrede S. V)

„einer wiederholten Untersuchung werth“ und erklärt dann selbst: „Mir scheint wirklich das Interesse des Erzbischofs von Mainz, den man der Urheberschaft beschuldigte, zu gering zu seyn für dieses Verbrechen, selbst wenn der getödtete Herzog nach der Krone gestrebt und dadurch die Pfälzischen Pläne des Kurmainzers gekreuzt hätte. Aber man sieht, was dem Letzteren die Mitwelt zutraute.“

7. Der hier gewiß unverdächtige Bonner Geschichtsprofessor Karl Menzel, Fortsetzer von Schliephake's Geschichte von Nassau, spricht ebenfalls (l. c. V. 141—142) den Kurfürsten von aller Schuld frei. Er sagt: „Es ist nicht denkbar, daß der Erzbischof die drei [Waldeck, Falkenberg, Hertingshausen] zu jenem Ueberfalle aufgefordert und ermuthigt habe, denn unmöglich konnte er annehmen, daß durch Gefangennahme oder Ermordung Friedrichs von Braunschweig das Vorhaben der Opposition gefördert werde. Die Thäter handelten aus eignem Antriebe, sei es nun, daß sie dem Erzbischof durch Züchtigung der Braunschweiger einen Gefallen zu thun glaubten, oder daß sie für privates Unrecht, welches namentlich der Graf von Waldeck von jenem erfahren zu haben behauptet, sich rächen wollten. Auf einen Mord war es schwerlich abgesehen, aber das gezückte Schwert läßt sich nicht immer zur rechten Zeit zurückhalten. So fiel Herzog Friedrich der wilden und leichtsinnigen Fehde- und Rauflust des deutschen Adels zum Opfer.“

8. Wenzels neuester Biograph, der ebenfalls unverdächtige Lindner (Geschichte des deutschen Reichs vom Ende des 14. Jahrhunderts bis zur Reformation; erste Abthlg.: Gesch. des deutschen Reichs unter König Wenzel, 1875 und 1880, Bd. II, 426) tritt gleichfalls entschieden für des Kurfürsten Johann Unschuld ein: „Wenn auch gegen Johann manche Verdachtsgründe sprechen, namentlich sein späteres Verhalten gegen die unmittelbaren Thäter, die er in seinem Dienste behielt, so ist doch auf der andern Seite nicht zu ersehen, welcher Vortheil ihm aus der Ermordung Friedrichs erwachsen sollte, während die Gründe, mit denen Graf Heinrich seine That erklärte, triftig genug erscheinen. Selbst seine Darstellung des Vorgangs erscheint als im allgemeinen zutreffend. Die Gerechtigkeit

erforbert, Erzbischof Johann von der schweren Schuld, die seit Jahrhunderten auf seinem Namen lastet, freizusprechen."

Der Zahn der Zeit hat die ungerechte Inschrift auf dem Kreuze bei Klein-Englis ausgetilgt: möge dieselbe Verdächtigung nun auch dauernd aus den Geschichtswerken verschwinden und man endlich dem Manne gerecht werden, der bei aller persönlichen Selbstsucht, Schlauheit und Geriebenheit denn doch den Meuchelmord verschmähte, im Uebrigen aber einer der bedeutendsten Kurfürsten der Mainzer Kirche und einer der hervorragendsten Kanzler des deutschen Reiches war, dem auch derselbe Trithemius, der als getreuer Chronist uns die vorwurfsvolle Inschrift aufbewahrt und uns sein schlaues, ehrgeiziges Wesen schildert, gleichwohl das Zeugniß nicht vorenthält: „Bene rexit Ecclesiam [scil. Moguntinam] et bona plura fecit.“ [1])

---

1) Trithem., Chron. Hirsaug. (ed. 4. 1650) II, 364. Vgl. auch sein Lob in dem v. Kremer, Origg. Nassoicae II mitgetheilten carmen, wo es pag. 437 heißt:

Promicat inter vos ceu clarum sidus Olympi
Joannes, nulli vera virtute secundus etc.

XVIII.

Dr. William George Ward.

(† 6. Juli 1882.)

Unerwartet rasch hat der Tod einen Mann von der Schaubühne des Lebens abberufen, dessen literarisches Wirken mit dem Wachsthum der katholischen Kirche in England in unseren Tagen auf das innigste verbunden ist. Am Donnerstag den 6. Juli dieses Jahres verschied in seiner Wohnung zu Hampstead, im nördlichen Theil der englischen Hauptstadt, gestärkt durch die Tröstungen der katholischen Religion, Dr. William George Ward. Eine verhältnißmäßig kurze Krankheit setzte seinem fruchtbaren Wirken ein Ziel, wobei die für das Alter des Verblichenen noch äußerst kräftige körperliche Constitution die Schmerzen des Todeskampfes in ausnehmend hohem Maße steigerte. Ward's geistiger Bildungsgang, die Kämpfe, in welche er schon als Anglikaner verwickelt wurde, die geistigen Schlachten, welche er während seiner katholischen Periode durchgefochten, die Erfolge, welche er als Theolog und Philosoph errungen, und die Hochachtung, die aus allen wissenschaftlichen Kreisen der Katholiken wie des protestantischen England ihm stets entgegengebracht wurde, ermuntern uns, den Lesern dieser Blätter in knappen Zügen ein Bild des seltenen Mannes zu entwerfen. Denn erst der nächsten Generation wird es vergönnt seyn, das fruchtbare Wirken des edlen Heimgegangenen allseitig und gründlich zu erfassen.

William George Ward wurde geboren in London am 21. März 1812. Sein Vater bekleidete das hohe Amt eines Direktors der englischen Bank und vertrat Jahre lang die Londoner City im Unterhause. Auch seine Mutter entstammte einer angesehenen Familie der Hauptstadt; sie war eine Tochter des Mr. Harvey Christian Combe, welcher als Alderman der City fungirte und außerdem für einen Londoner Wahlkreis in Westminster saß. Auch einer literarischen Größe konnte die Familie Ward sich rühmen, Ward's Großoheim, Robert Plumer Ward, genoß als Politiker und Schriftsteller in England während der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts hohen Ruf. Mit glänzenden Anlagen ausgerüstet, wurde der junge Ward der altberühmten Lateinschule in Winchester anvertraut, welche mit Harrow, Rugby und Eton die Elemente für die Universitäten von Oxford und Cambridge heranbildet. In Winchester hatte er zu Studiengenossen Roundell Palmer, den heutigen Lordkanzler von England (Lord Selborne), Robert Lowe (Lord Sherbrooke), Sir Eardley Wilmot und andere, welche nachmals zu hohen Aemtern in Staat und Kirche gelangten. Im Jahre 1829 erhielt Ward in Winchester die goldene Medaille für englische Prosa und bezog 1831 die Hochschule von Oxford, wo er als Student dem Christ Church Colleg angehörte. Hier spielte er in der Gesellschaft „Union", einem zur Besprechung wichtiger Fragen aus den Gebieten der Wissenschaft oder Politik gebildeten Verein, eine geradezu maßgebende Rolle. Bekannt wegen seiner hochtoristischen Gesinnung erhielt er den Beinamen „Toriistos Wardos", Tory-Wächter; sein Gegner als Vertreter der liberalen Richtung war Lord Cardwell. Nachdem Ward die zweite Hälfte der Oxforder Studienjahre im Lincoln Colleg zugebracht, erwarb er sich 1834 einen doppelten zweiten Preis in den klassischen Sprachen und der Mathematik und wurde bald darauf zum Fellow des Balliol Collegs gewählt. An dem nämlichen Tage wurde ihm diese Ehre zu Theil in Ge-

meinschaft mit Mr. Tait, welcher heute als Erzbischof von Canterbury und Primas von ganz England die erste Stelle in der anglikanischen Hochkirche bekleidet. Enge Freundschaft verband damals beide Männer; aber ungeachtet der geradezu entgegengesetzten Richtungen, welche die zwei gelehrten Fellows im Laufe der Jahre einschlugen, hat sich das Band der Zuneigung so wenig gelockert, daß der hohe Prälat in der letzten Krankheit Ward's dem Letztern rührende Beweise seiner Liebe entgegenbrachte.

Im Balliol College entwickelte Ward als Lehrer eine äußerst gesegnete Thätigkeit. Einer seiner geistvollsten Schüler war unstreitig der 1881 verschiedene Dechant der Londoner Westminster-Abtei, Dr. Stanley, zu welchem Ward innige Beziehungen unterhielt, obwohl beide in späteren Jahren nur selten mit einander verkehrten. Durch Stanley's Vermittlung wurde Ward auch bekannt mit Dr. Arnold, dem vielleicht bedeutendsten literarhistorischen Kritiker Englands unserer Tage. Indeß sollte das Verhältniß zu diesem Manne bald und zwar dauernd getrübt werden. Ein Artikel Ward's in der „British Critic" hatte Arnold's geistige Richtung, bei gleichzeitigem Ausdruck der Hochachtung für seine Person, scharf gegeißelt. Der Angegriffene empfand das derart tief, daß er von da an jedweden Verkehr mit Ward abbrach. In der genannten Zeitschrift lieferte Ward bald einen neuen Beweis seiner geistigen Fruchtbarkeit und Schärfe. Er wagte sich an den berühmten Philosophen Stuart Mill. In unseren Tagen stehen die Aktien der Mill'schen Weltanschauung in England herzlich schlecht; eine energische Reaktion hat sich gegen einen Mann erhoben, welcher Jahre lang das Scepter der Alleinherrschaft geführt und Altengland mit seiner schaalen Logik gespeist hat. Hat doch einer seiner bedeutendsten Schüler, Stanley Jevons, als Resultat zwanzigjähriger Studien der Mill'schen Schriften die vernichtenden Worte niedergeschrieben: „Während der letzten zehn Jahre hat sich nach und nach in meinem Geiste die Ueberzeugung befestigt, daß die Mill'sche

Philosophie der Sache der Weltweisheit und einer gesunden Geistesbildung in England ungeheueren Schaden zufügt. Nichts fürwahr vermag so großen Schaden anzurichten als ein System vollständig unlogischer Schriften, welche Professoren wie Studenten durch das Gewicht der Mill'schen Auktorität und die Allmacht seiner Schule auf den Universitäten aufgezwängt wird." Ja, Jevons hält dieser Denkrichtung den Vorwurf entgegen, daß sie „sophistisch und falsch ist, und daß es der Wahrheit gegenüber eine unumgängliche Pflicht sei, diese Irrthümer aufzudecken [1])." Aber als Ward in Oxford lebte, beugte sich Alles vor Mill. Ward besaß Muth genug, Mill's Logik anzugreifen, und der Letztere hat wiederholt diese Kritik als das Beste bezeichnet, was gegen ihn geschrieben worden. Großes Interesse brachte Ward damals auch der positivistischen Philosophie des Franzosen Auguste Comte entgegen.

In Oxford gingen unterdessen die Wogen der traktarianischen Bewegung immer höher empor. Vom Beginn derselben lassen sich zwei Richtungen wahrnehmen, welche die tiefe Scheidung der Geister offenbaren und den Schlüssel zum Verständniß einer Reihe von Thatsachen der Folgezeit darbieten. Die Männer der einen Richtung untersuchten in erster Linie den dermaligen Zustand des Anglikanismus und wandten sich dann erst dem Studium der Urkirche zu; die Repräsentanten der anderen Richtung schlugen das umgekehrte Verfahren ein, in erster Linie prüften sie die Fundamente und dann erst den Bau. Sie gingen aus von den bedeutungsvollen Worten, welche Newman 1836 in seinen „Parochial Sermons" niederschrieb: „Der Protestantismus hat niemals zum Papstthum herabsinken können. Unmöglich konnte er die Religion der ersten Christen bilden [2])." Gerade

1) Dr. Bach: Die Reaktion gegen die Stuart Mill'sche Philosophie in England. Literar. Rundschau 1878. Nr. 6.

2) Ultra-Protestantism could never have been silently corrupted into Popery. So it could not be the religion of the primitive Christians.

dieses geflügelte Wort des großen Führers der traktarianischen Bewegung von dem Widerspruch zwischen Protestantismus und Urchristenthum kennzeichnet die Signatur der geistigen Verfassung der Männer der zweiten Richtung. Die Männer der ersten Richtung hielten aus allen Kräften das Princip der Auktorität auf dem Gebiete der Kirche hoch; die Männer der zweiten Richtung nicht minder, aber nur in dem Sinne, welcher einzig und allein auf Berechtigung Anspruch erheben darf. Ueber der Auktorität stand ihnen nämlich die Wahrheit; denn die letztere ist es, welche jener ihr Siegel aufprägt. Gelangten diese Männer zu der Ueberzeugung, daß die Urkirche vom Protestantismus durch eine unübersteigliche Kluft getrennt ist, daß sie vielmehr mit dem „römischen System" sich als völlig identisch darstellt, dann waren die Würfel gefallen und keine Wahl mehr übrig gelassen.

Noch auf einem anderen Gebiete schied die genannten Denkrichtungen ein tiefer Gegensatz. Den Männern der einen Richtung mangelte der richtige Begriff vom christlichen Glauben. Der letztere bildete für sie eine Summe von „Beweisen und Probabilitäten"; mit anderen Worten: sie verwechselten die Präambula des Glaubens mit dem letzteren, die Vorhalle mit dem Heiligthum selbst. Man studirte die Väter, deckte die Widersprüche auf, in welche das anglikanische System sich zu ihrer Lehre setzte, erzeugte aber, weil man dabei stehen blieb, nur eine geschichtliche, kritische, subjektive Ueberzeugung von der Wahrheit des Christenthums und der Kirche. Die Männer der zweiten Richtung verfuhren objektiver. In ihnen bildete sich die Ueberzeugung aus, daß erst die Unterwerfung unter einen göttlich bestellten Lehrer im Stande sei, den vollen und ganzen Inhalt des Christenthums zu vermitteln und allem und jedem Zweifel Thür und Thor zu verschließen. Zu dieser zweiten Klasse von Männern gehörte William George Ward, welchem die „Times" nachrühmen, er sei ein „geborener Logiker"

gewesen[1]). In der That ein unerbittlicher Logiker, welcher die Ober- und Untersätze der Traktarianer bis in ihre äußersten Folgerungen zu entwickeln kein Bedenken trug.

Bereits im Jahre 1841 hatte Ward Gelegenheit erhalten, der geistigen Umwandlung, welche durch den Verkehr mit Dr. Newman sich in ihm vollzogen hatte, Ausdruck zu leihen. Newman hat die berühmte Broschüre Nr. 90 (Tract Nr. 90) herausgegeben, welche mit wuchtiger Hand das Gebäude der anglikanischen Kirche in seinen Fugen erdröhnen machte. Ward trat öffentlich auf Seite Newmans[2]) ungeachtet des Widerspruches von vier andern Fellows seines Collegiums, unter denen sich auch sein Freund Dr. Tait befand. Immer näher und näher kam er der katholischen Kirche im Laufe der Zeit, obwohl er vorderhand noch der Hoffnung einer Vereinigung beider Religionsgenossenschaften sich hingab. Im Jahre 1845 dagegen war er bei der Ueberzeugung angelangt, daß dieses Streben keine Aussicht auf Erfolg habe; vielmehr nahm er nunmehr das Recht für sich in Anspruch, „alle Lehren, welche der Papst vorträgt", innerhalb der anglikanischen Religion vortragen zu dürfen. Diese Anschauung legte Ward nieder in dem Buche „Das Ideal einer christlichen Kirche im Vergleich mit der Wirklichkeit"[3]). In glühender Sprache schilderte er die Vorzüge der katholischen Kirche vor dem Anglikanismus und betonte dabei insbesondere die zahlreichen geistlichen Mittel, welche jene in Anwendung bringe, um auf alle Stände des Volkes einzuwirken, während der Protestantismus, ähnlich dem Meilenstein am Wege, den Wanderer einsam weiterziehen lasse. Dieses Buch, geschrieben von einem Manne, welchen Mozley „als von großem Ansehen auf der Universität" darstellt, welchem Stifts-Dechant Stanley „unerreichte Gewalt der Beweis-

1) Times July 7, 1882: Ward, however, was a born logician.

2) In der Broschüre „Few More Words".

3) Ideal of a Christian Church, considered in comparison with its existing practice.

führung, durchsichtige Offenheit und hingebende Liebe" an Newman nachrühmt, wirkte wie ein Donnerschlag aus heiterer Luft. In wenigen Tagen war die erste Auflage vergriffen. Allüberall fühlte man, allüberall sprach man es aus: Die Kirche steht in Gefahr. Eine Fluth von kleineren Schriften für und gegen das „Ideal der Kirche" erschien alsbald; außerdem beschäftigten sich langathmige Kritiken in der „Quarterly Review", „Edinburgh Review" und „British Quarterly" mit demselben.

Doch ein weit härterer Schlag wurde von seinen kirchlichen und literarischen Gegnern vorbereitet. Wer die Fundamente der anglikanischen Kirche erschüttert, wer diese als die vollendete Carrikatur eines Ideals darstellt, welches seine Verwirklichung in einer Denomination gefunden, die bisher in England nur im Verborgenen einhergeschlichen und seit kaum sechszehn Jahren der drückenden Fessel zermalmender Pönalgesetze entledigt ist, der kann unmöglich länger Mitglied einer Hochschule bleiben, deren Institutionen auf das innigste mit der Staatskirche verbunden sind. Alle Oxforder Doktoren der Philosophie wurden demzufolge aufgeboten, um über den Abtrünnigen zu Gericht zu sitzen. Im Sheldonian Theatre ging die Scene am 13. Februar 1845 vor sich. Auf die von dem Angeklagten erhobene Forderung, „die vom Papst vertretene Lehre"[1]) bekennen zu dürfen, und zwar, ohne dadurch der Mitgliedschaft der anglikanischen Kirche verlustig zu gehen, antworteten die zahlreich herbeigeströmten Richter mit Aberkennung aller Ehren, Würden und Aemter, welche Ward von Seiten der alten Hochschule im Laufe der Zeit empfangen hatte. Selbstverständlich wurde der Spruch auf Parole gefällt und mangelte den Richtern ihrer überwiegenden Mehrzahl nach alles und jedes Verständniß der verwickelten Fragen, über die eine Entscheidung herbeigeführt werden sollte. Ward, dem schwer Betroffenen,

---

1) All doctrine confirmed by the Pope.

mußte es daher zu großem Trost gereichen, daß, wenn auch nicht die major, jedenfalls aber die sanior pars der Anwesenden für ihn ihre Stimme abgab und nach geschehener That ihm den Ausdruck ihres Beileids zu Füßen legte. Zu diesen Männern gehörten der gegenwärtige Premier Mr. Gladstone, der anglikanische Hymnendichter Keble und die nachmals auf die anglikanischen Bischofstühle von Canterbury und Salisbury erhobenen Fellows Dr. Tait und Dr. Moberly. Die drei letzteren vertheidigten Ward außerdem in Broschüren. Weiterhin verdient die Thatsache Erwähnung, daß sogar der Vicekanzler der Hochschulen auf Grund näheren Umganges, in welchen er bei diesen aufregenden Vorgängen mit Ward getreten, sich zu dem Bekenntniß genöthigt sah, er habe den letztern früher durchaus verkannt und jetzt eine ganz andere Anschauung von ihm gewonnen.

Uebrigens wurde in Oxford keineswegs bis zum Blutvergießen gekämpft; es waren geistige Schlachten, welche geschlagen wurden und vielfach von Intermezzo's komischer und ergötzlicher Art begleitet waren. Diese Vorgänge hat der Dechant Dr. Stanley in einem Artikel der „Edinburgh Review" vom April 1881 der lebenden Generation in das Andenken wieder zurückgerufen. Mit dem Beinamen des „Idealen" geschmückt verließ Ward die Hochschule von Oxford und vermählte sich bald darauf mit Miß F. M. Wingfield, der Tochter eines Präbendaten der Domkirche von Worcester. Anhaltendes Gebet und weitere Studien ließen endlich den Entschluß, zur katholischen Kirche zurückzukehren, zur Reife gelangen. Am 28. August 1845 legte er das katholische Glaubensbekenntniß ab. Seinem hochherzigen Beispiele folgte bald darauf seine feingebildete Gemahlin und empfingen darnach beide Gatten durch den damals in dem hochragenden Mariencolleg zu Oscott bei Birmingham residirenden apostolischen Vikar Dr. Nicolaus Wiseman das heilige Sakrament der Firmung.

Der „Ideale" war somit in das längst ersehnte, den

Anglikanern mit glühenden Farben von ihm beschriebene Heiligthum eingetreten. Verlust und Gewinn — Loss and gain — das ist die erste Frage, welche sich hier unabweislich aufdrängt. „Die Frage sei gestattet," bemerkt der Leiter der Times, „welche Lehre gibt Ward's Laufbahn der englischen Hochkirche? In dieser Kirche war er etwas, mochte er wie immer seine glänzenden Gaben und Talente verwenden. Was ist er außerhalb dieser Kirche geworden? Wir unsererseits mögen einen Verlust beklagen. Darf Rom sich eines Gewinnes rühmen?"[1]) Darauf erwidern wir kurz: Der apostolische Stuhl rühmt sich dessen nicht. Er kennt nur einen Ruhm und das ist der höchste, der hienieden errungen werden kann: Er waltet seines Amtes als eines Wächters und Dolmetschen der Wahrheit. Ob es ein mit glänzenden Geistesanlagen und umfassenden Kenntnissen ausgerüsteter Ward oder Newman, oder aber ein beschränkter Köhler ist, welcher vor der katholischen Wahrheit sein Haupt beugt und sie gläubig in sein Herz aufnimmt — die Ehre, welche die Wahrheit empfängt, ist im ersten Falle nicht höher als im letzten. Denn die katholische Kirche ist nicht allein Lehrerin, sondern machtvolle Lehrerin der Wahrheit, welche an die außerkirchliche Menschheit mit ihrer Lehre zugleich die Aufforderung zur Annahme der letzteren ergehen läßt. Aber Ward durfte sich rühmen, daß er sich mit Gottes Gnade vom Irrthum losgesagt und der Wahrheit lehnspflichtig gemacht hatte. Und diesem Ruhm hat er in der That jeden Athemzug seines Lebens und jeden Federstrich seiner katholischen Periode gewidmet.

Einen dem praktischen Leben zugewandten Sinn hat der Verstorbene nie bekundet. Um so ernstlicher, ausdauernder

---

1) Times, July 7. 1882: We may fairly ask what is the lesson of Ward's career as it affects the Church of England? In that Church he was something, whatever the use he made of this great gifts and opportunities. What has he been out of it? We may lament a loss. Can Rome boast a gain?

und erfolgreicher dagegen wandte der „geborne Logiker“ sich dem Betrieb der höheren Studien in Philosophie und Theologie zu. Um seiner Lieblingsneigung ungestörter sich widmen zu können, zog er sich nach Old Hall in der Nähe des der Erzdiöcese Westminster gehörenden St. Edmunds Collegs zurück. Anfänglich befand Ward sich in drückenden äußeren Verhältnissen, bis 1849 sein reicher Oheim, der Besitzer von ausgedehnten Liegenschaften zu Nordwood Park und Weston Manor auf der Insel Wight und in Hampshire starb, und er ab intestato glücklich folgte, obwohl sich das Gerücht verbreitete, derselbe habe die Absicht bekundet, ihn wegen seines Uebertritts zum Katholicismus zu enterben. Je weniger ihn nunmehr die Nothwendigkeit drückte, für die Bedürfnisse zum Unterhalt des Lebens sorgen zu müssen, um so ungehemmter konnte der „Ideale“ seinen Flug nach Oben richten. Cardinal Wiseman berief ihn an das genannte Colleg zum Professor der Dogmatik. Zahlreiche Schüler, unter anderen den gegenwärtigen Bischof von Salford, Dr. Herbert Vaughan, „dessen Freundschaft er zu seinen höchsten Privilegien zählt“, hat Ward hier herangebildet. Als er nach siebenjährigem fruchtbarem Wirken dieses Amt niederlegte, empfing er von Pius IX. die Würde eines Doktors der Philosophie. Unter den rührendsten Bezeugungen der Liebe und Zuneigung seiner Schüler nahm er vom St. Edmunds Colleg 1857 Abschied. Neben seiner lehramtlichen Thätigkeit war Ward aber unablässig mit schriftstellerischen Arbeiten beschäftigt. Im Jahre 1850 erschien aus seiner Feder im Anschluß an das „Ideal der Kirche“ ein ähnliches Werk unter dem Titel „Die Constitution der anglikanischen Kirche verglichen mit der katholischen Kirche aller Zeiten.“[1]) Eine sehr zeitgemäße Schrift war sein Werk über „Natur und Gnade“[2]), welches im Jahre 1860 das Licht erblickte.

1) The Anglican Church, contrasted in every Principle of its Constitution with the Church of every age.

2) On Nature and Grace.

In ihm bekundet sich Ward als einen so gelehrten wie feinfühligen und tieffrommen Theologen.

Nach Niederlegung seiner theologischen Doktion weilte Ward fast durchgängig auf seinem Besitzthum auf der Insel Wight. Neue Aufgaben warteten seiner im Jahre 1862. Auf Bitten des gegenwärtigen Cardinal-Erzbischofs, damaligen Dompropstes Dr. Manning, trat Ward in die Redaktion der „Dublin Review“ ein; zugleich wurde er deren Eigenthümer und vorzüglichster Mitarbeiter. Als oberster Zweck bei Beginn dieser neuen Periode seines Lebens schwebte ihm vor die Vertheidigung des Apostolischen Stuhles und zwar nach einer dreifachen Richtung hin. Es galt einzutreten für die Irrthumslosigkeit seiner dogmatischen Dekrete, die Anerkennung der scholastischen Philosophie und die hohe Bedeutung, ja relative Nothwendigkeit der weltlichen Herrschaft des Papstes. Ueber die Gegner, welche er zu bekämpfen hatte, bemerkt Ward treffend in der Einleitung zu seiner vor zwei Jahren veröffentlichten Sammlung vermischter Schriften: „Tief durchdrang mich das Gefühl, daß ich als Controversist weit unter meinen Gegnern stand . . . . An allgemeiner Bildung auf dem Gebiete der Politik und der Weltgeschichte überragten sie mich. Ja sogar meine kirchengeschichtlichen Kenntnisse entstammten nicht unmittelbar dem Studium der Quellen. . . . Aber am allerpeinlichsten berührte mich die Thatsache, daß Männer, für welche ich eine tiefe Hochachtung empfand, mein Verfahren aus dem Grunde tadelten, weil es den Seelen Schaden bringen würde. Allerdings muß zugegeben werden, daß der Mangel an Selbstkenntniß unendlich weite Grenzen hat; indeß hat mich, so viel ich mir dessen bewußt bin, bei jeder Zeile, welche ich zu Papier brachte, nur das eine Ziel, Gottes Ehre auf Erden zu fördern, geleitet. Nach genauer Prüfung des Für und Wider entriß mich folgende Erwägung der kritischen Lage, in welche ich mich gestellt sah: 1. Gottes Ehre wird von jedem Schriftsteller in dem Maße befördert, als er den

Befehlen und Andeutungen des hl. Stuhles Verständniß und Gehorsam entgegenbringt. 2. Gerade diese Gelehrigkeit wird den Mann der Wissenschaft zur Untersuchung und Behandlung eben derjenigen Lehren veranlassen, welche damals so hohes Mißfallen erregten. . . . Andererseits würde ich mich der Undankbarkeit schuldig machen, wollte ich nicht jener großen Zahl von Freunden gedenken, welche mir durch Rath und Ermunterung in Stunden der Verlegenheit und Niedergeschlagenheit beisprangen. Namentlich verweise ich auf die Thatsache, daß meine Arbeiten, im Ganzen und Großen, von meinen kirchlichen Obern dem Cardinal Wiseman und seinem Amtsnachfolger herzlich bewillkommnet wurden." [1])

Die Gegner, welche Ward und seine Mitarbeiter in der „Dublin Review" seit **1863** bekämpften, besaßen ihr Organ in den Zeitschriften „Rambler", der „Home and Foreign Review", „North British Review" und dem „Chronicle." Sie repräsentirten die Anschauungen der „Münchener Schule", welche die „dogmatische Substanz im dialektischen Fluß" zwar nicht, wohl aber in einseitiger Behandlung der Kirchengeschichte und ungebührlicher Betonung der Kritik untergehen ließen. In Deutschland sind wir mit dem Geiste dieser Richtung hinlänglich bekannt. Interessant ist es aber, nunmehr auch das Urtheil eines eminenten Engländers zu vernehmen, welcher den Einfluß der Münchener Schule in seiner Heimath in wenigen, aber bezeichnenden Sätzen also schildert: „Die im Schooße des englischen Katholicismus vollzogene Bildung einer Schule glänzender aber ungesunder Denker zwangen die Bischöfe endlich zu Aeußerungen über das ordentliche Lehramt der Kirche. Diese Schule war indeß keineswegs ein Produkt unserer Heimath und stand mit dem englischen Katholicismus der voraufgehenden Periode in keiner Beziehung. Sie kam vom Ausland. Vor etwa vierzig Jahren begaben

1) Essays on the Church's doctrinal Authority. By W. G. Ward. London 1880. p. 32—33.

sich manche katholische Jünglinge Englands von Rang und Vermögen nach München und saßen dort zu den Füßen eines Döllinger, Haneberg und anderer hervorragender Lehrer. Der Mangel an höheren Bildungsanstalten in England bot Veranlassung dazu. Jetzt wissen wir, welches „virus", um mit Dr. Ward zu reden, die Jünglinge einsogen. Der Geist der Lehre des Dr. Döllinger offenbarte sich in der auf der Gelehrtenversammlung 1863 in München gehaltenen Rede, welche das Breve „Tuas libenter" zur Folge hatte. In drei Worten läßt sich der Inhalt dieser Rede präcisiren: Untersuchung, Unabhängigkeit, Kritik.... Bei uns zu Lande gestaltete sich dieser Apostolat des Gnosticismus bald zu einer wirklichen Gefahr. Die Studenten kehrten nach England zurück, geistig hervorragende Jünglinge waren von der neuen Richtung gänzlich durchdrungen, minder Begabte davon berauscht und verwirrt, aber alle von dem Verlangen beseelt, Propaganda zu machen. Gerade damals traten hochgebildete Anglikaner über, die zwar feine Bildung, aber keinen katholischen Geist besaßen; mit diesen vereinigten sich zu einer Partei die Münchener Adepten." [1])

Gegen diese Männer traten die Bischöfe Wiseman und Ullathorne in ihren Hirtenschreiben auf, während Ward den Kampf in der „Dublin Review" fortsetzte. Die damals in diesem Sinne vom „geborenen Logiker" geschriebenen Aufsätze liegen nunmehr in schöner Ausgabe gesammelt vor. Die vorzüglichsten seien hier erwähnt: „Rome and the Munich Congress", „The Church's Magisterium", „Liberalism Religious and Ecclesiastical", „Historical Argument for the Church's Claims", „Projects of Corporate Union", „The Council of Florence", „Historical Argument for Ecclesiastical Unity", „Historical Argument for the Pope's Prerogative", „Extent of the Church's Infallibility in Defining", „Doctrinal Authority of the Syllabus", „Authority

1) Dublin Review, July 1880. p 120.

of the Scholastic Philosophy“ und „The Church's Doctrinal Unity“.[1]) Als besonders hervorragend dürfen die Artikel über das ordentliche Magisterium der Kirche und die Bedeutung der scholastischen Philosophie bezeichnet werden. Jenes dehnt Ward auch auf die „gottesdienstlichen Uebungen“ und „die Temperamente und Dispositionen der Gläubigen“ aus, denn diese werden von der Kirche gehegt und gepflegt. „Wenn wir behaupten, daß dieses Magisterium nicht allein glaubwürdig, sondern unfehlbar ist, so wollen wir damit sagen, daß seine Glaubwürdigkeit auf einem unfehlbaren Versprechen Gottes beruht.“[2]) Daß die Anwendung dieses allgemeinen Princips nicht in jedem Falle leicht, soll damit keineswegs in Abrede gezogen werden. Aus diesem Grunde hat Ward, aber unverdienterweise, seiner Zeit heftige Anfechtungen von katholischer Seite erfahren. Auch über die Honoriusfrage schrieb er eine Abhandlung, welche er 1879 in besonderem Abdruck der „Dublin Review“ beigeben ließ.

Die Lehre vom ordentlichen Magisterium der Kirche brachte Dr. Ward in ausgiebigstem Maße und mit großem Erfolg zur Anwendung in seinen Kämpfen mit dem Professor Pusey in Oxford. Der erste Band seiner Essays entrollt ein Bild dieser Kämpfe vor unserm Geiste.[3]) Pusey und seine Gesinnungsgenossen erstrebten eine „Corporate Union“, waren aber nur unter der Bedingung zur Vereinigung mit der katholischen Kirche geneigt, daß die letztere sich nach ihren Anschauungen richten und demnach auf eine Menge von Einrichtungen und Uebungen Verzicht leisten müsse. Dr. Ward belegte diejenigen Katholiken, welche mehr oder weniger auf diese Gedanken eingingen, mit dem Namen „Minimizers“, minimisirende oder, um der Handelssprache einen Ausdruck zu entlehnen, Makler-Theologen. Die Abneigung

1) Ward, Essays on the Church's doctrinal Authority. p. 44—564.

2) Wards Essays l. c. p. 178.

3) Essays on devotional and scriptural Subjects. By W. G. Ward. London 1879.

der Anglikaner richtete sich namentlich wider den Marien-cult in der katholischen Kirche; seiner Vertheidigung hat Ward eine Reihe tiefgedachter Essays gewidmet: „Catholic Devotion to our Blessed Lady", „Fragments on Catholic Devotion to our Blessed Lady", „Mary in the Gospels", „The Sacred Heart"[1]).

Dasjenige Gebiet, auf welchem der verstorbene Gelehrte dem großen englischen Publikum am meisten bekannt wurde, war das der Philosophie. Der „geborene Logiker" „nistete nicht bloß in endlichen Kategorien", er hat auch, wie „Saturday Review" bemerkt, den Ruhm eines „großen Metaphysikers" mit sich in das Grab genommen.[2]) Unerschütterlich hielt Ward fest an der Scholastik, sie war ihm die einzige Philosophie, zu welcher die katholische Kirche officielle Beziehungen unterhalten[3]), diejenige Weisheit, welche das einigende Band für alle katholischen Philosophen darzubieten und Einheit der Welt- und Lebensanschauung zu begründen vermag. Diese Grundsätze vertheidigte er zu einer Zeit, als Stuart Mill im Zenith seines Ruhmes stand; Ward war es indeß noch beschieden, den Zeitpunkt zu erleben, in welchem Mill's Schüler wider den Meister sich empörten und seiner Philosophie den Vorwurf „eines widerspruchsvollen Systems" entgegenschleuderten. Vorwiegend waren es Fragen aus dem Gebiet der empirischen und metaphysischen Psychologie, welche Ward vertheidigte. Sir James Stephen wandte sich gegen ihn in der „Contemporary Review", Shadworth Hodgson griff Wards Vertheidigung der menschlichen Willensfreiheit an. Professor Bain bekämpfte Ward in der nämlichen Richtung. Stuart Mill endlich trat gegen

1) Essays on devotional and scriptural Subjects p. 1—252.

2) Saturday Review July 15. 1882. p. 78.

3) Ward, Essays. vol. II. p. 524. There is no philosophy with which the Church has ever had official relations, except only the Scholastic.

ihn auf in der Vorrede zu seinem Buch: „An Examination of Sir William Hamilton's Philosophy". Mehr oder weniger huldigen alle diese Männer einem pantheistisch gefärbten Determinismus. Gegen Professor Tyndall richtet sich Wards Schrift „Science, Prayer, Free Will and Miracles", in welcher er die Anschauung von einer absoluten Nothwendigkeit der Naturgesetze siegreich bekämpft.[1])

Einem Manne von so eminenter Begabung konnte die Anerkennung der geistlichen Obrigkeit nicht ausbleiben. Als Ward im Herbst 1878 die Redaktion der „Dublin Review" niederlegte, richtete Cardinal Manning ein Schreiben an ihn, in welchem der für den Adressaten höchst ehrenvolle Passus vorkommt: „Ich kann bezeugen, daß Sie unablässig bemüht waren, nicht allein den Glauben selbst, sondern auch die ihn schirmenden Grundsätze und Meinungen zu vertheidigen. Insbesondere erwähne ich Ihre Artikel über das katholische Unterrichtswesen und die katholische Philosophie, welche Sie modernen metaphysischen Theorien siegreich entgegensetzten. Aber ganz besonders waren es drei Fragen von weittragender Bedeutung, auf welche der Gang der Ereignisse und die öffentliche Meinung in antikatholischen Kreisen Ihre Aufmerksamkeit lenkten: die weltliche Herrschaft des heiligen Stuhles, die Beziehungen der geistlichen zur bürgerlichen Gewalt und die Unfehlbarkeit des Hauptes der Kirche. Auf all diesen Gebieten haben Ihre ebenso zeitgemäßen wie kraftvollen Schriften in erheblichem Maße dazu beigetragen, jene Einheit der Lebensanschauung, welche nunmehr unter uns herrscht, zu begründen und unsere Gegner zu rücksichtsvollerem Benehmen gegen uns zu zwingen."[2]) Am 7. Novbr. 1879 theilte Cardinal Manning dem edlen Streiter mit, Leo XIII. habe ihn zum Commandeur des Gregoriusordens und zwar

---

1) Neue Auflage London 1881.

2) Tablet 1878. II, 599.

namentlich aus dem Grade ernannt, „weil er als Vertheidiger der katholischen Philosophie gegen die manchfachen Irrthümer moderner Metaphysiker, sowie gegen solche Theorien aufgetreten sei, welche mit der Metaphysik die Thätigkeit der Vernunft und des gesunden Sinnes, nebst Freiheit des Willens verwerfen und damit jedwede Sittlichkeit untergraben.“ [1])

Auch als Charakter und in seinem Privatleben verdient der Verblichene alle Anerkennung. Je unerbittlicher er aus den als wahr anerkannten Prämissen die Folgerungen zog, um so eifriger wahrte er die Feinheit in den Formen; wo immer indeß unbedachter Weise ihm ein scharfes Wort entfallen war, bot er alsbald hinreichende Genugthuung. Freundschaftliche Beziehungen zu Anglikanern, sogar solche aus den ersten Jahren der Oxford-Periode, hat Ward bis zum letzten Hauche treu gepflegt. Wenige Wochen vor seinem Heimgang erhielt er noch ein rührendes Schreiben von der Hand des anglikanischen Primas Dr. Tait. Daß er mit allen katholischen Celebritäten in regem Verkehr stand, erhellt aus dem Vorstehenden zur Genüge. Aber tiefsinnige Freundschaft knüpfte ihn an den verewigten Oratorianer P. Faber. „Halten sie sich davon überzeugt“, schrieb Faber ihm kurz vor seinem Tode, „daß nicht zwei andere Seelen in England zu treffen sind, welche in dem Grade mit einander harmoniren wie wir.“ [2]) Hingebende Liebe an seine Mitmenschen verbunden mit hohem idealem Schwung bildet die Präge, welche dem Charakter Wards aufgedrückt war. Sein Andenken ist in die Blätter der englischen Kirchengeschichte des neunzehnten Jahrhunderts mit goldenen Lettern eingegraben.

Die Lehre, welche Wards thatenreiches Leben für die Katholiken jedweder Zunge enthält, läßt sich in seine

1) Ward, Essays on the Church's doctrinal Authority. Preface XXIV.

2) Tablet 1882. II, 50. Depend on it no two men in England agree as we do.

eigenen Worte zusammenfassen: „In dem Maße dient ein Schriftsteller den Interessen Gottes, als er sich den Vorschriften und Wünschen des Apostolischen Stuhles gelehrig erweist.“ [1])

Köln. Dr. Bellesheim.

XIX.

Heinrich von Weilnau, ein großer Abt und Staatsmann [2]).

Wenn die ältere Geschichte des Klosters Fulda besonders auch in Verbindung mit der Geschichte der heiligen Bonifatius und Lullus, und dann des Abts und Erzbischofs Rabanus Maurus oftmals Gegenstand gründlicher Forschung war, so wurde die Geschichte dieses Klosters in der zweiten Hälfte des Mittelalters bis jetzt allzu stiefmütterlich behandelt und es konnte dieser Mangel unmöglich durch einige Arbeiten ersetzt werden, welche von strenger Wissenschaft absehend, nur für ein größeres Publikum bestimmt waren. Es

1) Ward, Essays on the doctrinal Authority of the Church p. 33. It was quite clear to me that (caeteris paribus) God's interests are best promoted by a writer, in proportion as he shall be more docile to the injunctions and intimations of the Holy See.

2) Heinrich V. von Weilnau, Fürstabt von Fulda (1288—1313) nebst einem Excurs über die Quellen der Geschichte des Hochstifts. Von Dr. Josef Rübsam. Kassel 1881. Im Commissionsverlage von August Freyschmidt.

wird daher die vorliegende Monographie über den Fürstabt Heinrich V. von Weilnau, welche sich auf dem Boden des ausgehenden 13. und des beginnenden 14. Jahrhunderts bewegt, von allen Freunden der Geschichte Fulda's besonders freudig begrüßt werden, und da der Kirchenfürst, den sie behandelt, nicht nur den Krummstab mit Weisheit und Energie führte, sondern auch tief in die Reichsgeschichte eingriff, muß die wohlverdiente historische Würdigung desselben auch von der deutschen Geschichtswissenschaft überhaupt willkommen geheißen werden.

Der Verfasser unserer Schrift hat bereits durch seine Abhandlung über „die kirchen- und staatsrechtliche Stellung der exemten und reichsunmittelbaren Abtei Fulda" (Fulda bei A. Maier 1879) seine Befähigung für eine den Anforderungen der modernen historischen Quellenforschung entsprechende Arbeit genugsam kund gethan und er ist offenbar der rechte Mann, um die bezeichnete Lücke in der Geschichte seiner Heimath während der zwei letzteren Jahrhunderte des Mittelalters auszufüllen. Möge es ihm dazu nicht an Gelegenheit fehlen, zumal da noch ein erheblicher Theil der Materialien für die Fuldaer Geschichte seit 1874 in dem Archiv zu Marburg vergraben liegt und der Auferstehung durch einen in Aussicht genommenen Codex diplomaticus Fuldensis harrt.

Fast auf jeder Seite unserer Schrift gewahrt man die freundlichen und mit den Reichsgeschäften verflochtenen Beziehungen des Abtes Heinrich V. zu den ihm zeitgenössischen Königen. Es mochte dieß seinen Grund zum Theil wenigstens in dem seit vielen Decennien 'entwickelten Verhältniß der Reichsstände zum Oberhaupt des Reiches haben. In dem Grade nämlich als das Ansehen der Krone gegenüber der mehr und mehr anschwellenden Macht der größeren Territorien sank, trat die Bedeutung der kleineren Fürsten und Herrn als einer Stütze der Reichsgewalt in den Vordergrund. Insbesondere boten die unmittelbaren Stifter und Abteien zumeist dem Könige ein wirksames Gegengewicht gegen die

immer kecker hervortretenden, den Zusammenhalt und die Lebensinteressen des Reiches in hohem Grade gefährdenden Bestrebungen der größeren Dynasten geistlichen und weltlichen Standes.

Von jeher hatte die Reichsabtei Fulda ihr Panier (schwarzes Kreuz auf silbernem Grunde) im Lager des Kaisers entfaltet, wenn es galt äußern oder inneren Feinden des Reiches gegenüber Stellung zu nehmen. So blieb gerade auch in den Zeiten, als die Macht des Königthums ihren Höhepunkt bereits überschritten hatte, jenes altehrwürdige Bonifatiusstift seinen ruhmvollen Traditionen getreu. Auch der 53. Abt von Fulda, Heinrich V., welcher nie von den Wegen einer besonnenen und vorsichtigen Politik abwich, bewies seine staatsmännische Befähigung dadurch, daß er den Königen Rudolf, Adolf, Albrecht und Heinrich VII. nach Kräften Dienste leistete. Mit einem Contingente von 40 gepanzerten Reitern nahm er an dem gegen den Grafen Otto von Burgund und den Erzbischof von Besançon von Rudolf von Habsburg geführten Reichskriege Theil. Auf dem Reichstage zu Erfurt 1289 finden wir ihn wiederum an der Seite des Königs, dessen volles Vertrauen er besaß. Zur rascheren Wiederherstellung geordneter Zustände in den Stiftslanden, welche in Folge des sogenannten Interregnums und seiner Nachwehen arger Zerrüttung anheimgefallen waren, legte der Abt in Uebereinstimmung mit seinem Convente freiwillig die weltliche Administration der Abtei auf zwei Jahre in die Hände des ihm verwandten Königs Adolf, welcher selbst dreimal auf längere Zeit nach Fulda kam und dem Edeln Ulrich von Hanau die Verwesung übertrug. Die dem König anvertraute Verwaltung war für das Hochstift nur segenbringend und unterschied sich in dieser Beziehung vortheilhaft von der gewaltsamen Usurpation der Hoheitsrechte der Abtei durch Rudolf von Habsburg im Jahre 1282, welche nur Verwirrung und größere Zerrüttung der Finanzen des Klosters zur Folge hatte. Die auf die Erwerbung der Thürin-

gischen und Meißnischen Lande abzielende Politik Adolfs und Albrechts wurde vom Abte aufs nachhaltigste unterstützt. Seine Wirksamkeit als geschickter Unterhändler und gewandter Diplomat zeigte sich bei der Unterdrückung des Aufstandes der rheinischen Kurfürsten durch Albrecht, und als es galt, den durch die Heirath Johanns, des Sohnes König Heinrich VII., mit der Tochter des letzten Przemisliden gewonnenen böhmischen Thron zu festigen, war es wiederum der Abt von Fulda, welcher das Vertrauen des Reichsoberhauptes in glänzender Weise rechtfertigte. Wie Heinrich V. bereits unter Rudolf durch den Titel „gesworn rat" geehrt wurde, so wurde ihm jetzt in kaiserlichen Diplomen die Bezeichnung secretarius noster beigelegt. Vom Römerzuge Heinrichs VII. kehrte der Abt als kaiserlicher Bevollmächtigter nach Deutschland zurück, eröffnete nach einer Zusammenkunft mit dem Sohne des Kaisers in Mähren den Reichskrieg gegen die abermals wortbrüchigen Wettiner und berief einen Landtag nach Erfurt, ohne jedoch das Ende der Thüringisch-Meißenschen Wirren zu erleben.

Bei seiner rastlosen im Dienste des Reiches und der Krone verbrachten Thätigkeit vergaß Heinrich keineswegs seiner Pflichten als geistlicher Fürst und Landesherr. Auf die Reform seines Ordens bedacht, berief er in seiner Eigenschaft als Primas der Benediktiner-Aebte Deutschlands und Frankreichs ein Generalcapitel nach Fulda; der Einladung des Papstes folgend besuchte er das Vienner Concil; den ihm pleno iure unterstellten Männer- und Frauenklöstern war er ein hochherziger Gönner und mächtiger Schirmherr. Er war darauf bedacht Ruhe und Ordnung in seinen Landen aufrecht zu halten, hob die Rechtspflege und suchte durch Landfriedensbündnisse mit dem Mainzer Erzbischof, mit dem Abt von Hersfeld, dem Landgrafen von Thüringen, dem Grafen von Henneberg und anderen den Besitz der Abtei auch gegen Angriffe von Außen sicher zu stellen. Eine sparsame Finanzverwaltung ermöglichte die Einlösung vieler Pfandschaften und die Er-

bauung einer neuen Abtsburg in der Hauptstadt seines Landes. So sehr hatte sich unter Heinrichs V. Regierung das Stift gehoben, daß Eberhard von Rodenstein, sein Nachfolger, dem nach dem Königsthrone strebenden Bayernherzoge Ludwig **100** Helme zur Verfügung stellen konnte, ohne sein Land zu entblößen. Auch das Fuldische Lehensrecht, welches unter den Stürmen des Interregnums in seiner vollen Strenge nicht mehr aufrecht erhalten werden konnte, gewann unter dem Abte Heinrich wieder seine feste, durch Gewohnheit und Herkommen begründete Gestalt. Selbst bei Verleihung der Burgauischen und Meißenschen Stiftslehen an die Söhne des Kaisers Albrecht wurde von der im Stifte herkömmlichen Form der Belehnung nicht dispensirt.

Das schon früher hervorgetretene Bestreben der Buchischen Ritter nach Reichsunmittelbarkeit sollte sich unter Heinrich zur offenen Empörung gestalten. Die meisten derselben kündigten ihrem Lehensherrn den Gehorsam auf und ließen sich in der Stadt Friedberg als Burgmannen aufnehmen. König Albrecht unterhandelte nicht nur mit dem felonistischen Fuldaer Stiftsadel, sondern ließ sich auch von ihm den Treueid leisten. Was den König veranlaßte, den Vasallen des Abtes in ihrer Rebellion gegen ihren Landesherrn Vorschub zu leisten, ist nicht klar. Dynastische Motive, vielleicht jedoch bloß ungegründetes Mißtrauen gegen Heinrich, mochten ihn zu diesem Schritte verlockt haben. Die heraufbeschworene Krisis verlief jedoch günstig, da die abgefallene Ritterschaft bald von selbst wieder zur Botmäßigkeit des Abtes zurückkehrte. Albrecht hat wohl nachträglich eines Besseren belehrt seine Hand von ihr zurückgezogen.

Schon in den ersten Jahren seiner Regierung gerieth Abt Heinrich mit seinem Convente in Streit in Bezug auf die Verwendung der Kirchengüter. Er hatte nämlich die ohnehin damals bereits sehr zusammengeschmolzenen Einkünfte des Klosters und namentlich auch die zum „victus et cultus“ der Mönche bestimmten Revenüen zur Bestreitung der für

ihn durch den Reichsdienst erwachsenen Kosten herangezogen. Der Convent verklagte den Abt beim römischen Stuhle, welcher in weiser Würdigung der obwaltenden Verhältnisse und unter Wahrung des per abusum außer Praxis gekommenen Rechtes die von den Klagestellern beantragte definitive Trennung des Abts- und des Pfründengutes, des Abts- und Conventstisches, gutheiß. Wohl nur dieser päpstlichen Entscheidung, welche den landesfürstlichen Interessen des Abtes allerdings sehr entgegenstand, hatte das Benediktinerstift als solches seinen lebenskräftigen Bestand bis zur Säcularisation im Anfange unseres Jahrhunderts zu verdanken.

Die Verdienste, welche sich Heinrich V. um Kaiser und Reich erworben, wurden reichlich belohnt. Wiederholt schritten die Könige zu Gunsten des Abtes energisch gegen die sein Interesse schädigenden Nachbarn ein. Mit der Verleihung des Judenschutzes kam eine höchst einträgliche Finanzquelle an das Stift; nicht unerhebliche Geldsummen wurden dem Abte wenigstens versprochen. Für Stolzenthal, Hammelburg, Brückenau, Hünfeld und Zellingen am Main erwarb Heinrich Stadtrecht und die daran sich anschließenden Regalien. Seine öftere Anwesenheit am Hofe der Könige, die in ihrer Begleitung oder in ihrem Auftrage unternommenen Reisen hatten manche Unzuträglichkeiten für die Abtei zu Folge; doch verstand es unser Abt, seine Stellung zu Gunsten seiner Lande vortrefflich auszunutzen.

Fünfundzwanzig Jahre lang hat Fürstabt Heinrich von Weilnau zum Nutzen und zur Ehre des Hochstifts die Zügel der Regierung geführt und da er mit seltener Thatkraft den schon genannten vier Kaisern seine ebenso treuen als segensreichen Dienste widmete, nahm er unter den geistlichen Fürsten seiner Zeit neben den Erzbischöfen von Mainz, Köln und Trier unstreitig den ersten Platz ein. Aber auch für sein Stift war die Regierung Heinrichs von hoher und segensvoller Bedeutung.

Mit einer seltenen, von löblichem Ehrgeiz immer auf's

neue genährten Thatkraft hat er das schwergeschädigte Ansehen der einst hochberühmten Reichsabtei für längere Zeit wieder hergestellt und seinem Stifte eine Achtung gebietende und zugleich Furcht erweckende Stellung erkämpft. Er legte den Grund, auf welchem seine allerdings vom Glücke weniger begünstigten Nachfolger weiter bauten. Mag auch das Lob, welches Schannat dem Abte spendet, überschwänglich klingen: Heinrich ist unstreitig einer der reinsten und edelsten Typen des geistlichen Reichsfürstenstandes, eine jener hervorragenden Gestalten der deutschen Hierarchie, welche als feste Säulen den Königsthron gestützt haben. Die Früchte seines ruhmvollen, rastlos thätigen Lebens, an dessen Ende er sogar als kaiserlicher Bevollmächtigter einen Landtag nach Erfurt berief, auf welchem ein Landfriede mit dem Landgrafen Friedrich den Freidigen von Thüringen zu Stande kam, hat er leider selbst nicht mehr einernten und in Ruhe genießen können. Denn bald nachdem er von dem Reichstag zu Nürnberg, wo seine ruhmreiche, von unverbrüchlicher Treue und opferwilliger Hingabe an Kaiser und Reich erfüllte politische Thätigkeit einen würdigen Abschluß fand, in seine Hauptstadt eingezogen war, ging er nach Hammelburg, wo ihm die Erlösung von den Anstrengungen der letzten Jahre durch das Eingehen in die ewige Ruhe zu Theil wurde. Wie so viele Andere mochte er den Keim des Todes in Italien eingesogen haben. Er starb mitten in seiner segensreichen Wirksamkeit nach zehntägiger Krankheit. Mit ihm verlor das Stift einen der größten Aebte, die der Kirche des heiligen Bonifatius je vorgestanden haben. Die Gebeine des Verblichenen wurden in der Kapelle des heiligen Andreas bei Fulda in der unter seiner Regierung neuerbauten Stiftskirche beigesetzt. Brower sah noch das seinen Tod bezeugende Denkmal, eine runde Steinplatte mit einem Kreuze in der Mitte und der Umschrift: O (obiit) Heinricus abbas de Wilenaue.

Wir freuen uns constatiren zu können, daß der Wunsch des Scriptor gestorum, welchen Brower für die Vita Hein-

richs ziemlich ausgiebig benutzt hat: es möge das Andenken an jenen Abt bei der Nachwelt nicht ersterben, quia ecclesiam hanc multis annis laudabiliter et optime gubernavit, in unseren Tagen durch die besprochene, seinem gelehrten Landsmann Cornelius Will gewidmete Schrift eines der Söhne des heiligen Bonifatius in so befriedigender Weise in Erfüllung gegangen ist.

An die pragmatische Darstellung des Lebens und Wirkens des Abtes Heinrich reihen sich in unserer Schrift noch einige wissenschaftliche Beigaben, die zum Theil als werthvolle Bereicherung der historischen Wissenschaft bezeichnet zu werden verdienen. Der Quellenexcurs, welchen der Verfasser im Anhange bietet, handelt über das Breviarium Fuldense, ferner den Fuldaer Chronographen Valentin Müntzer, und gewährt namentlich gute Einblicke in das Leben und Wirken Browers und Schannats, denen die verdiente Anerkennung zu Theil wird. Von dem ersteren, welcher dem Jesuitenorden angehörte, urtheilt der Verfasser: „Sein Werk (Fuldensium antiquitatum libri IV), eine Quellenarbeit im besten Sinne des Wortes, ist für die Geschichte Fulda's epochemachend, und reiht sich den Leistungen seiner Ordensbrüder in den Niederlanden würdig an.“ Mit Recht wird das große Verdienst Schannats gerühmt, die reichen Schätze des Fuldaer Stiftsarchivs zum erstenmale systematisch herausgegeben zu haben. In drei rasch aufeinanderfolgenden stattlichen Folianten veröffentlichte er die „Traditiones“, die Lehensurkunden und solche Aktenstücke, welche die kirchliche Stellung des Stiftes betreffen. In einem vierten Bande behandelte er als Ergebniß seiner Forschungen in zusammenhängender Darstellung die Geschichte Fulda's von den ältesten Zeiten bis auf Adolf von Dalberg. Hieran schließt Rübsam folgende Bemerkung an: „Die hochberühmte Fuldaer Bibliothek, die bereits zu Browers Zeiten decimirt war, hatte im Laufe des 17. Jahrhunderts insbesondere unter den Stürmen des dreißigjährigen Krieges unersetzliche Verluste erlitten. Zwar

wurde das um 6000 Gulden verpfändete Archiv 1647 wieder eingelöst, doch waren die Codices für immer verschwunden." Mit Recht klagt Harttung in seinem Aufsatz: „Geschichtliche Aufzeichnungen aus dem Kloster Fulda" in den Forschungen zur deutschen Geschichte XIX, 442: „Was mag nicht alles die große Fuldaer Bibliothek noch im Anfange des 17. Jahrhunderts enthalten haben, wovon wir uns jetzt kaum eine Vorstellung machen können. Je mehr man sich mit diesem Gegenstande beschäftigt, um so klarer wird die Erkenntniß des wohl unwiederbringlich Verlorenen. An den verschiedensten Orten habe ich schon Nachforschungen angestellt oder anstellen lassen, bisher aber ohne jeglichen Erfolg, — und wie mir ist es auch andern Gelehrten gegangen." Dem eben angeführten Aufsatz Harttungs widmet der Verfasser eine eingehende Besprechung und Kritik. Die Aufstellungen Harttungs sind durch vorliegende Quellenstudien nicht nur in erwünschter Weise ergänzt, sondern auch in manchen Punkten wesentlich modificirt, beziehungsweise entkräftet worden. Ferner wollen wir nicht unerwähnt lassen, daß auch die Fuldaer Literatur während der letzten hundert Jahre in einem eigenen Abschnitt behandelt wurde.

Die dem Werkchen beigegebenen recht sauber und sorgfältig bearbeiteten Regesten, deren Zahl sich auf fast 300 beläuft, wovon 86 Nummern ungedruckten Urkunden entnommen sind, geben nicht nur Zeugniß von dem reichen Leben, welches sich zu Heinrichs Zeiten im Hochstifte entfaltete, sie sind auch besonders wegen der Zeugenreihen für die Geschichte des höheren und niedern Adels wichtig. Es ist dieß der erste und man kann wohl sagen gut gelungene Versuch, die Urkunden des Hochstifts chronologisch geordnet in knappen Auszügen vorzuführen. Namentlich verdient es Beifall, daß der Verfasser auch die chronikalischen Nachrichten mit in die Reihe der Regesten aufnahm und sie auch mit fortlaufenden Nummern versah. Nur will es uns nicht zusagen, daß nur bei den Regesten nach unedirten Urkunden die Ori=

ginaldaten mitgetheilt, bei den übrigen aber ausgelassen wurden. Wenn wir eine Columnenüberschrift „Datum“ zur Bezeichnung des Tages finden, so ist dieß etwas ungenau, da doch das Jahr ein noch wichtigerer Faktor des „Datums“ ist, als der Tag.

Zwei Urkunden des Papstes Clemens V. aus dem Jahre 1306 wurden Seite 203 und 204 zum ersten Male publicirt. Seite 63 und beziehungsweise 182 kommt ein Bericht der Hennebergischen Chronik zur Verwendung, dem zu Folge König Albrecht, begleitet von den Bischöfen von Würzburg, Bamberg und Speier, dem Grafen Berthold von Henneberg und dem Abte von Fulda, im Januar 1308 von Nürnberg aus über Wasungen und Eisenach mit Heeresmacht gegen Thüringen zog. Weder von Böhmer noch anderswo ist dieser Winterfeldzug Albrechts bis jetzt erwähnt worden.

Am Schluß seiner Schrift macht Rübsam die Mittheilung, daß ihm auch die Benutzung des päpstlichen Geheimarchivs vergönnt gewesen sei, und wenn ihm auch die Regesten-Bände der Päpste Nikolaus IV., Bonifatius VIII., Benedikt XI. und Clemens V. die erwartete Ausbeute nicht gewährten, da bei dem riesigen Geschäftsgang der Curie nicht alle Ausläufe registrirt werden konnten, so ist es doch immerhin höchst erfreulich zu vernehmen, daß einem jungen deutschen Gelehrten die Schätze des vatikanischen Archivs „mit der größten Liberalität“ zugänglich gemacht wurden. Ja er verdankt demselben sogar mehrere dem Regestenkatalog entnommenen Notizen über verschiedene päpstliche Urkunden aus dem 12. und 13. Jahrhundert, welche Fulda betreffen, und welche im Nachtrag der besprochenen Schrift mitgetheilt werden.

XX.

Aphorismen aus einigen ungedruckten Briefen des Abbé Lamennais.[1])

Stadt- und Landbevölkerung.

Die Städte sind Brennpunkte der Zerrüttung und der Anarchie geworden. Es würde von großer Weisheit einer Regierung zeugen, wenn sie sich damit beschäftigen wollte, die Bevölkerung auf das Land hinauszuleiten. Europa wäre gerettet, wenn es nur Weiler hätte. Zieht sich die Revolution noch länger hin, so wird sie äußere und innere Kriege erzeugen, welche mit Gewalt, aber durch schreckliche Unglücksfälle diesen Zustand der Dinge herbeiführen werden. Vielleicht sind wir dazu bestimmt, den Anfang davon zu sehen.

17. Dezbr. 1819.

Der Atheismus in der Gesellschaft.

Alle Principien des Atheismus stecken heutzutage in der Gesellschaft und mit ihnen der Tod. Die Völker gehen zu Grunde durch das, was sie erhalten sollte, durch die Regierungen. „Sein ganzes Haupt ist Eine Wunde", sagte der Prophet, indem er von Jerusalem sprach. Das ist der äußerste Zustand, der Zustand des vollständigen Ruins. Man weiß nicht, worauf man seine Hoffnung setzen soll, weil man nicht mehr weiß, wo die sociale Vernunft zu finden ist. Man ruft von allen Seiten diejenigen zusammen, von denen man glaubt, daß sie einen Theil dieser socialen Vernunft besäßen; und wer sind sie? Leute, welche 300 Frcs. Steuer zahlen. Und diese Leute kommen

---

1) Aus der Zeit vor seinem Abfall.

und sagen, man brauche keine Moral mehr, man brauche keinen Gott mehr. Wahrlich, die Zukunft wird es nicht glauben, wenn es überhaupt noch eine Zukunft gibt.

5. Jan. 1820.

Der Materialismus in der Gesellschaft.

Die Gesellschaft ist noch immer eine Gegenwart ohne Zukunft. Was verschlägt's? Man überläßt uns, uns Christen, diese Zukunft. Niemand macht sie uns streitig, Niemand erhebt Anspruch darauf. Die Lehren des Thatsächlichen (de fait), jetzt so sehr im Schwung, sind in in Wirklichkeit nur die Ausschließung dessen, was nicht mehr, und dessen, was noch nicht ist. Das ist Materialismus, die Lehre vom Körper, der nur in der Gegenwart existirt.

18. Juni 1820.

„Die Morgenröthe der Hölle."

Alles, was man sieht, Alles, was man vorhersieht, drückt die Seele in gleicher Weise darnieder. Die reißenden Fortschritte der revolutionären Pest scheinen uns die Vernichtung des moralischen Menschen und der Gesellschaft anzukündigen. Wir sehen gleichsam die Morgenröthe der Hölle. Und beweisen nicht bereits die von einigen Soldaten mit so erstaunlicher Leichtigkeit vollbrachten großartigen Veränderungen, daß die sociale Vernunft abhanden gekommen, und daß die Gewalt jetzt herrscht, die physische Gewalt, vis concilii expers. Die Könige haben das Bewußtseyn verloren von dem, was sie sind; sie sind nur mehr Menschen, wie wir. Der Erste, der kühn genug dazu ist, kommt und nimmt ihren Scepter und zerschlägt ihn über ihrem Haupte, und sie danken ihm für die Lehre, die er ihnen gegeben. Sie mögen ruhig seyn: es wird ihnen an solchen Verwegenen nicht fehlen. Jeder Fürst, der unvernünftig genug und feige genug ist, seiner Souveränetät zu entsagen, entsagt der Macht, der Ehre, dem Leben.

31. Juli 1820.

Das Mitleid mit dem Verbrechen.

Das Mitleid, das dem Verbrechen zugewendet wird, ist gefährlicher für die Gesellschaft, als selbst die Straflosigkeit; denn diese ist nur das Nichtvorhandenseyn der Gerechtigkeit,

jenes aber erschüttert in den Geistern mächtig den Begriff der Gerechtigkeit und in den Herzen das Gefühl für dieselbe.

9. Okt. 1820.

Die Revolution, die Liberalen und die Royalisten.

Das falsche System (der Sorglosigkeit und Feigheit der Regierung gegenüber der Revolution) hat bis jetzt nur das bewirkt, daß es das christliche und monarchische Gewissen der Rechten verwirrt hat, so daß diese nun in der mehr als zweideutigen Stellung, in welche sie sich selber versetzte, mit ungeheurem Nachtheil gegen die Linke kämpft. Die Revolution ist vollständig in allen Köpfen und auch im Grunde vieler Herzen. Die Liberalen, wenigstens der größere Theil derselben, verwerfen eine Consequenz der Revolution, das Schaffot, das sie bald selbst besteigen würden; die Royalisten verwerfen deren zwei, das Schaffot und die Proskription der Bourbonen: das ist der ganze Unterschied. Diese Richtung, welche die Royalisten eingeschlagen, ist ebenso merkwürdig als erschrecklich. Sie ist unabhängig vom Willen der Menschen. Die Royalisten geben wider Willen den Principien nach, die sie angenommen haben, ohne sie zu verstehen, und welche sie Schritt für Schritt in die Tiefe des Abgrundes führen werden.

11. Febr. 1822.

„Die Weisheit der Gutgesinnten."

Ich sage es aus inniger Ueberzeugung und mit ebenso tiefem Schmerze, die Gesellschaft ist heutzutage mehr bedroht durch die Weisheit der Gutgesinnten, als durch die Verschwörungen der Schlechten. Ich wünsche von ganzem Herzen, daß ich mich täusche, aber es ist mir unmöglich, die Dinge anders zu sehen.

18. Febr. 1822.

Dante's Bild einer gesetzgebenden Versammlung.

Ich finde, daß Dante eine berathende Versammlung, die man sonst auch einen gesetzgebenden Körper nennt, vollkommen gezeichnet hat.

Diverse lingue, orribili favelle,
Parole di dolore, accenti d'ira,
Voci alte e fioche, e suon di man con elle,

Facevano un tumulto, il qual s'aggira
Sempre in quell'aria, senza tempo, tinta,
Come l'arena quando il turbo spira.[1])

In seiner Beschreibung eines Parlamentes hat der Dichter selbst auf die Gemeinheit nicht vergessen.

Questi non hanno speranza di morte
E la lor cieca vita è tanto bassa,
Che invidiosi son d'ogni altra sorte.

Fama di loro il mondo esser non lassa;
Misericordia e Giustizia gli sdegna:
Non ragiamo di lor, ma guarda, e passa.[2])

1. März 1822.

„Ein schreckliches Experiment."

Man möchte versucht seyn zu lachen, bitter zu lachen, vor Schmerz zu lachen, wenn man einen Minister ganz ernst erklären hört, daß er von Seite des Volkes durchaus kein Opfer der Freiheit verlange, wenn man auch unter den Augen der Regierung die Ausübung der Religion des Staates angreift, und wenn man die ganze Gendarmerie aufbieten muß, damit ein Priester in einer Kirche Gott verkünden und das Evangelium predigen könne. Und das Opfer einer solchen Freiheit, herauszufordern und dergleichen Skandale vorzubereiten, wird das Ministerium nicht verlangen! Im Grunde liegt immer die Lehre des Thatsächlichen (von den vollendeten Thatsachen), nämlich zu vertheidigen und zu schützen, was ist, ob gut oder schlecht, ob gerecht oder ungerecht. Diese Menschen stehen zwischen der Revolution und der Gesellschaft, wie die römischen Soldaten zwischen den Juden und Christus: sie halten die Ordnung aufrecht und die Hinrichtung wird ihren Verlauf nehmen.

6. März 1822.

1) Infern. III. 23.
2) Infern. III. 46.

Wer wagt, der gewinnt.

Der Starke fühlt seine Stärke und der Schwache seine Schwäche; er nennt dieselbe Klugheit, um sich zu trösten, und weiß nicht, daß man nie mehr vermag, als man wagt, wenn man auch manchmal mehr wagt, als man vermag.

26. März 1822.

Verblendung.

Es ist schrecklich, zu sehen, wie leicht man sich durch die Unordnung täuschen und verwirren läßt. Alle Tage hört man achtbare und geistvolle Männer ganz ernstlich sagen, daß nichts von dem, was war, fernerhin noch möglich sei, und sieht sie ein Heilmitel gegen das Uebel im Uebel selber suchen. Das kommt mir vor, als wenn ein Mensch, welcher daran ist zu ertrinken, statt dem Ufer zuzutrachten, nur daran dächte, ein Mittel aufzufinden, um auf dem Grund des Wassers leben zu können.

11. Aug. 1822 (?)

Der Congreß von Verona.

Unsere Zeit wird Epoche machen. Nie hat sich der Schwindelgeist deutlicher kund gegeben. Man möchte sagen, die Fürsten, des Regierens d. h. des Lebens überdrüssig, seien zusammengekommen, um das Leichenbegängniß der Civilisation zu ordnen.

12. Oktober 1822.

Die Revolution und die Bourbonen.

Die Revolutionäre, die Herrn des Königs und der Regierung, beziehen durch ihre Anleihen Millionen von Paris und von London, und haben Alles, eine große materielle Macht, welche sich mit der Zeit entfalten wird, und eine große Macht an Leidenschaften, deren Wirkung schwer zu berechnen ist. Gewiß ist, daß es in weniger als einem Jahre nach ihrem Triumphe keine Bourbonen mehr in Frankreich geben würde.

4. Nov. 1822.

Die größte Gefahr.

Ein System der Schwäche und der Corruption, eine Politik, welche darin besteht, Gutes mit Bösem zu vermengen, und jeden Tag dem Irrthum irgend eine Wahrheit und den Leidenschaften irgend eine Pflicht zum Opfer zu bringen, um mit solchem Preis einen Augenblick Ruhe sich zu erkaufen; diese Politik, dieses System ist in meinen Augen die größte all der Gefahren, die uns umgeben.

20. Nov. 1822.

Kirche und Staat.

Ich sehe die Hand Gottes, welche die Kirche stützt und sie über dem stürmischen Meere der Welt erhält; aber man zeige mir die Hand, welche den Staat stützt, die feste Hand, welche ihn leitet. Ich sehe nur Menschen, welche ihn der Klippe entgegentreiben, um sich in seine Trümmer zu theilen.

20. Nov. 1822.

Die Legitimität.

Gott scheint zwischen den unglücklichen Bourbonen und dem Leben eine unübersteigliche Schranke aufgerichtet zu haben. Sie scheinen der Spielball einer höheren Macht zu seyn, welche sie zum Verderben führt, und die Zeit ist vielleicht nahe, wo man alles Gerede bei Seite lassen und sich im Ernste fragen wird, was Legitimität sei. Es gab Christen und Königlichgesinnte im Mittelalter; es wird gut seyn, zu sehen, was sie über diesen Punkt gedacht. Aber so weit sind wir noch nicht.

1. Jän. 1823.

Eine ernste Klage.

Haben wir nicht alle Ursache, zu fürchten, daß wir die Barmherzigkeit Gottes ermüdet haben? Was thun die Regierungen Anderes, als daß sie hartnäckig wider ihn kämpfen? Wird sein Name auch nur genannt in jener lächerlichen Erklärung von Verona? Es müssen Züchtigungen, es müssen Unglücksfälle, es muß eine große Katastrophe kommen, um die Gesellschaft zu retten, wenn sie anders noch gerettet werden

kann. Zeigen Sie mir in dem Bestehenden eine Möglichkei der Rettung. Wir haben alle Chancen verbraucht und vernich tet. Sehen Sie nur, welchen Männern überall die Staats geschäfte anvertraut sind; suchen Sie eine einzige vernünftig Idee in diesen Köpfen voll der unsinnigsten und unseligste Irrthümer, ein einziges hochherziges Gefühl in diesen gemeine Seelen. „Ich rechne nicht mehr auf diese Leute", werden Si mir sagen. Auf wen sonst? Kann in dem gegenwärtigen Staat, der immer schlechter wird, ein vernünftiger, ein ehrliche Mann noch zur Macht gelangen? Und kann dieser Staat sich ändern, kann er besser werden ohne eine Revolution, die alles über den Haufen wirft? Ich glaube es nicht.

18. Jän. 1823.

Rechtfertigung dieser Klage.

Man wirft mir vor, daß ich gesagt, die sociale Ordnung sei mehr krank als je. Ich gebe gerne zu, daß vor der Revolution die Masse des Volkes verdorbener war und daß diese Fäulniß ohne Unterlaß zunahm; daß sich dagegen heutzutage bei einem großen Theil der Bevölkerung eine Rückkehr zu religiösen Principien und folglich zu Allem, was gut ist, bemerklich macht. Nun aber, da man andererseits zugibt, daß es ehemals wahrhaft sociale Institutionen und Gesetze gab, die jetzt nicht mehr existiren, daß es wesentlich christliche Regierungen gab, denen antichristliche Regierungen gefolgt sind; und da die Regierungen, die Institutionen und die Gesetze gerade das sind, was ich unter socialer Ordnung verstehe, so glaubte ich daraus schließen zu können, daß die sociale Ordnung mehr krank sei als je. Das gegenwärtige Gute ist individuell und rettet folglich nur das Individuum; das Böse ist allgemein und richtet die Völker zu Grunde.

Man wirft mir zweitens vor, daß ich glaube, eine Katastrophe sei nothwendig als Züchtigung oder als Heilmittel. Ich glaube in der That, daß sie nothwendig ist sowohl als Heilmittel wie als Züchtigung. Aber versuchen wir es, uns über diesen Punkt zu verständigen. Man sagt: wir werden, wir können nicht mehr sehen, was wir bereits gesehen haben; oder

was ist noch zu zerstören übrig? welche neue Ruinen kann man zu den bereits vorhandenen Trümmern noch fügen? Es ist wahr, man wird den Klerus nicht mehr berauben, der nichts mehr hat, und so mit dem Uebrigen; und ich bemerke im Vorübergehen, daß dieser Einwurf sogar ein Beweis ist für das, was ich bezüglich der socialen Ordnung behaupte. Es gibt Uebel, die man nicht mehr sehen wird, ich glaube es, wie z. B. die Metzeleien von 93. Aber ist es unmöglich, daß die liberale Partei, sei es durch Verführung der Armee, sei es durch eigene Kraft, die von Jahr zu Jahr zunimmt, endlich triumphirt und die Constitution der Cortes oder irgend einen neuen Usurpator proklamirt? Das aber nenne ich eine Katastrophe, und gewiß es wäre eine solche, an sich sowohl als in ihren Folgen.

29. Jan. 1823.

Eine Warnung.

Das atheistische System, an welchem man in Frankreich so fest hält, scheint bestimmt zu seyn, Europa aufs neue dem Umsturz zu weihen. Man macht sich keine Vorstellung von der Entnervung der Seelen und von den Fortschritten des Indifferentismus und der Corruption. Wenn es in Europa noch Könige gibt, denen an ihren Thronen liegt, so haben sie keine Zeit zu verlieren, um ihre Völker vor der moralischen Ansteckung unserer Lehren und unserer constitutionellen Verbrechen zu bewahren.

23. Aug. 1823.

„Das Leuchten des Jahrhunderts."

Heutzutage geht Alles fort, um nicht wieder zu kommen. Θεὸς καθεύδει (Gott schläft); und er wird nur aufwachen, um diese Welt zu richten und in Trümmer zu schlagen. Man sucht das Leben, man wird es nirgends finden. Die Gesellschaft ist nur mehr ein Grab, das man zu schließen vergessen hat, und wo das Auge die Arbeit der Würmer und Fäulniß gewahrt. Wie sollte man nicht mit dem heiligen Paulus sagen: Taedet me? Und wenn doch die Regierungen sich damit beschäftigten, dem Menschengeschlechte ein anständiges Leichenbegängniß zu bereiten; aber nein, sie werfen es auf den Schindanger und wenn sie auf *diesem großen und* häßlichen Leichenacker

einige Phosphorflämmchen leuchten sehen, dann hüpfen sie auf vor Hochmuth und sprechen vom „Leuchten des Jahrhunderts."

28. Jan. 1824.

Einst und Jetzt.

Ich kann nicht der Ansicht seyn, daß man heutzutag in der Welt nur sehe, was man immer gesehen. Wann hat man ein systematisch atheistisches Volk gesehen? Wann hat man Völker jede sociale Ordnung in ihrem Grunde unterminiren sehen? Wann hat man sie jenem schrecklichen Ueberdruß verfallen gesehen, der sie gegenwärtig quält? Wann hat man die Kinder ihre Wiegen zertrümmern und mit den Trümmern sich bewaffnen sehen, um die Altäre und die Throne zu zerschlagen? Ich würde mit solchen Fragen an kein Ende kommen. Ehemals gab es Glauben, wo ist er heut zu Tag? Das scheinen mir ziemlich merkwürdige Unterschiede zwischen einst und jetzt zu seyn. Was folgt daraus? Daß man Alles aufgeben und in sich ein Grab aufwerfen soll, um darin seine Gedanken, seine Gefühle, seine Befürchtungen, seine Hoffnungen, sein ganzes Ich zu begraben? Gewiß nicht, und ich habe nie daran gedacht. Unsere Pflichten ändern sich nicht, wenn die Welt sich ändert, weil sie unabhängig sind von Allem, was aus unserm Wirken folgen mag. Ich glaube aber auch nicht, daß man verpflichtet sei, sich über den gegenwärtigen Zustand der Dinge zu täuschen; und was den Eindruck betrifft, den man davon empfängt, so kann man ebenso wenig dafür, als man dem physischen Schmerz ausweichen oder ihn stillen kann; und wäre man auch im Stande, den Unwillen und das Entsetzen abzuschwächen, die man beim Anblick gewisser Unordnungen der moralischen Gesellschaft fühlt, ich zweifle, ob man es thun sollte.

9. Febr. 1824.

Italien.

Dieses schöne Land, dem alle Völker ihre Huldigung dargebracht, und wo selbst die Ruinen noch eine Art von Herrschaft üben; dieses wunderbare Land, wo die Macht entstand, welche die Welt erschütterte, und wo für immer jene andere Macht ihren Sitz aufgeschlagen, welche die Welt wieder befestigt

hat. Es kommt mir vor, als müßte man von diesem hochgestellten Rom aus die Zukunft näher sehen. Dahin sollten alle Fürsten kommen, um zu lernen aufwärts zu schauen und ihr unter der Last irdischer Sorgen gebeugtes Haupt zum Himmel empor zu richten. Welch ein neues Licht würde ihnen plötzlich aufgehen! Welches Ansehen hätte ihr Wort, wenn es aufhörte, das eines Menschen zu seyn, und in Mitte der erstaunten Völker als das ewige Wort Gottes ertönte! Welch eine Kraft läge in ihren Sceptern, wenn sie wie Zweige wären von jenem Hirtenstabe, der nimmer bricht! Statt dessen, was thun sie? und was ist heutzutage Europa und was sind seine Fürsten? Europa ist eine Art blutbeflecktes Pantheon, wohin der Fürst seine taube und stumme Statue bringt, um sie in aller Eile anbeten zu lassen, bis man sie auf den Richtplatz schleppt.

15. Mai 1824.

Ein großes Unglück.

Je mehr ich darüber nachdenke, desto mehr kommt mir vor, als sollte man sich beinahe darauf beschränken, vom politischen sowohl als religiösen Gesichtspunkt aus ein getreues Bild von dem Stande der Dinge zu liefern und hinzuweisen auf die zwei Revolutionen, welche herannahen und ohne Zweifel jene verschlingen werden, die den Muth nicht haben, sich ihnen zu widersetzen. Die Hauptursachen des Verderbens, auf die man hinweisen könnte, wären, wie ich glaube: die Knechtung der Kirche, die Staatserziehung, die Verbreitung schlechter Lektüre.

Unser großes Uebel ist, daß sich Alles so hält, daß es beinahe unmöglich ist, irgend eine Reform, irgend eine besondere Verbesserung zu Stande zu bringen, und daß man zu schwach ist, um sich zu einer kräftigen und allgemeinen Maßregel zu entschließen, von der allein das Heil kommen könnte.

7. Juli 1825.

Die Politik (1825).

Die Politik bewegt sich in einer Spirale, ähnlich der der Hölle des Dante. Jede Stunde bringt eine neue Qual und unten im letzten Kreise findet sie ihren wahren König

Lo'mperador del doloroso regno,

und den, der gleich ihr seinen Gott verkaufte.

15. Sept. 1825.

uns nicht verständlich. Wir legen einfach auch hier den Maßstab an, den wir seit vielen Jahren in Wort und Schrift für alle Krisen im Orient gebraucht haben; und derselbe steht über dem „Coupon“. In unseren Augen ist der Islam weniger eine Religion als ein in sich abgeschlossenes Gesellschaftssystem, dem das fremde Element der abendländischen Civilisation, in dem Maße als die neuen Verkehrsmittel alle Völker dicht an einander drängen, nunmehr hart auf den Leib gerückt ist. Hätte nicht der Widerstreit der einzelnen Mächte des Abendlandes und ihre Eifersucht unter einander den Zusammenstoß immer wieder vermittelt, so müßte die große Entscheidung heute schon erfolgt seyn. Unvermeidlich aber ist sie, und die ägyptische Erhebung drängt jedenfalls um einen starken Schritt vorwärts. Sie trägt das ausdrucksvolle Gepräge des unversöhnlichen Gegensatzes, nicht etwa einer höheren und niederen Raçe, sondern zweier unverträglichen Weltsysteme; vielleicht wird sie, immer weitere Kreise beschreibend, der Anfang vom Ende seyn.

Was steht denn in der Proklamation Arabi's vom „Coupon“? Nichts. Das Manifest der sogenannten „ägyptischen Nationalpartei“ hat vor einigen Monaten der englisch-französischen Finanzcontrole sogar wohlthätige Wirkungen nachgesagt. Davon steht freilich nichts mehr in der Proklamation Arabi's. Vielmehr droht er allen Christen und den denselben dienenden Moslims, wenn er Alexandria wieder eingenommen haben werde, daß sie „durch Feuer und Schwert sollen umgebracht werden, wie der Prophet Gottes befohlen habe.“ Zweitens lügt er, daß der Chedive für seine Verrätherei vom Sultan entthront worden sei. Drittens versichert er: „der Beherrscher der Gläubigen dürfe diejenigen nicht im Stiche lassen, über die er auf der ganzen Welt der Chalif sei; und wäre er fähig solches zu thun, so seien doch seine und unsere Soldaten Brüder.“ Das Dokument schließt mit den Worten, die den heiligen Krieg bedeuten: „Denn das Paradies ist denjenigen zugesichert, welche im Glauben

XXI.

Zeitläufe.

Die neuen Fragen der Sphynx.

Der „Couponkrieg" und seine Gegner — England und die anderen Mächte.

Den 10. August 1882.

In dem Augenblicke wo der Text der Proklamation, die von Arabi unter dem Titel eines „Befehlshabers über Aegypten als Repräsentant des Sultans" an die Aegypter erlassen worden ist, kann doch, wie man meinen sollte, über den wahren Charakter der Erhebung im Nillande Niemand mehr im Unklaren seyn. Aber es ist nicht so. Gerade die uns nächststehende Presse hat sich in eine wahre Wuth hineingeredet gegen die einzige Macht, welche den Muth und das Zeug hat, das Ansehen des Abendlandes und den von allen Mächten anerkannten Rechtszustand in Aegypten zu vertheidigen, und zwar gegen eine islamitische Verschwörung, welche sich über Nacht zum Weltbrand auswachsen könnte. Sie haben das Schlagwort „Couponkrieg" erfunden und brandmarken so den Widerstand Englands als blutsaugerischen Handlangerdienst für die capitalistische Ausbeutung und zugleich als Ausfluß seiner eigenen völkermordenden Tyrannei.

Wie gerade die geborenen Gegner der Nationalitäten-Politik und des ebenso revolutionären Princips der Nichtintervention zu einer solchen Anschauung kommen und die Gesellschaft der Rothen aller Länder gerathen konnten, ist

uns nicht verständlich. Wir legen einfach auch hier den Maßstab an, den wir seit vielen Jahren in Wort und Schrift für alle Krisen im Orient gebraucht haben; und derselbe steht über dem „Coupon". In unseren Augen ist der Islam weniger eine Religion als ein in sich abgeschlossenes Gesellschaftssystem, dem das fremde Element der abendländischen Civilisation, in dem Maße als die neuen Verkehrsmittel alle Völker dicht an einander drängen, nunmehr hart auf den Leib gerückt ist. Hätte nicht der Widerstreit der einzelnen Mächte des Abendlandes und ihre Eifersucht unter einander den Zusammenstoß immer wieder vermittelt, so müßte die große Entscheidung heute schon erfolgt seyn. Unvermeidlich aber ist sie, und die ägyptische Erhebung drängt jedenfalls um einen starken Schritt vorwärts. Sie trägt das ausdrucksvolle Gepräge des unversöhnlichen Gegensatzes, nicht etwa einer höheren und niederen Raçe, sondern zweier unverträglichen Weltsysteme; vielleicht wird sie, immer weitere Kreise beschreibend, der Anfang vom Ende seyn.

Was steht denn in der Proklamation Arabi's vom „Coupon"? Nichts. Das Manifest der sogenannten „ägyptischen Nationalpartei" hat vor einigen Monaten der englisch-französischen Finanzcontrole sogar wohlthätige Wirkungen nachgesagt. Davon steht freilich nichts mehr in der Proklamation Arabi's. Vielmehr droht er allen Christen und den denselben dienenden Moslims, wenn er Alexandria wieder eingenommen haben werde, daß sie „durch Feuer und Schwert sollen umgebracht werden, wie der Prophet Gottes befohlen habe." Zweitens lügt er, daß der Chedive für seine Verrätherei vom Sultan entthront worden sei. Drittens versichert er: „der Beherrscher der Gläubigen dürfe diejenigen nicht im Stiche lassen, über die er auf der ganzen Welt der Chalif sei; und wäre er fähig solches zu thun, so seien doch seine und unsere Soldaten Brüder." Das Dokument schließt mit den Worten, die den heiligen Krieg bedeuten: „Denn das Paradies ist denjenigen zugesichert, welche im Glauben

sterben und gegen die Ungläubigen kämpfen, allen Uebrigen aber in dieser Welt Tod und in jener ewige Folter."

Man kann an der abendländischen Civilisation sehr viel auszusetzen haben und den capitalistischen Weltwucher als das Krebsgeschwür an ihrem Leibe gründlich verabscheuen, dennoch aber der Meinung seyn, daß diese Materie erst den zweiten Theil der ägyptischen Frage bilde. Die Hauptaufgabe ist, daß in diesen ehemaligen, von der Natur überreich gesegneten Christenländern der gewonnene Boden nicht wieder verloren, sondern vielmehr befestigt und ausgedehnt werde. Wenn das Einschreiten Englands dazu beiträgt, so freuen wir uns, obwohl seine Motive ganz und gar nichts von einem Kreuzzug an sich haben. Wer in diesem Sinne „Aegypten für Europa" anspricht, der ist noch lange kein capitalistischer Bourgeois, kein Judengenosse und Rothschildknecht. Ihm könnte es sogar ganz recht seyn, wenn im zweiten Theile die ägyptische Staatsschuld einfach cassirt würde, aus dem Grunde weil ein unverantwortlicher asiatischer Fürst nur für seine Person Schulden machen könne und weil die Gläubiger Aegyptens, soweit sie ihr wucherisches Geschäft nicht schon im Trockenen haben, nun eben das Risiko zu tragen hätten. Nur sollte man sich dann nicht für die Zurückführung der unbeschränkten Herrschaft des Sultans über Aegypten erhitzen. Denn dieser asiatische Fürst und seine Vorfahrer haben sich und ihre Völker ja ebenfalls dem beutelschneiderischen Coupon preisgegeben und die Zinsknechtschaft unter der „internationalen Administration der Bondholders", der sich die Türkei erst kürzlich hat unterwerfen müssen, drückt vielleicht härter, als es die Finanzcontrole in Aegypten gethan hat.

Dem „armen Fellah", der jetzt gegen England in's Feld geführt wird, könnte unzweifelhaft kein härteres Schicksal widerfahren, als wenn die türkische Corruption im Nillande wieder freie Hand bekäme. Man hat ja doch seinerzeit unwidersprochene Berichte darüber, wie die europäische Controle

der schauerlichen Mißwirthschaft, für die der Fellah allerdings nichts Anderes als befruchtender Humus war, entgegenarbeitete, in allen Blättern gelesen. Riaz Pascha, welcher mit der europäischen Controle die Grundsteuer-Regulirung durchführte, war der Präsident des ersten von Tewfik berufenen Ministeriums, und eine ehrliche Ausnahme unter der corrupten Pascha-Bande. Aber gerade diese Reform zu Gunsten des armen Fellah hat es der Militärpartei ermöglicht, den Anschluß der einflußreichsten Civilklasse, der großgrundbesitzenden Pascha's und Bey's zu gewinnen. In dem heutigen Lärm der Parteien scheint die einfache Erzählung dieser Vorgänge als neu, und doch ist das der wahre historische Verlauf: „Mit Energie ging Riaz und die europäische Controle an die Regelung der Finanzlage; eine Liquidations-Commission mit ausgedehnten Vollmachten ward einberufen und die Anträge, welche früher von der europäischen Enquete gestellt worden waren, wurden möglichst rasch zur Durchführung gebracht. Steuerinspektoren wurden in die Provinzen gesendet, um den alten eingewurzelten Mißbräuchen bei der Einhebung zu begegnen. Die Einhebung in natura, wobei man den Bauer stets übervortheilte, ward beseitigt, eine Anzahl sehr drückender Steuern im Gesammtbetrag von 300,000 Pfd. St. wurde gänzlich abgeschafft, hingegen die Steuer für den Großgrundbesitz, für die sogenannten Uschuri-Güter, erhöht." Bis dahin war es umgekehrt, und der kleine Bauer weit höher besteuert als die landreichen Pascha's und Bey's. Unzufrieden über die Entziehung ihres Privilegiums gingen nun die letzteren in das Lager der militärischen Meuterer über und die Opposition erwuchs zur offenen Empörung.[1])

---

1) S. die eben so ruhige als streng pragmatische Darstellung in dem Artikel „Ismail und Tewfik" in der „Neuen Freien Presse" vom 14. Juli d. Js. — Vergleicht man diese Darlegung mit den Charakteristiken der ägyptischen Bewegungsmänner in der Wiener „Politischen Correspondenz", so erhält man allerdings ein drastisches Bild von einer — „Nationalpartei."

Gerade um des armen Fellah willen muß man wünschen, daß der Partei der inländischen Ausbeuter die Machtgelüste für immer ausgetrieben werden. Wenn es sogar aber Blätter gibt, die sich überdieß nicht verhehlen können, daß diese ägyptische Erhebung mit einem allgemeinen Ansturm des Islam gegen den abendländischen Einfluß zusammenfällt, und die dennoch den Engländern alle Plagen Aegyptens auf den Hals wünschen: dann weiß man wahrlich nicht mehr, was man sagen soll.[1]) Warum wollen denn die Herren nicht lieber untersuchen, wer und was das Hinderniß war und wirklich verhindert hat, daß die Meuterei in Aegypten, welche nun zu so verderblichen Dimensionen, ja zum Religionskrieg angewachsen ist, rechtzeitig mit leichter Mühe unterdrückt würde? Dann wäre ja die Forderung am Platze gewesen, daß der arme Fellah noch mehr als bisher berücksichtigt und der jüdische Coupon ausgiebig beschnitten werde. Wenn man sich aber scheut, in das Geheimniß jener Politik einzudringen, sollte man sich nicht wenigstens erinnern, wer denn das Hinderniß war, daß im Jahre 1878 der Vertrag von San Stefano nicht in's Leben trat und daß heute nicht Rußland am Bosporus gebietet? Waren es vielleicht die zwei anderen Mitglieder des „Dreikaiser-Bundes?" Nein; dieser Bund hat vielmehr die russische Invasion gerade so erst ermöglicht, wie jetzt der Bund der Ostmächte das Aufkommen Arabi's. Freilich war man da-

[1]) Nur Ein Beispiel! „Schon beten die Moslims in Indien für den Sieg Arabi's; in Syrien, Kleinasien und Arabien begrüßen die Bekenner des Islam die von Arabi entfaltete Fahne des Propheten; die Beduinen in der Wüste stellen ihre Contingente zur Vertheidigungsarmee; die islamische Bewegung breitet sich aus, und wenn die Völker der fünf Welttheile, mit Ausnahme der englischen Tyrannen und der französischen Bourgeois, die Aegypter mit den besten Wünschen begleiten und dem Islam den Triumph über die ‚christlichen' Couponshelden gönnen: so mag das für einen Katholiken etwas parador klingen" 2c. Ja freilich! S. „Augsb. Postzeitung" vom 26. Juli d. Js.

mals in Berlin hintennach der Meinung, Rußland gehe zu weit, welcher Meinung man vielleicht jetzt auch bezüglich Arabi's ist. Aber dem vollen Erfolg Rußlands wäre Niemand entgegengetreten — ohne die Kriegsdrohung Englands.

Meinetwegen wäre auch das ein Krieg um den „Coupon" und um die Handelstyrannei Englands zu nennen gewesen. Aber sicher ist, daß es die Weltstellung Englands war, was die damalige Regierung zwang, sich gegen Rußland auf das Quivive zu stellen; und nirgends war man froher darum als in Wien-Pesth. Mit der Weltstellung Englands muß man rechnen, und nicht mit dem augenblicklichen Premier Ihrer brittischen Majestät. Es ist ja wahr, daß an dem Herrn, welcher zur Zeit noch auf diesem hohen Posten steht, ein „altkatholischer" Professor in München oder Würzburg verloren gegangen ist. Um die Partei seines Vorgängers aus der Regierung zu werfen, hat er bei dem jüngsten Wahlkampf vor keiner Immoralität sich gescheut, den Gegnern Vorwürfe gemacht, die nun auf sein eigenes Haupt zurückfallen, und Versprechungen gegeben, deren gerades Gegentheil er vom ersten Moment seiner Regierung an erfüllt hat und erfüllen mußte. Auch in Sachen Aegyptens thut er jetzt genau das, was Lord Beaconsfield gethan hätte. Nur daß dieser zu rechter Zeit so gehandelt, und weder von Berlin noch von Paris sich hätte berathen lassen. Ihm wäre es sicher nicht eingefallen, die türkische Intervention in Aegypten anzurufen, und so sich dem Intriguenspiel der Pforte und ihrer dunkeln Hintermänner preiszugeben. Er hätte auch keine präventive Conferenz des „Concerts" gebraucht, um sich sagen zu lassen, was in Aegypten zu geschehen habe, und vor die nachfolgende Conferenz wäre er mit der geschehenen Arbeit getreten.

Gladstone steht jetzt genau auf diesem Punkt, nachdem er seinen Wagen vollständig umgekehrt hat. Und warum hat er das gethan? Weil der politische Geist Englands ihn dazu nöthigte. Auch das englische Parlament, so vielfach

es auch von continentalem Liberalismus und Radikalismus schon angefressen ist, hat sich diesen Geist noch bewahrt. Es hat immerhin noch weit bis zu dem bodenlosen Sumpf, in den der republikanische Parlamentarismus Frankreichs versunken ist, und in dem die Maulhelden der „wahren Republik", gerade in der entscheidenden Krisis des Orients und der großen Mittelmeerfrage, unter dem Gespötte aller Welt rath- und hülflos umhertappen. Leider hat inzwischen die Verspätung des berufenen Arztes das Uebel sehr verschlimmert. Aus der ägyptischen Frage ist jetzt schon wieder die türkische erwachsen. Und das haben diejenigen verschuldet, welche den Sultan, anstatt ihn sofort, wie noch im Spätherbst vorigen Jahres, der ägyptischen Verlegenheit zu überheben, vor die verhängnißvolle Wahl stellten, entweder der Conferenz fernzubleiben, das ihm angetragene Mandat Europa's abzulehnen und sich in Gegensatz zu allen Mächten zu stellen, oder aber als Chalif und Beherrscher der Gläubigen gegen die im heiligen Krieg wider die „Ungläubigen" begriffenen „Gläubigen" in Aegypten Gewalt zu brauchen.

England hat vollständig Recht gehabt, wenn es weder die ausschließliche Intervention der Türkei, wie der Sultan verlangte, zugeben, noch auch die parallele Intervention neben den englischen Truppen zulassen wollte, es sei denn, daß der Sultan vorher den Arabi und seine Gesellen feierlich als Rebellen erkläre. Die Pforte soll sich jetzt der Bedingung gefügt und den Erlaß der Proklamation zugesagt haben. Welche Tücken und Falschheiten abermals dahinter stecken, wird die Zukunft lehren. Arabi hat seine Proklamation unterzeichnet: „Befehlshaber über Aegypten als Repräsentant des Sultans." Die offene Karte wird dem Sultan nicht gefallen. Aber das Schreiben soll ihm auch selber bekannt geworden seyn, wodurch der Chedive Tewfik nach dem Bombardement die Schutzanerbietungen des englischen Admirals ablehnte und welches den bedeutsamen Satz enthält: „Die ehrlose Agitation einiger ehrgeizigen Rebellen

und Aufwiegler vermochte die angestammte Unterwürfigkeit des ägyptischen Volkes zu seinem Landesherrn nicht zu erschüttern, trotz jenes heimlichen Schutzes und jener wohlwollenden Aufmunterung, welche den landesverrätherischen Agitatoren von einer Seite zukommt, die kraft ihrer Souveränetät berufen wäre, dem legitimen ägyptischen Herrscher Schirm, Schutz und Wohlwollen zukommen zu lassen."

Wer daran zweifelte, daß England sich endlich weder durch die Conferenz noch durch die türkischen Winkelzüge und Intriguen länger hinhalten, sondern das Mandat sich ohneweiters selbst ertheilen und seine eigenen Bedingungen zu dem türkischen Mandat stellen würde: der brauchte bloß die englische Stellung zum Suez-Kanal in's Auge zu fassen. Diese Stellung ist auch vor Jahren schon deutlich genug präcisirt worden. Man sagt wohl, der Suez-Kanal sei eine Sache für sich, und den freien Verkehr auf dieser neuen Weltstrasse würde Europa garantiren. Daß aber der Kanal von Aegypten nicht zu trennen ist, zeigt gerade jetzt das merkwürdige Schauspiel, daß ein französischer Privatmann sich vermißt, durch freundliches Einverständniß mit Arabi den Kanalverkehr garantiren zu wollen, und den englischen Kriegsschiffen das Einlaufen zu verbieten. Das nimmt sich Hr. von Lesseps, der Erbauer des Kanals, als Präsident des Verwaltungsraths der Suez-Kanal-Aktien-Gesellschaft heraus.[1]) Das wäre ja erst recht der „Coupon" als siebente oder vielmehr erste Großmacht!

England hat die neue Wasserstrasse nach Indien für so unendlich wichtig gehalten, daß es sie zunächst lieber nicht erbaut haben wollte. Indien schien viel sicherer auf dem

1) Lesseps ist auch der eigentliche Vertreter des „Coupons" in Aegypten. Er hat wiederholt erklärt: „daß wir außer der Geldfrage, die wir als Gläubiger Aegyptens überwachen müssen, nichts dort zu suchen haben"; diese Geldinteressen könnten aber durch eine gütliche Verständigung mit Arabi am besten gewahrt werden.

ungeheuern Umwege über das Cap als in der Nähe über Suez. Als es der englischen Diplomatie nicht gelang, das Unternehmen bei der Pforte ganz zu hintertreiben, da suchte sie wenigstens die von den Franzosen beabsichtigte großartige Colonisirung zu beiden Seiten des Kanals zu vereiteln. Durch Vertrag mit dem Chedive von 1854 hatte die Compagnie ein Landgebiet von fast ein Fünftel des culturfähigen Aegyptens mit der Vollmacht erhalten, auf diesem Gebiet nach eigenen Gesetzen, unabhängig von Constantinopel wie von Kairo, zu schalten. Aber erst im Jahre 1863 erfolgte die Genehmigung des Vertrags durch den Sultan, und zwar unter Wegfall der fraglichen Landabtretung. Die Compagnie mußte die ihr abgetretenen Städte Suez, Timsah, Said und das entsprechende Gebiet an beiden Ufern des Kanals, gegen eine finanzielle Entschädigung, wieder herausgeben. Das hatte England erzielt, und damit verlor auch die Frage der Neutralisirung für England ihr Gewicht. Denn „wenn der Kanal nicht durch Gebietsbesitz im Innern geschützt ist, so gehört er in politischer und militärischer Beziehung derjenigen Macht, welche die von ihm verbundenen zwei Meere beherrscht.“[1])

Aber das war für England noch nicht Sicherung genug an dem schwachen Punkt seiner Communikationen mit Indien. Im November des Jahres 1875, als der russisch-türkische Krieg bereits seine Schatten vorauswarf, ward die Welt plötzlich durch die Nachricht überrascht, daß die brittische Regierung von den 400,000 Aktien der Suez-Kanal-Gesellschaft die im Besitze des Chedive Ismail befindlichen 117,000 Stücke für vier Millionen Pfd. St. angekauft habe. Die „Times“ haben vor Kurzem in zwei Artikeln erklärt: wenn England ohne Beihülfe anderer Mächte, allein auf seine Kosten und Gefahr, in Aegypten Ordnung schaffe, so werde

---

1) Londoner Correspondenz der Augsb. „Allg. Zeitung“ vom 11. Aug. 1863.

es auch eine besondere Stellung in dem Lande erwerben behufs Wiedereinsetzung und Beschützung des europäischen Gemeinwesens, welches das ägyptische Gebiet in den Bereich der europäischen Civilisation gebracht habe, und zwar werde dieß geschehen durch eine Stellung, wie sie England in Indien einnehme, durch das Protektorat. Die beiden Artikel haben im Bereich der Ostmächte großes Aufsehen erregt; man hat sich gestritten, ob darin die Anschauung der Regierung selber niedergelegt sei. Aber Niemand hat daran gezweifelt, daß dieß bei jenem Artikel der Fall sei, mit welchem dieselben „Times“ im Jahre 1875 den Ankauf der Suez-Kanal-Aktien erläutert haben. Nach einem kurzen Hinweis auf die commercielle Wichtigkeit des Kanals und auf die Thatsache, daß damals schon drei Viertheile des die Wasserstraße passirenden Tonnengehalts brittisch seien, fährt das Blatt fort:

„Dieß ist der Grundpfeiler unseres Interesses; aber bei den gegenwärtigen Zuständen im Orient können wir nicht umhin, den Wunsch nach dem Besitz einer gesicherten Position auf der großen Heerstraße nach demselben zu hegen. Wir haben kein Verlangen nach einer Gebiets-Erweiterung; wir sind nicht lüstern nach dem Nillande, selbst mit der großartigen Ausdehnung nach unbekannten Regionen hin, die es durch den Muth und die Ausdauer brittischer Reisender gewonnen. Als Aegypten durch unsern alten festländischen Nebenbuhler erobert wurde, entwanden wir ihm diese Eroberung nur, um das Land seinem früheren Eigenthümer zurückzugeben. Unsere Politik hat sich seit jener Zeit nicht wesentlich verändert. Wir sind ganz damit einverstanden, daß Aegypten seine gegenwärtige Verbindung mit dem ottomanischen Staate beibehalte, wofern der Lenker dieses letzteren in einer Lage verbleibt, um die Suzeränetät ausüben zu können. Seit dem Ferman von 1873, welcher dem Chedive das Recht verlieh, in völliger Unabhängigkeit Verträge mit fremden Staaten abzuschließen, gab die ägyptische Regierung zu wenig Klagen Anlaß und mag sie ihre Pflichten unbehindert von Constantinopel erfüllen. In dieser Abmachung wünschen wir keine Aenderung eintreten zu lassen. Sollte jedoch Empörung oder Intrigue,

von Außen kommender Angriff oder Corruption im Innern, einen politischen ebenso wie einen finanziellen Zusammenbruch des türkischen Reiches herbeiführen, so könnte es nothwendig werden, Maßregeln für die Sicherheit desjenigen Theiles der Besitzungen des Sultans zu ergreifen, bei dem wir zunächst mitbetroffen werden. Die Erwerbung eines so beherrschenden Interesses am Suez-Kanal, eines Interesses, das unausweichlich immer mehr sich erhöhen muß, wird Regierung und Volk unseres Landes dahin führen, daß sie sich gewohnheitsmäßig mit Aegypten beschäftigen, und wir hoffen, die Wirkung davon wird seyn, der finanziellen Mißwirthschaft dieser Provinz Einhalt zu thun, Ordnung und Oekonomie einzuführen, seine Hilfsquellen zu entwickeln und seine geknechtete und unterdrückte Bevölkerung aufzurichten".[1])

Im Laufe des russisch-türkischen Krieges hat England wiederholt Gelegenheit ergriffen, sich über seine Stellung zu Aegypten auszusprechen. Als Lord Derby in seinem Schreiben vom 6. Mai 1877 dem russischen Botschafter diejenigen orientalischen Interessen aufzählte, welche England jedenfalls mit den Waffen vertheidigen müßte, stellte er den Suez-Kanal und Aegypten noch über Constantinopel. „Am hervorragendsten darunter ist die Nothwendigkeit, die Verbindung zwischen Europa und dem Osten durch den Suez-Kanal offen, unbeschädigt und ununterbrochen zu erhalten. Die merkantilen und finanziellen Interessen europäischer Nationen sind außerdem so sehr in Aegypten involvirt, daß ein Angriff auf jenes Land, oder dessen nur zeitweilige Besetzung zu Kriegszwecken, von den neutralen Mächten kaum mit Gleichgültigkeit angesehen werden könnte, gewiß nicht von England." Unter dem 18. Mai erwiderte der russische Kanzler: obwohl Aegypten ein Theil des türkischen Reiches sei und dessen Contingent in der türkischen Armee stehe, wolle Rußland doch nicht die europäischen Interessen und besonders die Englands in jenem Lande übersehen, also Aegypten als neu-

---

[1]) Wiener „Neue Freie Presse" vom 29. Nov. 1875.

tral gelten lassen. Als am 28. November 1877 zwei Deputationen denselben Minister auf die Gefährdung des Landwegs nach Indien durch das Euphrat-Thal und selbst des Suez-Kanals aufmerksam machten, wenn man die Russen nach Trapezunt gelangen ließe, belächelte der Lord die letztere Sorge, nahm aber das Euphrat-Thal auf die leichte Schulter mit der Bemerkung: „So lange wir den Suez-Kanal ununterbrochen haben, besitzen wir eine allen Zwecken genügende Verbindung."[1])

Seit dem Jahre 1875 hat sich uns die historische Ueberzeugung aufgedrängt, daß ein Tag kommen könnte, wo England, in Aussicht auf den Besitz Aegyptens, sich sogar der weiteren Sorgen für Constantinopel, den Bosporus und die Dardanellen leichten Muths entschlagen dürfte. Es gibt gewiß Mächte, welche gut daran thäten, gegen England nicht allzu barsch zu verfahren, damit nicht etwa bei dieser Macht eine zu lebhafte Rückerinnerung an das berühmte Orient-Programm erwache, welches Czar Nikolaus am 22. Februar 1853 durch den englischen Gesandten Seymour anbieten ließ. Damals war der Suez-Kanal kaum erst projektirt, das Angebot hat daher seitdem an Werth ganz erheblich gewonnen; überdieß ist ein bedeutender Theil des czarischen Programms seit 1878 von Rußland und zwar mit europäischer Sanktion bereits verwirklicht. „Die Fürstenthümer," sagte der Czar, „sind in der That ein unabhängiger Staat unter meinem Schutz. Das könnte so bleiben. Serbien könnte dieselbe Regierungsform erhalten. Auch Bulgarien; und es scheint kein Grund vorhanden, weshalb nicht diese Provinz einen unabhängigen Staat bilden sollte. Was Aegypten betrifft, so begreife ich die Wichtigkeit dieses Gebiets für England vollkommen. Ich kann daher nur sagen, daß wenn Sie bei einer Theilung des osmanischen Reiches von Aegypten Besitz nehmen, ich nichts dagegen haben werde. Ich sage

1) Augsb. Allg. Zeitung vom 27. Juni und 2. Dezbr. 1877.

dasselbe von Candia; diese Insel paßt Ihnen, ich sehe nicht ein, weshalb sie nicht eine englische Besitzung werden sollte."[1])

Glaubt man etwa, daß ein anderer Czar nicht mit Vergnügen auf diese Tradition des Czaren Nikolaus, der noch dazu nicht im Verdacht panslavistischer Sympathien stund, zurückgreifen würde, wenn England plötzlich einmal zugänglicher wäre, als damals? Im „Concert" und in der Conferenz ist den Russen augenscheinlich nicht recht wohl geworden; aber sie wollen auch keiner Macht einen ägyptischen Vortheil zukommen lassen, ohne daß zur Entschädigung ihr eigenes hundertjähriges Sehnen gestillt würde. Bis dahin rufen sie mit den Anderen „Hände weg!" Wer aber an eine unversöhnliche Spannung zwischen England und Rußland glaubt, der hat die Rechnung sicher ohne den Wirth gemacht. Gladstone war ja schon einmal mit dem russischen Reichskanzler über den „unsagbaren Türken," der mit Sack und Pack nach Asien hinüber gejagt werden müsse, vollkommen einverstanden, und er oder ein Anderer kann's wieder werden.

Wäre es denkbar, daß irgend eine Macht das rechtzeitige Einschreiten der Westmächte in Aegypten gehindert hätte, weil sie an dem „juristischen Zwirnsfaden" der türkischen Souveränetät im Ernste hängen blieb, dann hätte diese Politik entschieden Fiasko gemacht. Hätte aber diese Macht, keineswegs aus schulmeisterlichen Grillen, sondern wohlberechnet die Dinge soweit kommen lassen, um vor aller Welt thatsächlich zu zeigen, daß eine Gemeinsamkeit der Mächte weniger als je existirt, daß das „Concert" eine Fabel und jede Conferenz eine Komödie sei und bleibe, so lange die orientalische Frage nicht gründlich gelöst sei: nun dann hätte eine solche Macht ihren Zweck vollkommen erreicht. Sie müßte dann aber auch wissen, was sie selber will; sie müßte erkannt haben, daß das Flickwerk des Berliner Congresses nur einmal möglich war; sie müßte sich kurzgesagt mit dem Gedanken

---

1) Von Jasmund: Aktenstücke zur orientalischen Frage. I. 40.

der — Compensations-Politik befreundet haben. Warum auch nicht? Eher ist es ja doch nicht möglich, daß die großen Mächte aufhören, sich gegenseitig wie Banditen zu überwachen und die Kosten der Vigilanz mit dem Verderben von Land und Leuten zu bezahlen.

Aegypten ist die Heimat der Fata morgana. Möglich, daß die dortige Krisis, nachdem sie so unsägliches Unheil angerichtet hat, wie eine Seifenblase zerplatzt. Aber die Nachwehen würden doch hinterbleiben. Nachdem die Erhaltung der Türkei hundert Jahre lang das Hauptaugenmerk der englischen Politik war, hat sich ihr jetzt in empfindlichster Weise gezeigt, wo das zäheste Hemmniß der Weltpolitik Englands liegt. Es muß weichen, so wahr als die neuen Verkehrsmittel allmählig auch andere Mächte über die engen Grenzen ihrer altväterlichen Gepflogenheiten hinaustreiben. Beaconsfield hat mit seinem Drucke wegen der „armenischen Reformen" das Werk wider Willen begonnen; Gladstone hat dann schon mit der syrischen Blokade gedroht, und jetzt arbeitet er an dem Zwing-Uri in Aegypten. England muß das Werk vollenden, ob es wolle oder nicht, damit der Orient erfahre, daß der Siegeszug der abendländischen Civilisation an seinen Harems-Pforten nicht stillestehen kann.

Der „Coupon" mag dann im zweiten Theil kommen!

XXII.

Ein Commentar zum König der Propheten.[1])

In unserer ungläubigen Zeit kann nicht genug darauf hingewiesen werden, daß Christus der Mittelpunkt der ganzen Weltgeschichte ist. Nur zu ihrem eigenen Verderben trennen sich die Völker, wie die Individuen von ihm. Auch die Zeiten vor seiner Erscheinung weisen auf ihn hin. Das Walten der göttlichen Vorsehung in Führung der Juden und der heidnischen Völker, in Bildung, Erhaltung und Zerstörung der Staaten bezweckte, ihm den Weg zu bereiten; sowohl die Gottes-Segnungen als seine Gerichte steuerten auf dieses Ziel. Niemand hat nun diesen göttlichen Plan großartiger verkündet, als Isaias, der Fürst der Propheten. Er steht da als der gottbeglaubigte Hüter und Wächter der Theokratie, als der ernste Mahner und eindringlichste Strafprediger den Lastern seines Volkes gegenüber, aber auch als der begnadigte Seher, der als Verkünder der ihm gewordenen Offenbarungen den Schleier der Zukunft lüftet den

---

1) Erklärung des Propheten Isaias von Jos. Knabenbauer, Priester der Ges. Jesu, mit Approbation des hochw. Capitels-Vicariats Freiburg. Freiburg im Breisgau. Herder'sche Verlagshandlung 1881. S. IX u. 718 gr. 8°.

Feinden Gottes zum Schrecken, den Seinigen zum Trost u
Segen. Das Gotteswerk der Zukunft schaut und beschreibt
in großen, markigen Umrissen; einige hervorstechende Züge jen
göttlichen Weltdrama's, welches in der Erlösung und endlich
Verherrlichung durch Christus und seine Kirche sich abwickel
zeichnet er so deutlich und klar, daß der hl. Hieronymus v
ihm sagt: „Nicht so fast eine Prophetie, als ein Evangeliu
scheint er zu schreiben."

Daher ist begreiflich, daß sich die Erklärer der hl. Büch
mit besonderer Vorliebe an Isaias gehalten haben; das bewei
die große Reihe derer, welche, von den hl. Vätern angefange
über dessen Prophetie geschrieben, und selbst die nicht unbedeuten
Zahl gläubiger Akatholiken, die sich an der Erklärung derselb
versuchten. Aber auch andererseits hat sich die rationalistisc
Skepsis nie unbehaglicher gefühlt, als der Prophetie des Isai
gegenüber: trägt diese ja zu klar den Stempel der Göttlichkei
und gibt sie doch gar zu deutlich Zeugniß für die Wahrheit d
Christenthums. Deßhalb wurden die waghalsigsten und unsi
nigsten Versuche gemacht, die Prophetie zu zerbröckeln und e
Stück um das andere abzureißen, das man dem Isaias a
sprechen und als ein Produkt weit jüngeren Datums ansehe
müsse.

Wenn nun ein neuer Versuch zur Erklärung der so inhal
reichen und so vielfach angegriffenen Prophetie gemacht wir
so ist das keineswegs ein leichtes Unternehmen, insofern sowo
den Angriffen der Gegner, als auch der Erwartung der gläu
bigen Leser auf Neues und Gediegenes Rechnung getragen wer
den muß. Die Schwierigkeit wird nach gewisser Seite hin no
gesteigert, wenn der Verfasser sich das Ziel steckt, etwas Gemei
nütziges auch in dem Sinne zu liefern, daß es nicht bloß de
Fachgelehrten, sondern weiterm Leserkreise nütze. Doch, glaube
wir, hat vorliegende Erklärung diesen berechtigten Erwartungen
welche sich an den Titel des Buches und an das in der Vor
rede ausgesprochene Ziel knüpfen, völlig genügt.

Ohne direkt polemisch zu seyn, berücksichtigt das Wer
hinlänglich die Haupteinwürfe der Gegner, um sie als grundlo

darzuthun. Verfasser zeigt, daß er mit den alten und neuen Exegeten, sowohl freundlicher als feindlicher Seits, in hohem Maße vertraut ist. Das Gute und Wahre, womit irgend Einer derselben die Einsicht in die Prophetie gefördert hat, ist ihm nicht leicht entgangen. Je weniger eine große Erudition zur Schau getragen wird, desto mehr deckt sie sich dem Leser beim Studium des Werkes auf, wenn er sieht, mit welcher Akribie die Erklärung der einzelnen Stellen des Propheten gegeben, und welche Auswahl unter den verschiedenen Interpretationen getroffen wird. Wohlthuend ist dabei für den katholischen Leser, daß die alten bewährten katholischen Exegeten recht zu Ehren kommen, weil sich zeigt, daß Manches von dem, welches als Auffindung akatholischer Exegeten gilt, längst von katholischen Erklärern gekannt und ausgesprochen war. Ebenso wohlthuend ist der Nachweis, welcher gelegentlich gegeben wird, daß der Text der Vulgata durchgängig der beste kritische Text ist; darum ist es, selbst von andern Gründen abgesehen, ganz am Platze, daß der Vulgata-Text der ganzen Erklärung zu Grunde gelegt wird. Andererseits schließt sich Verfasser gegen den Urtext durchaus nicht ab; man sieht im Gegentheil, daß er denselben überall herbeigezogen und verglichen hat, und daß er sich gewiß nicht scheut, die Vortheile für die Erklärung aus demselben zu erheben, welche eine vernünftige Kritik zuläßt.

Als besondern Vorzug des Buches glauben wir bezeichnen zu dürfen, daß die Erklärung der ganzen Prophetie, wie sie uns vorliegt, wie aus Einem Guß geschieht. Die Prophetie erscheint als einheitliche Durchführung Eines Planes. Wie passend und harmonisch die einzelnen Abschnitte und Glieder sich in diesen Plan einfügen, wird bei deren Erklärung kurz und bündig nachgewiesen; es liegt gerade darin nicht ein geringer Nachweis für die Richtigkeit des aufgestellten Planes.

Durch dieses Bestreben, Alles in und aus dem einheitlichen Zusammenhange zu erklären, wird nicht selten Licht verbreitet über die eigentlich messianischen Stellen des Propheten; sie finden erst so ihre volle befriedigende Erklärung. Man vergleiche in dieser Hinsicht beispielsweise Kap. 49, speciell V. 7,

bezüglich dessen überzeugend dargethan wird, daß direkt und buchstäblich der Messias gemeint sei, und daß selbst die Epitheta „ad contemptibilem animam, ad abominatam gentem“ des Vulgatatextes diesen Sinn nicht umstoßen können, da gerade die Heranziehung des Urtextes den Sinn der Vulgata deutlich macht. Ebenso könnten wir auf die anziehende Erklärung von Kap. 61, 62, 63 hinweisen. Es muß dem Verfasser zum Verdienste angerechnet werden, daß er durch die eingehaltene Interpretation gerade den messianischen Stellen zu ihrem Rechte verhilft.

Wiewohl derselbe weit entfernt ist, immer und überall den direkten oder eigentlichen Sinn auf Christus da finden zu wollen, wo die Kirche irgend welchen Ausdruck des Propheten auf Christus und seine Kirche überträgt — bekundet ja solcher Gebrauch auch durchaus nicht die eigentliche Interpretation der Kirche —; so ist er doch auch gar nicht engherzig und hyperkritisch in Zulassung und Vertheidigung der direkt messianischen Beziehung. Wir können in dieser Hinsicht dem Verfasser nur zustimmen, wenn er dem II. Theile durchgängig, speciell dem ganzen Abschnitt Kap. 49—57, einen eigentlich messianischen Sinn beilegt; wenn er über Kap. 52 V. 1—12 sagt (S. 587): „Zugleich zeigt dieser Hinweis (auf die Universalität des Heils als Sion's höchsten Glanzpunkt) von Neuem, daß der Seher die zweite messianische Befreiung vor seinem geistigen Auge hat und diese uns im Vorhergehenden schildern wollte, wenn er auch die Farben und Bilder der ersten, typischen und anbahnenden, Befreiung entlehnt.“ Solche Unterscheidung des Gewandes, in welches ein Gegenstand in der Sprache des Propheten gehüllt wird, von dem sachlichen Inhalte wird öfter noch treffend verwerthet, um den Sinn der bezüglichen Stellen richtig zu ermitteln und etwaige Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen. Ebenso müssen wir die Erklärung des Kap. 54 zutreffend nennen, welche S. 620 dahin rekapitulirt wird, daß der Prophet schon in kurzen Zügen die Haupteigenschaften der zukünftigen Kirche Christi gezeichnet habe: „Der hier geschilderte Glanz des messianischen Sion ist der Glanz und der Siegespreis des Messias.

Wir haben in diesem Kapitel die Schilderung der Allgemeinheit, der Heiligkeit, der Unzerstörbarkeit, der Unfehlbarkeit der Kirche, des mystischen Leibes Christi, des Messias."

Einen für die Erklärung fruchtbaren Gedanken spricht der Verfasser wiederholt, z. B. S. 589, aus, daß nämlich „im Buche des Isaias die stufenweise Entfaltung früher keimartig ausgestreuter Ideen bemerkbar ist, und als Eigenthümlichkeit des Schriftstellers anerkannt wird." Bei Beachtung dieser Eigenthümlichkeit wird Nachfolgendes durch Vorhergehendes, und umgekehrt, nicht selten in auffallender Weise beleuchtet und dem Verständniß näher gerückt. Auch trägt nicht wenig zu einer befriedigenden Erklärung einzelner Stellen bei, daß Verfasser sich bemüht, einzelne Ausdrücke und die uns sprungweise scheinende Aneinanderreihung der vorherverkündeten in weiter Ferne auseinander liegenden Thatsachen, der wir bei Isaias begegnen, durch die Art und Weise der Mittheilung zu erklären, welche dem Propheten selbst von Gott zu Theil wurde. Zeit und Raum verschwinden gleichsam für den Propheten in seinen Visionen; auch in der Wiedergabe des Geschauten drängen sich daher die Zeiträume von Jahrhunderten fast wie in Einen Punkt zusammen.

Die Diktion steht mit der sachlichen Behandlung in Einklang. Sie ist die, welche für eine zusammenhängende fließende Erklärung paßt. Verfasser wußte sie so zu wählen, daß die Erklärung der einzelnen Verse, welche dazu als Uebersetzung dem Text in Fettdruck eingegliedert sind, den Zusammenhang und Fluß der Rede nicht verwischte. Die Uebersetzung selbst ist in edler, kräftiger Sprache gegeben, den erhabenen Ideen und den begeisterten hochpoetischen Bildern des Propheten angepaßt, und auch die nachfolgende Erklärung paßt sprachlich zu dem Stoff und der Form des zu erklärenden hehren Gegenstandes; sie kann nur der Feder eines Exegeten entstammen, der durch eingehende Meditation sich in den Inhalt des Propheten mit Geist und Herz vertieft hatte.

Auf einzelne Partien können wir nicht näher eingehen.

Wenn auch hie und da in den Einzelerklärungen eine
chende Ansicht ihren berechtigten Platz haben mag, so
wir uns doch im Ganzen mit den so besonnenen als sc
nigen Bemerkungen des Verfassers nur einverstanden er
Das Buch ist recht dazu geeignet, viel Nutzen und Seg
stiften, sowohl zur persönlichen Erbauung des Lesers be
gen, als auch zur Verwerthung für den pastorellen Ge
den so reichhaltigen Propheten dem vollen Verständniß
schließen.

A

XXIII.

Zur Inquisitionsfrage.

Die Inquisition gehört zu jenen bevorzugten historischen Fragen, die sich von kirchenfeindlicher Seite einer besonders eingehenden Anfeindung, gewandter Entstellung und giftiger Verunglimpfung erfreuen durften. Einer kirchenfeindlichen Geschichtsbaumeisterei ist es gelungen, dieses Institut zu einem Schreckgespenst aufzuputzen, dessen bloßer Name schon erschaudern machen könnte; begreift es doch nach solcher Darstellung alle Schrecknisse in sich, die eine herz- und gefühllose Glaubenstyrannei über den Menschen zu bringen vermag; ein Meer von Blut und Thränen. Das große Verdienst der neueren Geschichtsforschung ist es, daß solche conventionelle Geschichtslügen immer seltener werden, namentlich hat sie das schmutzige Gewand, das gehässige Parteileidenschaft und verwerfliche Unehrlichkeit um die Inquisition und speciell um die spanische gewoben, unbarmherzig zerrissen. So darf es heute kein Geschichtsschreiber mehr wagen, durch die alte durchlöcherte Trompete kirchenfeindliche Fanfaren zu blasen, ohne den Vorwurf eines engherzigen, blind eifernden und besserer Erkenntniß unzugänglichen Parteimannes als berechtigt hinnehmen zu müssen. Das Hauptverdienst hieran gebührt unbestritten Hefele, auf dessen gründlicher und überzeugungsvoller Darstellung[1]) alle späteren dießbezüglichen

[1]) Das achtzehnte Hauptstück in seinem „Cardinal Ximenes.“ I. Auflage Tübingen 1844, II. 1851.

Abhandlungen sich aufbauen und aufbauen müssen. Er hat vor allem das frivole und tendentiöse Werk des kirchlichen und politischen Apostaten Johann Anton Llorente[1]) in das richtige Licht gestellt, und dessen unverantwortliche Leichtfertigkeit in seinen Angaben aufs unwiderleglichste nachgewiesen. So erscheint die spanische Inquisition seit Hefele in einer ganz anderen äußeren Gestalt, dagegen hat sich über den inneren Charakter des Institutes eine Streitfrage gebildet, die bis zur Stunde noch nicht gelöst scheint. Gerade in neuerer Zeit wurde diese Frage wieder lebhafter ventilirt und hätte wohl einen etwas animosen Ton angenommen, wäre nicht die deutsche Wissenschaft dem romanischen Feuer in ruhiger Ueberlegenheit gegenüber gestanden. Es dürfte somit nicht unpassend seyn, auch in diesen Blättern dem Stand der Frage etwas näher zu treten.

Die Ansichten scheiden sich in zwei Lager, die einander ziemlich schroff und fast exclusiv gegenüberstehen. Die einen sehen in der spanischen Inquisition eine durchaus staatliche Institution, die nur mit kirchlichen Waffen ausgerüstet war. Ranke nennt sie „einen königlichen nur mit geistlichen Waffen ausgerüsteten Gerichtshof". Hefele sagt[2]): „Die spanische Inquisition war nicht eine kirchliche, sondern eine staatliche Institution, wohl mit kirchlichem Apparate versehen, aber wesentlich von der Staatsgewalt eingesetzt, geleitet und benützt." Diese Anschauung vertritt weitaus die Mehrzahl aller neueren Geschichtsforscher, allen voran auf katholischer Seite Hefele[3]), Gams[4]) und Hergenröther[5]).

---

1) Er edirte in Paris 1818 seine histoire critique de l'inquisition d'Espagne in vier Oktavbänden. Ueber seine Lebensschicksale und Charakter vgl. Katholik 1824 Bd. 13. S. 1 ff.

2) Theolog. Quart.-Schr. 1880, S. 306.

3) In dem bereits genannten Werk über Cardinal Ximenes.

4) Kirchengeschichte von Spanien III. 2 S. 5—94. Auch separat erschienen Regensburg 1878. (96 S.)

5) Kirchengeschichte II S. 187 und 516.

Dieser Auffassung diametral entgegengesetzt ist die andere, welche obige Definition gerade auf den Kopf stellt und behauptet: „Die spanische Inquisition ist ein geistlicher, aber mit königlichen Waffen ausgerüsteter Gerichtshof“ [1]). Diese Anschauung suchten in neuerer Zeit zwei spanische Gelehrte, Francisco Javier Rodrigo [2]) und Orti y Lara [3]) zu vertreten, und ihren Ausführungen und Ansichten scheinen auch die Jesuiten in Innsbruck beitreten zu wollen [4]). Grisar hält in seinem Referat in unten genannter Zeitschrift das Werk von Gams, und damit wohl auch das von Hefele durch die Publikationen der beiden Spanier für „überholt“; wir gestehen gleich hier, einer solchen Ansicht nicht beipflichten zu können. Etwas Neues von ausschlaggebender Bedeutung für unsere Frage, wodurch die Ausführungen von Hefele und Gams auch nur irgendwie abgeschwächt würden, konnten wir bei keinem der beiden Spanier finden. Wir können die Ansicht Hefele-Gams keineswegs für antiquirt ansehen, sind vielmehr von deren Richtigkeit jetzt noch mehr überzeugt, als zuvor. Zur Begründung dieser Behauptung wollen wir hier keineswegs all die Gründe, womit die genannten Gelehrten ihre Ansicht stützen, in extenso wiederholen, vielmehr möchte der Frage nach ihrer principiellen Seite etwas näher getreten werden. Wir glauben, daß sich so die Inquisition fast naturnothwendig nach zwei verschiedenen Seiten darstellt, als ein kirchliches und als ein staatliches Institut.

1. Die kirchliche Inquisition.

Inquisition im eigentlichen kirchlichen Sinn ist etwas viel Harmloseres und Selbstverständlicheres, als sich außerkirchliche Personen bei Nennung dieses Namens wohl vor-

1) Zeitschrift für kath. Theologie. III. Innsbruck 1879. S. 570.

2) Historia verdadera de la Inquisicion. Madrid, tom. I. 1876, II u. III. 1877. (483. 538. 538 pp.)

3) La Inquisicion. Madrid 1877. (315 pp.)

4) cfr. obige Zeitschrift 1879 S. 548 ff.

stellen mögen. Sie ist nichts anderes als ein Glaubensgericht, das die Kirche über ihre Angehörigen ausübt und ausüben muß, um das ihr vom göttlichen Stifter anvertraute depositum fidei unverfälscht zu bewahren. Dieses Recht ist im Wesen der Kirche begründet und eine ihrer nothwendigsten Existenzbedingungen, zugleich aber auch die sicherste Bürgschaft für die Heilsgewißheit des Einzelnen. Ist nach den klaren Worten Christi der Glaube an ihn, an seine Lehre und sein Werk die unerläßliche Bedingung zur Rettung des Einzelnen, so muß nothwendig auch eine Auktorität vorhanden seyn, die uns untrüglich dafür bürgt, daß dieser Glaube uns auch überliefert worden, und daß er uns rein und unverfälscht überliefert worden; daß uns nicht statt des Fisches eine Schlange gereicht werde. Es muß naturnothwendig eine höchste Instanz geben, welche bei entstehenden Streitfragen mit untrüglicher Sicherheit entscheidet, eine oberste Auktorität, welche den menschlichen Subjektivismus in Schranken hält und zurückdrängt. Soll der Glaube rein bewahrt werden, und dieß wird doch wohl jeder auf christlichem Standpunkt Stehende unbestritten als göttlichen Willen zugestehen, dann muß auch ein Wächter dieser Reinheit bestellt seyn, und dieser Wächter muß das Recht und die Macht haben, alle Angriffe auf die Reinheit des Glaubens zurückzuweisen und unschädlich machen zu können. Dieses Wächteramt aber übt eben das kirchliche Glaubensgericht oder die Inquisition, die darum mit der Existenzberechtigung der Kirche unzertrennlich verbunden und eine res interna im eminentesten Sinne ist.

Aber selbst die nicht auf christlichem Standpunkt Stehenden, welche die Kirche lediglich unter dem Gesichtspunkt einer rein menschlichen Gesellschaft betrachten wollen, werden kaum etwas Unbilliges darin finden können, wenn dieser Verein bestimmte Forderungen an seine Glieder stellt; wenn bestimmte Statuten aufgestellt werden, von deren Annahme und Befolgung die Mitgliedschaft abhängig gemacht wird, und wenn eine höchste Auktorität über die Reinerhaltung

dieser Statuten wacht und jene, die sich gegen dieselben verfehlen, mahnt, warnt, straft und schließlich, bei hartnäckiger Verweigerung des Gehorsams, aus der Gemeinschaft ausschließt. Wir können nicht glauben, daß es einen einzigen billig denkenden Menschen geben sollte, welcher der Kirche dieses fundamentalste Recht, das dem einfachsten und unbedeutendsten Verein überall unverkümmert zugestanden wird, sollte absprechen wollen. Dieß kann nur die Negation der Kirche wagen, denn jene Versagung wäre wirklich identisch mit der Vernichtung der Kirche selbst und ähnlich dem Verbot, das einem schwer Kranken den Arzneigebrauch untersagt. Muß demgemäß das kirchliche Inquisitionsgericht von Christen wie Nichtchristen als eine selbstverständliche, wohlbegründete, ja naturnothwendige Forderung anerkannt werden, so können sich die Angriffe, welche dieses Institut erfahren, nicht auf dessen Wesen als solches beziehen, sondern nur auf die zufällige Form, in der es im Laufe der Geschichte aufgetreten.

Das eigentliche kirchliche Inquisitionsverfahren in seiner ursprünglichen Reinheit besteht nach den Weisungen Christi und der Apostel in Mahnen, Warnen, Zurechtweisen, die letzte, höchste und schwerste Strafe der Kirche aber besteht in der Lostrennung vom Leibe Christi, in der Ausscheidung aus der Gemeinschaft der Heiligen, in der Excommunikation, eine Strafe, die stets als eine furchtbare angesehen wurde, von der deßhalb nur nach reiflicher Ueberlegung und nach Erschöpfung aller anderen Mittel Gebrauch gemacht werden soll. Zum erstenmal finden wir diese Strafe angewendet von dem Apostel Paulus gegen den Blutschänder von Corinth[1]) und von da durch alle Jahrhunderte herauf bis zur Stunde. Daß diese Form kirchlicher Inquisition als eine unberechtigte oder grausame angestritten worden wäre, konnten wir in früheren, vor allen in den drei ersten Jahrhunderten nirgends

1) I. Cor. 5. 5.

finden, diese Anschauung verdankt ihre Entstehung erst neuerer Zeit und deren Rechtsanschauungen. Der heidnische Kaiser Aurelian dagegen fand diese kirchliche Inquisition völlig gerecht und lieh ihr, obgleich Christenverfolger, in Sachen des Paul von Samosata im Jahre 272 unbedenklich seinen kaiserlichen Rechtsschutz [1]). Eine andere Form erhielt das kirchliche Inquisitionsgericht, als unter Constantin dem Großen Staat und Kirche in die engsten Beziehungen zu einander traten, und das staatliche Leben sich allmählig auf der Grundlage des Christenthums aufzubauen begann. Von da an erschien ein Angriff auf die Einheit der Kirche zugleich auch als Schädigung und Störung des Staatsorganismus und die Folge war, daß die kirchliche Strafe auch bürgerliche Nachtheile im Gefolge hatte. Diese Bestimmungen aber, das ist wohl im Auge zu behalten, gingen lediglich von Seite des Staates, und nicht von der Kirche aus, und waren auch zunächst in seinem eigensten Interesse. Daß aber die Kirche diesen Schutz und diese Hilfe, die ihr der Staat aus Dankbarkeit und aus freien Stücken entgegenbrachte, hätte zurückweisen sollen, diese Forderung wird doch wohl Niemand stellen. Die höchste bürgerliche Strafe, die über Häretiker ausgesprochen wurde, war übrigens lange Zeit Exil, namentlich perhorrescirte man stets harte Leibes- oder Lebensstrafen [2]). Zum erstemal kamen solche in Anwendung nicht durch die Kirche, auch nicht durch die legitime Staatsgewalt, sondern durch den Usurpator Maximus, der im Jahre 385 die Häupter der Priscillianisten in Trier enthaupten ließ [3]).

1) cfr. Eusebius h. e. VII. 30.

2) Die verschärften Strafmittel, welche die Arianer namentlich Constantius und Valens in Anwendung brachten, fallen nicht unter den Begriff von Kirchenstrafen, sondern, wie das Vorgehen Julians, unter den der Verfolgung.

3) Zwar wird behauptet, Priscillian sei nicht als Häretiker, sondern als Verbrecher, weil des Maleficiums überführt, executirt worden. Wollte man dieß selbst zugeben bezüglich Priscillians, wie steht

Aber gerade gegen Anwendung solch blutiger Gewalt legte die Kirche durch ihre berufensten Vertreter feierlich Verwahrung ein. Der heil. Martin von Tours, Ambrosius, Papst Siricius und andere tadelten ganz entschieden solches Strafverfahren gegen die Häretiker, und diese Anschauungen blieben auch in Zukunft maßgebend für die bürgerliche Gesetzgebung. Eine Aenderung trat hierin erst ein mit Ausbildung der theokratischen Staatsidee durch Gregor VII. Nach diesen staatskirchlichen Anschauungen erschien ein Angriff auf den Glauben, auf die Einheit der Kirche, als ein Angriff gegen Gott selbst, als ein Majestätsverbrechen, und, wie dieses, auch der höchsten bürgerlichen Strafe, der Todesstrafe, verfallen. Doch lassen sich noch manche Stimmen gegen solche Deduktionen vernehmen und sprechen sich gegen die principielle Todesstrafe der Häretiker aus; erst Thomas von Aquin tritt offen und entschieden für diese Strafart ein[1]) und ihm nach die anderen Scholastiker. Von da an hat sich diese Doktrin im christlichen Rechtsbewußtseyn völlig eingebürgert und zwar so, daß selbst die Reformatoren hieran nichts Anstößiges fanden, vielmehr ihrerseits den ausgedehntesten Gebrauch von ihr machten. Erst in neuester Zeit ist hierin wieder eine Aenderung eingetreten und man ist allmählig wieder zu den Rechtsanschauungen der früheren christlichen Jahrhunderte zurückgekehrt. Der Vollzug der Todesstrafe aber wurde kirchlicherseits stets perhorrescirt, dieser sollte durch die Staatsgewalt geschehen, von den kirch-

---

es mit den andern gleichfalls zum Tode verurtheilten Priscillianisten, mit Felicissimus, Armenius, Latronian, Euchrotia, Aurelius? Und wenn es sich nur um die Execution einfacher Verbrecher handelte, welche lediglich die vom Gesetze verhängte Strafe erlitten, wozu die sorgliche Intercession Martins von Tours, warum der scharfe Tadel der angesehensten Kirchenfürsten nach Vollzug der Strafe?

[1]) Sum. II. 2. 9. 11. a. 3 possunt non solum excommunicari sed et juste occidi.

lichen Organen erfolgte nur das Urtheil über den Thatbestand der Häresie[1]). Die kirchlichen Organe, von denen dieses Urtheil ausging, waren die Bischöfe oder Synoden, besondere Gerichtsstellen oder Behörden für Untersuchung und Bestrafung der Häretiker gab es noch nicht; das aber ist es gerade, was man unter Inquisition im engeren oder eigentlichen Sinn versteht.

Solche eigentlich organisirte, für die Dauer mit dem Glaubensgericht beauftragte Behörden erscheinen erst gegen Ende des 12. und Anfang des 13. Jahrhunderts. Veranlassung dazu gab eine ganz bestimmte historische Erscheinung, nemlich die nicht unbedenkliche Gefahr, welche von Seite der Albigenser drohte. Nach Niederwerfung derselben erließ die große Synode von Toulouse im Jahre 1229[2]) genaue Instruktionen für solche Ketzergerichte. Kap. 1 verordnete, daß die Bischöfe in jeder Pfarrei, sowohl in- als außerhalb einer Stadt einen Priester und zwei oder drei oder mehrere gutbeleumundete Laien, wenn nöthig eidlich verpflichten, daß sie fleißig, treu und oft ihre Pfarreien visitiren, ob nicht Häretiker in ihnen sich aufhalten, namentlich sollen sie besonders verdächtige Orte und Schlupfwinkel durchsuchen. Die entdeckten Häretiker, sowie deren Gönner und Beschützer müssen dem Bischof und dem weltlichen Herrn des Ortes oder dessen Balliven sofort zur Bestrafung angezeigt werden. Kap. 2 wird derselbe Auftrag auch den exempten Aebten für jene Orte übertragen, die einer bischöflichen Jurisdiktion nicht unterstehen. In den folgenden Kapiteln 3—15 wird das Genauere des Strafverfahrens geordnet. Damit war

1) Die Auslieferung des der Häresie Ueberführten an den weltlichen Arm war von Seite der Kirche stets mit der Bitte begleitet, den Betreffenden nicht an Leib und Leben zu strafen. Wenn diese Bitte nach und nach auch zur bloßen Formel wurde, so muß sie doch eine reale Grundlage gehabt haben, und jedenfalls darf sie nicht zur Maske der Heuchelei gestempelt werden.

2) Vgl. Hefele, Conc.-Gesch. V. 873.

nun ein eigenes Ketzergericht mit genau formulirtem Strafcodex eingesetzt. Es waren dieß außerordentliche Maßregeln, aber sie waren nichts anderes, als ein Akt der Nothwehr gegenüber den feindseligen Angriffen von Seite der damaligen Häresie. Wer die Geschichte jener Zeit genau durchgehen will, wird finden, daß die Gefahr weit größer war, als es bei oberflächlichem Blick scheinen möchte. Es handelte sich, wie in den Tagen des Gnosticismus, um Seyn oder Nichtseyn des Christenthums. Zudem hatte sich die Häresie mit der physischen Gewalt verbunden und hatte so die Kirche gezwungen, auch ihrerseits zu außerordentlichen Mitteln zu greifen. Daß dieß die Kirche gethan und sich gegen die drohenden Gefahren vertheidigt, können ihr nur jene zum Vorwurf machen, in deren Augen das größte Verbrechen der Kirche eben deren Existenz ist, und die dieselbe freilich lieber schon in den Tagen der Albigenser hätten untergehen sehen, als erst heute. Das Inquisitionsgericht stand anfangs noch völlig unter der Jurisdiktion des Bischofs, war also ein bischöfliches, in Bälde aber verwandelte sich dasselbe in eine Dominicanerinquisition und zwar, wie Hefele [1]) zeigt, auf ganz natürlichem Wege. Der Dominicanerorden verdankt seine Entstehung eben dem Versuch, die Häretiker durch Predigen zu bekehren, daher auch Predigerorden genannt. Da hierin wirklich große Erfolge erzielt wurden, lag es nahe, daß die Bischöfe bei ihrem Inquisitionsverfahren zur Belehrung der Verirrten gerade Dominicaner verwendeten. Auch die Päpste anerkannten den großen Eifer und Erfolg der Predigermönche und empfahlen dieselben allenthalben zur Missionirung häretischer Gegenden. 1235 gab Gregor IX. den Dominicanern den Auftrag [2]), die der Häresie Verdächtigen wieder mit der Kirche zu versöhnen; Innocenz IV. sodann übertrug ihnen förmlich die Inquisitionsgeschäfte und verlieh

1) Ximenes p. 269.
2) Raynald ad. ann. 1235 n. 15.

ihnen sogar eine mit der bischöflichen concurrirende Gerichtsbarkeit. In einem Breve vom 20. Okt. 1248 an Raymund von Pennaforte erklärt der Papst, daß er die Thätigkeit der Dominicaner in Ausrottung der Häresie als sehr zweckmäßig erfunden, und deßhalb beschlossen habe, ihnen das Inquisitionsgeschäft ganz besonders (specialiter) zu übertragen. Von da an erscheint an Stelle der bischöflichen immer mehr die Dominikanerinquisition, die nach und nach in allen Theilen Europas, zuerst in Spanien eingeführt wurde. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts sodann verschwand dieses Institut wieder allmählig aus Spanien, aber gerade dieses Land sollte die Heimat einer neuen Art von Inquisition werden. Veranlassung dazu gaben ganz eigene, nur in Spanien vorhandene politische Verhältnisse.

Die bisherige Untersuchung hat uns gezeigt, daß die kirchliche Inquisition ihrem Wesen und Begriff nach durch alle Jahrhunderte dieselbe ist, ihr Strafverfahren dagegen ist uns unter verschiedenen Formen entgegengetreten. Wir haben gesehen, daß das rein kirchliche Strafverfahren eine Verschärfung gefunden durch Hinzutritt von bürgerlichen Strafen, und es fragt sich nun, fordert die Kirchenlehre als solche auch bürgerliche Strafen für die Häresie, oder sind diese nur das Ergebniß der historischen Entwicklung und daher rein zufällig? Die Geschichte hat uns die Antwort auf diese Frage deutlich genug gegeben. In den drei ersten Jahrhunderten finden wir nirgends eine Spur von der Forderung, daß der kirchlich Excommunicirte auch bürgerlich bestraft werden sollte, und welcher Theologe möchte heute den Grundsatz vertreten, daß Andersgläubige bürgerlich oder gar mit dem Tode bestraft werden sollten? Auch möchte es schwer seyn, in die Worte des Apostels Paulus [1]) den Sinn hineinzulegen, daß der durch Ausschluß aus der Kirchengemeinschaft

---

1) I Cor. 5. 5. Denselben Sinn dürften auch die Worte Christi haben Math. 13. 30.

gewissermaßen geistig Todte auch das physische Leben verwirkt habe. Gerade das Gegentheil ist in ihnen ausgesprochen, wie denn überhaupt im Sinne der Kirche die Excommunication in erster Linie eine poena medicinalis ist, was sie aber nicht seyn könnte, wenn mit ihr zugleich das Todesurtheil gesprochen seyn soll. Nichtsdestoweniger hat sich jene Forderung durch Fortentwicklung des christlichen Staatsgedankens theoretisch und praktisch als Rechtsforderung ausgebildet, aber es sollte nicht übersehen werden, daß sie das Resultat der staatlichen und nicht der kirchlichen Fortentwicklung gewesen. Ebenso sollte nicht übersehen werden, daß die Kirche auch in dieser Zeit die Todesstrafe nicht verlangt, vielmehr, wenn freilich nur formell, abzuwenden suchte. Allein es darf doch hierin irgendwie die Aeußerung einer kirchlichen Reaktion und Mißbilligung gesehen werden.

Hiemit haben wir die kirchliche Inquisition in ihrem Wesen und in ihren historischen Erscheinungsformen kurz gezeichnet und gesehen, wie die eigentliche kirchliche Inquisition zu einer solchen mit staatlichem Strafapparat sich fortentwickelt. Neben dieser aus dem Wesen der Kirche hervorgehenden Inquisition gibt es aber noch eine andere, aus dem Wesen des christlichen Staates hervorgehende, und sie nennen wir

2. Die staatliche Inquisition.

Diese Form der Inquisition finden wir in Spanien am Ende des 15. Jahrhunderts entstehen. Die Verquickung von Geistlichem und Weltlichem, wie wir sie in diesem Institut finden, hat, wie stets, so auch hier eine etwas schwierige Lage geschaffen, aus der der Ausgang nicht leicht zu finden ist. Um gleich mit dem Hauptpunkt zu beginnen, so scheint der Umstand, daß vor dem Inquisitionstribunal geistliche, beziehungsweise religiöse Angelegenheiten verhandelt wurden, vielfach die Klippe zu seyn, um die man nicht herumkommen zu können glaubt ohne die Annahme, es könne dieß eben nur im Auftrag, mit Vollmacht und Autorität der kirchlichen

Behörden, näherhin des Papstes geschehen seyn. So legt sich denn der Schluß von selbst nahe, ein Tribunal, das über religiöse Angelegenheiten verhandelt und zwar mit Genehmigung der höchsten kirchlichen Behörde, muß ein kirchliches Gericht seyn. Dieser Schluß aber ist falsch, weil die Prämissen unrichtig sind, daß nämlich die Staatsgewalt niemals aus eigener Machtvollkommenheit über irgendwelche religiöse Dinge Verordnungen erlassen könne. Ein vom christlichen Geiste durchdrungenes, auf diesem Geist ruhendes und von ihm getragenes Staatswesen muß nothwendig auch bei seiner Gesetzgebung und Verwaltung von diesem Geiste beeinflußt und geleitet werden, d. h. der wahrhaft christliche Staat wird ebenso wie der heidnische von sich aus gewisse religiöse Bestimmungen und Verordnungen erlassen können und erlassen müssen. Es muß ein Gebiet geben für den christlichen Staat, auf dem dieser aus eigener Machtvollkommenheit bestimmte, die Religion betreffende Verordnungen erlassen kann, ohne daß er deßhalb in die Sphäre der eigentlichen Kirchengewalt eingriffe und ohne daß seine dießbezüglichen Verordnungen und Bestimmungen etwa nur als Ausfluß kirchlicher Concessionen angesehen werden könnten. Man könnte hier passend den Unterschied von jus circa sacra und jus in sacris statuiren, wenn nicht der Sprachgebrauch ersterem Begriff einen ganz anderen Inhalt gegeben, so daß er vielfach ein jus in sacris involvirt. So liegt es offenbar in der eigensten Machtsphäre des christlichen Staates, von sich aus Bestimmungen zu erlassen, die dahin zielen, seinen Charakter als christlicher Staat nicht alteriren zu lassen und alle dießbezüglichen Gefahren abzuweisen, zu bestimmen, als Grundbedingung zu Amt und Würde in seinem Bereich werde der christliche Glaube verlangt. Ebenso liegt es zweifelsohne in der eigensten Machtsphäre des christlichen Staates, gewisse Vergehen gegen die Religion, die er als sein Lebensprincip weiß, von sich aus mit besonderen Strafen zu belegen. Um aber hiebei seinen eigensten Interessen nicht

entgegenzuarbeiten, d. h. statt die Religion zu schützen, sie aus Unkenntniß am Ende zu schädigen, wird er sich eines möglichst sicheren Urtheils vergewissern müssen, ob und wann wirklich solch ein Vergehen gegen die Religion vorliege, das er auch seinerseits mit Strafe belegen zu müssen glaubt. Zu Fällung eines solchen Urtheils ist der Staat aber von sich aus nicht befähigt, so wenig als zur Fällung eines juristischen Urtheils, aber er ist berechtigt hiezu befähigte Personen aufzustellen. Wie er zur Fällung der richterlichen Sentenzen ein Collegium von sachverständigen Richtern aufstellt, so wird er auch die Entscheidung jener Frage am passendsten Sachverständigen, d. h. Theologen übertragen. Um sich über die Tüchtigkeit derselben hinlänglich zu orientiren, wird er sich am zweckmäßigsten an jene Stelle wenden, welche die verläßlichste Auskunft geben kann, an die kirchliche Autorität, welch letztere ihrerseits hierin eine Bürgschaft hat, daß wirklich die Religion nicht geschädigt wird. Hiemit glauben wir, den Hauptbeweis erbracht zu haben, daß es einen Gerichtshof geben kann, der berechtigterweise über gewisse religiöse Fragen entscheidet, ohne daß er deßhalb ein kirchliches Gericht seyn müßte.

Betrachten wir nun unter diesem Gesichtspunkt die spanische Inquisition; um dieselbe aber richtig beurtheilen zu können, dürfen wir sie nicht aus dem Zusammenhang ihrer historischen Entwicklung herausreißen, sondern müssen sie eben in diesem ihrem Werden betrachten. Es wird sich uns dann zeigen, daß die Veranlassung zu ihrer Einführung in erster Linie ein staatliches Interesse war, freilich nicht eines abstrakten oder eines sogenannten Rechtsstaates, sondern eines christlichen Staates; es war ein Akt der Nothwehr dieses Staates gegen die gewaltsamen Umarmungen des Alles absorbirenden Judaismus.

Spanien hatte sich von jeher, wie kaum ein anderes Land der Erde, jüdischer Bevorzugung zu erfreuen. Jüdische Einwanderungen werden in die frühesten Zeiten zurückverlegt,

besonders zahlreich aber scheinen sie gerade im Beginn des Christenthums, zu Zeiten des Pompejus gewesen zu seyn. Thatsache ist, daß das Christenthum in Spanien von seinem Beginne an von dem zudringlichen Judenthum mehr belästigt und gefährdet wurde, als irgendwo anders, mehr noch als in Palästina. Schon die Synode von Elvira i. J. 306 sah sich veranlaßt, scharfe Bestimmungen gegen die Juden zu erlassen. Can. 16 verbietet den Katholiken die Ehe mit Juden; Can. 49 ermahnt die Gutsbesitzer, ihre Feldfrüchte nicht mehr von Juden segnen zu lassen; Can. 50 untersagt Klerikern und Laien allen näheren Umgang mit den Juden.[1]) Solchen die Juden betreffenden Verordnungen, theils von kirchlichen, theils von weltlichen Behörden erlassen, begegnen wir von Elvira an die ganze christliche Zeit herauf. Es war gewissermaßen ein fortwährender Existenzkampf zwischen Christen und Juden, den letztere durch ihre oft unzarte und nicht selten recht zudringliche Proselytenmacherei noch verschärften[2]), wogegen aber auch die Christen das compelle eos intrare oft in recht unsanfter Weise in Anwendung brachten. Namentlich die westgothischen Könige erließen seit ihrem Uebertritt zur katholischen Religion scharfe Bestimmungen die Judenmission betreffend. Die natürliche Folge war, daß sich das bedrohte Judenthum unter den äußeren Schein des Christenthums flüchtete und so diesem noch viel gefährlicher wurde, als der offene Mosaismus. Die Kirche sah sich daher in Bälde veranlaßt, gegen die gewaltthätige Judenbekehrung einzuschreiten. Das vierte Concil von Toledo i. J. 633 verordnete im Can. 57[3]): „Künftig darf kein Jude mehr zur Annahme des Christenthums gezwungen werden. Diejenigen, welche unter König Sisebut gezwungen

1) cfr. Hefele, C.-G. I. 162 und 177.

2) Abraham Abulafia wagte sich sogar an Papst Martin IV. 1281 um ihn zum Judenthum zu bekehren. cfr. Keyserling, die Juden in Navarra. Berlin 1861. S. 83.

3) Hefele, C.-G. III. 85.

wurden und die Sakramente empfingen, müssen Christen bleiben." Auch die folgenden Canonen dieses Concils treffen Bestimmungen bezüglich der bereits getauften Juden, ihrer Kinder, sowie der Sprößlinge aus gemischten Ehen und des Verkehrs mit Juden. Daß die Kirche gegen die Apostaten streng einschreiten mußte, falls sie den erheuchelten Uebertritten wirksam entgegentreten wollte, ist selbstverständlich und zwar mußten diese Strafen um so strenger werden, je größer die Gefahr war, die dem Christenthume vom Kryptojudaismus drohte. Gerade durch dieses verkappte Judenthum mußte die ohnedieß vorhandene Spannung zwischen Juden und Christen noch mehr gesteigert und vergiftet werden, die sogar zeitweilig zu gewaltsamen Ausbrüchen der Volkswuth führte. Solch eine judenfeindliche Bewegung ging z. B. i. J. 1391 durch Spanien, und vielerorts wurde den Juden nur die Wahl zwischen Taufe oder Tod gelassen. Die natürliche Folge war, daß gerade hiedurch der Kryptojudaismus ins Ungeheure wuchs. Wenn auch der Seeleneifer des hl. Vincenz Ferrerius viele aufrichtige Bekehrungen erzielte, so blieb doch die Zahl der öffentlich und heimlich zum Judenthum zurückgetretenen Judenchristen eine bedenklich große. So wuchs sich diese Judenfrage nach und nach zu einer nicht nur die spanische Kirche, sondern auch die spanische Nationalität bedrohenden Gefahr aus. Die Maranos, wie die zum Christenthume übergetretenen oder verkappten Juden genannt wurden, wußten sich in alle Aemter und Würden einzudrängen, Gelehrte, Richter, Staatsbeamte aller Rangordnungen, selbst Bischöfe, Aebte, Canoniker und Mönche zählten sie zu ihren wirklichen Anhängern oder doch zu heimlichen Gönnern. Der königliche Rath war voll von Conversos, und die Christen mußten sich nicht wenige Rechtsverletzungen von jüdischen Gerichtscollegien gefallen lassen. Mancher Meuchelmord blieb ungestraft, weil die Richter Maranos waren oder unter deren Einfluß standen. Außerdem hatten sich die Juden und Judenchristen des ganzen

Reichthums des Landes bemächtigt, die Einziehung aller königlichen Renten ging durch ihre Hände. Die Adeligen, vielfach durch Heirathen mit ihnen verbunden, liehen Juden und Judenchristen Schutz und Hilfe, und der Proselytismus erhob frecher als je sein Haupt, so daß er selbst an die Königin Isabella sich wagen zu dürfen glaubte. Dieß waren bedenkliche Zustände im spanischen Staatswesen, die in den Katholiken das Gefühl der Unsicherheit, der Existenzbedrohung, aber auch glühenden Hasses mit psychologischer Nothwendigkeit wachrufen mußten, so daß schließlich der unbedeutendste Anlaß die lang verhaltene Wuth zu tobendem Ausbruch bringen konnte. Während einer Procession in Cordova goß ein Mädchen aus einem Hause Wasser über die Statue der seligsten Jungfrau. In dem hierüber entstandenen Tumult tödtete der Anführer der Maranos durch Treubruch den Leiter der Bewegung durch einen Lanzenstich. Dieß war nun das Signal zu einem allgemeinen Aufstand der Katholiken gegen Adelige und Conversos, in dem durch Brand, Plünderung und Mord schrecklich gehaust wurde. Von Cordova verbreitete sich die Bewegung durch ganz Andalusien und pflanzte sich auch nach Castilien fort. Der Versuch der neuen Christen, sich der Festung Gibraltar zu bemächtigen, mißlang, verschlimmerte noch die Lage der Maranos.[1]) Diesen tobenden Strom erbitterten Hasses sollte nun die Inquisition in ruhigere Bahnen lenken, an Stelle der Volksjustiz trat das geregelte Verfahren des hl. Officiums.

1477 kamen die spanischen Herrscher nach Sevilla, wo unter dem Schutz des Cardinals Mendoza der Dominicaner Alfons von Ojeda eben unter den Maranos missionirte. Die „katholischen Könige" wurden auch hier, wie schon früher öfters und von verschiedenen Seiten, auf das große Uebel und die bedenkliche Gefahr der „neuen Häresie" hingewiesen und angegangen, zur Unterdrückung derselben ein Ketzergericht

---

1) cfr. Grätz „Gesch. der Juden". Leipzig 1864. Bd. V. S. 232 ff.

aufzustellen. Hiefür sprachen namentlich auch der eben in Sevilla anwesende Inquisitor von Sicilien und der Gerichtsbeisitzer Diego de Merlo von Sevilla. Wirklich entschlossen sich die Herrscher zur Einführung einer Inquisition und wandten sich dieserhalb an den Papst Sixtus IV. Dieser, in der Meinung, daß es sich um Einführung der gewöhnlichen kirchlichen Inquisition handle, ertheilte ihnen unter dem 1. November 1478 die Vollmacht, zur Untersuchung und Bestrafung der Häretiker zwei bis drei kirchliche Personen, Welt- oder Ordensgeistliche aufstellen zu dürfen, die 40 Jahre alt, von reinem Wandel, Magister oder Baccalauren der Theologie, Doktoren oder Licentiaten des canonischen Rechtes seyn sollten.[1]) Kraft dieser päpstlichen Bevollmächtigung bestellten nun die „Könige" unter dem 27. Dezember 1480 zwei Dominicaner zu Inquisitoren von Sevilla, denen noch zwei Gehilfen beigegeben wurden. Dieses Gericht begann gleich am 2. Januar 1481 seine Thätigkeit, und zwar handelte es sich lediglich um den Kryptojudaismus, wie die Instruktion von eben diesem Tage deutlich genug zeigt. Sie enthält 37 Punkte oder Kennzeichen, durch welche der geheime Judaismus sich verrathe. Also nicht um die Häresie im Allgemeinen, wie der Papst wohl glaubte, sondern speciell um den Kryptojudaismus handelte es sich, und die Unterdrückung und Unschädlichmachung desselben war unbestritten in erster Linie ein spanisches Staatsinteresse. Es wird auch kaum Jemand bestreiten wollen, daß diese ersten Inquisitionsrichter von Sevilla lediglich kraft des königlichen Vollmachtsbriefes vom 27. Dez. 1480 eine Macht ausüben konnten, also Staatsbeamte waren. Sofort nach Inkrafttreten des Gerichtes zeigte sich auch, daß dessen Thätigkeit die Interessen des absoluten Staates in ganz ungeahnter Weise fördere. Der Grund hievon lag in der eigenthümlichen Verbindung zwischen Adel und Maranos, wodurch

[1] cfr. Llorente l. c. T. I p. 145.

ersterer von selbst der Macht des königlichen Inquisitionsgerichtes verfiel, und nach und nach gebrochen wurde. Diese Wirkung hatten sicher die Herrscher bei Aufstellung des Gerichtshofes nicht vorausgesehen und auch nicht voraussehen können, nachdem sie aber eingetreten, mußte ihnen umsomehr alles daran liegen, diese schneidige Waffe sich nicht mehr entwinden zu lassen. Dieß ist gewiß der Hauptgrund des zähen Festhaltens der spanischen Herrscher an ihrer Inquisition und der Begünstigung des oft scharfen Vorgehens derselben. Aber auch der Papst wurde dieser Wirkung und seines Irrthums in Beurtheilung des Gerichtes erst später gewahr, säumte aber auch nicht, dieß sofort zu erklären und seine Mißbilligung auszusprechen.[1] Aber weder Sixtus IV. noch einer seiner Nachfolger vermochte, trotz der ernstesten Versuche und Anstrengungen, die fortwährend gemacht wurden, eine organische Aenderung des Staatsinstitutes herbeizuführen; es blieb, was es war, ein königlicher Gerichtshof.

1483 trat insofern eine Aenderung in der Organisation ein, als die Könige in Thomas Torquemada einen Großinquisitor bestellten mit dem Recht, Unterinquisitoren zu ernennen. In dieser Eigenschaft wurde freilich für ihn und alle seine Nachfolger die päpstliche Bestätigung nachgesucht, allein dieß änderte an dem Charakter des Ganzen ebenso wenig etwas, als die beiden Bullen Alexanders VI. vom 3. und 4. Mai 1493 die Welttheilung zwischen Spanien und Portugal zu einer kirchlichen Angelegenheit machten. Es ist dieß nichts anderes als die Zuhilfenahme des kirchlichen Ansehens, das eine gläubig religiöse Zeit für alle wichtigen Handlungen, und namentlich wenn dabei irgendwie die Religion in Frage kam, anrufen wollte, um sich größeren Erfolges zu vergewissern. Außerdem war damals die kirchliche Macht, näherhin das Papstthum, die einzige internationale Macht, die überall Nachachtung fand, es mußte

1) Llorente l. c. T. IV. p. 347.

daher von größtem Interesse seyn, diese Auktorität für sich zu haben. Daraus ergibt sich aber auch, daß man nicht sofort bei der Hand seyn sollte, aus irgend einer Bestätigung, die päpstlicherseits ertheilt wurde, auch schon auf den kirchlichen Charakter der betreffenden Handlung zu erkennen. Trotz dieser nachgesuchten und erhaltenen päpstlichen Bestätigung wußten und betrachteten sich die spanischen Könige stets als Inhaber der Auktorität, in deren Namen die Inquisition handelte. Was Ferdinand zum Ximenes als Großinquisitor gesprochen, war im Sinn und Geist aller spanischen Herrscher gesprochen. Als Ximenes gegen die Ernennung eines Laien als obersten Inquisitionsrathes protestirte, entgegnete ihm der König am 11. Februar 1509[1]): „Wisset Ihr nicht, daß wenn dieser Rath eine Gerichtsbarkeit hat, der König es ist, von dem er sie hat." Man sollte glauben, daß dieß hinlänglich klar gesprochen, Grisar aber bemerkt[2]) hierüber kurz: „Auf die staatliche Seite der doppelten Gewalt des Rathes ist der Ausspruch des Königs Ferdinand an Ximenes zu beziehen: Wißt Ihr nicht rc." Man kann dieß übrigens noch gelten lassen, wenn für diese staatliche Seite der Gewalt so viel Raum in Anspruch genommen wird, daß für eine andere Gewalt eben nur mehr das Zusehen übrig bleibt. Daß aber diese staatliche Seite wirklich solchen Umfang hatte, beweisen bestimmt genug alle Erlasse des Gerichtshofes, in erster Linie die Instruktionen für das ganze Gerichts- und Strafverfahren, wie solche im Jahre 1484, dann 1488, 1498 und 1561 erlassen wurden.[3]) Der Großinquisitor und der ganze Inquisitionsrath lassen wahrlich nicht den geringsten Zweifel, wie sie selbst ihre Macht und Auktorität ansahen und auffaßten. Es ist nicht wohl thunlich, den Wortlaut aller einzelnen beweisenden Stellen hier anzuführen, es soll nur bemerkt wer-

1) Llorente l. c. I. 359.
2) Innsbrucker Zeitschrift 1879 S. 564. Anm. 1.
3) cfr. Reuß, Sammlung der Instruktionen des spanischen Inquisitionsgerichts. Hannover 1788.

den, daß die stehende und zu duzendmalen sich wiederholende Formel folgende ist: „Die Hoheiten wollen, befehlen, bestimmen, verordnen, verzeihen, halten für gut u. s. w.“ Die Instruktionen von 1484 werden eingeleitet: „Es versammelten sich in der edlen und getreuen Stadt Sevilla, auf königlichen Befehl, zusammenberufen durch den hochwürdigen Vater, Bruder Thomas von Torquemada, Prior des Klosters zum hl. Kreuz in der Stadt Segovia, königlicher Beichtvater und Generalinquisitor ꝛc.“ [1]) Wir wollen nicht behaupten, daß das Adjektiv „königlich“ auf Beichtvater und Generalinquisitor bezogen werden müsse, wiewohl wir zu solcher Exegese gewiß ebenso berechtigt sind, als Grisar zu obiger Limitation. In der Instruktion von 1488 heißt es: „ . . . es ward von allen Inquisitoren und Beisitzern aller Inquisitionen der Reiche Castilien und Aragonien, die auf Befehl der Höchsten, Großmächtigsten, Erlauchtesten Fürsten, des Königs und der Königin versammelt waren . . . beschlossen.“ [2]) Art. 13 dieser Instruktion heißt es: „es wurde beschlossen, bei Ihro Hoheiten eine Bittschrift einzugeben, daß sie befehlen ꝛc.“ [3]) Dieselbe Formel findet sich in Art. 14. Ein Erlaß von 1485 bestimmt: daß die nicht genannten Fälle dem klugen Ermessen der Inquisitoren überlassen seyn sollen, so daß sie entscheiden können, „ohne sich bei Ihro Hoheiten Raths zu erholen.“ „In wichtigen Fällen sollen sie aber alsbald, mit aller Sorgfalt an Ihro Hoheiten schreiben, daß sie befehlen ꝛc.“ [4]) Ein Befehl des Generalinquisitionsgerichts von Segovia im Jahre 1503 beginnt also: „Wir vom Rath des Königs und der Königin, unseres Herren, da wir auf das Wohl und die Angelegenheiten des Amtes der hl. Inquisition sehen ꝛc. . . . ermahnen

1) Reuß l. c. S. 2.
2) Reuß l. c. S. 38.
3) Reuß l. c. S. 50.
4) Reuß l. c. S. 53.

und befehlen 2c." [1]) Ganz ebenso beginnt ein anderer Befehl vom selben Jahr und ebenso ein solcher vom Jahre 1499.[2]) Eine Verordnung von Ximenes im Jahre 1516 lautet: „Ehrbarer Herr Einnehmer . . . hier ist ein Befehl und Schluß Ihrer Hoheiten über die Güter eingelaufen . . . Dieses dient euch zur Vorschrift und hierin soll es nicht anders gehalten werden, denn also wollen und befehlen es Ihre Hoheiten und in ihrem Namen thun wir es euch kund." [3]) Eine Instruktion von 1485 besagt: „Ihre Hoheiten geruhen und befehlen, daß keiner von gedachten Beamten (Inquisitoren und deren Unterbeamte) von seinem Amte Gebühren nehme . . . unter der Strafe das Amt zu verlieren. Auch befehlen sie, daß keiner von besagten Inquisitoren u. s. w." Dieselbe Instruktion sagt weiter: „So oft ein solcher Fall eintrifft (daß ein Inquisitor sich in seinem Amt verfehlt), sollen sie es Ihro Hoheit, dem König unserm Herrn, und mir schreiben 2c." [4]) Ein Edikt vom Jahre 1502, vom Generalinquisitor erlassen, beginnt: „Wir vom Rathe des Königs und der Königin, unserer Herren, die wir das Beste und die Sachen, die das Amt der hl. Inquisition betreffen, in Erwägung gezogen haben, befehlen Euch 2c." Der Schluß lautet: „denn so ist der Wille Ihro Hoheiten und ihr sollt nicht anders darin handeln." [5]) Die angeführten Beispiele dürften wohl genügend seyn, um es jedem zu ermöglichen, sich ein Urtheil über den Charakter des fraglichen Institutes zu bilden. Dabei sei noch bemerkt, daß in allen diesen Erlassen und Instruktionen einer kirchlichen oder päpstlichen Fakultät oder Bevollmächtigung nirgends Erwähnung geschieht. Ein Gerichtshof, der in solcher Weise seine jurisdiktionelle Gerecht-

---

1) Reuß l. c. S. 78.
2) Reuß l. c. S. 93 und 99.
3) Reuß S. 101.
4) Reuß S. 106 und 107.
5) Reuß S. 114.

same legitimirt, sollte doch keinerlei Zweifel mehr übrig lassen über seinen Charakter.

Diese Selbstprädicirung des Gerichtes folgt übrigens von selbst aus der Einsetzung desselben. Es wird nämlich der Satz nicht zu gewagt seyn, daß ein Beamter jener Macht zugehört, die nach Belieben über dessen Ein- und Absetzung verfügt. Dieß aber trifft zu bei dem Großinquisitor der spanischen Inquisition, und von ihm wurden alle anderen Beamten des genannten Gerichtes eingesetzt. Von 44 Großinquisitoren wurden nicht weniger als 12 staatlich abgesetzt[1]) und sofort von staatswegen andere an deren Stelle ernannt, ohne daß von Seite des Papstes irgendwelche Einsprache erfolgt wäre. Wie ist dieß denkbar, wenn der Großinquisitor ein kirchlicher Beamter war? Wo wäre einmal, nicht zu sagen ein Bischof oder Prälat, sondern ein Pfarrer oder Kaplan seines Amtes staatlich entsetzt worden, ohne daß die Kirchenbehörde irgendwelche Aeußerung gethan, ja sogar den staatlich ernannten Nachfolger ohne weiters bestätigt hätte? Aber der Papst hat doch jedesmal den betreffenden Großinquisitor bestätigt und gerade in dieser päpstlichen Bestätigung will man den Hauptbeweis für den kirchlichen Charakter der Inquisition finden. Man ist sofort bei der Hand, die Parallele der Nomination der Bischöfe durch die Fürsten und deren Bestätigung durch den Papst herbeizuziehen[2]), um dadurch den Beweis recht evident zu machen. Schon der Wortlaut der Confirmation spreche sich deutlich genug über den Charakter des Großinquisitorates aus, daß nämlich sein

1) Grisar l. c. S. 577 nennt die staatlichen Absetzungen „Resignirungen, die freilich meist vom Staat beeinflußt oder herbeigeführt wurden.“ Wenn aber Carena in s. tractatus de officio ss. inquis. sagt: „supremi inquisitores ad nutum Summi Pontificis sunt amovibiles“, so ist dieß durchaus unwahr oder besser eine falsche Anschauung Carenas, denn er sagt ja nur „ut mihi videtur“.

2) Grisar l. c. S. 565.

Inhaber Vollmacht und Gewalt vom Papste erhalten, folglich sei die Inquisition ein im Namen und Auftrag der Kirche handelndes Glaubensgericht gewesen.

Was den Wortlaut anlangt, so kann er für die Prädicirung des Charakters gar nicht in Betracht kommen; auf Grund dieses Wortlautes ließe sich eine stattliche Reihe von Angelegenheiten und Aemtern zu kirchlichen stempeln, denen wohl Niemand kirchlichen Charakter vindiciren wird. Wir haben auch sonst nicht gefunden, daß dem curialistischen Kanzleistyl solche Bedeutung zugeschrieben worden, warum gerade hier, ist nicht einzusehen. Daß der Großinquisitor durch die päpstliche Bestätigung ein höheres und auch weiter reichendes Ansehen erlangte, soll gewiß nicht bestritten werden, daß diese Bestätigung aber das ganze Amt zu einem kirchlichen umgeschaffen, ist gewiß ebenso richtig oder unrichtig, als daß der deutsche Kaiser durch Bestätigung seiner Wahl, durch Krönung und Salbung von Seite des Papstes zu einem päpstlichen Beamten geworden. Oder hätte vielleicht auch die bis auf Gregor VII. päpstlicherseits eingeholte kaiserliche Bestätigung den Charakter des Papates alterirt?

Was aber obige Parallele anlangt, die den Beweis scheinbar so evident macht, so ist sie völlig unzutreffend, weil eine principielle Verschiedenheit obwaltet. Bei Aufstellung von Bischöfen handelt es sich nicht um Schaffung einer Auktorität, um Uebertragung irgend einer Machtbefugniß durch menschliche Organe, sondern um Schaffung der jure divino eingesetzten Hierarchie. Die Bischöfe erhalten ihre bischöfliche Vollgewalt weder durch die Nomination der Fürsten noch auch durch die Bestätigung des Papstes, sie sind nach den Worten der hl. Schrift: positi spiritu sancto. Will man eine Analogie, so dürfte weit zutreffender seyn die Vergleichung mit einem vom Staat berufenen und bestellten Professor der Theologie, wobei die Kirche gleichfalls eine Mitcognition beansprucht bezüglich der Garantie seiner orthodoxen Lehre. Entspricht der öffentliche Lehrer ihren An=

forderungen nicht, oder nicht mehr, so kann und wird die Kirche kirchlich gegen ihn einschreiten, wird ihren Angehörigen den Besuch der Vorlesungen untersagen, seiner Stelle aber kann sie ihn nicht entheben, eben weil er Staatsbeamter ist.

Hiemit stimmt auch ganz das positive Verhalten der Päpste gegenüber der spanischen Inquisition, das nur unter der Annahme eines Staatsinstitutes erklärlich ist. Wie wir gesehen, ertheilte Sixtus IV. den spanischen Herrschern die Erlaubniß zur Einführung der Inquisition. Wie diese gelautet, wissen wir nicht mehr genau, da die Bulle abhanden gekommen. Llorente benützte sie noch, fand es aber weder für nöthig noch gerathen, sie seinem Tendenzwerk einzuverleiben. Es legt dieß die Vermuthung nahe, daß sie nicht geeignet war, seine These, die spanische Inquisition sei eine kirchliche Usurpation gewesen, zu stützen; mit anderen Worten, Sixtus hat eben seine Einwilligung nur zu einer kirchlichen Inquisition geben wollen, denn eine andere war noch gar nicht bekannt und sollte erst geschaffen werden. Veranlassung dazu waren die ganz singulären politischen Zustände in Spanien. Erst ein volles Jahr nach ertheilter päpstlicher Bewilligung wurde der neue Gerichtshof mit ganz eigenen Statuten constituirt. Was die spanischen Herrscher vom Papste verlangten und erhielten, war nur das Zugeständniß, einen mit kirchlichem Ansehen umkleideten Gerichtshof einführen zu dürfen, um den Judaismus zu unterdrücken.

Die Richter aber, welche von den „Königen" kraft dieser Bewilligung aufgestellt wurden, hatten ihre Richtergewalt nicht vom Papst, sondern von den Herrschern und sobald diese sie zurückzogen und sie ihres Amtes entsetzten, hörten sie auch sofort auf Inquisitionsrichter zu seyn, und ihre Urtheile verloren jede verbindliche Rechtskraft. Diese völlige Verstaatlichung und Vergewaltigung des vermeintlichen kirchlichen Gerichtes war es auch, gegen welche die Päpste unausgesetzt ankämpften. Ihr Streben ging fortwährend da-

hin, wirklich kirchliche Richter an die Stelle der staatlichen zu bringen und die Urtheile von kirchlicher Autorität abhängig zu machen; daher die Bestellung eines päpstlichen Appellationsrichters in der Person des Erzbischofs von Sevilla durch Bulle vom 2. August 1483; daher die Verweisung der Appellationen an die Curie nach Rom. Aber alle Versuche, der Staatsgewalt die gefährliche Waffe zu entreißen, blieben vergeblich, die Könige ließen sich die förderliche Waffe um keinen Preis mehr entwinden, denn ihre Zweckmäßigkeit hatte sich zu sehr bewährt. Dieses vergebliche Ringen der Päpste bleibt ganz unverständlich, wenn der Großinquisitor im Namen und Auftrag des Papstes handelte. In diesem Falle muß er sich doch offenbar auch nach den Weisungen des Papstes richten; im Weigerungsfalle aber muß ihn dieser seines Amtes entheben, oder er setzt das Ansehen seiner Auktorität auf das Spiel. Falls dieß auch Ein Inhaber der Kathedra Petri thun könnte, daß eine ganze Reihe das Ansehen der obersten Kirchenbehörde in solcher Weise schädigen ließe, ist geradezu undenkbar. Wir möchten daher die Frage Grisars [1]) in umgekehrtem Sinne stellen: „ob der hl. Stuhl in der Geschichte etwa besser dastehe mit diesem Gehen- und Geschehenlassen gegenüber den Anmaßungen eines kirchlichen Institutes?" So schwierig die Antwort auf diese Frage, so einfach löst sich das Ganze, wenn die Inquisitoren Staatsbeamte waren. Von einem Gehen- und Geschehenlassen kann hier die Rede nicht seyn. Die Päpste erhoben wahrlich oft genug ihre Stimme gegenüber den Härten der Inquisition und versuchten alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel, um sie zu lindern. Wenn sie den gewünschten Erfolg nicht hatten, so war das ihre Schuld nicht, denn sie befanden sich einem staatlichen Gerichte gegenüber, auf das sie einen organisatorischen Einfluß nicht hatten und gegen das sie nicht einschreiten konnten, so lange es sich nicht gegen

---

[1]) Zeitschrift für kath. Theol. 1879. S. 577.

den Glauben der Kirche verfehlte, denselben vielmehr, wenn auch in excessiver Weise, vertheidigte. Ganz unrichtig scheint uns das Vorgehen zu seyn, aus den verschiedenen päpstlichen Erlassen bezüglich der Inquisition ohne weiters zu schließen, daß das Institut eben deßhalb ein kirchliches gewesen sei. Gegen solche Auffassung muß um so mehr protestirt werden, als sie auf den ersten Blick große Berechtigung zu haben scheint, bei näherer Untersuchung aber bedeutend an Werth verliert. Diese Bullen sind entweder auf Ansuchen der spanischen Herrscher im Interesse ihrer Inquisition erlassen, sind also weiter nichts, als eine nachgesuchte Sanktionirung irgend eines staatlichen Wunsches zur Erlangung größeren Ansehens. Solche Bullen werden für den Charakter des Instituts gerade so viel oder so wenig beweisen, als die nachgesuchte und erhaltene Bestätigung des Generalinquisitors selbst. Andere dieser päpstlichen Bullen wurden freilich motu proprio erlassen und versuchten auch zum Theil organisatorisch auf das Institut einzuwirken, aber gerade deßhalb fanden sie auf Befehl der Herrscher entweder gar keine Nachachtung oder nur so weit es diesen genehm und von ihnen zugestanden war.[1]) Eine Beweiskraft für den kirchlichen Charakter des Institutes können wir daher auch ihnen nicht zugestehen, eher das Gegentheil.

Wenn aber gesagt wird, daß „von den Päpsten genaue Vorschriften für den Gang des Verfahrens“ ausgegangen[2]), so müssen wir dieß auf Grund des Wortlautes der Instruktionen als durchaus unrichtig bezeichnen. Wir haben oben eine Auslese von Beispielen gegeben, die ziemlich deutlich zeigen, in wessen Namen die Instruktionen erlassen wurden. Zu noch genauerem Erweis müssen wir auf die Sammlung

1) Am 31. Aug. 1509 erließ König Ferdinand ein Dekret, das jeden mit dem Tode bedroht, der vom Papst oder seinem Legaten eine Bulle oder irgend eine Urkunde zum Nachtheil der Inquisition erwirken oder veröffentlichen würde. Llorente T. 1 p. 368.

2) Grisar l. c. S. 565.

von Reuß selbst verweisen. Wenn sich die Inquisitoren einigemal das Epitheton „apostolische“ beilegen [1]), so können wir den Schluß, der hieraus auf den kirchlichen Charakter des Amtes gemacht wird, nicht gelten lassen, wir müßten denn zugeben, daß die „apostolische Majestät“ der österreichischen Herrscher diese zu kirchlichen Beamten mache. Aus der Verordnung, daß der unbußfertige Ketzer dem weltlichen Arm übergeben werden soll [2]), will Rodrigo schließen [3]) daß das Institut ein kirchliches gewesen. Dieß heißt denn doch den Wortlaut ungemessen pressen. Vor allem ist daran zu erinnern, daß jene, welche diese Instruktion erlassen, von sich selbst sagen, daß sie sich „auf königlichen Befehl“ versammelt, somit auch die Instruktion auf seinen Befehl erlassen haben. Weiterhin ist nicht zu übersehen, daß die Richter Clerici sind, denen der Vollzug eines Bluturtheils strengstens untersagt ist bei Strafe der Irregularität. Zudem ist es unsers Wissens nirgends üblich, daß die Richter auch die Execution besorgen. Dieß ist Sache des Henkers und diesen Sinn hat obiger Artikel unverkennbar.

Noch eine weitere Frage bleibt richtig zu stellen, die bei Rodrigo eine schiefe Beurtheilung gefunden. Um die anfänglich als ein rein kirchliches Institut dargestellte Inquisition wenigstens schließlich als gemischtes Tribunal zu retten, dessen Haupttheile kirchlich gewesen, bedient sich der spanische Gelehrte eines eigenthümlichen Kunstgriffes. Er zerschneidet die Inquisitoren in Doppelwesen, von denen die eine Hälfte weltlich, die andere kirchlich ist. Letztere habe über das Glaubensverbrechen abgeurtheilt, erstere über die bürgerliche Strafe erkannt, das Glaubensurtheil aber ist offenbar das Principale, zu dem sich der zweite Theil nur accessorisch verhält. [4]) Das ist nun eine recht schöne Sektion,

1) Grisar l. c. S. 560.
2) Art. 12 der Instrukt. v. 1484.
3) Rodrigo I. 275.
4) Vgl. Grisar l. c. S. 571.

die sich theoretisch auch recht gelehrt ausnehmen mag, faktisch aber nur an einem Phantom vorgenommen wird. Wir haben oben schon bemerkt, daß man die spanische Inquisition, um sie richtig beurtheilen zu können, in ihrem Werden betrachten müsse und nicht aus dem historischen Zusammenhang herausreißen dürfe. Wenn bei Beurtheilung derselben ganz allgemein von Glaubensgericht gesprochen wird, so kann dieß nur zur Verwirrung des Urtheils führen, thatsächlich handelte es sich ursprünglich lediglich um Aufspüren des Kryptojudaismus, um diesen unschädlich zu machen, sonst aber um gar nichts anderes. Diese Aufgabe aber übernahm der christliche Staat und zwar zunächst in seinem eigensten Interesse und aus eigener Machtvollkommenheit. Um aber nicht am Ende seine und die Interessen der Kirche zu schädigen, durfte er nicht jeden beliebigen autorisiren, sondern nur solche, welche dazu befähigt waren, d. h. von der kirchlichen Auktorität für tüchtig und fähig erklärte Theologen. Diese kirchliche Befähigung macht nun Rodrigo im Handumdrehen zu kirchlicher Jurisdiktion, während thatsächlich diese kirchlich befähigten Theologen keinerlei Gerechtsame besaßen, sondern solche erst durch die staatliche Nomination erhielten und durch deren Entziehung sofort auch wieder verloren. Wenn man will, kann man in den Inquisitoren wohl zweierlei unterscheiden, die kirchliche Befähigung und die staatliche Befugniß. Die von Rodrigo vorgenommene Scheidung aber widerspricht den thatsächlichen Verhältnissen. In gleicher Weise unrichtig ist der Schluß von dem Competenzumfang auf den Charakter. Wie wir bereits zu wiederholtenmalen gezeigt, erfordert die anfängliche Competenz keinerlei kirchlichen Charakter. Wenn nun aber die Competenz einfach in der Weise genommen wird, wie sie sich später ausgewachsen, um dann kurzweg zu argumentiren, ein Gericht, das in solcher Weise über Religionssachen entscheidet, muß auch von der kirchlichen Auktorität eingesetzt, geleitet und verwaltet werden, so ist dieß eben ein Hinwegschreiten über den hi-

torischen Thatbestand. Dieser sagt uns, daß das Institut in seinem ersten Entstehen einen völlig staatlichen Charakter trug und daß hiegegen von Seite der ihm zugewiesenen Competenz nichts einzuwenden ist. Wenn sich nun diese Competenz nach und nach immer mehr ausgewachsen, so daß schließlich thatsächlich alle möglichen und unmöglichen kirchlichen und bürgerlichen Vergehen in bunter Mischung [1]) vor diesem Tribunal abgeurtheilt wurden, so mag man dieß Usurpation, Arroganz oder wie immer nennen, aber man hat kein Recht, einzig hieraus zu schließen, daß das Institut deßhalb aufgehört habe ein staatliches zu seyn. Die spanische Kirchengeschichte weist uns noch andere Usurpationen und Gewaltthätigkeiten der Herrscher gegen die Kirche und ihre Vertreter auf [2]), ohne daß man deßhalb auf den kirchlichen Charakter solcher Ueber- und Eingriffe wird erkennen wollen.

Durch diese kurzen Ausführungen glauben wir erwiesen zu haben, daß die Ansicht Hefele-Gams durch die spanischen Geschichtsforschungen noch keineswegs antiquirt ist, ja wir glauben nicht zu viel zu sagen, wenn wir die Hoffnung aussprechen, neue Entdeckungen päpstlicher Bullen und anderer die Inquisition betreffenden Schriftstücke werden dieselbe eher bekräftigen als widerlegen.

Passau. Dr. Knöpfler.

---

1) cfr. Hefele, Ximenes S. 342 ff.

2) cfr. Gams, Kirchengeschichte von Spanien III. 2., namentlich die Zeit Philipps II. des Kirchendespoten.

XXIV.

Socialpolitische und volkswirthschaftliche Novitäten.

Perin. Schäffle. Von Schönberg.

Die socialpolitische Literatur schwillt mächtig an und es ist kaum mehr möglich, alles zu bewältigen. Es ist aber auch nicht nöthig, denn der Gewinn ist nicht immer sehr groß; es genügt, die hervorragenderen Erscheinungen selbstständiger Forscher zu verfolgen. Zu diesen zählen in vorderster Reihe die Arbeiten des Nationalökonomen an der Universität Löwen, Charles Périn.

Wir übertreiben wohl nicht, wenn wir die Behauptung aufstellen, daß der Anstoß zu den meisten socialpolitischen Schriften katholischer Seits auf Périn zurückführe. Insoferne ist das Verdienst dieses katholischen Forschers nicht hoch genug anzuschlagen. Freilich ist nicht zu läugnen, daß Périns Ansichten noch stark von den individualistischen Anschauungen der englischen Doktrinen beeinflußt sind, weßhalb ihm in katholischen Kreisen, namentlich Oesterreichs, viele Gegner erstanden sind. Diese theilweise einseitigen und irrigen Ansichten finden sich im Hauptwerke Périns: „Ueber den Reichthum in der christlichen Gesellschaft", in seiner „christlichen Politik" und auch in seiner neuesten Schrift: „Die Lehren der Nationalökonomie seit einem Jahrhunderte."[1]) Périn gibt in diesem Werke eine sehr lehrreiche Uebersicht über die Entwicklung der liberalen und socialistischen Dok-

1) Deutsch bei Herder in Freiburg 1882.

trinen der Nationalökonomen Englands und Frankreichs, angefangen von den Physiokraten bis Proudhon. Alle Irrthümer in den Grundsätzen und Fehler in der Doktrin werden aufgedeckt und die nothwendigen Consequenzen im Uebergange vom extremen Individualismus zum Socialismus werden aufgezeigt. Daneben bekundet Périn einen offenen Blick für alle Fortschritte auf der Bahn der Wahrheit; er kritisirt nicht bloß, sondern er construirt auch. Vom zwölften bis vierzehnten Capitel zeigt Périn die Versöhnung von Individualismus und Socialismus durch die corporative Association, beruhend auf dem christlichen Princip der Nächstenliebe und des Opfers, wofür praktische Beispiele aus Frankreich angeführt werden. Im Anhange ist eine vor zwanzig Jahren erschienene Recension des Roscher'schen Werkes über die „Grundlagen der Nationalökonomie" beigegeben. Für deutsche Leser hat dieser Aufsatz weniger Interesse und darum wäre in der Uebersetzung dieser Anhang wohl besser weggeblieben.

Die Schwäche in Périns Theorie besteht darin, daß er die Irrthümer von Malthus und Ricardo nicht völlig überwunden hat, so sehr er auch ihre extremen Consequenzen verdammt. In der Bevölkerungs-, Renten- und Lohntheorie steht Périn auf den Schultern von Malthus und Ricardo und er adoptirt ihre „wissenschaftliche" Formel: „Der verhältnißmäßige Antheil des Arbeiters an dem Resultate der Produktion stehe in direktem Verhältnisse zu dem Kapitale, welches die Arbeit sucht, und im umgekehrten Verhältnisse zur Arbeit, welche sich dem Kapitale anbiete." (S. 76.) Das heißt mit andern Worten: ist viel Kapital da und sind wenig Arbeiter vorhanden, so ist der Lohn hoch, er fällt aber, wenn das Kapital gering und die Arbeiterzahl groß ist. Diese Theorie verleitet Périn zu schlimmen Irrthümern in seinen praktischen Vorschlägen. Das Kapital darf nach Périn ja nicht geschwächt werden, weil sonst der Arbeiter selbst darunter leide. Wenn Sismondi verlangt, daß der

Lohn ausreichend seyn müsse, daß der Fabrikant nicht bloß für das Mannesalter seiner Arbeiter, sondern auch für ihre Kindheit, ihr Greisenalter, für die Zeit der Krankheit und für gesunde Wohnungen besorgt seyn solle, so erklärt Périn dieß für die Sprache und Logik des Socialismus. (S. 99.) Das System der Theilhaberschaft bezeichnet Périn (S. 255) als „communistische Demokratie", ja selbst die humanitären Bestrebungen, welche sich vorzugsweise und in erster Linie mit der Hebung des Wohlstandes, mit dem Baue von Wohnungen, mit Beschaffung von Bädern, Waschhäusern, wohlfeilen Lebensmitteln und Kleidern befaßt, erscheinen ihm gefährlich (S. 292). Damit fördere man nur zu oft die Genußsucht und den Wohlstand, ohne die Principien zu fördern, welche den Gebrauch dieses Wohlstandes regeln. Périn will an der heutigen Wirthschaftsordnung nichts geändert wissen, er ist der Ansicht, daß sich dieselbe „definitiv unter uns eingebürgert habe" (S. 279); was er anstrebt, ist ausschließlich religiöse und sittliche Erneuerung. Darum sind ihm auch nur die katholischen Arbeitervereine in Frankreich sympathisch, welche wesentlich religiös sind. „Sie haben immer zum Mittelpunkte eine Kapelle, in welcher die göttlichen Geheimnisse gefeiert werden und wo der Religionsunterricht abgehalten wird." (S. 274.) Wirthschaftliche Verbesserungen erscheinen ihm wohl gut, aber sie sollen nur in der Form freier Wohlthätigkeit bethätigt werden.

Diese Ansichten sind nun allerdings voll von Irrthümern und Freiherr von Vogelsang[1]) hat nicht ganz Unrecht, wenn er in denselben einen „Deckmantel für ausbeuterische, plutokratische Bestrebungen erblickt." Die wissenschaftliche Formel, welche Périn den Theorien von Malthus-Ricardo entnommen hat, ist unrichtig und aus diesem Irrthume entspringen die Fehler in der Praxis. Es ist durchaus nicht richtig, daß der Arbeitslohn von irgend einem Kapitalfond

1) Monatsschrift für Gesellschaftswissenschaft, Juniheft, S. 284.

abhänge. Im Lohne vollzieht sich vielmehr nur ein Kauf- und Tauschgeschäft. Der Unternehmer kauft das Produkt der täglichen Arbeit auf, um es später mit Gewinn zu verkaufen. Dieses Produkt wird vom Arbeiter in täglicher Leistung geliefert und dann erst erfolgt die Bezahlung. Um möglichst hohen Profit zu machen, spekulirt der Unternehmer auf die Zeit, wo er das gekaufte Produkt, die Arbeitsleistung mit dem größten Profit wieder losschlagen und verkaufen kann. Die Zwischenzeit zwischen dem Ankaufe und Verkaufe der Arbeitsleistung konnte zwar den Schein erzeugen, als ob das Kapital aus vorhandenen Fonds vorgeschossen würde. Dieß ist aber um so mehr eine Täuschung, als der Unternehmer in mindestens 90 Fällen von 100 mit Werthen der Zukunft, mit Creditmitteln bezahlt durch Anweisung auf die Zeit, wo er voraussichtlich das Arbeitsprodukt als Tauschwerth mit Gewinn weggeben kann. Nicht also von einem vorhandenen Kapitalfonds hängt die Beschäftigung der Arbeiter ab, sondern von der Consumtionsfähigkeit. Es kann Kapital in großem Ueberflusse geben und dennoch feiern die Hände des Arbeiters, wie dieß heute thatsächlich überall der Fall ist. Es kann sich deßhalb nicht darum handeln, wie Périn meint, den Antheil des Kapitals am Produktionsertrage ja nicht zu schmälern: „greife man das Kapital an, so schlachte man die Henne, welche die Eier lege." Im Gegentheil, man muß die Consumtionsfähigkeit heben und gerade all das thun, wovor Périn so sehr zurückschreckt.

Freilich darf man dabei nie vergessen, daß materielle Hebung allein ohne sittliche Besserung ein Volk nicht glücklich und zufrieden macht, daß sie vielmehr nur die Bedürfnisse und die Unzufriedenheit steigert. Dieß möchten doch jene Katholiken in Deutschland und Oesterreich bedenken, welche mit so viel Eifer trotz des forttobenden Culturkampfes für die Bismarck'schen Projekte Propaganda machen. Périn schreibt mit Recht (S. 320): „In den verschiedenen Zuständen der Gesellschaft gruppirt und organisirt sich Alles

auf dem festen Boden unwandelbarer Principien. Mit ihnen rettet die Kirche die Seelen, mit der Vertheidigung ihrer Herrschaft über den Willen bietet sie der Gesellschaft das Mittel, die Ordnung der privaten und öffentlichen Beziehungen dem allgemeinen Wohle gemäß in Wahrheit, Gerechtigkeit und Liebe zu regeln. Damit die Kirche diese Kraft ausüben könne, darf der Ausbreitung ihrer Lehre und der Ausübung ihres Amtes kein Hinderniß in den Weg treten. Wenn die Kirche in der Welt nicht alle Rechte einer wahren und höchsten Autorität besitzt, wird sie nicht im Stande seyn, auf das Volk die ganze Fülle ihrer Schätze von Segen und Frieden auszugießen." Solange die politischen Gewalten die kirchliche Autorität bekämpfen und ihren Einfluß nach allen Richtungen des Volkslebens hin beschränken, so lange stehen wir der socialpolitischen Aktion des Staates mehr als skeptisch gegenüber. Es fehlt uns nicht bloß der Glaube an einen heilsamen Erfolg dieser Aktion, sondern sogar das Vertrauen in die Absichten! —

Zu den fruchtbarsten Autoren auf dem Gebiete der Volkswirthschaft und Socialpolitik zählt Dr. Schäffle. Sein Entwicklungsgang und seine früheren Schriften: „Nationalökonomie oder allgemeine Wirthschaftslehre", die „nationalökonomische Theorie der ausschließenden Absatzverhältnisse", „Kapitalismus und Socialismus", die „Quintessenz des Socialismus" und besonders seine beiden Hauptwerke: „das gesellschaftliche System der menschlichen Wirthschaft" und „Bau und Leben des socialen Körpers" wurden bereits in einem früheren Bande dieser Hefte[1]) eingehend besprochen und nach ihrer Bedeutung vollauf gewürdigt. Seitdem ist eine neue Ausgabe des vierbändigen Werkes: „Bau und Leben des socialen Körpers" erfolgt und dazu sind die weiteren Schriften: „Die Grundsätze der Steuerpolitik und die schwebenden Finanzfragen Deutschlands und Oesterreichs",

1) Jahrgang 1880 Bd. 85. S. 745—58 u. 833—44.

„Für internationale Doppelwährung“ und neuestens „Der corporative Hülfskassenzwang“ hinzugekommen. Die Bedeutung Schäffle's und sein wesentlichstes Verdienst besteht darin, daß er die Nationalökonomie aus ihrer Isolirung als der bloßen Kunst, Reichthum zu schaffen, befreite und sie in Zusammenhang mit der gesammten Culturentwicklung brachte. War man früher immer nur von der Produktion ausgegangen, hatte man sich immer nur gefragt, wie es erreichbar sei, mit möglichst wenig Mitteln möglichst viele Güter hervorzubringen, so hatte Schäffle schon **1861** in der „deutschen Vierteljahrsschrift“ darauf hingewiesen, daß nicht das Gut, sondern der Mensch den Ausgangspunkt bilden müsse. Die Wirthschaftslehre erweiterte sich zur Gesellschaftslehre. Daß damit viele wirthschaftliche Axiome alsbald in ihrer Unwahrheit oder Einseitigkeit erkannt wurden, daß eine wesentlich neue Auffassung sich Bahn brach, ist Schäffle's Verdienst. In der Rentenlehre, Bevölkerungstheorie, Lohnfrage wurden neue Anschauungen ausgesprochen, welche sich aus dem Grundsatze der Wirthschaftlichkeit, wie Schäffle ihn wesentlich neu aussprach und begründete, von selbst ergeben mußten. Dieser Grundsatz der Wirthschaftlichkeit ist ein sittliches Grundgesetz des Christenthums, welches die Verpflichtung zum armen Leben in sich schließt nicht bloß für den Nichtbesitzenden, sondern auch für den reichen Besitzer. Christus hat die Seligkeit nur Jenen versprochen, welche arm im Geiste sind; die Reichen, welche ihre Hoffnung auf den Reichthum setzen, sind vom Himmelreich ausgeschlossen. Unter den „Armen im Geiste“ sind diejenigen zu verstehen, welche, ob mitten im Reichthum oder besitzlos, auf die Begierlichkeit des Besitzes verzichten, freiwillig (d. h. im Geiste) das Leben der Armuth, d. h. das standesgemäße Leben wählen, mit Verzicht auf unsittlichen Luxus und Verschwendung. Alles Uebrige, was nicht zum standesgemäßen Leben gehört, haben die Reichen, in der Form der Produktionsmittel, der Leihe, der Wohlthätigkeit, der Gesammtheit zur Fruktificirung

durch die Arbeit zu überlassen. Schäffle definirt das Gesetz der Wirthschaftlichkeit also: „Stelle in der Produktion mit geringster Lebensaufopferung möglichst viele Güter her und erreiche in der Consumtion mit geringster Zerstörung von erarbeiteten Lebenswerkzeugen die höchste persönliche Lebensentfaltung." „Die Wirthschaftlichkeit", fährt Schäffle fort, „bewirkt, daß der in Produktion und Consumtion sich vollziehende Kreislauf vom menschlichen Leben mehr als bloße Entfaltung werde; sie macht ihn zur Quelle der Mehrung und Veredlung persönlichen Lebens auf Erden. Je mehr nämlich die sittliche, vernünftig wirkende Kraft zu Rathe gehalten, je mehr die haushälterische Maxime in Produktion und Consumtion angewendet wird, desto höher wird die sittliche Entwicklung des Einzelnen und der Gesammtheit gesteigert werden können. Das Gesetz der Wirthschaftlichkeit ist im Moralprincip so würdig, so großartig, so unentbehrlich für die Gesittung, wie das Recht." Wenn man die Deklamationen liest, welche bis in die Gegenwart herein gegen die ascetischen Doktrinen der Kirche ausgesprochen wurden, so wird man den Fortschritt zur Wahrheit, wie er sich in Schäffle's Forschungen verfolgen läßt, nicht gering anschlagen.

In „Bau und Leben des socialen Körpers" ist die Idee, den Menschen als Ausgangspunkt und Mittelpunkt der Betrachtung zu nehmen, selbst auf die Methode übertragen worden, indem der Verfasser den Gesellschaftskörper mit dem Individualorganismus in Vergleich setzte. Diese Analogien wurden vielfach getadelt, aber auch die Gegner seiner Methode müssen zugeben, daß das Werk mit den umfassendsten Kenntnissen nicht bloß auf dem Gebiete der Volkswirthschaft und des Rechtes, sondern auch der Naturwissenschaft und Philosophie geschaffen wurde. Eines müssen wir freilich hervorheben, daß Schäffle es vorzieht, vor der Metaphysik Halt zu machen, und daß er den Anhängern der Zuchtwahl und der natürlichen Auslese viel zu viele Concessionen macht. Würde Schäffle einmal sein Werk im christ-

lichen Sinne umgießen, so würde es sicherlich einheitlicher, theoretisch und praktisch wirksamer werden. Schon jetzt ist eines seiner Verdienste, daß er gegen die Alltagsphilosophie des Atheismus und Materialismus Front macht und für die wissenschaftliche Bedeutung teleologischen Denkens eine Lanze bricht. Das riesige Material, welches in diesem Werke zusammengetragen ist, wird Belehrung auch demjenigen schaffen, der mit dem Verfasser nicht in allen Einzelnheiten übereinstimmt.

Der umfassende Gesichtskreis Schäffle's gibt sich auch in seinen „Grundsätzen der Steuerpolitik" kund. Er betrachtet das Steuerwesen nicht isolirt, sondern im Zusammenhange mit der Socialpolitik, mit dem gesammten Staats- und Wirthschaftsleben und sichert sich damit nicht bloß eine wissenschaftliche Grundlage, sondern auch viele neuen Gesichtspunkte. Die einzelnen Steuern finden im Zusammenhange mit dem gesammten Finanzsystem ihre Beurtheilung und Würdigung, so daß das Werk nicht bloß eine momentane Bedeutung hat für diejenigen, welche sich mit der Frage der Steuerreform befassen, sondern einen bleibenden Werth besitzt als theoretisch grundlegendes Werk über Besteuerung.

Einem eminent praktischen Zwecke dient die Abhandlung: „Für internationale Doppelwährung". Die Tendenz ist schon im Titel ausgesprochen, der Verfasser bricht eine Lanze für die Doppelwährung und zwar für international geregelte Doppelwährung. Bei dem jetzigen Währungschaos haben die Freunde der Agiotage, der Arbitrage von Gold gegen Silber und der Preisbaisse und Hausse einen mühelosen Gewinn. Da der Einfluß dieser Kreise auf die Presse ein überwältigender, auf die Regierungen ein nicht zu unterschätzender ist, so sind die Schwierigkeiten einer internationalen Regelung nicht gering. Dennoch wird dieselbe früher oder später nothwendig werden, und eine wissenschaftliche Grundlage hiefür bietet uns Schäffle's interessante Schrift, welche die Währungsfrage von allen Seiten beleuchtet, alle

Einwürfe bespricht und schließlich Vorschläge zum schonenden Uebergange macht.

Schäffle behandelt die Währungsfrage theoretisch und gibt zugleich die praktische Anwendung auf Deutschland und Oesterreich, so daß seine Schrift all' denjenigen, welche in dieser Tagesfrage ein Urtheil sich bilden wollen, nicht dringend genug empfohlen werden kann. Die Anhänger der Goldwährung rühmen sich immer ihrer wissenschaftlichen Ueberlegenheit. Der Bimetallist riskirt daher allerlei unangenehme Liebestitel. Er ist mindestens ein Sonderling, da und dort heißt man ihn einen verschrobenen, unlogischen Kopf, einen Reaktionär, oder er wird gar zu den unredlichen Leuten geworfen. Diesen Einwürfen hat Schäffle ein für allemal den Boden entzogen, indem er die Theorie der Doppelwährung ebenso überlegen vertritt, als er die praktischen Vortheile derselben zur Evidenz erweist.

Eine Gelegenheitsschrift über eine andere Tagesfrage bietet Schäffle in seinem „corporativen Hilfszwang". Die vielventilirte und vielumstrittene Frage wird im Großen und Ganzen im Sinne und Geiste der Reichstagsvorlage beleuchtet, die Schrift kann als eine Art Motivenentwurf gelten, womit indeß keinerlei Hinweis auf einen officiellen oder officiösen Charakter der Schrift verbunden seyn soll. Eine solche Unterschiebung lehnt der Verfasser ausdrücklich ab, indem er schreibt: „In der nachfolgenden Schrift wird nur die individuelle Ansicht des Autors entwickelt. Sie nimmt lediglich an der öffentlichen Diskussion Theil, welche durch officielle Aufstellung positiver Thesen vor dem Forum des preußischen Volkswirthschaftsrathes ein erstes greifbares Objekt erhalten hat." Im Keime hat Schäffle die Ansichten seines Hülfskassenzwanges schon 1870 in seinem „Kapitalismus und Socialismus" niedergelegt und er bekämpft auch theilweise die „Grundzüge" der geplanten Organisation des Krankenkassenwesens und der Unfallversicherung, wie sie dem Volkswirthschaftsrathe vorgelegt wurden.

Schäffle erörtert eingehend, mit großer Sicherheit und überlegener Sachkenntniß die versicherungstechnische, verwaltungstechnische und ökonomische Eigenthümlichkeit der corporativen Hülfskassen, die Priorität des Kranken- und Unfallszwanges, die Ausdehnung der Kassenpflichtigkeit, territoriale und administrative Gliederung, die Grundsätze der Kassenverwaltung u. s. w., so daß das Buch für diejenigen, welche bei der socialpolitischen Neugestaltung mitzurathen und mitzuthun haben, ein unentbehrlicher Rathgeber ist.

Es geht im Rahmen dieser Blätter nicht an, näher auf den Inhalt einzugehen, nur zwei Controverspunkte seien hervorgehoben. Der Verfasser steht der Frage einer Reichs-Subvention der Hülfskassen nicht ablehnend gegenüber, sondern führt für dieselbe einige Gedanken ins Feld, welche sich nicht kurzer Hand abweisen lassen, vielmehr Erwägung verdienen. Schäffle schreibt: „Wir sind nicht ohne Weiteres gegen den socialen Schutzzoll in der Höhe der inländischen Hülfskassenzwangslast und für Artikel von bedeutender Einfuhr. Für die Frage der internationalen Concurrenz mit Ländern ohne Hülfskassenzwang ist dieß von so augenscheinlicher Bedeutung, daß darüber kein Wort verloren zu werden braucht.“ Dieses Argument ist für uns weniger bestechend, da ein solcher „socialer Schutzzoll“ doch wieder nur ein Geschenk für die Fabrikanten wäre; dagegen legen wir einem anderen Motive ernstliche Bedeutung bei. Schäffle schreibt nämlich: „Vor Allem heißt es: die indirekten Steuern sind ungerecht gegen den kleinen Mann, dieser wird unverhältnißmäßig getroffen.“ Hierauf erwidert der Verfasser: „Die einzige und schönste Art der Vergütung ist es, wenn die kleinen Leute dasjenige, was sie in besseren Zeiten bei ausgedehntem Consum an Steuer zu viel bezahlen, in den Tagen ihrer Kraftlosigkeit zurückerhalten oder an Invalidenbeiträgen weniger zu bezahlen haben. Das ist eine Ausgleichung, ein wahrhaft gerechter Vergütungsakt.“

Schäffle tritt für reichsgesetzliche Versicherungsgesetzgebung

nur soweit ein, als es der Gesammtentwicklung der Nation in Stadt und Land, in Industrie und Landwirthschaft entspricht. Sowohl was den Gegenstand wirthschaftlicher Sicherstellung betrifft, als was die Kategorien versicherungspflichtiger Personen, Gewerbe und Distrikte anbelangt, soll für Landesgesetzgebung und Lokalstatut freier Spielraum gewährt werden. Auch liegt dem Verfasser nichts ferner, als der Gedanke, die freien Hülfskassen, so nützliche, so naturgemäß und gesund erwachsene Verbände, wie es z. B. der Unterstützungsverein der deutschen Buchdrucker mit seinen 8000 Mitgliedern ist, zu zertrümmern. Die obligatorische Reichsversicherung soll nur das gesetzliche Minimum im Auge behalten, aber nicht hindern, daß freie Genossenschaften und fakultative Corporationen ein Weiteres thun und für sonstige Zwecke sich selbst helfen. —

Der H. Laupp'sche Verlag in Tübingen, in welchem die Schäffle'schen Schriften erschienen sind, bietet soeben der Oeffentlichkeit ein „Handbuch der politischen Oekonomie“ [1]), herausgegeben von Professor Dr. Gustav von Schönberg in Verbindung mit den meisten hervorragenderen Professoren der Nationalökonomie in Deutschland. Das Handbuch behandelt das gesammte Gebiet der politischen Oekonomie nach dem neueren Stande der Wissenschaft. Das Beste, was in den letzten Jahren geleistet wurde, bot sich vielfach in Monographien dar, während erschöpfende und umfassende Gesammtdarstellungen mangelten oder sich auf die Zwecke akademischer Lehrbücher beschränkten. Das vorliegende Handbuch dagegen umfaßt die gesammte Volkswirthschaftslehre, einschließlich der Bevölkerungslehre, die gesammte Finanzwissenschaft und diejenigen Theile der Verwaltungslehre oder Polizeiwissenschaft, welche mit der politischen Oekonomie zusammenhängen, als Statistik, Organisation der Verwaltungsbehörden, Jagd-

1) Drei Theile in zwei Bänden, 120 Bogen größtes Lexikonoktav, Preis 36 M.

polizei, Gesundheitspflege, Armenpflege, Armenpolizei und Sittlichkeitspolizei. Der Herausgeber hat für die einzelnen Materien gerade jene Autoren zu gewinnen gesucht, welche durch Specialstudien Hervorragendes bereits geleistet haben, so daß in dem Handbuche die Resultate der heutigen Wissenschaft von den Einzelnforschern in unmittelbarer Darstellung geboten werden. Diejenigen, welche weder Zeit noch Beruf haben, die Specialstudien zu verfolgen, dennoch aber einen Ueberblick und die Kenntniß des gesammten wissenschaftlichen Materials gewinnen wollen, finden in diesem Werke alle Wünsche erfüllt. Außerdem dient das Handbuch keiner wissenschaftlichen Richtung und keiner Partei, sondern bietet in gedrängter objektiver Darstellung die Resultate der politischen Oekonomie, die positive einschlägige Gesetzgebung, eine Uebersicht der Literatur, zahlreiches statistisches und historisches Material, eine Erörterung der schwebenden wirthschaftlichen Tagesfragen, soweit dieß im Rahmen eines wissenschaftlich grundlegenden Werkes sich ermöglichen ließ.

Der reiche Inhalt und die Namen der Autoren [1]) spre-

1) Die Anführung der Materien und Autoren gewährt die beste Uebersicht und Belehrung. „Wesen der Volkswirthschaft“, „Wirthschaftsstufen und moderne Volkswirthschaft“ hat bearbeitet Dr. von Schönberg (S. 1 bis 56), die „Geschichte der politischen Oekonomie“, „Communismus und Socialismus“ H. v. Scheel (S. 89 f.), die Grundbegriffe der Volkswirthschaftslehre (Güter, Werth, Preis, Vermögen, Reichthum, Einkommen, Wohlstand) Neumann (S. 105 f.), die „volkswirthschaftliche Produktion“ Kleinwächter (S. 161 f.), die Gestaltung des Preises Neumann (S. 221 f.), Geld- und Münzwesen Nasse (S. 237 f.) Credit- und Bankwesen A. Wagner (S. 285 f.), Transport- und Communikationswesen Sax (S. 369 f.)', Maß und Gewicht Jolly (S. 425 f.), die volkswirthschaftliche Vertheilung Th. Mitthoff (S. 433 f.), die Consumtion Lexis (S. 505 f.), Landwirthschaft Th. von der Goltz und Weitzen (S. 541 f.), Forstwirthschaft Helferich (S. 712 f.), Fischerei Benecke (S. 755 f.), Bergbau Klostermann (S. 769 f.), Gewerbe von Schönberg, L. Brentano, Klostermann (S. 787 f.), Handel Lexis (S. 1017 f.), Versicherungswesen A. Wagner

chen für sich selbst und dürften die beste Empfehlung für das „Handbuch der politischen Oekonomie" bilden. Dasselbe dient nicht bloß dazu, den Anfänger in das Studium der Volkswirthschaft einzuführen, sondern ist zugleich ein unentbehrliches Repertorium und Nachschlagebuch für diejenigen, welche im öffentlichen Leben stehen und aus Neigung oder Beruf in den wirthschaftlichen und socialpolitischen Tagesfragen Orientirung und Belehrung suchen.

XXV.

Zum Jahrestag des römischen Frevels vom 13. Juli 1881.

Seit etwa zwei Monaten füllen sich die Spalten der Revolutionspresse in der Hauptstadt der christlichen Welt mit Einladungen zur feierlichen Begehung der Vorgänge in der Nacht vom 12. auf den 13. Juli 1881. Dem an der entseelten Hülle eines edlen Menschen, gerechten Monarchen und heiligmäßigen Papstes begangenen Frevel, welcher die gesammte civilisirte Welt mit Wehmuth und Abscheu erfüllte, soll eine würdige Gedächtnißfeier bereitet werden. In der

(S. 1133 f.), persönliche Dienstleistungen von Schönberg und Jolly (S. 1193 f.), Bevölkerungslehre Rümelin (S. 1203 f.); Finanzwissenschaft und Steuerlehre Geffcken, Scheel, Schall, Helferich, Riecke und A. Wagner (II. Bd. S. 1 f.), Statistik Rümelin (S. 456 f.), Behördenorganisation G. Meyer (S. 485 f.), Gesundheitspflege und Polizei, Jagdpolizei Jolly (S. 521 f.), Armenpflege und Sittlichkeitspolizei Löning (S. 569—638). Daran reiht sich ein ausführliches Sachregister.

Form eines auf den 13. Juli 1882 in Rom angesagten Bankettes gedachte man Vorgängen eine Huldigung darzubringen, wie sie nur bei Barbarenvölkern angetroffen oder aber von Menschen begangen werden, welche allbereits auf dem Wege des Zurücksinkens in den Schlamm der Verkommenheit weit fortgeschritten sind. Nur der innerhalb der revolutionären Partei Roms ausgebrochene tiefe Zwiespalt, das plötzliche Emportauchen der zweifelhaftesten Persönlichkeiten, welche sich gegenseitig offen mit Messern befehden, ließ von der Feier des 13. Juli 1882 Absehen nehmen und ihre Ausführung um einen Monat verschieben.

Diese plötzlich nothwendig gewordene Vertagung hat auf die Gemüther der römischen Radikalen wie mit dem Stich einer Tarantel gewirkt. „Am Sonntag Nachmittag", bemerkte die „Lega" in ihrem Leitartikel vom 11. August, „werden die Radikalen Roms bei einer großen Tafel sich einfinden, um den Tag der Gründung der antiklerikalen Vereine festlich zu begehen. Wir schreiben am Sonntag den 13. August. Es sind also genau ein Jahr und ein Monat seit jener Nacht vergangen, in welcher die letzten Reste des Papstthums zu Grabe getragen wurden. Was im Vatikan zurückblieb, ist nur eine entsetzliche Maske; aber sie verdient es, daß man sich mit ihr beschäftige. Indeß auch sie wird bei der ersten Gelegenheit schwinden, wenn sie nicht schon in Fäulniß übergegangen, bevor man sich ihr nähert. Auf jeden Fall muß man Chlorkalk bereit halten, um das Lokal zu desinficiren. Großartig wie alle Siegesfeste wird das Fest am Sonntag sich gestalten. Wie auf dem bekannten Gelage Alboin's werden die mit Champagner gefüllten Gläser Hirnschädel darstellen, ein Symbol der Negation der Menschheit, welche sich Papstthum nennt."

Doch der Mensch denkt und Gott lenkt. Zum zweiten Male mußte das Bankett eine Vertagung erfahren, Dank dem tiefgehenden Zerwürfnisse, welches die radikale Partei Roms in zwei feindliche Heerlager trennt und Gegensätze

so schroffer Natur bereits erzeugt hat, daß mit Recht die Annahme Glauben findet, Diplomaten und Staatsmänner spielten hinter den Coulissen und besorgten die Hetze der Parteien, um diese schließlich zerreiben und für den im nächsten Monat Oktober stattfindenden Wahlkampf unschädlich machen zu können. In der That bangt den italienischen Staatsmännern vor dem kommenden Wahlkampfe, an welchem zufolge der jetzt eingeführten Erweiterung des Wahlrechtes eine Menge von Elementen sich betheiligen wird, die man mehr denn zwanzig Jahre lang, zum Hohne des in dem Kampf gegen den Papst eingeführten allgemeinen Stimmrechtes, in künstlicher Weise von den Urnen fern gehalten hat.

Dem sei, wie ihm wolle. Legen die Feinde des heiligen Stuhles und die Gegner der katholischen Kirche sich die Befugniß bei, im Andenken an den entsetzlichen Leichenfrevel ihre schamlosen Orgien zu feiern, dann soll auch uns das Recht nicht genommen werden, auf die Vorgänge jener dunkeln Nacht noch einmal zurückzukommen, um in der Form eines Nachtrags zu dem in diesen Blättern bald nach Begehung der Leichenfrevel erschienenen Artikel[1]) dem künftigen Historiographen Material zur Beleuchtung jener Vorgänge zu liefern. Von hoher Warte aus, auf dem Standpunkte des Staatsmannes und Geschichtschreibers stehend, beleuchtete der Verfasser jenes auch über die Grenzen Deutschlands hinaus beachteten und vielgelesenen Artikels die enorme Tragweite jener infernalen Leichenschänderei und knüpfte daran seine Betrachtungen über die Zerfahrenheit in den staatsrechtlichen und internationalen Verhältnissen des modernen Europas. Ein Gesichtspunkt wurde von dem Verfasser indeß nicht berührt, und doch war gerade dieser in hohem Grade geeignet auf den Leichenfrevel ein unerwartet überraschendes Licht z werfen. Wir denken hierbei an das Verhalten d italienischen Magistratur. Ungenügend in d

1) Histor.-pol. Blätter Bd. 88. S. 293—310.

That würde die Nachwelt über jene empörenden Vorgänge unterrichtet seyn, wenn sie nicht auch zu gleicher Zeit ein richtiges Urtheil über das Benehmen der Träger der Justiz durch einen unparteiischen Richter zu empfangen in der Lage wäre. Prozeßverfahren und Straffentenz des Zuchtpolizeigerichtes in Rom, sowie des dortigen Appellationsgerichtshofes in Sachen der unerhörten Frevel begangen an den ehrwürdigen sterblichen Ueberresten Pius' IX. sollen im Nachstehenden einer Kritik[1]) unterzogen werden.

Je unnachsichtiger und schärfer die römischen Vorgänge in der Nacht vom 12. zum 13. Juli von der Presse der gesammten civilisirten Welt und dem sittlichen Gefühl verurtheilt wurden, um so verletzender gestaltet sich der Eindruck, welchen gleich der erste Blick auf die Art und Weise erzeugt, in welcher die römischen Gerichte mit den Thätern umgehen. Das Verfahren im Strafprozeß und, in noch weit höherem Grade, die Bemessung der Strafe selber legen sofort den Gedanken nahe, man habe das Enorme jener Frevel in den Augen der Welt abschwächen wollen und zu einer Strafe gegriffen, welche mit dem Verbrechen selbst in gar keinem Verhältniß steht.

In erster Linie muß einem weitverbreiteten Irrthum entgegengetreten werden, welcher geeignet ist, auf die Leichenfrevel ein eigenthümliches Licht zu werfen. Nicht etwa gering war die Zahl der Uebelthäter; sondern nach Hunderten beziffern sich diejenigen, welche sich durch Aufreizung, Billigung und aggressives Verhalten mit der Schmach des Leichenfrevels bedeckt haben. Die Berichte der Polizei lassen darüber einen Zweifel gar nicht aufkommen. Die Richter selber

1) Vgl. die in Rom erschienenen „Osservazioni giuridiche", in deutscher Uebersetzung im Wiener „Vaterland", Beil. zu Nr. 215: „Juridische Bemerkungen über das Urtheil des Appellationshofes von Rom, vom 28. Juli 1881, gegen die Urheber der öffentlichen Beschimpfung der Leiche Papst Pius' IX. in der Nacht vom 13. Juli 1881."

haben diese Thatsache eingeräumt. Auch darüber kann kein Streit obwalten, daß die genannten Frevelthaten nicht einmal, sondern wiederholt, und zwar auf den belebtesten Straßen und Plätzen Roms vor einer Anzahl von Zeugen sich wiederholt haben. Diesen unbestrittenen Thatsachen gegenüber drängt sich unabweisbar die Frage auf: Welche Stellung haben die Organe der Polizeigewalt zu diesem Tumult eingenommen? Nach Maßgabe der Artikel 46, 47, 60 und 69 der italienischen Strafprozeßordnung mußte unverweilt zur Verhaftung der Aufrührer geschritten werden. Weit entfernt, diesen Bestimmungen Nachdruck zu verleihen, gestattete die Polizei den Leichenfrevlern einen möglichst weiten Spielraum, und erst dann als der Leichenwagen selbst in höchster Gefahr schwebte, Schaden zu nehmen, schritt man zu Verhaftungen, deren Zahl sechs nicht überstieg. Die Organe der italienischen Polizei, welche, nachdem der Commendatore Vespignani im Auftrage der als Testamentsexekutoren Pius IX. fungirenden Cardinäle die römische Quästur (Polizeipräsidium) von der Ueberführung der Leiche aus St. Peter nach St. Lorenzo fuori le Mura in Kenntniß gesetzt, umfassende Vorsichtsmaßregeln anordnen mußte, trifft der Vorwurf, durch ihr unqualificirbares Verhalten den Muth der Unholde bestärkt zu haben. „Wenn es daher nicht zum Aeußersten kam“, bemerkte Leo XIII. in seiner klassischen Allokution vom 4. August 1881, „so ist das dem maßvollen Benehmen der Leidtragenden zu verdanken, welche obgleich in frecher Weise aufgereizt, Schmach und Beleidigung lieber ertragen, als irgendwie Veranlassung zur Schändung des christlichen Begräbnisses darbieten wollten“[1]).

---

1) Civiltà Cattolica. 20. Agosto 1881, p. 388. Quodsi non ad extrema ventum est, moderationi eorum tribuatur, qui quamvis omni vi petulantiaque lacessiti injurias patienter ferre maluerunt, quam ullo modo sinere, ut inter illud pietatis officium funestiora contingerent.

Ein Verdienst auf Seite der Polizeigewalt ist ganz und gar nicht vorhanden.

Noch schwerer wiegt die Thätigkeit der königlich italienischen Magistratur, mögen wir auf das Verfahren im Strafproceß, oder auf die Art und Höhe der Strafe selber blicken. In erster Linie hatten die Organe der Staatsanwaltschaft, also der Procurator beim Zuchtpolizeigericht und der Generalprocurator beim römischen Appellhof sich mit der Angelegenheit zu befassen. Denn Artikel zwei des Einleitungstitels zur italienischen Strafproceßordnung schreibt vor, daß seitens der Beamten des öffentlichen Ministeriums bei den Appellhöfen, dem Assisenhof und der anderen bei den Gerichten funktionirenden Beamten, wie der Prätoren, „die Anklage von Amtswegen in allen denjenigen Fällen erhoben werde, in welchen ein Antrag seitens der beleidigten oder beschädigten Partei zur Anstrengung der Klage nicht erforderlich ist.“ Nur ein Tiro in der Jurisprudenz, oder wessen Rechtsgefühl schon bedenklich erkrankt ist, könnte die Stirne haben, jenen Leichenfrevel der Klasse derjenigen Schandthaten zu entziehen, welche das amtliche Einschreiten der öffentlichen Wächter des Gesetzes herausfordern. Demzufolge mußte die Staatsanwaltschaft am 13. Juli 1881 alle und jede zur Einleitung eines geordneten Proceßverfahrens erforderlichen Schritte thun, also in erster Linie die Verhaftung aller und jeder Schuldigen veranlassen.

Das geschah nicht. Pius IX. gegenüber verlor die italienische Strafproceßordnung ihre Bedeutung. Ohne weitere Untersuchung und mit Verletzung der Artikel 42, 43, 44 und 101 des Strafverfahrens ließ das Zuchtpolizeigericht in Rom weder die Verwandten des verewigten Papstes, noch eine Reihe anderer höchst achtungswerther Persönlichkeiten, welche in Begleitung des Leichenzuges Zeugen jener barbarischen Vorgänge gewesen waren, bei den Verhandlungen zu Wort kommen. Kaum mehr als vierundzwanzig Stunden

waren seit der Ausführung der Attentate verlaufen, als das Tribunal erster Instanz am Morgen des 14. Juli 1881 in die Verhandlung der Strafsache eintrat und alsbald sein Urtheil erließ. Dieses Verfahren muß in mehrfacher Beziehung beanstandet werden. Die Artikel 46, 47, 64 und 69 der italienischen Strafproceßordnung gestatten nämlich eine direkte Citation und unverweilte Aburtheilung des Schuldigen nur in denjenigen Fällen, in welchen es sich bloß um Vergehen handelt; sobald Verbrechen vorliegen, ist jenes beschleunigte, so zu sagen summarische Verfahren gänzlich ausgeschlossen. Dem gravirenden Charakter des Verbrechens entsprechend verordnen die Gesetze in einem solchen Falle ein mehr eingehendes und umständliches Verfahren. Demzufolge hat der Untersuchungsrichter die Sache in die Hand zu nehmen und auf Grund der Artikel 440 und 485 der Strafproceßordnung nach vollständiger Sammlung des Beweismaterials beim Anklagesenat einen Spruch auf Verweisung des Beschuldigten vor den Assisenhof zu erwirken. Denn in Fällen solcher Art ist das Schwurgericht ausschließlich competent.

Nichts von alledem geschah. Mit schlecht verhehlter Hast ließ man all diese zum Schutz des Rechtes vom Gesetz vorgeschriebenen Formalitäten außer Acht, gleichsam um die unbequeme Angelegenheit möglichst schnell dem Gedächtniß der Mitwelt zu entrücken. Oder sollte die italienische Magistratur wirklich in der Ansicht befangen gewesen seyn, als ob jene Leichenfrevel nur den Charakter eines Deliktes, nicht aber denjenigen eines Verbrechens an sich getragen hätten? Von Solon, dem Gesetzgeber Athens, dessen Weisheit die Würde eines typischen Vorbildes für die Völkerlenker aller nachfolgenden Jahrhunderte erhalten, meldet die Geschichte, er habe den Vatermord nicht zum Gegenstand legislatorischer Thätigkeit gemacht, damit das Schweigen der Gesetze über diesen Gegenstand nicht einmal den Gedanken an die Verübung einer solchen Schandthat aufkommen ließe. Auch das

italienische Strafgesetzbuch hat den Fall einer Beschimpfung der irdischen Hülle eines Souveräns nicht in den Kreis seiner Betrachtung gezogen. Wohl aber finden sich Strafbestimmungen gegen Leichenfrevler überhaupt, indem Artikel 519 des Strafgesetzbuches also verfügt: „Mit Landesverweisung bis zu fünf Jahren, oder mit Gefängniß, oder mit einer Geldbuße bis zu fünfhundert Lire je nach der größeren oder geringern Schwere der Handlung wird derjenige bestraft, welcher sich der Beschimpfung von Leichen oder der Verletzung von Grabstätten oder Gräbern schuldig macht.“ [1]) Jeder rechtsliebende Mensch konnte und mußte daraufhin erwarten, daß die Strafbestimmungen zur Anwendung gelangten, und zwar das höchste Maß derselben, da es sich nicht um irgendwelche Leiche, sondern um die entseelte Hülle eines Papstes handelte, welcher vierundzwanzig Jahre lang rechtmäßiger, von allen Mächten anerkannter Souverän von Rom gewesen war. Eine Verkennung dieser Souveränetät war weder von den andern europäischen Regierungen, noch seitens des neuen Königreiches Italien erfolgt. Ganz im Gegentheil hatte das italienische Garantiegesetz dem Inhaber der Tiara die Stellung eines regierenden Fürsten auch unter der neuen Herrschaft der Dinge gewährleistet, und durfte Pius IX. bis zu seinem Hinscheiden und über dasselbe hinaus königliche Ehren nach allen Rechten beanspruchen. Anders dachten die Räthe am römischen Zuchtpolizeigericht. Einige Uebelthäter wurden mit sechs, andere mit drei Monaten Gefängniß und leichten Geldbußen belegt. Das war Alles.

Noch viel weiter glaubte der Appellhof gehen zu dürfen, an welchen die Betroffenen sofort Berufung einzulegen für gut fanden. Auch hier drängen alsbald zwei Fragen

1) Artic. 519: Sarà punito colla relegazione estensibile ad anni cinque, o col carcere, o con multa sino a lire cinquecento secondo la maggiore o minore gravezza dei casi, chiunque si sarà reso colpevole d'insulti ai cadaveri o di violazioni di tombe o di sepolcri.

sich auf: Wie durfte der Hof es wagen, in einer Sache zu erkennen, welche unzweifelhaft vor die Assisen gehörte? Wie konnte er sich ferner für berechtigt erachten, bei jenen gedungenen Barbaren mildernde Umstände anzunehmen und demgemäß die Höhe der vom Richter erster Instanz bemessenen Strafe noch herabzumindern?

Diese Fragen lassen sich in genügender Weise erst dann beantworten, wenn der Tenor des Urtheils zweiter Instanz seiner wichtigsten Stelle nach vorliegt. Derselbe möge daher hier auszüglich folgen: „Aus den auf Zeugnissen, Dokumenten und eidlich erhärteten mündlichen Mittheilungen der öffentlichen Macht basirenden Debatten geht hervor, daß in der Nacht vom zwölften auf den dreizehnten des laufenden Monats die Ueberführung der Leiche Papst Pius IX. aus der Basilika St. Peter nach S. Lorenzo außerhalb der Mauern sich vollzog, wo nach testamentarischer Bestimmung des Verstorbenen die Leiche beigesetzt werden sollte. Der Leichenwagen war mit rother Decke belegt, die päpstlichen Wappen angebracht und in den ersten Wagen des Gefolges befanden sich die Prälaten und anderen Würdenträger im Rochet, sowie auch kirchliche Utensilien. Nach einem um Mitternacht mit bengalischem Feuer gegebenen Zeichen bewegte sich der Leichenwagen vom Petersplatz mit einem aus etwa dreitausend Personen bestehenden Gefolge, welche brennende Kerzen in den Händen trugen. So gelangte der Leichenzug in Ordnung und Ruhe bis zum Platz Rusticucci. Hier drang eine Gruppe von Personen in das letzte Drittel des Zuges, intonirte ein patriotisches Lied „Adieu, mein Liebchen, Adieu“, und man vernahm die Rufe „es lebe Italien, es lebe der König, es lebe Garibaldi, es lebe das Heer“, welche sich mit den geistlichen Liedern und den Gebeten der im Zuge befindlichen Leidtragenden vermischten. Das erregte den Unwillen der Menge, und bis zur Engelsbrücke gelang es den Agenten der Polizei, andere Ausschreitungen zu verhindern. Beim Fortgang des Leichenzuges erhoben sich Stimmen: „herab

mit den Lichtern", an den Fenstern der Häuser klatschte man in die Hände und der Ruf wurde vernommen: Es lebe der Papst!

„Auf Seite der andern Demonstranten wurde gepfiffen und gerufen: Tod den Priestern, den Hasenjägern, Stänkern, es lebe der König, es lebe Italien, es lebe das Heer! Dieser Tumult, welcher den Fortgang des Leichenzuges störte, begann in der Straße S. Pantaleo, pflanzte sich fort in Via della Valle, Argentina, Jesù, am venetianischen Platz und gewann noch größeren Umfang bei S. Romualdo, wo das Pfeifen sowie die Rufe: Nieder, Tod den Priestern, es lebe der Papst-König, sich wiederholten und ein Kampf zwischen den beiden Parteien sich entspann, indem man sich wechselseitig mit Kerzen und Stöcken durchkeilte. Angesichts solcher Verwirrung sah die Polizei sich gezwungen, den Befehl zu ertheilen, die Pferde des Leichenwagens sollten ihre Schritte beschleunigen. In der That sah man in Via Magnanapoli, wo anhaltend Pfeifen und Geschrei vernommen wurden, wie der Leichenwagen, gleichsam getrennt vom Gefolge, rasch dahinlief; auch die mit den Kerzen folgenden Leidtragenden liefen in Unordnung daher.

„Pfeifen und Rufe ertönten mit verstärkter Kraft und in feindlicher Weise gegen den Leichenzug in der Via Nazionale, in der Nähe von Termini [1]) gestaltete sich der Tumult noch bedenklicher; Pfeifen und Rufe: Tod den Priestern! wurden fortwährend vernommen, wiederholt entstand Handgemenge, dem erst zwei Compagnien Soldaten Einhalt thaten, welche die Demonstranten mit Gewalt zurückstießen und die Leute mit den Kerzen weiter ziehen ließen. . . .

„Die Aussagen der Entlastungszeugen, welche ihrem größten Theile nach Begleiter der Beschuldigten bei jenen beklagenswerthen Vorgängen waren, vermochten nicht jenes Vertrauen einzuflößen, welches der Gegenbeweis erzeugt. . . . .

1) Beim römischen Bahnhof.

„In Erwägung, daß, wie aus den Debatten erhellt, dasjenige Vergehen vorliegt, von welchem in Artikel 183 des Strafgesetzbuches Rede ist, in welchem zum Schutz der öffentlichen Ordnung und des öffentlichen Friedens jegliches Hinderniß verboten und bestraft wird, welches die Funktionen oder Ceremonien der Staatsreligion unterbricht, behindert oder stört, und in Erwägung, daß die Begleitung der Verstorbenen zur letzten Ruhestätte eine bei allen Völkern übliche Ehrenbezeugung und einer der heiligsten Riten der katholischen Religion ist, und daß die Erfüllung dieser Pflicht seitens der Gläubigen eine Ausübung des Cultus enthält, welchen das Gesetz schützt und welchen Niemand behindern kann, ohne der freien Aeußerung des religiösen Gefühles Eintrag zu thun und den Frieden der Bürger zu stören. . . .“

Bis dahin wird jeder Jurist mit den Erwägungsgründen der Sentenz des römischen Appellationsgerichtshofes sich zufrieden geben. Sofort werden diese aber über den Haufen geworfen, indem der Richter zweiter Instanz für die Angeklagten das Beneficium mildernder Umstände annimmt, und zwar aus dem äußerst bedenklichen Grunde, weil die öffentliche Ceremonie und der Zug der vielen Leidtragenden auf das patriotische Gefühl der Angeklagten einen (unvortheilhaften) Eindruck gemacht.[1]) Demzufolge wurde einer der Appellanten, obwohl auf frischer That ergriffen, gänzlich freigesprochen, zwei andere mit einer Gefängnißstrafe von einem Monat, und drei endlich mit Gefängniß von drei Tagen belegt; außerdem wurden die Geldbußen vom Appellhof herabgemindert.

Was Einseitigkeit in der Beurtheilung verbrecherischer Handlungen und Milde der Strafe anlangt, dürfte diese Sentenz in den Annalen der Strafrechtspflege ihres Gleichen suchen. Man vergegenwärtige sich nur den Thatbestand: die

---

1) Impressioni portate al sentimento patriotico.

katholische Religion genießt in Italien als Staatsreligion den Schutz der Gesetze; ihre Riten sind feierlich gewährleistet. Wer diese öffentlich ausübt, stört damit sowenig die öffentliche Ruhe, daß er einfach von einem der heiligsten und gesetzlichsten Rechte Gebrauch macht. Und dennoch konnten die Richter zweiter Instanz sich zu der bedenklichen Annahme erschwingen, der feierliche Leichenconduct Pius IX. habe die patriotischen Gefühle der sechs angeklagten Unholde beleidigt.

Welcher Art der Patriotismus dieser Leute gewesen, dafür finden sich im Tenor des Urtheils zweiter Instanz weitere Anhaltspunkte. Während die Leidtragenden in jenen erhabenen Gebeten und Gesängen, in welchen die katholische Kirche um ihre voraufgegangenen Brüder klagt, dem Schmerz und der Verehrung gegen Pius IX. in harmloser Weise Ausdruck leihen, kreischen entmenschte Barbaren das höchst unzüchtige Soldatenlied: Adieu, mein Liebchen, Adieu, hinein. Der hohe Appellhof von Rom erblickt darin das Absingen eines patriotischen Canzone!

Die Richter zweiter Instanz erwägen in ihrem Urtheil jene ebenso schmutzigen wie zahlreichen Rufe, mit welchen die gedungenen Schreier den Leichenzug von der Piazza Rusticucci bis nach Termini unmittelbar vor der Stadtmauer verfolgten und beschimpften. Ganz recht. Aber gerade die ungeheuerlichsten und alles sittliche Gefühl am tiefsten empörenden Worte wurden unbeachtet gelassen, obwohl sie den Richtern aus den Akten wohl bekannt waren. „Werfet ihn in den Strom" [1]) — das war der Ruf, in welchem die Patrioten ihrem angeblich verletzten Vaterlandsgefühl so banal Luft zu machen sich ungestraft gestatten durften. Hätte der Richter zweiter Instanz diese wohl bewiesenen Rufe in sein Urtheil aufgenommen, so würde damit der behördlichen Auffassung des Thatbestandes ein ganz anderer Charakter verliehen worden seyn. Es lag dann crimen laesae majestatis

1) Gittatelo a fiume!

vor. Statt dessen kennt der zweitinstanzliche Richter nur eine **Störung bürgerlicher Ordnung** und eine Verletzung der jedem Leichnam schuldigen Achtung.

Aber auch bei dieser übertrieben milden Auffassung jener Excesse lag Grund genug vor, die Sentenz des ersten Tribunals einfach zu bestätigen. Auch das geschah nicht einmal. Den nämlichen Angeklagten, welchen in den Entscheidungsgründen zur Last gelegt wird, den Leichenconduct muthwillig gestört und die den Todten schuldige Achtung verletzt zu haben, gewährt der Richter die Wohlthat mildernder Umstände. Und doch reden die Entscheidungsgründe von fortgesetztem Rufen und Pfeifen, und doch anerkennen sie, daß die einschreitenden Soldaten „die Demonstranten zurückstießen und die Leute mit den Kerzen weiter ziehen ließen"[1]) und räumen sogar ein, daß das ganze Verfahren in der Via Nazionale einen feindlichen Charakter angenommen habe. Aus diesen Gründen mußte die Strafe eher verschärft werden, da der erstinstanzliche Richter bloß auf Störung der öffentlichen Ruhe erkannt, das Verbrechen der Leichenschändung dagegen gänzlich übersehen hatte.

Und nicht bloß erheischte die Sühnung der verletzten Gerechtigkeit und der brutalen Insulte, welche der Religion und den sterblichen Ueberresten eines Papstes zugefügt worden, in zweiter Instanz **irgend** eine Verschärfung der Strafe. Wollte der Richter pflichtgemäß verfahren, so mußte das vom Gesetz eingeräumte höchste Strafmaß zur Anwendung gelangen. Mit andern Worten: Verbannung auf fünf Jahre mußte die Strafe lauten, da über Schändung der Leiche eines selbst vom italienischen Garantiegesetz als Souverän anerkannten Papstes vom Gericht erkannt werden sollte. Und wie konnte der Richter sich der Auffassung der seiner Cognition unterbreiteten Thatsachen als wirklicher **Leichen**-

1) I quali (i soldati) respiusero indietro i dimostranti, lasciando passare quelli delle torcie.

frevel verschließen, nachdem constatirt war, daß die Pferde des Leichenwagens auf Andringen der Polizei ihre Schritte beschleunigen mußten, der Leichenwagen in eine für die Würde des hohen Verblichenen wie nicht minder für das religiöse Gefühl der Leidtragenden schnelle Bewegung gerieth, und das alles nur zu dem Zwecke, um den mit Grund befürchteten größten Frevel, die Schändung der Leiche selber, mit genauer Noth zu verhindern?

Aber vollends unerklärlich erscheint die Behandlung dieser weltgeschichtlichen Vorgänge durch den Richter zweiter Instanz, wenn man dieselbe im Lichte des Wortlautes des eben angezogenen Artikels 519 des Strafgesetzbuches einer Prüfung unterzieht. Das Gesetz bedroht nämlich, ohne irgend eine Ausnahme zu machen, Jeden, der sich der Beschimpfung einer Leiche oder eines Grabes schuldig macht, mit Verbannung oder Gefängniß oder Geldbuße bis zu fünfhundert Lire „je nach der größeren oder geringeren Schwere der Fälle.“ Mit andern Worten: in den Augen des Gesetzgebers erscheint jeder dieser Fälle schwer; von mildernden Umständen, welche ihn zu einem leichten Vergehen stempeln könnten, ist überall keine Rede. Von dieser Ansicht durfte der Appellrichter nach dem alten Axiom: Ubi lex non distinguit, nec nos distinguere debemus, nicht abweichen und mußte demzufolge mildernde Umstände ohne weiters ausschließen.

Diese Bedenken richten sich gegen das Urtheil zweiter Instanz seiner materiellen Seite nach. Aber nicht minder anfechtbar erscheint dasselbe, sobald man die Competenz des Gerichtes selbst in Betracht zieht. Wenn, wie bereits hervorgehoben, die inkriminirten Handlungen nur als Verbrechen aufgefaßt werden können, so mußte das Appellgericht auf Grund des Artikels 419 der italienischen Strafproceßordnung die Sache dem Cassationshofe zur Prüfung und Verweisung vor die Assisen unterbreiten. Nichts von dem geschah. Den „patriotischen Gefühlen“ trug man so sehr Rechnung, daß alles im Handumdrehen seine Erledigung

fand. Der Appellhof erließ somit ein Urtheil, welches, Mangels der erforderlichen Competenz, null und nichtig war.

Dem Appellhof schienen endlich jene Excesse nur insoferne strafbar, als sie eine Störung der öffentlichen Ordnung hervorriefen. Leichenfrevel im engeren Sinne des Wortes hat das Gericht gar nicht angenommen. Ist dem gegenüber die Frage nicht begründet: Wie sind denn jene Leichenfrevel zu beurtheilen, welche im Dunkel der Nacht, ohne Beiseyn einer dritten Person, also ohne Beeinträchtigung der öffentlichen Ordnung vom ausgeschämten Bösewicht begangen werden? Ein wichtiges Kapitel in der Darstellung des Strafprocesses bildet die Lehre über die Concurrenz der Delikte. Den italienischen Richtern scheint diese zeitweilig nicht präsent gewesen zu seyn. Die schmählichen Rufe, das brutale Pfeifen, die Behinderung des Zuges und die Beschimpfung der Geistlichkeit gingen gänzlich straflos aus, ganz entgegen den Artikeln 110, 111 und 112 des italienischen Strafgesetzbuches, welche über die Urheber concurrirender Reate handeln. Aber auch Artikel 12 der Strafproceßordnung wurde offenbar verletzt. Derselbe schreibt vor: „Bei der Bestimmung der Competenz ist Rücksicht zu nehmen auf das Hauptvergehen und nicht auf die mildernden Umstände, obgleich der Angeklagte wegen dieser letzteren der Strafe nicht unterliegen würde, oder der Uebergang von einer höhern zu einer niedern Strafart gestattet wäre." Die Richter des römischen Appellhofes gestatteten in Uebertretung dieser gesetzlichen Vorschrift den mildernden Umständen einen maßgebenden Einfluß und ließen den „Titolo principale", den eigentlichen Leichenfrevel, außer Betracht.

Das ganze Verhalten der italienischen Behörden bei der Ueberführung der sterblichen Hülle Pius IX. von St. Peter nach der Basilika San Lorenzo ist jetzt bereits vom Forum der unparteiischen Geschichte gerichtet. Nachlässig erwies sich die Polizei in der Anordnung der nöthigen Vorsichtsmaß-

regeln, schwächlich im höchsten Grade in der Unterdrückung der stundenlang sich hinziehenden Beschimpfungen der Leiche eines vormals souveränen Papstes. Was aber den Freund des Rechtes und der Gerechtigkeit am tiefsten schmerzt, das sind die Urtheile, welche zwei italienische Gerichtshöfe in Sachen der Leichenschändung in der Nacht vom 12. auf den 13. Juli 1881 erließen. Auf das Benehmen der ausführenden wie der richterlichen Behörden Italiens lassen sich die denkwürdigen Worte in der Allocution Leo's XIII. vom 4. August anwenden: „Weil uns die Pflicht obliegt, die erhabene Würde des römischen Pontifikates und unserer Amtsvorgänger zu schützen, so beklagen und beweinen wir vor euch, ehrwürdige Brüder, jenes entsetzliche Verbrechen und brandmarken diese Injurie, deren Schuld auf jene zurückfällt, welche weder die Rechte der Religion, noch die Freiheit der Bürger vor den Wuthausbrüchen gottloser Menschen beschützten.“ [1])

A. B.

---

1) Civiltà Cattolica. 20. Agosto 1881. p. 389. Quoniam autem officio impellimur, ut majestatem Pontificatus Romani verendamque Decessorum Nostrorum memoriam tueamur, idcirco teterrimum facinus in conspectu Vestro, Venerabiles Fratres, conquerimur et deploramus, illatamque expostulamus injuriam, cujus ad eos culpa pertinet, qui nec jura religionis nec civium libertatem adversus impiorum hominum furorem defenderunt.

XXVI.

Die gallikanische Kirche und die französische Revolution.

Daß man jetzt auch in protestantischen Kreisen beginnt, den großen Einfluß, welchen die jansenistischen Lehren auf die Entstehung der ersten französischen Revolution geübt, richtiger zu erkennen und besser zu würdigen, zeigt das neulich in London erschienene Werk des anglikanischen Theologen Jervis über die gallikanische Kirche und die Revolution[1]), sowie die Besprechung dieses Werkes, welche in einer der letzten Nummern der „Saturday Review" (8. Juli 1882) erschien. Dieses neueste Werk von Jervis ist eigentlich die Fortsetzung seines früheren Werkes über die Geschichte der französischen Kirche vom Concordat von Bologna (1516) bis zum Ausbruch der Revolution. Es beschäftigt sich fast ausschließlich mit der gallikanischen Kirche und nicht mit der französischen Revolution im Allgemeinen, weßhalb man darin wenig oder gar nichts von so bedeutenden Episoden derselben vorfindet, wie es z. B. die Hinrichtung des Königs, der Vendeer Krieg, die Noyaden und die Kriegsthaten Napoleons waren.

Was der Verfasser hauptsächlich betont, ist dieß, daß die französische Revolution nicht als eine bloß oder vorwiegend politische Bewegung betrachtet werden könne, sondern daß sie vor Allem eine religiöse und sociale Umgestaltung gewesen sei. Hierin stimmt er mit Burke überein, der die Civilconstitution des Klerus als den entscheidenden und verhängnißvollsten Irr-

---

1) The Gallican Church and the Revolution. By W. H. Jervis. London: Kegan Paul, Trench and Co. 1882.

thum der constituirenden Versammlung bezeichnete, durch den der Hoffnung, ein friedlicher Uebergang von der alten zur neuen Ordnung könnte erfolgen, ein Ende gemacht wurde. Mr. Jervis geht nicht zu weit, wenn er sagt, der Same für die Schreckenszeit sei bei der Errichtung der „Constitution Civile" gesäet worden. Die Sache ist nämlich die, daß „die Ideen von 1879" nicht sowohl eine neue Bahn in der Politik, wie die englische oder die amerikanische Revolution, als vielmehr eine völlig neue Lebensanschauung involvirten oder, wie De Maistre sagte, eine „neue Religion". Deßhalb trat auch die französische Revolution nicht, wie jene beiden, in freundschaftliche Beziehungen mit anderen Regierungen, sondern erklärte sich für universal. Hierin lag eigentlich sowohl die Stärke als die Schwäche der Bewegung von 1789, wie Jervis sehr eingehend nachzuweisen sucht.

Ein anderer wichtiger Punkt wird von ihm aus Kirchen-Politik der Revolution erklärt. Schon Taine betont in seiner „Conquête Jacobine" die scheinbar unglaubliche Thatsache, daß während der langen Pein jener schrecklichen Jahre das ganze Land von einer kleinen Minorität beherrscht ward, die ausschließlich aus Personen des niedersten Standes und schlimmsten Charakters bestand und niemals 300,000 überstieg. Diese Minderheit hat es vermittelst einer geschickt eingerichteten Maschinerie von Clubs und Ausschüssen zu Stande gebracht, die große Masse der Bevölkerung zu terrorisiren und zu demoralisiren. Von sieben Millionen Urwählern vernachlässigten es über sechs Millionen ihr Wahlrecht auszuüben, sei es aus Furcht oder Gleichgültigkeit — ganz dasselbe Schauspiel, das sich jetzt wieder in Frankreich, und wahrscheinlich mit denselben Folgen, abspielt. Von den 745 Mitgliedern der legislativen Versammlung, zu welcher absurder Weise die Mitglieder der Constituante nicht zugelassen wurden, waren 400 Advokaten und neunzehn Zwanzigstel besaßen „keine Equipage, sondern nur einen Regenschirm und ein Paar Ueberschuhe", so daß das Gesammteigenthum der ganzen Körperschaft den Werth von 300,000 Francs nicht überstieg. Sie war thatsächlich durch die Jacobiner-Clubs gewählt. Der nach dem Falle der Monarchie und nach den Septembermorden gewählte Convent war

noch vollständiger unter der Controle der Jacobiner, und demgemäß übertraf die „Rohheit" seiner Verordnungen jedes frühere Beispiel. In Avignon z. B. hielt eine Bande von 350 Meuchelmördern unter ihren jacobinischen Führern eine Stadt von 30,000 Einwohnern, von denen im Laufe weniger Tage einige hundert abgeschlachtet wurden, in wahnsinnigem Schrecken. Nur durch die gewissenlose Manipulation des in der Theorie allgemeinen Stimmrechtes, das aber in der Praxis von einer Cliquen-Regierung dirigirt war, kann die Schreckensherrschaft und der nationale Abfall vom christlichen Glauben erklärt werden.

Der erste Theil des Jervis'schen Werkes beschäftigt sich hauptsächlich mit der Civilconstitution, während im zweiten Napoleon Bonaparte die Hauptfigur bildet und das Interesse sich großentheils um das Concordat von 1801 und den von demselben repräsentirten Plan einer Kirchenpolitik dreht, die heute noch in Frankreich die Beziehungen zwischen Staat und Kirche unter gewissen Modificationen beherrscht. In Bezug auf den Abfall zum Atheismus sagt der Verfasser gleich im Anfange: „Es war eine eng verbundene Kette von Begebenheiten, deren Zusammenhang von Anfang bis zu Ende genau zu verfolgen ist: von dem denkwürdigen Angriff Talleyrand's auf das Kirchenvermögen im Oktober 1789 bis zur gottlosen Installation der Göttin Vernunft in Notre Dame, den schimpflichen Abschwörungen der ‚constitutionellen' Bischöfe und Kleriker und der schauderhaften Proclamirung der nationalen Apostasie im November 1793."

Schon oft ward die Frage aufgeworfen, ob die glänzende Mißregierung Ludwigs XIV. die Revolution unvermeidlich gemacht habe: Dr. v. Döllinger meinte neulich, daß eine ausnahmsweise kluge Verwaltung unter den zwei Nachfolgern des Königs die Katastrophe verhindert haben könnte. Aber als Richelieu und Ludwig XIV. den Absolutismus als Regierungsform einführten, während der Adel seine verhaßten Privilegien behielt, ohne eine reelle Macht und ohne Leistungen im Staatsdienste, da war die Saat zum Umsturz schon ausgestreut. Eine Leidenschaft des socialen Hasses war erzeugt worden, die weit stärker war als die Leidenschaft für die Freiheit. Ludwig hatte auch der Kirche die jansenistische Streitfrage vermacht, welche am Ende „die Form eines politischen Kampfes annahm und den ganzen con-

stitutionellen Organismus des Reiches afficirte." Eine große Anzahl von Jansenisten saß in der Nationalversammlung und Camus, ein hervorragendes und verbissenes Mitglied der Sekte, wird für den Hauptverfasser der „Constitution Civile" gehalten. Was aber die so hartnäckig behaupteten Mißbräuche und die Corruption in der französischen Kirche anbetrifft, so zeigt Mr. Jervis, daß diese Vorwürfe sehr übertrieben waren. Das Leben der meisten Prälaten war untadelhaft und nicht wenige von ihnen waren Männer von großer Frömmigkeit und Gelehrsamkeit; ebenso war die Mehrzahl der Pfarrgeistlichen durchaus achtbar und von ihren Gemeinden geachtet. De Tocqueville zweifelt sogar, „ob es je in der Welt einen durch seine Tugenden und seinen religiösen Glauben ausgezeichneteren Klerus gegeben habe, als es der katholische Klerus Frankreichs zu der Zeit war, wo die Revolution ihn überraschte." Der Vicomte de Meaux sagt, daß die Monarchie, der Adel und die Kirche bereits den Weg der Reformen betreten hatten, als die Fluth hereinbrach und sie wegfegte. Aber sowohl auf die Kirche als auf den Staat kann man Tocqueville's Wort anwenden, daß die Revolutionäre entschlossen waren „couper en deux la destinée de leur patrie et ne rien emporter du passé dans leur condition nouvelle". Hierbei ist nicht zu übersehen, daß diejenigen Bischöfe, welche es mit der Revolution hielten, im allgemeinen die am wenigsten achtbaren unter ihren Collegen gewesen waren. Talleyrand, der den ersten Schlag führte, „hatte bereits einige Capitel zur skandalösen Chronik seiner Zeit geliefert", und obgleich Bischof von Autun und Besitzer verschiedener reicher Pfründen glaubte er doch an gar nichts und war ein vollendeter Wollüstling.

Von sehr verschiedener Art waren die Männer, die wie der Abbé Emery die Führerschaft auf der anderen Seite ergriffen, als es einmal klar geworden, wie es bald der Fall war, daß das Kirchenvermögen nicht das einzige oder schließliche Angriffsobjekt war, sondern „daß die herrschende Partei vollkommen entschlossen war, die katholische Religion zu vernichten." Freilich suchte man die Civilconstitution des Klerus als eine reine Maßregel der weltlichen Administration hinzustellen. Der Abbé Grégoire bestand darauf, die gesetzgebende Versammlung habe

niemals beabsichtigt, sich im geringsten um die Lehren oder die Hierarchie der Kirche oder um die geistliche Autorität ihres Oberhauptes zu kümmern. Allein nur wenige Monate früher hatte er selbst erklärt, es sei „die Absicht der Kammer, die Autorität des Papstes auf ihr richtiges Maß zu reduciren", worüber natürlich die Kammer der Richter seyn sollte. Die Constitution ward in der That verfaßt, als der theologische Jansenismus noch eine Macht in der revolutionären Regierung war: „Es war bloße Sophisterei und einfach unehrlich," sagt Hr. Jervis, „zu behaupten, daß so wesentliche Veränderungen wie diese nicht wichtig wären, daß es nur äußere Details seien, welche die bürgerliche Gewalt nach Gefallen ordnen dürfe. Mit Recht oder Unrecht, die große Majorität der Katholiken war einmal überzeugt, daß die geistliche Autorität, die geistliche Jurisdiktion und Mission in der Person und im Amte des Papstes beruhten. Nach ihrer Ansicht war dieß einer der wichtigsten Glaubensartikel; und niemand wußte besser als die Mitglieder der Kirchen-Commission, daß sie, indem sie versuchten diesen Glauben auszurotten, etwas thaten, was die Gewissen nicht nur der Bischöfe und Priester, sondern aller religiös gesinnten Laien in ganz Frankreich tief verletzen mußte. Aber gerade in diesem Punkte war es, wo sie beschlossen, eine eklatante und summarische Rache für die Bulle Unigenitus und alle Trübsale, welche dieselbe in den letzten siebenzig Jahren gebracht, zu nehmen."

Mirabeau, von dem man mit Recht gesagt hat, „daß kein berühmter Mann es so augenscheinlich verfehlt habe, groß zu werden, dadurch daß er nicht gut war," entdeckte gleich von Anfang an den wahren Charakter der Constitution, obgleich er selbst bei deren Abfassung keinen Theil gehabt hatte. Er tadelte in den stärksten Ausdrücken den Eid, welchen sie dem Klerus auferlegte, und das Schisma, welches seine unvermeidliche Folge seyn würde. „Wir haben ihr Eigenthum weggenommen," sagte er, „aber sie haben ihre Ehre behalten". Kurz vor seinem Tode äußerte er zu dem jansenistischen Fanatiker Camus: „Euere verabscheuungswürdige Constitution des Klerus wird die Constitution vernichten, die wir für uns selber machen." Die Auferlegung jenes Eides bei Strafe sofortiger Absetzung war in der That nichts Anderes als ein Akt reinster Tyrannei. Nur

fünf Bischöfe leisteten ihn, während hundertfünfundzwanzig ihn verweigerten, und so ward „die sogenannte Herrschaft der Freiheit durch einen wohl überlegten Akt der Verfolgung inaugurirt.“ Das Schisma zwischen den „Insermentés“ und „Assermentés“ ward sofort zur Thatsache; von den 52 Pfarrern von Paris, die am 9. Januar 1791 den Eid schwören sollten, weigerten sich 29 und 23 fügten sich, während von den übrigen 670 in der Stadt thätigen Priestern 430 den Eid verwarfen und 236 sich überreden ließen ihn anzunehmen. Aber sowohl hier als in den Provinzen leistete später die Mehrzahl von denen, welche geschworen hatten, Widerruf, als sie die Verurtheilung dieses Eides durch den hl. Stuhl erfuhren. Die theologische Fakultät der Sorbonne, welche Jahrhunderte lang die erste katholische Lehranstalt für Theologie in Europa gewesen war, verwarf den Eid mit einer Mehrheit von 1800 Doktoren gegen 30, und ward in Folge davon ihrer Freiheit beraubt und aufgehoben. Das war damals schon liberale Lehrfreiheit.

Unterdessen weigerte sich die Masse der Gläubigen überall, den Gottesdienst der „Assermentés“ oder des constitutionellen Klerus zu besuchen: „Nichts war gewöhnlicher als in Gemeinden von 500 oder 600 Seelen nur zehn oder zwölf Besucher des Gottesdienstes des constitutionellen Pfarrers zu finden. An Sonn- und Festtagen verließen die Bewohner ganzer Dörfer ihr Heim und wanderten große Strecken weit, um die Messe eines Nichtschwörers zu besuchen. Es war die natürliche Folge, daß eine Menge von Leuten, welche sich verpflichtet glaubten weit zu reisen, um eine gültige Spendung der Sakramente zu suchen, mit Abneigung ihre fünf oder sechs Dorfgenossen betrachteten, die einen Priester ihrer eigenen Wahl hatten, der nahe bei ihrer Thüre den Gottesdienst verrichtete.“

Die unglückliche Constitution, die Ausgeburt von Trug und Tyrannei, wurde nach einer kurzen Laufbahn von weniger als drei Jahren durch dieselben Leute vernichtet, welche sie geschaffen hatten. In der Zwischenzeit war das Verbannungsdekret für den eidweigernden Klerus erschienen, wobei der unglückliche König zum letzten Male seine Prärogative des Veto anwandte, und es waren die gräßlichen Septembermorde (1792), bei denen ungefähr 300 Priester umkamen, geschehen. Ein

Hauptredner in der gesetzgebenden Versammlung hatte seinen zum großen Theile gleichgesinnten Zuhörern versichert, „sein Gott sei das Gesetz und er habe keinen andern Gott.“ Der Convent war der Constituante und der gesetzgebenden Versammlung nachgefolgt, und dann begann im November 1793 die greuliche Komödie einer soi-disant nationalen Abschwörung des Christenthums, die in Wirklichkeit durch eine Clique officieller Meuchelmörder einem geängstigten Volke aufgezwungen ward. „Die revolutionäre (aus dem Jansenismus hervorgegangene) Kirche“, bemerkt Mr. Jervis, „zeigte in der Stunde der Prüfung die angebornen Mängel und Anomalien ihres Ursprungs. Sie bewies sich ebenso unfähig, dem Unglauben auf dem Felde der Controverse Widerstand zu leisten, als sie es vermochte, ein geduldiges Zeugniß für die Wahrheit unter dem Feuer der Verfolgung abzulegen.“ Ueber diese Vorgänge beschreibt der Verfasser eine merkwürdige Scene, die wir hier wiedergeben wollen:

„Wir schreiten vorwärts von Wunder zu Wunder“, so berichteten aus La Rochelle die Commissäre Lequinio und Laignelot, „und bald wird für uns nichts Anderes mehr übrig seyn als das Bedauern, nichts mehr auszuführen zu haben. Acht Angestellte des katholischen Gottesdienstes und ein protestantischer Prediger entgeistlichten sich letzten Donnerstag im Tempel der Wahrheit, der bis jetzt die Pfarrkirche dieser Stadt gewesen war, in Gegenwart der ganzen Bevölkerung. Sie schworen, in Zukunft nichts Anderes mehr lehren zu wollen als die großen Principien der Moral und der gesunden Philosophie, gegen jede politische und religiöse Tyrannei zu predigen und vor Allem die Leuchte der Vernunft den Augen der Menschen vorzuhalten. Sie besiegelten ihren Eid, indem sie ihre Bestellungsdekrete als Priester in einer mit Weihrauch gefüllten Vase verbrannten. Alle Leute, Katholiken wie Protestanten, schworen durch Zurufe, ihren alten Aberglauben zu vergessen, wie auch die Streitigkeiten, welche so lange das Land in Blut, vergossen durch Könige und Priester, ertränkten. Von nun an wird es in dieser Stadt nur ein System moralischen Unterrichts geben, nur einen Tempel, den der Wahrheit, und nur einen Ruheplatz für die leblosen Reste der Menschen, die der Aberglaube zur Qual der Lebenden beständig wieder auferweckte.

Ein großes Gemälde der Menschenrechte wird jetzt die Tabernakel der lächerlichen und kindischen Mysterien ersetzen und andere Gemälde werden an den Wänden den constitutionellen Akt verherrlichen."

Herr Jervis erzählt weiter: „Dem so gegebenen Antriebe folgte man mit ungestümem Eifer. Am 16. Brumaire ward ein Haufe von Bürgern, die in Chorröcke gekleidet waren und religiöse Fahnen trugen, in den Convent geführt, deren Sprecher anzeigte, der Volksverein von Mennécy (Seine et Oise) sei gekommen, um die Vorurtheile des Aberglaubens im Schooße der Versammlung abzuschwören. Bereits hätten sie beschlossen, Büsten von Lepelletier und Marat an der Stelle der Statuen von St. Peter und St. Paul zu errichten, sowie eine Figur der Freiheit auf dem Hochaltar ihrer früheren Pfarrkirche . . . Unmittelbar nachher folgte die klägliche Abschwörung des Bischofs Gobel und seines Klerus, eine Ceremonie, welche vorher sorgfältig durch die Stadtbehörden arrangirt worden war, um als feierliche Einsetzung der Herrschaft des Atheismus zu dienen. Schimpflich wie dieß war, so muß man doch, um gerecht zu seyn, anführen, daß von Seiten des Gobel dieser Akt kein freiwilliger war. Er war ein schwacher und kleinmüthiger, aber kein verruchter Mann. In seinem Herzen glaubte er vermuthlich, was er zu glauben behauptete; aber er besaß nichts vom Feuer eines Märtyrers, nicht einmal eines Bekenners. Es wird gesagt, Hébert und seine Genossen hätten ihm bei einer nächtlichen Zusammenkunft so heftig mit Argumenten und Drohungen zugesetzt, daß der unglückliche Mann, den verzweifelten Charakter seiner Besucher wohl kennend, zuletzt einwilligte abzufallen, um sein Leben zu retten. Er ward in den Convent von seinen Vicaren und andern Geistlichen begleitet und wurde von Momoro, einem Mitgliede des Stadtrathes, mit einer schwulstigen Rede eingeführt. Indem er sich an die Versammlung wandte, sprach dann Gobel folgendes: ‚Als Plebejer geboren, lernte ich frühe die Freiheit und die Gleichheit lieben; durch meine Mitbürger in die constitutionelle Versammlung berufen, wartete ich nicht auf die öffentliche Verkündigung der Menschenrechte, um die Volkssouveränetät anzuerkennen. Der Volkswille war immer mein erstes Gesetz und die Unterwerfung unter denselben meine erste Pflicht. Jener Wille erhob mich auf den

Bischofssitz von Paris, und ich habe den Einfluß, den meine Stellung mir gab, benutzt, um die Anhänglichkeit des Volkes an die Freiheit und Gleichheit zu vermehren. Aber jetzt, wo die Beendigung der Revolution herannaht, jetzt wo die Freiheit durch die gemeinsame Gesinnung Aller hergestellt ist, jetzt wo kein anderer nationaler Cultus mehr existiren sollte als der der Freiheit und Gleichheit, verzichte ich auf die Ausübung meiner Funktionen eines Dieners des katholischen Gottesdienstes, und dasselbe erklären meine Vikare. Wir legen nieder auf Ihren Tisch unsere Bestallungsdekrete als Priester. Möge dieses Beispiel die Herrschaft der Freiheit und Gleichheit befestigen! Es lebe die Republik!' Ein allgemeiner Ausbruch des Beifalls erfüllte die Kammer; der Präsident beglückwünschte die Zuhörer über diesen Beweis des Sieges der Philosophie bei der aufgeklärten Menschheit. ‚Bürger', rief er aus, ‚Ihr, die Ihr jetzt gerade den Irrthum abgeschworen habt, werdet von nun an nichts anderes predigen als die Ausübung der socialen und moralischen Tugend; dieß ist der einzige Gottesdienst, der dem höchsten Wesen angenehm ist. Ihr seid Seiner würdig!' Darauf ward dem Gobel die rothe Freiheitsmütze überreicht. Er setzte sie selbst auf sein Haupt, und dann gab der Präsident unter wiederholten Beifallsrufen dem abgedankten Bischof den Bruderkuß. ‚Nach der Abschwörung, die Ihr gehört habt, ist der Bischof von Paris ein Nichts (être de raison) geworden; aber ich umarme den Bürger Gobel.' Andere Geistliche stürzten nun auf die Tribüne und erklärten ihre Verzichtleistung."

Nun, wenn man heutzutage die in den Pariser rothen Volksversammlungen gehaltenen schwulstigen Reden liest, muß man sagen: es ist Alles schon da gewesen; dieselben Phrasen wurden schon zur Zeit der ersten Revolution abgedroschen. Uebrigens wurden damals auch einige constitutionelle Bischöfe trotz ihres Abfalles guillotinirt. Dann folgte in Notre Dame die feierliche Einführung des Cultus der Vernunft, und am Sonntag darauf ward die Schließung aller Kirchen verordnet. Es ist richtig, daß beinahe unmittelbar darauf eine theilweise Reaktion unter den Auspicien von Danton und Robespierre eintrat, welche behaupteten, „der Atheismus sei aristokratisch", und „wenn kein Gott existirte, so müsse man einen erfinden". Ihre Losung war ein ebenso dem Christenthume wie dem Atheismus entgegen-

stehender Deismus: „Laßt uns den Priester aufgeben und zur Gottheit zurückkehren!“ Demgemäß ward sechs Monate nach seiner Einführung auch der Cultus der Vernunft wieder abgeschafft, aber erst im Februar 1795 stellte das Dekret vom 3. Ventôse „die Freiheit der Culte“, weil gefordert durch „die Menschenrechte“, wieder her. Nun begann man die Kirchen wieder zu öffnen. Der zweite Fastensonntag, wo dieß stattfand, wird geschildert „als ein Tag allgemeiner Auferstehung.“ Die Freude war freilich verfrüht. Damit schließt das Buch des Herrn Jervis.

XXVII.

Zeitläufe.

Die Reichstagsreden des Fürsten Bismarck vom 12. und 14. Juni d. Js.

Den 24. August 1882.

Wir haben die erwähnten Darlegungen des mächtigen Staatsmannes nicht vergessen, sondern sorgsam zurückgelegt. Die ägyptische Verwicklung ist dazwischen gekommen und hat eine frühere Besprechung gehindert. Uebrigens hat ja auch in dieser großen Frage das deutsche Reich eine Rolle gespielt, indem es zum ersten Male seine „centrale Stellung“ geltend zu machen versuchte. Ich sage: zum ersten Male; denn beim Berliner Congreß war die deutsche Diplomatie doch eigentlich nur der Regisseur, der wirkliche Akteur war England. Freilich wird es, wenn der Schein nicht trügt, wieder so seyn. Bis jetzt steht wenigstens so viel fest, daß man in Berlin oder Varzin die Türkei allein für berechtigt hielt in Aegypten zu interveniren, und nun gestalten sich die Dinge

so, daß England allein die Intervention am Nil übernimmt, und der „Souverain“ in seiner Verzweiflung entweder draußen bleibt oder zu spät kommt, um noch etwas zu gelten.

Aber über diese Dinge wird der Reichskanzler, dem Vernehmen nach, erst beim nächsten Reichstag reden. In den Sitzungen vom 12. und 14. Juni d. Js. stand das Tabaks-monopol auf der Tagesordnung. Fürst Bismarck nahm jedoch den Gegenstand, sein „letztes Ideal“, wie er das Monopol früher bezeichnet hatte, vor Allem als Ausgangspunkt zu einem kritischen Excurs über die Widerwärtigkeiten, die er im Parlament auszustehen habe. Auch dabei ließ er sich wieder gehen, mehr als je. Das Ganze aber gipfelte stets in dem Vorwurf, daß an Allem, was ihm und uns im Reiche nicht gefällt, die Anderen schuldig seien.

Gottlob verbreitet sich doch allmählig auch in den Reihen der Getreuesten eine andere Meinung. Diesen Reihen gehört unzweifelhaft das Organ an, welchem wir die folgende Aeußerung über die zwei Kanzler-Reden entnehmen: „Der gegenwärtige Stand der inneren Dinge in Deutschland ist gründlich verfahren und zweifellos traurig. Zerklüftung und giftiger Parteihader an allen Orten, sittlicher Verfall und Zunahme der Verbrechen, Säkularisirung der Ehe, harte Ausnahme-Gesetze gegen die Arbeiter, Ausnahme-Gesetze gegen die römische Kirche, und der Führer des Centrums vielleicht die einflußreichste Person im Reichstag des zu zwei Dritteln evangelischen deutschen Volkes. Das ist beschämend für den evangelischen Conservatismus. Aber ist denn wirklich die Regierung an alle Dem unschuldig? Ist sie wirklich berechtigt, nur Andere zu beschuldigen und jedes, auch das kleinste, mea culpa selbstbewußt von sich zu weisen[1]) ?“

Uebrigens ist auch die äußere Lage des Reichs in den Reden des Fürsten nicht unberührt geblieben. Er ist im natürlichen Zusammenhang mit seinen Steuerprojekten darauf

1) „Allgemeine conservative Monatsschrift für das christliche Deutschland. Herausgegeben von Martin von Nathusius und Dietrich von Oertzen.“ Juli 1882. S. 66.

zu sprechen gekommen; denn er konnte sich nicht verhehlen, daß die Einwendung, das Reich sollte lieber besser sparen, stets die Abminderung des großen Militärbudgets zum Hintergrund habe. An dem Punkte gerieth er denn auch sehr in Harnisch. „Also an die Armee rühren Sie nicht! Das ist nicht bloß meine Meinung, sondern die der Majorität der Nation; da hört die Gemüthlichkeit auf. Probiren Sie's, Sie werden sehen, was daraus folgt!"

Die Begründung des „Also" wies auch wirklich ein bedenkliches Bild der äußeren Lage des Reiches auf; an und für sich macht es schon ängstlich, wenn eine große Regierung öffentlich von solchen Eventualitäten sprechen muß, wie hier geschieht. Nachdem der Fürst darauf hingewiesen hatte, daß sowohl Frankreich als Rußland mehr Truppen unterhalten als Deutschland, fuhr er fort: „Ich habe nur die Thatsache zu untersuchen, daß diese Millionen Bajonette ihre polare Richtung im Ganzen nach dem Centrum Europa's haben, daß wir im Centrum Europa's stehen und schon in Folge dessen, wie auch in Folge der ganzen Geschichte, den Coalitionen anderer Mächte vorzugsweise ausgesetzt sind." Der Fürst erklärt sogar, daß die polare Richtung der fremden Bajonette ihm seit 1871 schon thatsächlich zu schaffen gemacht habe. „Wir haben Objekte, die die Begehrlichkeit jedes unserer Nachbarn erregen können. Wenn ich mir in der auswärtigen Politik irgend ein Verdienst beilegen kann, so ist es die Verhinderung einer übermächtigen Coalition gegen Deutschland seit dem Jahre 1871. Meine ganze politische Kunst aber wäre gescheitert ohne Hinblick auf die deutsche Militärorganisation, ohne den Respekt, den wir einflößen, und ohne die Abneigung, die man hat, mit unseren wohlgeschulten, intelligenten und wohlgeführten Truppen anzubinden. Vernichten Sie diesen Respekt, und Sie sind genau in der ohnmächtigen Lage von früher, daß Deutschland für die anderen Mächte eine Art von Polen für die Theilung seyn wird."

In der vorhergehenden Rede hatte der Fürst allerdings

geäußert: „Wir haben feste Verbindungen mit den außerdeutschen Monarchien, welche gleiche Interessen mit uns vertreten; ich glaube auch, daß diese Verbindungen dauernde seyn werden und daß die Verhältnisse, wie sie im Jahre 1848 und später erstrebt wurden, sich immer deutlicher gestalten werden, und daß in der Mitte von Europa eine feste erhaltende Gewalt entstehen wird". Warum der Fürst hier im Plural von „Monarchien" spricht, ist nicht recht verständlich; denn von den mächtigeren kann jedenfalls nur Oesterreich gemeint seyn. Aber selbst dieses Verhältniß überhebt ihn, wie die nachgefolgte Rede zeigt, nicht der Besorgniß vor übermächtigen Coalitionen. Dagegen kann sich das Reich nur sichern durch den Respekt vor seiner Militärorganisation, und solange dieselbe erhalten bleibt.

Die Frage, wie lange das Reich die ungeheuere Last, deren socialer Druck dem finanziellen mindestens gleichkommt, noch wird ertragen können, ohne zum Piratenstaat herabzusinken, ist in den Reden umgangen; thatsächlich spricht sie aber aus den neuen Steuerprojekten, die den Kanzler unablässig beschäftigen. Daß das Alles seine Grenzen haben muß, entzieht sich der Voraussicht des Fürsten sicher nicht. Aber wenn er nicht wüßte, wie der verderbnißschwangern Spannung aller Mächte gegeneinander ein Ende gemacht werden könnte, wer sollte es denn sonst wissen? Eine rücksichtslose, über Recht und Verträge hinwegsetzende Politik hat seit 1859 und 1866 den jetzigen Zustand herbeigeführt; eine ebensolche Politik müßte es versuchen, die „Begehrlichkeit jedes unserer Nachbarn" in irgend einer Weise, auf Kosten Anderer, zu befriedigen, um dem gegenwärtigen Provisorium in Europa einen Abschluß zu geben und wieder, wir wollen nicht sagen, das „politische Gleichgewicht", aber einen beruhigtern Zustand zu begründen. Ein solches Thema läßt sich freilich nicht im Parlament expliciren wie die kanzlerische Steuerpolitik. Je mehr aber der Fürst als Handelsminister und Finanzautorität Unglück über Unglück hat, desto mehr wird er sich auf sein ursprüngliches Fach zurückverwiesen sehen. Es wäre

schlimm, wenn da ein Anderer erst von vorne anfangen müßte, und angefangen muß einmal werden.

Von seiner Umsturzpolitik gegen Oesterreich und den Bund hat ja Fürst Bismarck im preußischen Landtag seinerzeit auch nicht geredet, obgleich er dieselbe zwanzig Jahre lang in seinen Gesandtschafts-Berichten an die Regierung und dann als Minister selbst mit fieberhaftem Eifer betrieben hatte. Welcher Sturm wäre auch in und außer dem Parlament entstanden, wenn die Rathschläge der jüngst veröffentlichten Dokumente, des sogenannten „Prachtberichts" vom 26. April 1856 und der Depesche vom 10. Mai 1856, bekannt geworden wären, welche alle darauf hinausliefen, daß Preußen im Interesse seiner deutschen Stellung dem Kaiser Napoleon schön thun und die „Chance eines Bündnisses mit Frankreich" warm halten müsse! Wir wollen auf diese Veröffentlichungen hier nicht weiter eingehen; sie beweisen einfach, daß man zu den Zeiten, als es noch ein deutsches Bundesrecht gab, der preußischen Politik, wie Herr von Bismarck dieselbe haben wollte, nichts Böses mit Unrecht nachsagen konnte. Merkwürdiger Weise ist es ein geborner Bayer, der diese Sammlung amtlicher Berichte, als wären es Correspondenzen eines Privatmannes, aus dem geheimen Staatsarchiv publiciren durfte. Das Werk hat jedenfalls den häßlichen Fehler, daß es, allem diplomatischen Brauch zuwider, um wenigstens dreißig Jahre zu früh erschienen ist. Es scheint denn auch auf der Voraussetzung zu beruhen, daß man in Wien und anderwärts einer Empfindlichkeit schon gar nicht mehr fähig sei. Und doch sagen die Kanzler-Reden vom 12. und 14. Juni mit aller Deutlichkeit, daß Preußen des Zusammenhaltens mit Oesterreich wenigstens ebenso bedürftig sei, als Oesterreich des Zusammenhaltens mit dem deutschen Reich. Fürst Bismarck konnte seine Wiener Reise vom September 1879 nicht gründlicher motiviren, als in der Rede vom 14. Juni geschehen ist.

In derselben Rede kommt er sodann auf die inneren „Gefahren für den nationalen Gedanken" zu sprechen, und

da erfaßt ihn eine tiefe Melancholie. „Seien Sie einig“, ruft er am Schlusse den versammelten Reichsboten zu, „und lassen Sie den nationalen Gedanken vor Europa leuchten; er ist augenblicklich in der Verfinsterung begriffen“. In schlaflosen Nächten, klagt er, könne er sich mitunter des Gedankens nicht erwehren, daß „vielleicht unsere Söhne nochmals wieder um den mir wohlbekannten Tisch des Frankfurter Bundestags sitzen könnten; unsere Autorität auch gegenüber dem Auslande kann einmal einen Stoß erleiden.“ Selbst der Kaiser könnte sich, nach dem vorliegenden Gang der Dinge, fragen: „waren die Gründe, die mein Bruder gegen die Reichsverfassung und gegen die Annahme der Kaiserkrone hatte, vielleicht doch nicht ohne Berechtigung?“ In so düstern Betrachtungen ergeht sich der Kanzler vor dem offenen Parlament. Aber wer sind denn die weißen Ameisen, die also zerstörend an dem jungen Reichsbau nagen?

Der Fürst bekennt hier einen Irrthum ebenso offenherzig, wie er gar nicht läugnet, daß er in Zoll- und Handelsfragen früher einfach dem Minister Delbrück nachgebetet habe. Noch vor wenigen Jahren schreckte er die nationalen Parteien im Reichstag mit dem Medusenhaupt des Partikularismus, und er fürchtete das Gespenst wirklich selber. „Als ich einst“, so äußert er sich, „die Verfassung schaffen half, habe ich unter dem Eindruck gehandelt: die Gefahr für den nationalen Gedanken liegt in den Dynastien, der Rettungsanker im Reichstag, den wir möglichst hoch stellen müssen.“ Jetzt, fährt er fort, gebe er solchen Befürchtungen kein Gehör mehr, sondern sein Vertrauen auf eine bessere Zukunft beruhe heute gerade auf den Dynastien. Denn die Dynastien seien heute national gesinnt; sie fühlten das Bedürfniß, Rücken an Rücken zusammenzustehen gegenüber allen auswärtigen Gefahren, die politische und militärische Einheit des Reiches unverbrüchlich zu halten und jeder Versuchung zu widerstehen, aber auch ihre verfassungsmäßigen Rechte nicht untergraben zu lassen.

An dieser Ergebung haben wir freilich, nachdem die Dynastien den schweren Schritt einmal gethan hatten, nie

gezweifelt, schon aus dem Grunde nicht, weil es im deutschen Reich eigentlich nur mehr Eine Dynastie im strengen Wortsinne gibt. In einem Schreiben, das Herr von Bismarck am 11. Februar 1855 aus Frankfurt an seinen Minister gerichtet hat und das sich in der von Poschinger'schen Sammlung mit abgedruckt findet, spiegeln sich die nachher eingetretenen Verhältnisse bereits klar ab: „Für den Bund, für dieses Glashaus, in dem allein die Existenzen der meisten deutschen Staaten möglich bleiben, schlagen sie sich unter Umständen doch, wenn sich Alles regel- und verfassungsmäßig dazu entwickelt. Die Bundesakte ist das Brett unter ihren Füßen auf der stürmischen See von Europa; sie klammern sich daran und fürchten nur, daß Preußen es selbst aus den Fugen stoßen könnte." Das ist nun eben geschehen, und seitdem ist dem Partikularismus nur mehr der Aberglaube zu Gute gekommen.

Aber wo liegt denn nun die Gefahr für den nationalen Gedanken und das Reich. Der Fürst sagt: in den Parteien, deren Treiben den Reichstag unfruchtbar mache und den Kaiser als König hindere, seinen Unterthanen zu helfen; in der Fraktions-Brille und dem Fraktions-Partikularismus; in der byzantinischen Liebedienerei gegen die Popularität; in dem Marasmus der Fraktions-Krankheit. Er ist unerschöpflich in Synonymen für dasselbe Ding, womit er eigentlich das Streben der parlamentarischen Führer nach einer Parteiregierung, kurz den Parlamentarismus selber meint; und ebenso unermüdlich ist er in der Demonstration, daß das deutsche Reich und der preußische Staat von einer Partei nicht regiert werden könnten, sondern nur unabhängig von jeder Fraktionsstellung zu regieren seien. „Wir würden", sagt er, „die Unterstützung mancher Fraktion vielleicht haben, wenn wir uns in ihren Dienst begeben, wenn wir dem Kaiser zureden wollten, irgendein Canossa zu machen; ich meine nicht ein klerikales, ich meine — ein liberales!" Umgekehrt sollen die Liberalen ihrerseits sich in den Dienst des Kanzlers begeben.

Er führt den Reichstag an die parlamentarischen Krankenbetten zweier großen Reiche, wobei er von Frankreich, um nicht Empfindlichkeiten zu erregen, gar nicht einmal sprechen will. Am Ende der klinischen Visite ruft er nochmals aus: „Bei uns kann nur parteilos regiert werden!“ Unsererseits würde der Beifall zu diesem Wort ein ungetheilterer seyn können, wenn es in Preußen keinen Culturkampf und keine Falk'sche Ministerperiode gegeben hätte. Aber war das wirklich eine parteilose Regierung? Und ist es denn den Liberalen so sehr zu verargen, wenn sie in der Erinnerung an diese Blüthezeit, wo es „eine Lust war zu leben“, heute noch der Meinung sind, daß im Reich und in Preußen eine Parteiregierung nicht nur möglich, sondern auch ganz am Platze sei? Der Fürst scheint noch immer nicht erkannt zu haben, welches schwere Präjudiz der Culturkampf seiner Theorie von der verfassungsmäßigen Stellung des preußischen Königthums geschaffen hat. „Der König“, sagt er, „hat ein Herz, eine Majorität hat viele Herzen, aber ein Herz hat sie nicht.“ Aber warum waren denn die bedrängten Katholiken zehn Jahre lang dieser herzlosen Majorität hülflos preisgegeben? Antwort: weil es die Minister in ihren Gutachten an den König nicht anders haben wollten.

In unseren Kreisen hat man sich freilich nie darüber getäuscht, was für eine Bedeutung einer parlamentarischen Verfassung im preußischen Militärstaat beizulegen sei. Aber den liberalen Parteien ist man doch so weit entgegengekommen und mit ihnen ist man so lange gegangen, daß es verzeihlich ist, wenn sie sich einbilden, Extrarechte im neuen Reich zu haben und ein gewisses Patent auf Theilnahme an der Regierung zu besitzen. Es ist auch nicht ohne Grund, wenn sie sich rühmen, daß das Reich kaum hätte entstehen können, wenn sie nicht den „nationalen Gedanken“ lebendig erhalten hätten. Ueber solche Reden ist der Fürst freilich ganz besonders erbost. „Ja“, sagt er, „lebendig erhalten wie im Käfig, wie man einen Vogel, einen Spatz im Käfig hält oder einen Papagei. Man hat darüber gesungen, Schützen-

und Turnfeste gehalten, und da war der Gedanke lebendig." Wer habe aber praktisch gehandelt? Keiner sonst sei auf den Gedanken gekommen, daß ohne die preußische Armee sich der deutsch-nationale Gedanke gar nicht verwirklichen lasse. Und wie seien die Parteien mit dieser Armee umgegangen, die „allein die Trägerin des nationalen Gedankens geworden und geblieben ist"? Selbst „Sobbe und Putzki" läßt der Fürst unter den unliebsamen Erinnerungen aus der Conflikts-zeit wieder aufmarschiren, zum Beweise wie der Officier da-mals gehaßt und heruntergedrückt worden sei. „Damals", schließt er, „stand der Professor und die Presse auf der einen Seite und die Armee auf der andern." Jetzt haben freilich die Armee und der Officier sich gerächt und den ganzen Civil-staat zu ihrem Bedienten gemacht.

Uebrigens hat der Fürst die Thatsachen für sich, wenn er behauptet, daß es nicht nur in Deutschland, sondern überall immer schwerer werde, mit den Parlamenten zu regieren; und mit Stolz konnte er fragen, wo man denn einen Mini-ster finde, der zwanzig Jahre am Ruder geblieben wäre, wie er. Seit seinen Reden hat die französische Kammer ein Beispiel geliefert, bis zu welcher Affenschande es in solchen Versamm-lungen kommen kann, die ohne Rücksicht auf Stand und sociale Stellung durch die blinde Unvernunft der Kopfzahlwahl zu-sammengewürfelt sind. Der Fürst hat Recht: der zügellose Individualismus der Parteien wird und muß die ganze In-stitution ruiniren. Er hat Recht, wenn er sagt: Jede dieser Parteien steht unter dem Eindruck der Fortentwicklung in der Richtung, der sie angehört; immer wird Einer den An-dern überbieten und der Ueberbotene wird immer Unrecht bekommen; jeder Führer von morgen überbietet den Führer von heute, nachdem der Führer von heute den Führer von gestern durch Uebergebot schon ruinirt hat. Diese Entwicklung in's Extrem, meint der Fürst, oder sagen wir die Verwilderung der Parteien, sei den Deutschen bei der ihnen eigenthümlichen Maßlosigkeit der Doktrin noch besonders gefährlich. Selbst in England, wo es früher, so lange nur zwei, an der Er-

haltung der Maschine gleichmäßig interessirte, Parteien da waren, kinderleicht war, mit dem Parlament zu regieren, seien es jetzt vier Parteien, und mithin nur mehr ohnmächtige Coalitionsministerien möglich.

Mit besonderer Absicht verweilt der Fürst bei der parlamentarischen Entwicklung in Oesterreich, und die hieher gehörigen Stellen seiner Rede haben für dieses Reich ein specielles Interesse. Er belegt die noch vor zwei Jahren in Cisleithanien allmächtig herrschende Partei der Deutschliberalen, mit ausdrücklicher Beziehung auf ihren Führer, den Prager Professor Herbst — mit dem Namen der „Herbstzeitlosen", und er sagt von ihnen: sie hätten die Möglichkeit für die österreichische Regierung, mit den Deutschen zu gehen, vollständig verdorben. „Auch in Oesterreich ist die deutsche Partei durch die Maßlosigkeit ihrer Forderungen schließlich in die bedauerliche Lage gekommen, daß sie die Dynastie genöthigt hat, sich mehr an eine andere Partei anzulehnen im Interesse ihrer Erhaltung, eine Dynastie, die nach ihren ganzen Traditionen, ohne irgend eine Nationalität zu bevorzugen, doch in den Deutschen das ihr zunächst zur Hand liegende Instrument zur Regierung des gesammten Reichs sehen muß. Ich bitte Sie, meine Herren, sich doch das Beispiel der Herbst'schen Partei in Oesterreich — die Herbstzeitlosen nenne ich sie, weil sie nie etwas zur rechten Zeit gethan — einigermaßen zu Herzen zu nehmen."

Der höhnische Ausfall aus solchem Munde und an solchem Orte hat in den Kreisen der Deutschliberalen in Oesterreich wie der Blitz eingeschlagen; sie fanden sogar, daß der deutsche Reichskanzler die Grenzen des staatsmännischen Anstandes überschritten habe. Einigen Grund hatten sie allerdings zu rufen: „Auch Du, Brutus!" Bis dahin war es als sichere Thatsache betrachtet worden, daß der Sturz des conservativen Kabinets Hohenwart seinerzeit auf einen Wink aus Berlin eingetreten sei; und als vor zwei Jahren das Ministerium Taaffe mit dem Beruf, die Nationalitäten Cisleithaniens, insbesondere die Slaven zu versöhnen, die

deutschliberale Regierung Auersperg-Lasser ablöste, da trösteten sich die „Herbstzeitlosen“ allgemein mit der Hoffnung, Fürst Bismarck werde im geeigneten Moment auch dieser Herrlichkeit wieder ein Ende machen. Sie argumentirten, daß es für Deutschland ganz unmöglich sei auf die Dauer intime Beziehungen mit einem Reiche zu pflegen, in welchem der deutsche Stamm hintangesetzt sei und das allmählig selbst slavischen Charakter annehme. Sie glaubten, eine wuchtige Waffe gegen das Ministerium Taaffe zu handhaben, indem sie prophezeiten, daß die Wendung im Innern auch das Verhältniß Oesterreichs zum deutschen Reiche zerstören oder daß sie wieder umkehren müsse. Jetzt war ihnen diese Waffe aus der Hand geschlagen.

Nun jammerten sie selber umgekehrt, wie sie denn überhaupt je nach dem Parteivortheil kalt und warm aus Einem Munde blasen, daß in dem Verhältniß zum deutschen Reich die österreichische Selbstständigkeit zu Grunde gehe und Wien zum Berliner Schatten herabsinke. „Jetzt erst verstehen wir das Wesen der jetzigen Richtung in Oesterreich, und uns bangt davor, daß die Entwicklung innerhalb unseres Staats nicht bloß eine Folge der Wandlungen in den obersten Regionen, sondern eine Bedingung internationaler Vereinbarungen ist.“ [1]) Die Frage aber, weßhalb denn eben jetzt das Donnerwetter über die „Herbstzeitlosen“ ausbrechen mußte, haben diejenigen vielleicht am richtigsten beantwortet, welche dasselbe dem Widerstand der Deutschliberalen in Oesterreich gegen das neue Wehrgesetz zuschrieben: „Wir wissen es jetzt authentisch, daß Fürst Bismarck es als seine Hauptaufgabe betrachtet, eine Coalition gegen Deutschland zu verhindern; das Bündniß mit Oesterreich ist ihm auch nur ein Mittel dazu. Aber er will, daß der Verbündete stark sei, und mindestens 800,000 Mann in's Feld stellen könne, wenn eine europäische Conflagration ausbrechen sollte.“ [2])

---

1) Wiener „Neue Freie Presse“ vom 15. Juni 1882.
2) Augs. „Allg. Zeitung“ vom 18. Juni 1882.

Es war wie gesagt die Vorlage über das Tabaksmonopol, bei welcher der Kanzler die zwei Reden hielt. Er bemerkte von vorneherein, daß er das Monopol nicht als Selbstzweck anstrebe, vielmehr an sich als ein Uebel ansehe; aber es sei das unumgängliche Mittel, um die Entlastung der unteren Klassen von dem Drucke der direkten Steuern herbeizuführen. Die Dringlichkeit dieser Maßregel bewies er durch eine lange Reihe von Ziffern über die Zwangsvollstreckungen, welche in Preußen wegen Steuerrückstands regelmäßig eintreten. Sie bieten ein allerdings nicht ganz neues, aber erschreckliches Bild der socialen Zustände in diesem Lande.[1]) Als der Reichstag 1879 eine Mehreinnahme von etwa 130 Millionen an Zöllen und indirekten Steuern bewilligt hatte, kam in Preußen ein Gesetz über einen Steuererlaß zu Stande, wornach von den etwa 80 Millionen, welche die preußischen Steuerzahler mehr zu entrichten hatten, 14 Millionen, wozu im folgenden Jahre in provisorischer Weise noch 6 Millionen hinzukamen, gewissermaßen zurückvergütet wurden. Um der Noth vollends Herr zu werden, waren jetzt abermals 188 Millionen Mehreinnahme verlangt, und der Reichskanzler rief emphatisch aus: „Wenn ich genöthigt bin, mein Amt noch länger zu verwalten, werde ich Ihnen diesen Steuerexekutor noch öfter vorhalten, und zwar so lange bis Einer von uns beiden todt ist, entweder der Exekutor oder ich!"

Von anderen Verwendungen, wie in der großen Rede vom 4. Februar 1881, behufs Entlastung der Gemeinden, war dießmal nicht die Rede, insbesondere auch nicht vom Tabaksmonopol als dem „Patrimonium der Enterbten." Doch bekannte sich der Fürst auch hier zu dem Ganzen seiner

---

1) Nur ein Beispiel! Vom 1. April 1879 bis dahin 1881 fanden statt 1,617,831 vollzogene Pfändungen, davon 855,230 in der untersten Klassensteuer-Stufe. Ferner fanden in derselben Zeitperiode statt 1,686,234 fruchtlose Pfändungen, davon 1,124,427 in der untersten Klassensteuer-Stufe. Im Ganzen haben also in den drei Jahren 3,304,065 Pfändungen stattgefunden.

socialen Reform-Politik. „Socialistisch ist Vieles, was wir zum Heil des Landes bereits beschlossen haben, und etwas mehr Socialismus werden wir uns überhaupt angewöhnen müssen. Wir werden dem Bedürfniß auf dem Gebiete des Socialismus reformirend entgegenkommen müssen, wenn wir dieselbe Weisheit beobachten wollen, die in Preußen die Stein-Hardenberg'sche Gesetzgebung beobachtet hat bezüglich der Emancipation der Bauern. Auch das war Socialismus, dem Einen das Gut zu nehmen, dem Andern das Gut zu geben. Wir müssen dem Recepte für den Staat einige Tropfen socialistisches Oel hinzufügen. Socialistisch ist ja jede Expropriation zu Gunsten der Eisenbahnen, socialistisch ist die Zusammenlegung der Grundstücke, socialistisch ist die ganze Armenpflege, der Schulzwang, der Wegebau. Wenn Sie glauben, mir mit dem Worte Socialismus Schrecken einflößen zu können, so stehen Sie auf einem Standpunkt, den ich längst überwunden habe, und dessen Ueberwindung für die ganze Reichsgesetzgebung durchaus nothwendig ist."

In der That scheint die Hoffnung aufgegeben werden zu müssen, daß in der Anschauung des Kanzlers Staat und Gesellschaft wieder als zwei verschiedene Dinge auseinandergehen. Die Idee der Staatsomnipotenz, die ihm zur zweiten Natur geworden ist, läßt eine solche Unterscheidung nicht zu; sie will, daß die ganze Gesellschaft im Staate aufgehe. Darum hat sich auch der Culturkampf so leicht bei ihm eingeschmeichelt, selbst abgesehen von der protestantischen Voreingenommenheit. Soweit war er ja auch der Parteimann der Liberalen; nur daß er jetzt auf den Gebieten des Erwerbslebens die Idee ebenso geltend macht, nur das trennt ihn von denselben. Sie wollen nicht begreifen, daß der damalige Kanzler und der jetzige Kanzler trotz Allem ganz und gar der gleiche ist. Jammernd beschuldigen sie ihn der Apostasie und schieben ihm schmutzige Motive unter. „Die Gestalten Luthers, Huttens und Sickingens schienen wieder auferstanden zu seyn und inmitten des deutschen Volkes zu wandeln, solange der Staat sich der römischen Kirche gegenüber seiner

befreienden Stellung bewußt zeigte. Fürst Bismarck selbst ließ es sich gerne gefallen, daß man ihn als den großen Epigonen des Wittenberger Mönches pries. Vorbei! Man spricht nicht mehr von der Reformation und ihren geistigen Siegen, nicht mehr von den idealen Gütern, welche als Erbtheil der Reformation dem deutschen Volke verblieben; nur am Golde hängt, nach Golde drängt Alles, was an staatsmännischen Gedanken dem Haupte des eisernen Kanzlers entspringt." [1])

Wenn wir noch einmal die ganze Last überschauen, die der moderne Atlas auf seine Schultern genommen hat, so drängt sich immer wieder die Frage auf: wer soll das nach ihm tragen? Die vier Augen!

---

1) „Neue Freie Presse" vom 4. April 1882. — Das Organ wiederholt die in einem Juden-Blatt besonders interessante Sentenz: „Die Jagd nach dem Golde ist etwas Verhängnißvolles; wer sich ihr ergibt, bleibt ihr Gefangener."

XXVIII.

Die katholische Diaspora Norddeutschlands.

3. Die nordischen Missionen.

Als mit der Reformation fast der gesammte Norden unseres deutschen Vaterlandes von der Einheit der Kirche getrennt wurde, verschwand eine Anzahl katholischer Bisthümer, um nie mehr errichtet zu werden. Für die spärlichen Reste, welche von Katholicismus daselbst geblieben waren, galt es nun eine kirchliche Leitung wieder herzustellen und so entstand das apostolische Vikariat des Nordens oder der nordischen Missionen.[1]) Dasselbe erhielt (1667) in Folge der Conversion des Herzogs Friedrich von Calenberg einen eigenen Bischof. Der erste war Valerius de Maccionis, B. von Marocko, welcher in Hannover residirte († 1676). Ihm folgte der berühmte Convertit und Anatom Nikolaus Steno aus Dänemark, welcher indeß bei Friedrichs Tode Hannover verlassen mußte (1680) und dann nach zweijähriger Thätigkeit als Weihbischof von Münster abermals der nordischen Missionen sich annahm, ohne jedoch apostolischer Vikar derselben zu seyn, bis er 1686 zu Schwerin im Rufe der Heiligkeit starb.[2]) Von 1680 bis 1683 waren der münster'sche

1) Klinkhardt, hist. Nachrichten von zwei apostolischen Vicariaten, Archiv des hist. Vereins von Niedersachsen, Jahrgang 1836, S. 14 ff. Otto Mejer, die Propaganda II, 258 ff. Gams, Series episcoporum S. 326.

2) Räß, Convertiten VII, 290 ff., Tibus, die Weihbischöfe von Münster S. 191 ff.

Fürstbischof Ferdinand von Fürstenberg, dann bis 1694 der hildesheim'sche Weihbischof Hortensius Mauro und darauf der hildesheim'sche Fürstbischof Jobst Edmund von Brabeck apostolische Vikare. Nach des letzteren Tode (1702) wurde das Vikariat getheilt, in das der nordischen Missionen und das von Ober- und Niedersachsen oder auch von Hannover genannt, bis im Jahre 1775 der hildesheim'sche Bischof Friedrich Wilhelm von Westfalen wiederum beide Vikariate in seiner Hand vereinigte. Seit jener Zeit sind sie vereinigt geblieben, bis die Circumskription der neuen Bisthümer in Preußen und Hannover die nordischen Missionen auf Hamburg, Bremen, Lübeck, Schleswig-Holstein, Mecklenburg, Lüneburg, Eutin, Schaumburg-Lippe, Dänemark, Schweden und Norwegen beschränkte.

Im Jahre 1839 dachte Gregor XVI. daran, dem apostolischen Vikariate wiederum einen eigenen Bischof zu geben, welcher seinen Sitz in Hamburg haben sollte. Der Plan wurde ins Werk gesetzt, und der Priester Johann Theodor Laurent zum Bischof von Chersones geweiht, mit der Bestimmung, sich nach Hamburg zu begeben und die Leitung der Missionen zu übernehmen. Allein Bischof Laurent konnte nicht nach Hamburg gelangen und hat sein Amt nie ausgeübt. Deßhalb übertrug der heilige Vater abermals einem andern Bischofe die Mitverwaltung des Vikariates und zwar dem Osnabrücker Weihbischofe Karl Anton Lüpke († 1855). Ihm folgten in dieser Eigenschaft die Bischöfe Paulus Melchers und Johann Heinrich Beckmann († 1878). Unter letzterem erhielten Dänemark, Schweden und Norwegen eigene Präfekten und auch für Schleswig-Holstein wurde der Seminarregens Kohues zu Osnabrück als apostolischer Präfekt ernannt (1869), dem dann nach dem Tode des Bischofs Beckmann auch die übrigen deutschen Theile des Vikariates interimistisch übertragen wurden. Von der preußischen Regierung ist er allerdings nicht anerkannt. Der gegenwärtige Bischof von Osnabrück steht mit den nordischen Missionen in keiner Verbindung.

Ich beschränke mich darauf, eine kurze Geschichte des Katholicismus bloß von jenem Gebiete zu geben, welches jetzt zu den nordischen Missionen gehört, da ich die Entstehung und weiteren Schicksale der katholischen Gemeinden, welche jetzt innerhalb der Diöcese Hildesheim liegen, bereits vorgeführt habe und die der übrigen bei der Provinz Sachsen behandeln werde. Der Hauptort der Missionen war Hamburg, woselbst bei der sogenannten Reformation eine stattliche, wenn auch verhältnißmäßig geringe, Zahl von Katholiken blieb, welchen indeß seit 1529 aller Cultus verboten war; ein Nichtlutheraner sollte in der Stadt gar nicht geduldet werden. Indeß wurde doch noch heimlich das heilige Meßopfer dargebracht und besucht. Darum verlangte 1531 die Bürgerschaft vom Senate, er solle „alle Pfaffen, die wider den Befehl und die Einsetzung unseres Seligmachers Christi Winkelmessen hielten", zur Strafe ziehen. Wie lange auf dem platten Lande sich der Katholicismus hielt, ist nicht bekannt. Es wird das eben so verschieden gewesen seyn, wie anderswo, je nachdem der katholische Priester jung oder alt war, oder je nachdem er sich als kluger Mann in seiner Stelle zu behaupten wußte. War der katholische Pfarrer alt und ging bald nach der Neuerung mit Tod ab, so wurde die Pfarrei bald protestantisch. Dasselbe Schicksal traf auch die Gemeinden, wo der Pfarrer als Kämpfer für den Katholicismus, als „Heißsporn" das Augenmerk besonders auf sich zog und darum vertrieben wurde. War dagegen der Pfarrer in einem Dorfe noch ein junger Mann und machte nicht viel Aufsehen, so konnte in seiner Kirche noch lange Jahre der katholische Cultus sich halten. Dieß war unter anderem in Eppendorf der Fall, allwo der Pfarrer Johann Moltkasten, ein ehemaliger Domvikar zu Hamburg, bis zu seinem Tode 1545 als katholischer Pfarrer fungirte und öffentlich das hl. Meßopfer verrichtete. In Holstein ist in den einzelnen Territorien das Lutherthum zu verschiedenen Zeiten eingeführt worden. Hierbei blieb jedoch der katholische Ritus im äußern ziemlich

erhalten; in Hamburg legten die Prediger erst 1777 den priesterlichen Ornat ab.[1]) Der erste katholische Missionär in Hamburg war ein holländischer Jesuit Michael de Isselt, welcher 1597 nach achtzehnjähriger Wirksamkeit starb. Zur selben Zeit erlaubte Adolf XV. von Schaumburg den katholischen Cultus in dem Dorfe Altonau und so siedelten sich eine Menge hamburg'scher Katholiken hier an. In Folge davon wuchs Altona so bedeutend, daß es bald zum Marktflecken erhoben wurde, später sogar Stadtrechte erhielt. 1604 wurde daselbst eine förmliche Seelsorgsstation eingerichtet, und zu diesem Zwecke drei Jesuitenpatres aus Hildesheim berufen. Der hamburg'sche Senat suchte die katholische Colonie auf jede Weise wieder zu zerstören, und verbot, als alles nichts half, den Besuch der heiligen Messe von Seiten hamburg'scher Einwohner daselbst. Wer dennoch „durch solches böse Beispiel Aergerniß gebe," solle aus der Stadt und dem hamburg'schen Gebiete vertrieben werden. Um gegen alle weiteren Plackereien geschützt zu seyn, erwirkte man von Rudolf II. einen Schutzbrief für die Katholiken Hamburgs und 1607 gab Graf Ernst zu Holstein-Schaumburg aus politischem Interesse ebenfalls einen Freiheitsbrief für die Katholiken Altonau's. Nichtsdestoweniger mußten die Jesuiten 1612 Altona räumen, bis sie auf kaiserliche Verwendung nach kurzer Zeit zurückkehren konnten.

Im Jahre 1640 fiel Altona nach Erlöschen des Schaumburg'schen Mannsstammes an Dänemark. König Christian V.

---

1) Annuae missionis Hamburgensis (herausgeb. v. Dreves, Freiburg 1867) p. 252: „Hoc anno in templis Lutheranorum quoad servitium divinum magna facta est mutatio. Hactenus steterunt predicantes celebraturi sacrificium ad altare in eodem fere habitu quo sacerdotes catholici. Erant enim induti alba, stola et casula plerumque et precinebant in eodem tono quam nos, et quidem in festis paulo solemnioribus latine Gloria, Evangelium et Prefationem. Dein sequebatur concio, post hanc erat communio. Vgl. dazu die Anmerkung.

und sein Nachfolger Friedrich III., welcher den Marktflecken zur Stadt erhob, ertheilten den Katholiken Religionsfreiheit. Der damalige Missionär Wernich kaufte 1660 aus eigenen Mitteln ein Haus, in welchem eine Kapelle eingerichtet wurde. Ein Jahr später entstanden auch in Hamburg zwei katholische Kapellen, die eine im Hause des französischen Gesandten, die andere im Hause der bekannten Königin Christina von Schweden, welche beide den Katholiken offen standen. Um diese Zeit (1669) sah Hamburg seit langer Zeit einen katholischen Bischof wieder innerhalb seiner Mauern, indem der apostolische Vikar Valerius de Maccionis kam und in der Kirche zu Altona an 90 junge Christen die hl. Firmung spendete. Die Folge dieser bischöflichen Amtshandlung war die staatliche Schließung der altonaischen Kirche. Erst auf Verwendung des kalenberg'schen Herzogs Johann Friedrich, welcher der Schwager des dänischen Königs war, konnte dieselbe nach Jahresfrist wieder eröffnet werden. Darum hat bis auf Paulus Melchers hin kein apostolischer Vikar jemals mehr im holstein'schen Gebiete gefirmt.

Einen mächtigen Beschützer erhielten die hamburg'schen Katholiken an Kaiser Leopold I., welcher 1671 einen kaiserlichen Residenten zu ihrem Schutze nach Hamburg sandte. Die kaiserliche Gesandtschaftskapelle ist seit dieser Zeit bis zur napoleonischen Fremdherrschaft die eigentliche Pfarrkirche der Hamburger Gemeinde gewesen. An ihr wirkten regelmäßig drei Jesuiten-Patres; der französische Gesandte behielt ebenfalls die Kapelle in seinem Hotel bei, an welcher ein französischer Weltpriester fungirte. Die Jesuiten in Hamburg haben alljährlich, wie sie in ihren Berichten verzeichnet, eine große Anzahl Protestanten zur katholischen Kirche zurückgeführt. Manchesmal sind mehr als 30 verzeichnet, von denen die meisten den sogenannten besseren Ständen angehörten, so daß, wenn nicht anderseits viele Katholiken der Kirche verloren gegangen wären, die hamburg'sche Gemeinde durch Conversionen sich zusehends hätte mehren müssen. Sie ist

indeß stets ein verschwindend kleiner Bruchtheil der Gesammtbevölkerung geblieben und erst in neuerer Zeit durch Einwanderung gewachsen. Da die Jesuiten eine katholische Elementarschule nicht halten durften, so machte ihnen das Zusammenlesen der Kinder zum Religionsunterrichte die größte Mühe. Wie die Jahresberichte zeigen, haben sie indeß mit der ihnen eigenen Spürgabe und Ausdauer sich dieser mühevollen Arbeit unterzogen. Später gelang es ihnen, eine Knaben- und auch sogar eine Mädchenschule einzurichten. Daß die Patres von dem hamburg'schen Senate und den protestantischen Predigern beständig molestirt wurden, versteht sich von selbst. Einzelheiten hierüber in Hülle und Fülle hat Dreves in seiner Geschichte der katholischen Gemeinden Hamburg und Altona[1]) beigebracht.

In Altona war die rechtliche Stellung der Katholiken weit günstiger als in Hamburg, woselbst sie unter dem Schutze des kaiserlichen Gesandten überhaupt nur existiren konnten. Dort erlangten sie 1678 durch Intercession des Abtes Nikolaus von Zitzwitz in Huysburg und des Bischofs Christoph Bernhard von Galen in Münster volle Immunität für ihre Kirche und Geistlichen und das Recht, einen Gottesacker anzulegen, welchen dann die hamburg'sche Gemeinde mitbenutzte. Beide Rechte erneuerte ihnen Friedrich IV. am 2. März 1700. Außerdem hatte der Missionär zu Altona förmliche Pfarrrechte, war indeß betreffs der gemischten Ehen und Conversionen eingeschränkt, so daß er derentwegen oft Mißhelligkeiten bekam. Im Jahre 1757 erließ Friedrich V. eine Verfügung, durch welche für alle gemischten Ehen die Copulation vor dem protestantischen Pastor und die protestantische Erziehung aller Kinder angeordnet wurde. Welche Folge diese Verfügung haben mußte, ist klar: da gemischte Ehen in solchen Diasporagemeinden bei der katholischen Minorität Regel sind, so mußte der katholische Nachwuchs all-

---

1) Ueber diese Schrift vgl. Histor.-pol. Bl. Bd. 57 S. 795—801.

mählich ein sehr geringer werden und die Katholiken alsbald auf den Aussterbe-Etat kommen. So kam es auch. In Folge der gesetzlichen Bestimmung, welche bis in die neueste Zeit noch praktische Bedeutung hatte, hat Altona stetig an Seelenzahl abgenommen, bis es in diesem Jahrhundert kaum 400 Katholiken zählte. Die Gemeinde in Glückstadt aber ist vollständig verschwunden.

Die Missionäre in Hamburg dehnten ihre Thätigkeit auch auf die weitere Umgegend aus. Zunächst haben wir Schleswig ins Auge zu fassen. Bereits im Anfange des 17. Jahrhunderts hatte der Hildesheimer Canonikus Martin Stricker eine große Missionsthätigkeit daselbst entfaltet. 1609 übertrug ihm der Nuntius Albergati die nordische Provinz und Stricker hat nach dem Zeugnisse der Hamburger Jesuiten „mit nicht geringen Kosten drei volle Jahre lang den ganzen weiten Umkreis durchwandert, die Katholiken besucht, sie aufgerichtet und bestärkt. Seine Arbeiten haben ihm die Patres aus dem Hildesheimer Colleg, welche an den Festtagen regelmäßig zur Hülfe geschickt wurden, zuweilen erleichtert." Stricker war mit einem uns nicht genannten Jesuiten auch der erste katholische Geistliche, welcher 1639 in dem vor siebzehn Jahren neu gegründeten Glückstadt die katholische Gemeinde mitbegründen half. Um nämlich den Ort zu heben, hatte Christian IV. allen sich daselbst niederlassenden Katholiken freie Religionsübung gewährt. Nach Glückstadt haben dann die Jesuiten regelmäßig pastorelle Excursionen machen müssen, bis später ein eigener Geistlicher daselbst angestellt wurde. Stricker, um gleich noch einiges über diesen „um die Conservirung der katholischen Ueberreste im Norden so hoch verdienten Mann" zu erwähnen, wurde nach seiner Ernennung zum apostolischen Delegaten auch vom Kaiser als Vertreter der katholischen Sache beim Hamburger Senate akkredidirt, und nimmt der Kaiser auf dieses in einem Schreiben vom 21. Juli 1635 Rücksicht, um darzulegen, daß die Hamburger Katholiken im Normaljahr 1627 Privat-

gottesdienst gehabt und daher ihnen solcher fernerhin auch zu gestatten sei. Ganz besonders erbost auf Stricker und seine Thätigkeit in Hamburg waren die protestantischen Prädikatoren und in einer späteren Rechtfertigungsschrift über ihr Schimpfen auf den Kanzeln erklären sie unumwunden, daß die Gefahr, welche Stricker durch Wort, That und Schrift dem lauteren Evangelium gebracht habe, sie dazu berechtige. Aus derselben Rechtfertigung ersehen wir auch, daß „der Zulauf ist sehr groß worden bei solchen päpstlichen Kirchen", und daß Stricker namentlich seine Thätigkeit darauf lenkte, eine öffentliche Kirche für die Katholiken zurückzubekommen, wie er es bereits in Magdeburg versucht hatte. Wie lange die Jesuiten sich der Stütze und Hülfe des wackeren hildesheim'schen Canonikus zu erfreuen hatten, entzieht sich vorläufig noch meiner Kenntniß. — Außer Glückstadt besuchten die Jesuiten auch Lübeck des öfteren. Auch hier hatten sich katholische Reste gehalten, welche anfangs im Hause eines Domvikars ihren Gottesdienst hatten, bis die katholische Priesterschaft ausstarb. Jedoch will ich nicht verschweigen, daß im Lübecker Domkapitel drei Domherrnpfründen bis zur Säcularisation katholisch geblieben sind — der letzte katholische Lübecker Domherr, Freiherr von Elmendorf, starb 1823 zu Hildesheim, allwo er ebenfalls bepfründet war. Diese Domherren bezogen indeß nur ihre Einkünfte, eine Ausübung ihres Amtes in Lübeck war ihnen schlechterdings unmöglich. Die Missionsberichte sagen zum Jahre 1639: „Excursionen wurden auch unternommen nach Lübeck, wo alle die unserigen, welche sich daselbst vorfanden, mit großen Zeichen der Frömmigkeit die alten Sünden vieler Jahre im hl. Wasser des Bußsakramentes abwuschen und die beständige Gegenwart eines Priesters dringend begehrten. Aber die Unzulänglichkeit der Mittel für den Unterhalt eines Priesters bei so großer Armuth wie auch die mit großen Gefahren verbundene Schwierigkeit eines Aufenthaltes daselbst haben die frommen Versuche und Wünsche derselben zur Zeit noch verzögert."

r Bericht meint sodann, daß unter den vielen Tausenden
becks kaum ein Tausend Katholiken sei, was wahrlich noch
r viel sagen will. Denn man darf nicht vergessen, daß
hundert Jahre nach Beginn der sogenannten Reformation
eits sind und diese Katholiken also bis in die dritte Ge-
ation ohne beständigen Seelsorger sich gehalten hatten.
h nach anderen nicht genannten Orten excurrirten die
ssionäre um diese Zeit bereits, „wo, sobald man vernahm,
katholischer Priester sei da, aus verschiedenen Theilen
viele, zumeist aber Soldaten zur Reinigung ihres Ge-
ens zusammenkamen.“ Die Excursionen nach Lübeck
rten bis 1676, wo eigene Geistliche dauernd daselbst
enthalt nahmen. — Im Jahre 1644 kamen neue Reisen
verschiedenen Städten Holsteins. Zunächst nennen wir
von den aus Holland vertriebenen Remonstranten an der
r neu gegründete Stadt, welche sie dem schützenden Lan-
rrn zu Ehren Friedrichsstadt nannten und wo alle Con-
nen ohne Ausnahme ein Refugium fanden. Die daselbst
igen Katholiken, welche bereits 1625 zwei Missionäre
, dann aber längere Zeit ohne Priester leben mußten,
en Freudenthränen als 1644 so ganz unerwartet ein
rger Jesuit bei ihnen erschien. Derselbe hatte gleich
te Mal dreißig Beichten zu hören. Im Amte Ton-
ohnten eine größere Anzahl Katholiken, bei denen
lgische Jesuiten die Seelsorge übten, bis der eine
edrichsstadt übersiedelte und der andere, wie es scheint,
ufen wurde. Ebenso fanden sich noch Katholiken in
ich gelegenen Tönning. Dieselben hingen so fest an
rbten Glauben, daß sie ihre neugebornen Kinder
Preis nur von katholischen Priestern taufen ließen.
ein eigener Missionär hingeschickt, um eine feste
begründen, was auch gelang; allein der Anzug
en unter Torstenson vernichtete alles. Von da
die Hamburger Jesuiten nach Tönning excurriren.
schah nach dem fünf Meilen nördlich gelegenen

Bocklooth, wo zwar 1634 eine katholische Kapelle gebaut war, aber bald darauf hatte geschlossen werden müssen. Hier in diese Gegend waren viele belgische und holländische Katholiken eingewandert, um die durch Vorrückung der Dämme gewonnenen Länderflächen zu cultiviren. Allein am 24. August, nach anderen am 11. Oktober, 1634 brach der Damm. Mehr als 60000 Menschen sollen bei dieser Fluth umgekommen seyn. In der Landschaft Nordstrand allein gingen 20 Dörfer mit allen Einwohnern unter; es waren dieß 6133, unter denen sich auch zehn protestantische Prediger befanden. Von dem ehemaligen Lande sind damals die Inseln: Nordstrand, Langenaes, Oland, Groede, Hooge, Pellworm und die Halligen entstanden. Nachdem das Unglück geschehen war, suchten die Leute zu retten, was noch zu retten war, und arbeiteten rüstig an der Befestigung und Eindämmung ihrer Ländereien. So blieb eine katholische Colonie von holländischen und belgischen Bauern auf Nordstrand. Mit Erlaubniß des Herzogs von Schleswig, dem Nordstrand zugehörte, wurde eine Kirche gebaut und 1643 ein Jesuit aus Hamburg als Seelsorger berufen, welcher jedoch ebenso wie seine Confratres in Tönning und Friedrichsstadt vor den Schweden fliehen mußte. Bis zum Jahre 1655, wo Oratorianer aus Mecheln die Mission übernahmen, mußten die Hamburger Jesuiten die Insel Nordstrand mitpastoriren. Für diesen Ausfall wurden dieselben im genannten Jahre mit neuer Arbeit reichlich entschädigt, indem der Missionär zu Glückstadt mit dem kaiserlichen Gesandten Georg von Plettenberg nach Schweden ging, und die Gemeinde vorläufig ohne ständige Seelsorge blieb.

Viel Arbeit verursachten den Hamburger Missionären die zerstreuten Katholiken südlich der Elbe im alten Erzstift Bremen. Wie ich bereits im letzten Artikel bemerkt habe, war der Bischof Franz Wilhelm von Osnabrück nochmals mit dem Erzbisthum Bremen belehnt und suchte in den Stiftslanden zum wenigsten den Katholicismus zu restituiren.

In Stade wurden alle Kirchen mit Ausnahme einer einzigen den Katholiken zurückgegeben, Benediktiner, Prämonstratenser und Franziskaner wieder eingeführt und auch Jesuiten berufen, welche die Kirche des heiligen Willehad, des Apostels der Bremerlande, erhielten und ein Colleg errichteten. Volle drei Jahre (1629—1633) waren die Ordensleute hier thätig und wir dürfen darum erwarten, daß eine große Zahl von Katholiken um 1633 in Stade war. Im Jahre 1664 bringt die erste Kunde von denselben wieder zu uns, indem nämlich nach Aufzeichnung der Hamburger Jesuiten, welche mittlerweile auf drei vermehrt waren, ein französischer Gesandter in Stade akkredirt war, unter dessen Schutz der Pater Wilhelm Gottfried häufig in Stade, dem fünf Stunden davon entfernten Buxtehude und Altkloster öffentlich fungirte. Zum Jahre 1664 wird berichtet, daß der eine von den drei Missionären „den größten Theil des Jahres im Herzogthum Bremen zubrachte zum Troste derjenigen Katholiken, welche in Buxtehude, Stade und anderen Orten zerstreut leben.“ Zum Jahre 1706 hören wir nochmals, daß „Excursionen geduldet und unternommen sind in das Herzogthum Bremen, und auf einer von ihnen allein 124 mit den hl. Sakramenten der Buße und des Altars gestärkt worden sind. Darunter befanden sich viele, welchen seit 24 Jahren bereits die Möglichkeit und Gelegenheit versagt war, den Gottesdienst der Kirche zu besuchen.“ Wie viel mögen wohl um 1633 katholisch gewesen seyn, wenn sich damals 1706 noch so viele fanden? Seit dieser Zeit mehrten sich die Arbeiten dieser Missionäre in jener Gegend bedeutend. Denn bis zum Jahre 1705 war noch ein katholisches Restlein daselbst gewesen, nämlich das Stift der Benediktinerinen zu Altkloster nahe bei Buxtehude. Dieses Frauenkloster war trotz aller Reformationsversuche katholisch geblieben und war noch vollständig katholisch, als das Stift Bremen 1648 an Schweden kam. Damals war bestimmt, daß das Kloster bestehen bleiben, aber keine Novizen mehr aufnehmen dürfe.

So lange noch eine Nonne lebe, war die freie Religionsübung zugestanden. Erst 1705 starb die letzte Nonne, 78 Jahre alt, und erst damals hörte in der Klosterkirche der katholische Gottesdienst auf. Die schwedische Regierung vertrieb in gewissenhafter Befolgung des Vertrages den damaligen Beichtvater, einen Benediktinermönch. Wie Weltfurcht die Katholiken einschüchterte, sich öffentlich als solche zu bekennen, zeigt uns das Beispiel des Amtmannes Knust zu Altkloster, welcher katholisch war, aber um sein Amt beibehalten zu können, sich erst in seiner Krankheit als solcher offenbarte. Heimlich ließ er einen Jesuiten aus Hamburg kommen, empfing die heiligen Sakramente und ließ sich dann selbst nach Hamburg fahren, wo er unter dem Beistande eines katholischen Priesters 1666 verstarb. Dagegen verzeichnen uns die Jesuiten schöne Beispiele von katholischer Glaubenstreue. Konnten sie nicht den 14 Meilen weiten Weg nach Stade unternehmen, dann kamen die Katholiken von da nach Hamburg, um die hl. Sakramente zu empfangen; ja manche andere reisten sogar nach Hildesheim. Aber unter dem Drucke der Regierung ist allmählich alles Katholische ausgestorben, und erst seit Anfang der siebziger Jahre dieses Jahrhunderts hat man in diese Gegenden, wo am längsten sich katholische Reste gehalten haben, einen katholischen Geistlichen wieder geschickt — freilich zu spät!

In den Jahren 1655 und 1656 machten die Missionäre auch Excursionen nach Neuhaus an der Oste, „wo die Prinzessin von Lauenburg mit ihren wenigen rechtgläubigen Untergebenen mitten in den Finsternissen der Irrlehren gleichsam wie ein Gestirn im Nebel standhaft leuchtet.“ Auch ihr Gemahl Herzog Franz Karl war 1630 mit seinem Bruder Julius Heinrich und der dritte Bruder Rudolf Maximilian 1647 zur katholischen Kirche zurückgekehrt. Später wird nichts mehr über die Herzogin gemeldet. Im Jahre 1677 mußte ein Missionär regelmäßig nach Lauenburg excurriren, der zweite nach Lübeck, weil der Missionär daselbst krank

war, und der dritte wurde nach Stralsund gerufen, woselbst man ihn zwei Jahre lang behielt. Der auswärtigen Arbeit um diese Zeit war so viel, daß an den Sonntagen oft nur ein Geistlicher in Hamburg war, welcher dann dreimal die hl. Messe lesen mußte: in Altona, in der französischen und deutschen Gesandtschaftskapelle. Für die Festtage kam wohl ein Jesuit aus Hildesheim zur Aushülfe. Häufige Excursionen wurden unternommen ins Lüneburg'sche, Lauenburg'sche und in beide Holstein. Die Zahlen der jährlichen Reisen sind angemerkt; sie mußten alle heimlich geschehen und waren mit großen Anstrengungen und Gefahren verbunden. Viele Mühe machten den Missionären auch die katholischen Soldaten, welche im dänischen und preußischen Heere dienten; dieselben scheinen meistens aus den eichsfeldischen Gegenden gewesen zu seyn und blieben im Großen und Ganzen ihrem Glauben getreu.

Damit haben wir so ziemlich das Gebiet durchwandert, in welchem die Hamburger Missionäre thätig waren. Eine gleiche Thätigkeit entwickelten die Bremer Jesuiten, welche gleich von Anfang an die alten katholischen Reste zu conserviren suchten. Die Constituirung einer Gemeinde und feste Ansiedelung von Jesuiten erfolgte daselbst 1553. Der apostolische Vikar schrieb am 11. April 1754 einen längeren Bericht über sein Vikariat an den hl. Vater, von dem uns ein Bruchstück erhalten und von Dreves seinen „litterae annuae" als Anhang beigegeben ist. Dieses Fragment gibt genaue Kunde über die Thätigkeit der Jesuiten in Bremen. Danach gab es damals 1300 Oster- und 6000 jährliche Communionen in Bremen. Die beiden Missionäre hatten oft pastorelle Excursionen auf 12 Meilen hin zu unternehmen. Von 1722 bis 1754 hatten die Patres 193 Convertiten in die Kirche aufgenommen, 12 apostasirte Mönche, einen Weltpriester und eine Klosterfrau zurückgeführt, aus der bevorstehenden Gefahr der Apostasie aber mehr als 50 Ordens- und Weltpriester, „welche nach Bremen gleichsam als einem Asyle ihrer Freiheit

und Gottlosigkeit zugleich mit ihren Concubinen ihre Zuflucht genommen", errettet. Dem Stadtmagistrate wird nachgerühmt, daß er den Patres und ihren Funktionen nicht feindselig gegenüberstehe, sondern dieselben sogar fördere, er macht also einen rühmlichen Unterschied vom Hamburger Magistrate.

In Mecklenburg kamen zuerst katholische Priester nach Schwerin, als Herzog Christian (1658 bis 1692) im Jahre 1663 zur katholischen Kirche zurückkehrte. Besonders wirksam für die Pastoration der zerstreuten Katholiken zeigte sich daselbst der hildesheim'sche Jesuit Kaspar Sevenstern. Mit dem Tode des Herzogs hörte die hl. Messe wieder in Schwerin auf; jedoch gestattete sein Nachfolger Wilhelm seinem katholisch gewordenen Kanzler Graf Horn Privatgottesdienst, welchen ein Benediktinermönch aus St. Godehard in Hildesheim, Kaspar Hillebrand besorgte. Die Katholiken Schwerins konnten die Kapelle besuchen. Dieses Glück ging für sie mit dem Tode des Grafen 1698 verloren und nun waren sie angewiesen auf Ratzeburg, wo der Cisterzienser Bernhard Hoffmeister aus dem Kloster Marienrode bei Hildesheim als Hauskaplan des Commandanten fungirte. Im Jahre 1701 erlangte der kaiserliche Gesandte in Schwerin, daß ihm eine Hauskapelle gestattet werde. Der Benediktiner Ernst Borkelow aus St. Godehard in Hildesheim führte die Seelsorge der kleinen Gemeinde, bis 1709 Jesuiten berufen wurden, welche nun ihre Thätigkeit auf ganz Mecklenburg ausdehnten und 1775 noch eine Seelsorgsstation in Stralsund eröffneten. Regelmäßigen Gottesdienst hielten sie alle Jahre mehremale in Rostock.[1])

Bislang fehlte den nordischen Missionen noch die feste materielle Stütze. Freiwillige Gaben der Gemeindemitglieder, Unterstützungen, welche der Orden gewährte, Geschenke der Königin Christine von Schweden, des Kaisers und auch des

---

1) Das Nähere bei Lesker, Aus Mecklenburgs Vergangenheit. Regensburg 1880.

Bischofs von Hildesheim und seines Klerus mußten die Missionäre erhalten, welche wegen der häufigen Reisen viel Geld nothwendig hatten. Auch waren der Armen in allen Gemeinden genug, welche unterstützt werden mußten und ihre Zuflucht zuerst zu den Missionären nahmen. Für die katholischen Armen in Hamburg bezahlten dieselben regelmäßig die Begräbnißkosten. Nach Bremen und Hamburg kamen sodann, wie bereits erwähnt ist, viele apostasirte Kloster- und Weltgeistliche. Es ist wahrhaft ergreifend zu lesen, mit welcher Sorgfalt die Hamburger Jesuiten namentlich diese Unglücklichen aufgespürt und größtentheils zurückgeführt haben. Diese Apostasirten verursachten oft auch große materielle Sorgen; zum wenigsten mußte man die Reisekosten für sie zusammenbringen. Eine materielle Unterlage für die Missionen war daher durchaus nothwendig und diese wurde durch den Fürstbischof Ferdinand von Fürstenberg zu Münster und Paderborn geschaffen, indem er am 5. April 1682 aus eigenen Mitteln einen Fonds von über 100,000 Thlr. für Missonszwecke stiftete, die noch heute bestehende Fürstenberg'sche Stiftung. Nach der Stiftungsurkunde waren für unser Gebiet sechs Missionsstationen fundirt, nämlich: Bremen, Hamburg, Lübeck, Glückstadt, Friedrichstadt in Holstein und Fredericia in Jütland.[1]) Die damals ausgeworfenen Gehälter genügen allerdings heute nicht mehr.

Bis Anfang dieses Jahrhunderts hatten die Katholiken in den nordischen Missionen keine rechtliche Stellung, sie wurden an den bezeichneten Orten bloß geduldet. Das Auftreten Napoleons änderte in manchen Städten diese Zwangslage bedeutend. In Hamburg, welches zum französischen Kaiserreich geschlagen wurde, erhielten die Katholiken die sogenannte kleine Michaeliskirche, welche die einzige von den Protestanten erbaute Kirche der Stadt war und wurde die

1) Die Stiftungsurkunde bei Dreves, l. c. S. 366 ff. Vgl. dazu annuae missionis, S. 119 und Allgemeine deutsche Biographie, VI, 702 ff.

katholische Mission zur Pfarrei erhoben.[1]) Auch erhielt die katholische Pfarrei einen eigenen Gottesacker vor dem Dammthore. Nach Napoleons Sturze erhielten die Katholiken vom hamburg'schen Senate Religionsfreiheit, welche durch die Verfassung vom Jahre 1860 erneuert wurde.[2])

In Altona und Holstein wurden die Verhältnisse der Katholiken durch Gesetz vom 14. Juli 1863 nach Art der sächsischen Verhältnisse geregelt.[3]) Diese sind uns bereits bekannt und darum brauchen wir das holstein'sche Gesetz nicht näher zu erörtern. Als preußische Provinz participirt Schleswig-Holstein sodann an der Lage, wie sie in Preußen durch die kirchenpolitische Gesetzgebung der letzten 10 Jahre geschaffen ist. Nur hat das sogenannte Brodkorbgesetz daselbst keine Wirkung gehabt, weil es in Schleswig-Holstein keine „Staatsleistungen" für katholische Geistliche giebt.

In Mecklenburg, woselbst die Katholiken 1811 gesetzliche Gleichstellung mit den Protestanten bekamen, haben sie dieselbe bislang faktisch nicht erhalten, und noch heute ist in Mecklenburg-Strelitz der dauernde Aufenthalt eines katholischen Geistlichen unmöglich.[4]) In Bremen, Lübeck und Eutin ist den Katholiken ebenfalls Parität zugesichert; wie dieselbe ausgeführt wird, ist allerdings eine andere Frage. Kann jetzt auch in all' den genannten Staaten ein Katholik alle Staats- und Gemeindeämter erhalten, faktisch werden sie ihm nie zu Theil. In der fast vollständig katholischen Hauptstadt Bayerns sind z. B. der zweite Bürgermeister und der städtische Schulrath protestantisch und noch mehrere höhere Aemter ruhen in Händen von Protestanten. Daß in einer der protestantischen Städte unseres Bezirkes umgekehrt ein

1) Die Aktenstücke bei Dreves, S. 269 ff.
2) Dreves, S. 276 ff.
3) Dreves, S. 337 ff. Die älteren Verordnungen sind zusammengestellt im Archiv für Kirchenrecht, Jahrg. 1861 S. 360 ff.
4) Die rechtliche Stellung der Katholiken in Mecklenburg ist des Näheren dargestellt bei Lesker, l. c. S. 100 ff.

Katholik zu solchen Posten berufen würde, ist bislang noch nicht vorgekommen. Würde einmal solche Forderung im Ernste ausgesprochen werden, so würde ganz gewiß von „hierarchischer Anmaßung“ und ähnlichen Dingen gesprochen werden. Dort im Norden hält man es ganz für selbstverständlich, daß ein Katholik nichts wird. So versteht man dort die Parität.

Sehen wir nach diesem geschichtlichen Ueberblicke auf den gegenwärtigen Stand der nordischen Missionen.

I. Hamburg-Altona-Ottensen-Wandsbeck. Diese vier Städte bilden, wenngleich sie verschiedenen Staaten angehören, einen einzigen Complex und sollen darum hier auch zusammen behandelt werden. Unmittelbar an die Westseite von Hamburg und räumlich nicht getrennt schließt sich Altona und an dieses wieder Ottensen an. Nordöstlich von Hamburg und durch die Vororte mit ihm verbunden liegt Wandsbeck. Nach der letzten Volkszählung zählte Hamburg mit Vorstädten und Vororten 410,176 Einwohner, Altona 90,749 E., Ottensen 15,370 E., Wandsbeck 16,138 E., zusammen 532,433 E., welche sich jetzt auf rund 550,000 E. berechnen, eine Zahl, die in wenigen Jahren noch erheblich steigen wird. Ottensen weist z. B. seit 1875 eine Zunahme von 23,89%, Wandsbeck eine solche von 19,29 auf, während der Hamburger Staat einen Zuwachs von 16,83% zeigt, also für die Stadt allein einen solchen von mindestens 20% hat. Dazu kommt, daß der erfolgte Anschluß Hamburgs an den Zollverein großartige Hafenbauten, Veränderungen von zahlreichen Speichern in der Stadt zu Wohnungen und umgekehrt eine Menge Privatbauten außerhalb derselben bedingt und damit einen neuen Menschenstrom herleiten wird. Der Umfang unseres Stadtcomplexes beträgt über drei Quadratmeilen. Nach der jüngsten Volkszählung wohnten im hamburg'schen Staate unter 454,041 Einwohnern 12,063 Katholiken, von denen 11,667 auf die Stadt selbst entfallen. Diese vertheilen sich folgendermaßen:

Altstadt Nordertheil . .	1213	St. Georg . .	1695
Altstadt Südertheil . .	886	St. Pauli . .	1720
Neustadt Nordertheil . .	1858	Hafen . . .	190
Neustadt Südertheil . .	1427	Vororte . . .	2678[1])

Danach bilden die Katholiken in Hamburg 2,84 % der Gesammtbevölkerung; ein gewiß geringer Procentsatz. Allein dennoch muß bemerkt werden, daß erst in den letzten Decennien die Katholiken eine solche an sich ansehnliche Zahl erreicht haben. Im Jahre 1677 sollen sie nach einem Berichte an die Propaganda 3000 betragen haben; Dreves schätzte für 1850 auf 6000, Neher[2]) auf 7000, wohingegen protestantische Gewährsmänner mit größerer Richtigkeit nur 2300 angeben. Wenn wirklich schon 1677 rund 3000 Katholiken in Hamburg gewesen seyn sollen, so ist der Schluß Dreves', daß dieselben bis 1850 sich gewiß verdoppelt hätten und darum mindestens 6000 betragen müßten[3]), ein ganz verfehlter, weil nachgewiesener Maßen die Katholiken in allen norddeutschen Missionen bis in dieses Jahrhundert herab sich ständig vermindert haben. Die Volkszählung von 1871 stellte die Zahl der Katholiken in Hamburg auf 7717 fest mit dem ausdrücklichen Bemerken, daß die Zahl seit der letzten Zählung durch Zuzug von Süddeutschen vorzüglich merklich gestiegen sei. Demnach sind Dreves' und Neher's Angaben von 6000 für 1850 offenbar unrichtig. Wir bleiben also bei der Angabe protestantischer Auktoren, wornach 1850 in Hamburg c. 2500 Katholiken waren; 1866 fanden sich daselbst nicht ganz 5000 oder 1,92 %, 1871 etwas über 7000 oder 2,20 %, 1880 endlich die obengenannte Zahl oder 2,84 %. Die Katholiken bilden trotzdem noch in Hamburg die zweitgrößte christliche Gemeinschaft. Reformirte sind c. 5000 und die andern Sekten in größter Zahl und Ba

1) Mittheilung des statistischen Bureaus zu Hamburg v. 22. Mai 18
2) Kirchliche Geographie und Statistik (Regensburg 1866) II. 3
3) Dreves l. c. S. 283.

riation nur mit geringer Seelenzahl vertreten. Dagegen sind die Juden stark vertreten, 1871 bereits 15,000 [1]).

Die protestantische Bevölkerung Hamburgs ist in ihrer großen Masse ungläubig und ohne jedes religiöse Bedürfniß. Der protestantische Prediger Gustav Ritter, welcher seit langer Zeit alljährlich statistische Berichte über die kirchlichen Verhältnisse Hamburgs liefert, und nach dieser Beziehung jedenfalls einen unbefangenen Gewährsmann bildet, bietet uns Zahlen, welche für Hamburgs Christenthum gerade nicht schmeichelhaft sind. Die Zahl der „Abendmahlsgäste" nimmt alljährlich ab und steht in Procenten ausgedrückt fast auf Null. Von 1874 an gibt es nur 11°/₀ Abendmahlsgäste im hamburg'schen Staate; in der innern Stadt nur noch 9°/₀. Die Taufen der ehelich geborenen Kinder bilden nur 79°/₀ c. Die kirchlichen Beerdigungen sind bereits ganz aus der Mode gekommen, der Confirmationszwang ist aufgehoben, der Kirchenbesuch ein geringer und die meisten Hamburger Protestanten werden die Kirche nur gelegentlich sehen. Man kann sich leicht vorstellen, daß diese Zustände in Verbindung mit den Gefahren einer Großstadt auf die zerstreut wohnenden Katholiken einen zersetzenden Einfluß ausüben und alljährlich einen großen Procentsatz von der Kirche und dem Christenthume abbringen.

Gewiß wird ferner keine andere Stadt unseres deutschen Vaterlandes Hamburg den traurigen Ruhm streitig machen, mehr sittliche Fäulniß unter seiner Bevölkerung zu haben. Die Zahl der öffentlichen Häuser und Lasterhöhlen ist geradezu colossal; Ehescheidungen und Wiederverheirathung von Geschiedenen sind gleichgültig angesehene Dinge und bei aller Raffinirtheit, in welcher das Laster auftritt, sind doch in St. Pauli z. B. 10°/₀ uneheliche Geburten. Wie weit nun solche sittliche Zustände mit dem lauteren Evangelium vereinbar sind, darüber maße ich mir kein Urtheil an, ich will bloß betonen, daß für Katholiken in Hamburg ein sehr ge-

1) Herzog's Realencyclopädie V, 569 ff.

fährlicher Luftzug ist, der ihnen zwar kein körperliches Siechthum bringt, aber ihre unsterblichen Seelen mordet.

Soll dieser verderbliche Einfluß einigermaßen paralysirt werden, so ist nothwendig, daß es in Hamburg eine genügende Anzahl Kirchen, eine große Anzahl Priester und vortreffliche Schulen gibt. Wie steht es damit? Katholische Kirchen hat Hamburg nur eine einzige aufzuweisen, die oben genannte kleine Michaeliskirche, welche bei weitem für eine Gemeinde von 12,000 Seelen nicht genügen würde, selbst wenn diese eine vollständig abgeschlossene katholische Ortschaft bildete. Herr Pastor Rave nennt in seinem autographirten Berichte vom 22. Mai 1881 diesen Umstand „das offenbar größte Hinderniß für die katholische Sache in Hamburg", und mit Recht. „Es ist, so heißt es daselbst weiter, schon tief zu bedauern, daß in einer so großen, reichen und üppigen Stadt die Kirche so wenig Anziehendes hat, aber auch hiervon gänzlich abgesehen, liegt es klar zu Tage, daß nur Eine Kirche für so viele Katholiken, die auf 2½ Quadratmeilen zerstreut wohnen, dem Bedürfnisse nicht genügen kann. Dieser Mangel ist ein wirklich großes Unglück! Tausende sind jetzt an den Sonntagen entschuldigt, wenn sie keine hl. Messe hören, aber ist das auch der Fall, das Fortbleiben von der Kirche bringt zur Lauheit und schließlich zur völligen Erkaltung. Noch mehrere halten sich für entschuldigt, weil der Besuch der Kirche große Opfer fordert. Die Verhältnisse lassen sich hier nämlich nicht mit denen in katholischen Gegenden vergleichen, wo die Wege auf dem Lande oft weit seyn mögen, aber tausend andere wirkliche oder eingebildete Abhaltungen fehlen." Dieser Uebelstand ist bereits lange erkannt, zur Hebung desselben konnte aber nicht viel oder nichts geschehen, weil das Geld mangelte. Erzbischof Paulus von Köln, welcher als ehemaliger Bischof von Osnabrück Provikar der nordischen Missionen war, hat darum bereits 1861 in der Vorstadt St. Georg, ungefähr ¾ Stunden von der katholischen Kirche entfernt, ein Waisenhaus mit öffent-

licher Kapelle errichtet und an derselben einen Geistlichen angestellt. Allein diese Kapelle ist nur ein Saal im ersten Stocke, welcher höchstens 150 Personen faßt und darum einem Bedürfnisse in keiner Weise abhelfen kann. Es bleibt Thatsache: wollen in Hamburg alle Katholiken Sonntags trotz der weiten Wege und trotz aller anderen Hindernisse die Kirche besuchen, sie finden keinen Platz. Es ist darum in neuester Zeit mit aller Energie der Plan aufgenommen, zunächst in St. Georg eine Kirche zu bauen. Hier ist sie am allernothwendigsten. Denn nach dieser Richtung ist Hamburg in den letzten 15 Jahren am meisten gewachsen, und wird wegen der oben angezogenen Bauten den Menschenstrom noch mehr nach hier leiten. Bereits ist unmittelbar beim Waisenhause ein großer Platz mit einigen weniger brauchbaren Gebäuden für 139,500 Mark angekauft, von denen das meiste noch nicht bezahlt ist. Der „Bericht" hofft, daß im Jahre 1881 gut 50,000 Mark abbezahlt werden könnten, und eine Randbemerkung des Pastors Rave sagt, daß im jetzigen Jahre mit Gottes Hülfe die Hypotheken bis 75,000 abgetragen werden würden. Vorläufig ergeben die alten Gebäude 3% Zinsen des angelegten Kapitales. Wenn der Platz schuldenfrei ist, dann kommt die weitere Sorge, das Baukapital herbeizuschaffen. Der so erworbene Bauplatz bietet hinreichendes Terrain für Kirche, 12klassige Schule, Pfarrhaus und Dienstwohnungen für die Lehrer.

Aber auch selbst mit einer Kirche in St. Georg ist die Kirchennoth Hamburgs nicht befriedigt. Soll eine wirklich intensive und ersprießliche Seelsorge in Hamburg für die Katholiken entfaltet werden, so muß, wie der „Bericht" hervorhebt, „das ganze Arbeitsfeld von Hamburg thunlichst bald in mehrere Pfarreien zerlegt werden, damit es übersichtlicher und die getheilte Arbeit leichter, damit ein Aufsuchen und ein wirklicher Verkehr der Pfarrgeistlichen mit der ihrer Sorge Anvertrauten möglich wird." Gewiß, zwei „Stadtpfarreien" in Hamburg würden die Verhältnisse in nichts

bessern. Es könnten dann nur die „Amtshandlungen“ verrichtet werden, d. h. die officiellen Gottesdienste gehalten, die angemeldeten Kinder getauft und die Todten begraben werden; eine Seelsorge wäre aber auch da nicht möglich.

Nächst St. Georg würde eine neue Kirche entstehen müssen für das rechte Alsterufer, wo die über St. Pauli hinausgelegenen Vororte Rotherbaum, Harvestehude mit 17,000 E. und Eimsbüttel mit 24,000 E. mindestens eine Zahl von 1200 Katholiken haben, von denen die entferntesten mindestens 1½ Stunde bis zur Kirche haben. Der „Bericht“ von 1881 weist darauf hin, daß die Anlage zum wenigsten einer Kapelle für diese Vororte über nächstes Jahr nicht hinausgeschoben werden kann. Aehnlich werden die Verhältnisse in den über St. Georg hinausliegenden Vororten Uhlenhorst 9000 E., Bärmbeck 17,000 E. und Eilbeck 9000 E. seyn. Auch hier wohnen mindestens 1000 Katholiken, welche von einer Kirche in St. Georg immer noch zu weit entfernt seyn werden. Im Billwärder Ausschlage ist eine Fabrikbevölkerung mit 11,000 Köpfen, unter diesen gewiß viele Katholiken. Von dieser Richtung wird man bis zur alten Pfarrkirche und bis St. Georg mindestens eine Stunde Weg haben; und jedenfalls wird sich daher hier auch das Bedürfniß einer Kirche rege machen. Die Protestanten, welche bei der Trennung von Kirche und Staat in Hamburg vier Millionen Mark Hamburgisch oder 4,800,000 Reichsmark als Dotation von letzterem erhielten, haben in genannten Vororten in letzter Zeit nicht weniger als fünf neue Pfarreien errichtet und fünf neue Kirchen gebaut.[1]) Den Katholiken wird es, da ihnen eine solche Dotation fehlt, nicht ebenso schnell gelingen, ein gleiches zu thun. Jahrzehnte werden noch vergehen, bis eine Kirche in St. Georg und eine zweite am rechten Alsterufer steht. Daher muß die allererste Sorge seyn, in Hamburg die Zahl der katholischen Priester zu vermehren.

1) Evangelisch-lutherische Kirchenzeitung 1882. S. 441 ff.

(Fortsetzung folgt.)

XXIX.

Die neuere Literatur über das Bisthum Passau.

Es gehört gewiß unter die erfreulichen Erscheinungen und legt für die betheiligten Kreise ein rühmliches Zeugniß von deren Fleiß ab, wenn in kurzer Zeit über ein und dasselbe historische Gebiet mehrere Schriften erscheinen. Das Interesse an der Sache ist rege, eine Schrift gibt Veranlassung zu einer zweiten; oft arbeiten zwei oder mehrere Autoren an demselben Stoffe, ihre Werke erscheinen fast gleichzeitig und ergänzen sich vielfach so schön, daß man nur wünschen möchte, die Autoren hätten zusammen gearbeitet und ihre Forschungen gemeinsam in einem Werke niedergelegt.

Eines solch eifrigen Studiums erfreut sich in neuester Zeit das Bisthum Passau, dessen Geschichte von jeher schon thätige Forscher angezogen hatte.

Es kann natürlich nicht unsere Absicht seyn, hier ausführlich auf die Streitfrage über das Bisthum Lorch, der Passauischen Mutter-Diöcese einzugehen; da es aber wohl an der Zeit seyn dürfte, eine Umschau auf dem Gebiete der Passauer Literatur zu halten, so kann diese Frage mit der hieraus erwachsenen Literatur kaum umgangen werden.

Der heilige Maximilian hatte sich in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts in dem alten Laureacum (in der jetzigen Bezirkshauptmannschaft Enns) niedergelassen, gründete dort ein Bisthum und mehrere seiner Nachfolger führten den Bischofsstab, bis Vivilo, der letzte Oberhirte der alten Lorchischen Kirche, vor den Einfällen der wilden Avaren,

welche die alte Römerstadt Laureacum zerstörten, mit seinem ganzen Klerus flüchtend 737 nach Passau kam, von wo er nicht mehr nach Lorch zurückkehrte. So wurde Passau Bisthumssitz. Schon gegen das Ende des 12. Jahrhunderts hatte der Priester Magnus v. Reichersberg in seiner Chronik die Fabel von einem Erzbisthum Lorch und von dessen Fortleben zu Passau in die Welt eingeführt und ein im 13. Jahrhunderte zu Passau verfaßter Bischofskatalog brachte diese ganze Fabel in eine systematisch-chronologische Ordnung, schmückte sie trefflich aus, und nach ihr wäre die Lorcher Kirche schon von Schülern des Apostels Petrus gegründet worden u. s. w. Als Quelle für alle diese Angaben galten eine Anzahl von päpstlichen Bullen und Kaiserurkunden des passauischen bischöflichen Archivs, welchen 6 Jahrhunderte hindurch fast unbedingter Glaube geschenkt wurde. In Folge dieser angeblichen Urkunden entspann sich im Laufe der Zeit und namentlich im 17. und 18. Jahrhundert ein heftiger und langandauernder Streit zwischen dem Passauer und dem Salzburger Domcapitel über den Vorrang des einen Stiftes vor dem anderen. Viele Schriften und Gegenschriften wurden gewechselt und die bei dieser Gelegenheit erwachsene Literatur bildet eine ganz ansehnliche Nummernreihe. Es ist hier nicht der Ort, diese Literatur aufzuführen, aber für den Geschichtschreiber dieses Streites dürfte es nicht uninteressant seyn, auf einen stattlichen Quartband hingewiesen zu werden, welchen die k. bayer. Hof- und Staatsbibliothek aus der Augustinerpropstei Polling erhalten hat. Es ist eine Sammlung von 39 diesen Streit betreffenden Schriften, welche der Prälat Franz Töpsl[1]) (geb. 17. Nov. 1711 zu München, † 12. März 1796 zu Polling) und sein vorzüglicher Bibliothekar Gerhoh Steigenberger[2]) (geb. 20. April 1741 zu Peißenberg, † 5. Aug. 1787 zu München) in einen Band

1) Vgl. C. A. Baader's Lexikon verstorb. baier. Schriftsteller. I, 2. S. 263—64.

2) S. a. a. O. I, 2. S. 248—49.

vereinigen ließen, der die Aufschrift trägt: „Acta in Causa praetensi Juris Metropol. Salisburgensis in Eccl. Pataviensem et Capitulationum inter Archiepiscopum Salisb. et Capitulum Metropolit. Constit. Innocentii XII. P.“ Diese Sammlung ist schon deßwegen so interessant, weil sie eine Reihe römischer Drucke aus den letzten Jahren des 17. Jahrhunderts enthält, welche Töpsl, der so viel für seine Bibliothek that, bei seinem großen literarischen Verkehre direkt aus Rom bezog, während diese kleinen Schriften jetzt kaum in einem zweiten Exemplare in Deutschland zu finden seyn dürften.

Während noch der Streit der beiden Domcapitel währte, erschien 1727 die Germania sacra des Jesuiten Markus Hansiz [1]). Hansiz war der erste, welcher die hergebrachte Geschichte ernstlich bezweifelte. Seinem Beispiele folgten eine Reihe anderer Autoren, ohne jedoch ihre Bedenken gründlich belegen zu können. Chr. Wilh. Glück [2]) besprach in seiner Schrift „die Bisthümer Noricums, besonders das Lorchische“ (in den Sitzungsberichten der phil.-histor. Classe der Wiener Akademie XVII. 1855. S. 60 ff.) dieselbe Frage, aber erst E. L. Dümmler ging in dem Werke „Pilgrim von Passau und das Erzbisthum Lorch“ 1854 der Sache gründlich zu Leibe, untersuchte die angeblichen Dokumente auf ihre Echtheit, wies die Unechtheit derselben nach und benahm damit dem Erzbisthume Lorch jeden Halt. Da aber der Verfasser den Bischof Pilgrim geradezu als den Fälscher der Urkunden bezeichnet hatte, so rief diese Behauptung manchfachen und gegründeten Widerspruch hervor. Der um die bayerische Geschichte verdiente Benediktiner Rupert Mittermüller warf im Jahrgange 1867 des „Katholiken“ die Frage auf: „War

1) Ueber M. Hansiz (geb. 23. April 1683, † 5. Sept. 1766) vgl. Neue theologische Zeitschrift 1834, Freib. Kirchenlex. Bd. IV. und C. v. Wurzbach, biograph. Lexikon. VII, 332—334.

2) Vgl. über ihn: Allgem. deutsche Biographie. IX, 256—258 von Dr. H. Holland.

Bischof Pilgrim ein Urkundenfälscher?" und kommt zu dem Resultate, daß lange vor Pilgrim die Fabel bereits vorhanden war und daß also dieser gar keine Veranlassung selbe zu erdichten gehabt habe. Lange vor den drei eben genannten Forschern hatte sich schon der Göttweiger Benediktiner Friedrich Blumberger[1]) mit der älteren Passauer Geschichte beschäftigt und reiches Material für dieselbe zusammengebracht. Auch er hatte gefunden, daß in dieser ältesten Geschichte stets Fabeln nacherzählt werden, welche entfernt werden mußten. Er wählte sich die Erforschung dieser dunklen Periode zu seiner Lebensaufgabe, brachte reiche Materialien über dieselbe zusammen, sichtete und forschte von neuem, und als die Arbeiten von Dümmler und Glück erschienen, da ward es ihm klar, daß er mit der Beendigung seines Werkes zu lange gezögert habe und dieses erst wieder nach einer neuen gründlichen Umarbeitung zur Veröffentlichung geeignet wäre. Leider kam Blumberger selbst nicht mehr dazu und erst sieben Jahre nach seinem Tode (14. April 1864) veröffentlichte sein Amtsbruder Adalbert Dungel im 46. Bande des Archivs für österreichische Geschichte (1871) „Die Lorcher Fälschungen. Ein neuer Versuch, das Entstehen der Lorcher Fabel zu erklären. Aus dem literarischen Nachlasse Friedrich Blumberger's". Der Verfasser gelangte darin zu dem Resultate, daß die Fälschungen weder vor Pilgrim noch durch Pilgrim entstanden seien, sondern daß sie erst zu Anfang des 13. Jahrhunderts zu Gunsten Passau's gemacht wurden, als dessen Bischöfe durch die Gründung eines Bisthums zu Wien ernstlichen Schaden für ihre Autorität fürchteten. Auch diese Ausführungen fanden nicht ungetheilten Beifall. Dr. Ratzinger sprach im Katholiken 1872 die Behauptung aus, daß bei den Fälschungen mehrere Stadien zu unterscheiden seien, sie seien weder auf einmal, noch durch eine Person entstanden, sondern die verschiedenen Einzelnheiten derselben zeigten

1) Vgl. über ihn Wurzbach, biogr. Lexikon I, 444. XIV, 403.

deutlich, daß bis zur vollen Ausbildung der Fabel ein Zeitraum von vier Jahrhunderten in Mitte liege.

In das neueste Stadium ist diese Frage erst im laufenden Jahre getreten. Die Wiener diplomatische Schule unter Sickel's trefflicher Leitung hat schon eine Reihe von Männern herangezogen, welche die vorhandenen alten Urkunden auf's gründlichste untersuchten und dieselben auf ihre Echtheit prüften. Seit einiger Zeit beschäftigte sich mit den Passauer Urkunden Karl Uhlirz, welcher das Ergebniß seiner Forschungen im jüngst erschienenen Hefte der „Mittheilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung" (III, 2) niederlegte.[1]) Nach gründlicher diplomatischer und paläographischer Untersuchung der vorhandenen Urkunden kommt Uhlirz zu dem Resultate, daß ein Diplom Karls des Großen, zwei Exemplare eines Diploms Ludwigs des Frommen, ein Diplom Arnulphs vom 9. Sept. 898 und sämmtliche noch im Originale erhaltenen Diplome Otto's I. und II. für Passau von demselben Schreiber herrühren. Da nun Uhlirz ferner nachweist, daß von demselben Schreiber, welcher die eben genannten Urkunden fertigte, auch sonst noch in der Kanzlei der Ottonen gefertigte Urkunden vorhanden sind, so ist wenigstens für diese Dokumente die Zeit festgestellt, in welcher sie entstanden sind. Die Urkunden aus der Zeit der Ottone hält Uhlirz für ächt. Es fällt also das Resultat des jüngsten Forschers mit dem Dümmler'schen zusammen; beide erkennen in Pilgrim den Veranlasser dieser Urkunden.[2])

---

1) „Die Urkundenfälschung zu Passau im 10. Jahrhundert."

2) Der Mittheilung eines andern mit der Frage vertrauten Referenten entnehmen wir noch die Bemerkung: „Leider beschränkt sich Uhlirz auf die Untersuchung der Kaiserurkunden und schließt die Untersuchung der Bullen aus. Letztere dürfte ergeben, daß Piligrim sicherlich nicht bloßer Fälscher war, sondern an geschichtliche Thatsachen angeknüpft habe. . . Möge der Verfasser in nicht allzuferner Zeit seine Forschungen auch auf die Bullen ausdehnen und damit die viel umstrittene Frage der Lorcher Fälschungen zur endlichen Lösung bringen." A. d. R.

Für die ältere Geschichte Passau's ist noch manchfaches handschriftliches Material vorhanden. Aus den Schätzen des bayerischen Reichsarchivs hat M. Frhr. v. Freyberg im ersten Bande seiner „Sammlung historischer Schriften und Urkunden" (1827) nach der Recension des Professors Moritz den ältesten Codex des Bisthums herausgegeben, welcher von einer Hand des 9. Jahrhunderts begonnen und bis ins 12. Jahrhundert mit Einträgen versehen wurde. Die reichen Handschriftenschätze der k. bayer. Hof- und Staatsbibliothek, welche sich auf Passau beziehen, verzeichnete 1850 nach dem trefflichen und noch unübertroffenen Schmeller'schen Handschriftenkataloge der eifrige Forscher für österreichische Geschichte Joseph Chmel in dem Berichte über seine literarische Reise[1]), welche er in den Monaten April bis Juli 1850 unternommen hatte und deren Hauptziel München war.

Da eine Zusammenstellung der reichen Literatur über Passau noch nicht vorhanden ist, so sei an dieser Stelle der fromme Wunsch ausgesprochen, es möge sich ein Passauer Geschichtsforscher daran machen, eine „Bibliotheca Pataviensis" etwa nach dem Muster der höchst werthvollen „Bibliotheca Eystettensis Dioecesana von Joseph Georg Suttner" (1866—67 in 2 Abtheilungen) zusammenzustellen, und er wird gewiß damit sich den Dank aller Freunde der heimischen Geschichtskunde verdienen.

Es sei also die frühere Literatur nicht besprochen, ohne daß dadurch den Verdiensten von Joseph Lenz, Martin Süß, Joh. Nep. Buchinger, Joseph Schöller, Alexander Erhard

1) Sitzungsberichte der phil.-histor. Classe der kais. Akad. d. Wiss. zu Wien Bd. 5. S. 423—26. — Ueber Joh. Andr. Schmeller († 27. Juli 1852) und Jos. Chmel († 28. Nov. 1858) vgl. die Nekrologe Fz. Föringers in der Beilage zum 16. und im 21. Jahresberichte des histor. Vereins v. Oberbayern. Die erstere Arbeit Föringers dürfte die jüngst in den Bayerischen Literaturblättern 1882 (S. 216) aufgestellte Behauptung, „daß es an einer das Leben und Wirken Schmeller's möglichst allseitig darstellenden Monographie mangelt", theilweise widerlegen.

u. A. zu nahe getreten werde. Doch lassen sich die Veröffentlichung der Authentica episcopatus Pataviensis im 28. bis 31. Bande der Monumenta Boica, sowie die wichtigen urkundlichen Beiträge im „Urkundenbuch des Landes ob der Enns", in den „Berichten über das Museum Francisco-Carolinum" in Linz und namentlich die stattliche Bändereihe der „Verhandlungen des historischen Vereins von Niederbayern", welche so viele werthvolle Beiträge zur Geschichte der Stadt und des Bisthums enthalten, nicht mit Stillschweigen übergehen.

Schon 1865 hatte der frühere Dekan und jetzige Beneficiat und geistliche Rath Joseph Rottmayr einen „Fünfzigjährigen Schematismus der selbstständigen Geistlichkeit des Bisthums Passau, von 1815—65, nebst einigen statistischen Notizen" (Passau, J. Bucher) herausgegeben, worin allerdings das historische Material zurücktritt, der aber viele erwünschte Personal- und biographische Notizen gibt. Das hier mangelnde statistische und historische Material vereinigte derselbe Verfasser zwei Jahre darnach in dem Werke „Statistische Beschreibung des Bisthums Passau". Seitdem Domvikar Martin Süß' „Tabellarische Beschreibung des Bisthums Passau" 1828 erschienen war, hatten sich manchfache Veränderungen in den Verhältnissen der Diöcese ergeben und Rottmayr's Beschreibung, welcher eine „Karte des Bisthums von Anton Huber" beigegeben ist, gibt über die nunmehrige Beschaffenheit der einzelnen Dekanate und Pfarreien erwünschte Aufschlüsse. Wie der Verfasser selbst in der Vorrede sagt, entsprang sein Werk dem allgemeinen Wunsche des Klerus eine neue Diöcesanstatistik zu erhalten, welche in historischer, kirchlicher und pastoreller Beziehung die möglichste Vollkommenheit erhalten sollte.

Leistet das Werk in den beiden letzten Beziehungen vollständig seine Dienste, so war es natürlich für die Kräfte eines Mannes zu viel, in historischer Beziehung der gestellten Aufgabe ganz gerecht zu werden. Diesem Mangel half der

Direktor des Klerikalseminars und Domcapitular Johann Baptist Röhm durch die Festschrift des Seminars zur siebenten Säkularfeier der Regierung des Herrscherhauses Wittelsbach ab, welche unter dem Titel „Das historische Alter der Diöcese Passau in ihrem gegenwärtigen Umfange"[1]) erschien. Diese Arbeit legt einen Beweis dafür ab, was vereinte Kräfte und ein guter Wille unter tüchtiger Leitung zu leisten vermögen. Der Seminardirektor leitete seine Alumnen zum Studium der Geschichte an, gab ihnen das nöthige literarische Material an die Hand, welches S. 354—55 verzeichnet ist, sichtete und ordnete, und lieferte hiedurch für die Geschichte der einzelnen Dekanate und Pfarreien der Diöcese ein grundlegendes Werk, unter dessen Führung es dem Specialforscher sehr erleichtert ist, die geschichtlichen Spuren eines einzelnen Ortes oder einer Pfarrei weiter zu verfolgen. Die Verfasser nahmen auch ihre Arbeit nicht leicht; an der Hand der ihnen zugänglichen gedruckten Quellen werden die 18 Dekanate und die in diesen gelegenen 153 Pfarreien bis in ihren Uranfang verfolgt. Es werden die Namen der einzelnen Orte nach ihren Veränderungen im Laufe der Zeit aufgeführt, dem ersten Auftreten eines Ortes wird fleißig nachgespürt, die geschichtliche Entwicklung wird verfolgt und so erhält man von jedem einzelnen Dorfe ein kurz gedrängtes auf Urkundenmaterial gestütztes Geschichtsbild. Der selige Hartmann, welcher aus der Pfarrei Aicha stammte und am 23. Dezember 1164 als Bischof von Brixen starb, wird S. 5—6 eigens besprochen und das „Babenberger gut", welches vorzüglich in das Bereich des Dekanats Aicha fiel, hat S. 19—20 sein eigenes Kapitel. So reich das in dem vorliegenden Werke gebotene Material und so wacker dessen Verarbeitung ist, eben so wohl thut dem Leser die Bescheidenheit, mit welcher die Verfasser auftreten, weßhalb die kurze Vorrede hier eine Stelle finden möge: „Schüchtern verläßt

---

1) Passau, Druck von J. Bucher. 1880.

unsere Festschrift die stillen Räume, in welchen sie mühsam entstanden. Sie bietet vielfach zu wenig, sie weist zahlreiche Lücken auf, so manche Unebenheiten in der Darstellung haften ihr an. Sie ist sich dieser Mängel wohl bewußt. Und trotzdem erscheint sie? Aber, sollen etwa wir allein uns nicht betheiligen an der hehren Feier der großen historischen Thatsache, welche das ganze Land, welche alle Anstalten desselben freudig und festlich begehen, und sollen wir es nicht in der Weise thun, die uns durch die Geschichte selbst nahe gelegt ist? Die Urkunde, durch welche Pfalzgraf Otto von Wittelsbach das Herzogthum Bayern vom Kaiser übertragen erhält, ist von Bischof Theobald von Passau mitunterschrieben. Wir suchten deßhalb uns in jene Tage zu versenken und ein Bild von dem Zustande unserer Diöcese in jener großen Zeit zu gewinnen. Wir geben mit der Bitte um Nachsicht, was wir fanden, was uns zugänglich war, und werden uns freuen und dankbar seyn, wenn uns gütige Angaben und Mittheilungen zukommen, welche unsere Arbeit ergänzen und berichtigen und deren Fortsetzung so unterstützen. Würde uns diese Unterstützung zu Theil, so könnten unschwer auch Regesten der Passauer Bischöfe hergestellt werden."

Wir möchten dieser letzteren Bitte in einem Punkte nachkommen, da wir die sichere Hoffnung haben, daß das Buch seinerzeit eine weitere verbesserte Auflage erleben wird. Die Klöster waren im Mittelalter die Träger der Cultur, die Pfleger der Wissenschaft und die ältesten Förderer der Schule. Bayern hat in seinem jetzigen Bestande nicht wenige dieser alten Culturstätten aufzuweisen, welche von jeher in deutschen Landen und auch über die Grenzen hinaus mit Achtung genannt wurden. Auch die Passauer Diöcese zählt bedeutende Namen, von denen hier nur die Benediktinerstifte Asbach, Vormbach, Niederaltach, das Cistercienserkloster Raitenhaslach, die Augustiner in St. Nikola bei Passau, die Prämonstratenser in Osterhofen erwähnt seien. Nur das letztere Stift hat eine etwas eingehendere Besprechung (S. 296—300), beim Frauen-

kloster Niedernburg sind die Aebtissinen aufgeführt, während bei den zuerst genannten weder die Prälatenreihe verzeichnet ist, noch von den hervorragenden Männern und deren Verdiensten kurz gesprochen wird. Es dürfte wohl sehr im Interesse des Buches liegen, wenn bei einer Neubearbeitung desselben diesen Stiften ein etwas größerer Raum gegönnt würde. Auch die Historiae Patavienses et Cremifanenses im 25. Bande der Monumenta Germaniae, Scriptores, werden den Bearbeitern einer neuen Ausgabe manchfach neues Material bieten.

Während sich diese Festschrift größtentheils mit der älteren Zeit beschäftigt, unternahm gleichzeitig Curat Joseph Pflugbeil in seinem Werke „Chronik der Seelsorgs-Stellen des Bisthums Passau"[1]) das für die neuere Zeit zu leisten, was Direktor Röhm mit seinen Alumnen für die ältere Periode durchführte. So bildet denn auch Pflugbeils Schrift zugleich eine Ergänzung zu den Rottmayr'schen Schriften.

Auch die Passavia sacra darf nicht unerwähnt bleiben. Schon 1782 hatte der Propst der kurfürstlichen Michaelshofkirche in München Anton Cramer[2]) sein „Heiliges Passau, oder vollständige Geschichte aller Heiligen und Seligen, die dieses Bisthum mit ihrem Lebenswandel wie auch mit dem Glanze großer Wunder beleuchtet haben", herausgegeben. Im ersten Buche behandelt der Verfasser die Heiligen und Seligen der Diöcese vom Bischofe Maximilian bis zum Einsiedler Wilhelm, das zweite Buch ist den Bischöfen von Altmann an bis zu Joseph Dominikus Grafen von Lamberg († 1761) sowie anderen hervorragenden Priestern der Diöcese gewidmet. — Im Jahre 1879 gab Dompropst Dr. Karl

1) Landshut 1881.

2) Ueber Cramer (geb. 8. August 1705 zu Pfaffenhofen a/J., gest. 19. Februar 1785 in München) vgl. D. K. A. Baader, das gelehrte Baiern I. S. 197—199. Die „Allgem. deutsche Biographie" erwähnt ihn nicht.

Schrödl die „Passavia sacra, Geschichte des Bisthums Passau bis zur Säkularisation des Fürstenthums Passau" heraus, ein Buch, welches den jetzigen Anforderungen der Wissenschaft entsprechend, auf die Quellen gestützt, eine gute, lesbare Geschichte des Bisthums enthält.[1]) Der Titel „Passavia sacra" ist theilweise irreführend, da der Verfasser außer Heiligen und Seligen die Geschichte im Allgemeinen im Auge behält und auch der literarischen Thätigkeit im Bereiche der Passauer Herrschaft gebührend Rechnung trägt. Passau hat auch in der That eine ganz stattliche Reihe gelehrter Männer aufzuweisen; es sei hier nur an den gelehrten Propst Gerhoh von Reichersberg, den schon oben genannten Hartmann, der **1164** als Bischof von Brixen starb, und an Propst Arno von Reichersberg († **1175**) erinnert, dessen Schrift „Scutum canonicorum regularium" seinerzeit eine weite Verbreitung gefunden hat.

Aus dieser großen Reihe der Männer der Wissenschaft, welche Passau aufzuweisen hat, wählte Hr. Bibliothekſekretär Frdr. Keinz, der schon im Jahre **1865** seinem Heimatlande den „Meier Helmbrecht" zugewiesen hat, diejenigen heraus, welche sich in der deutschen Literatur Verdienste erworben hatten, und gab unter dem Titel „Alte Passauer in der deutschen Literaturgeschichte. Bei Gelegenheit des Passauer Studiengenossenfestes seinen Freunden gewidmet"[2]), eine allerliebste kleine Festschrift, in welcher er die Bischöfe Pilgrim und Wolfger, den Minnesänger Albrecht von Jahenstorf und Ortolf von Trenbach nebst seinem Schreiber Johann Fritz von Passau behandelte, durch welch letzteren Ortolf das aus **767** zehnzeiligen Strophen bestehende Gedicht von dem Schwanenritter Lohengrin im Jahre **1461** abschreiben ließ. Man sieht, daß eine „Passavia literata" eine ganz stattliche Zahl von Namen bieten würde; sagt ja Hr. Keinz am Schlusse

1) Näher besprochen in diesen Blättern Bd. 83, S. 704—708.

2) München 1881.

seiner Festschrift mit Recht: „Aus den vier in obiger Abhandlung angeführten Beispielen, mit welchen übrigens der Gegenstand nicht in erschöpfender Weise behandelt ist, können wir also mit Genugthuung ersehen, daß der Name Passau's in der alten deutschen Literatur in ehrenhafter Weise vertreten ist."

Wir können von der neueren Literatur über Passau nicht scheiden, ohne von den Verdiensten zu sprechen, welche sich Herr v. Wurzbach in seinem allbekannten und vielfach benützten, aber, wie er selbst manchmal in den Vorreden erwähnt, bei der Benutzung nicht immer citirten „Biographischen Lexikon des Kaiserthums Oesterreich"[1]), welches jetzt bis zum fünfundvierzigsten Theile gediehen ist, auch in Bayern erworben hat. So bringt dieser eben erschienene 45. Band die Biographien der vier Passauer Bischöfe Wenzel, Joseph Maria, Thomas und Leopold Leonrod aus dem gräflichen Hause Thun; der 14. Band hatte schon vor nahezu 20 Jahren das Leben der beiden Bischöfe aus dem Hause Lamberg, Johann Philipp und Joseph Dominik, mit reichlichen Literaturangaben beschrieben, und sehen wir uns weiter noch in dieser trefflichen Fundgrube um, so wird, wie fast alle deutschen Länder, auch das Passauer Land noch viele Männer aufzuweisen haben, welchen Herr von Wurzbach ein ehrendes Denkmal gesetzt hat.

Wenn oben der Wunsch ausgesprochen wurde, daß es sich der Mühe lohnen dürfte, für die Passauer Literatur eine ähnliche bibliographische Arbeit zu erhalten, wie sie Eichstätt an der fleißigen Schrift Suttners besitzt, so dürfte die vorstehende kurze Umschau in der neueren Literatur, welche durch Hereinziehen der vielen kleineren Aufsätze, die in Zeitungen und Zeitschriften[2]) zerstreut sind und oft ganz in-

1) Vgl. hierüber diese Blätter Bd. 88. S. S. 111—129.

2) Beispielsweise seien die in diesen Blättern erschienenen Aufsätze aufgeführt: Bischof Altmann von Passau im Investiturstreite (XX, 257—276. 333—350. 402—419.). Ueber das „Leben des

teressante Aufschlüsse und Mittheilungen enthalten, noch beträchtlich hätte erweitert werden können, den Beweis liefern, wie viel schon auf diesem historisch so merkwürdigen Gebiet gearbeitet worden ist.

A. G.

XXX.

Die österreichische Schulfrage.

Aus Oesterreich im Sept. 1882.

Noch im Herbste dieses Jahres dürften die Würfel über Seyn oder Nichtseyn der Neuschule fallen. Der Liberalismus weiß und erkennt, daß er, solange ihn der Staat im Besitze der Volksschule schützt, den Schlüssel zur Zukunft Oesterreichs in seiner Gewalt hat. Daher der hartnäckige Widerstand, den er jedem Angriffe auf dieses Institut entgegenstellt. Aber auch die parlamentarische Majorität unterschätzt die Wichtigkeit des Gegenstandes keinen Augenblick; daher die unausgesetzte Bemühung, die Schule dem Liberalismus zu entreißen.

Es scheint uns nicht ungerechtfertigt, wenn wir unmittelbar vor dem Entbrennen des letzten Kampfes und der Entscheidung die Streitpunkte festzustellen versuchen, um welche sich die Frage dreht, wenn wir es unternehmen den Kern von seiner Hülse loszuschälen und auf die hohe Bedeutung aufmerksam zu machen, welche die glückliche oder

---

Bischofes Altmann" von Jod. Stülz (XXXIV, 227—233.). Albertus Bohemus von Dr. Georg Ratzinger (LXIV, 1 ff. LXXXIV, 565 ff. LXXXV, 105 ff.); Albert Behaim von Kager, von O. Frhr. v. Lerchenfeld LXXIV, 352 ff.).

unglückliche Lösung dieser schwierigen Aufgabe für das Gesammtreich, für Gegenwart und Zukunft, zum Heil oder Unheil der Staatsbürger Oesterreichs in Anspruch nehmen darf. Um Unparteilichkeit ist es eine schöne Sache und doch wird es immer Fragen geben, in welcher nur Heuchelei und Pharisäerthum den Schein der Unparteilichkeit sich anmaßen kann. Wenn sich der Streit ob schwarz oder weiß, Licht oder Schatten erhebt, da möchten wir den ehrlichen Mann kennen lernen, der sich nicht für das Eine von beiden zu entscheiden genöthigt sähe. Die österreichische Schulfrage läßt aber in gleicher Weise nur die Alternative zwischen den Gegensätzen zu.

Unsere Schulgesetzgebung krankt an allen jenen Mängeln und Gebrechen, an welchen ihr Vater, der Liberalismus, leidet. Und wie der Liberalismus zum politischen Bankrott, zur Auflösung der socialen Ordnung und zum wirklichen Kampf um's Daseyn führen muß, so wird die Volksschule als Mittel zur Beschleunigung des Zersetzungsprozesses der Gesellschaft und des Ausbruches der gewaltigen Katastrophe dienen, welche die Menschheit erst mit der ganzen Bedeutung dessen, was man bis nun in frivoler Weise als „Culturkampf“ bezeichnet, vertraut machen wird. Es wäre tief bedauerlich, wenn man unsern Worten keine andere Bedeutung als die hohler Deklamation beimessen wollte. Die Sturmvögel, welche laut krächzend zu unsern Häuptern schwirren, der hohe Wogenschlag, der die Nähe der Fluth verkündet, das Rauschen und Brausen, das durch die Luft geht, legen Zeugniß für uns ab. Im stillen Schulhause wird der Wind gesäet, der einst als Sturm das Land durchfegend, uralte Bäume entwurzeln und die Wohnräume glücklicher Menschen zertrümmern soll.

Die ältere österreichische Volksschule war nicht frei von Fehlern und die an ihr angestellten Lehrer fristeten ein gar kümmerliches Leben, das der Aufrechthaltung der Standesehre nicht förderlich war. Die Wissenschaft der alten Schulmeister

vermochte sich keines großen Umfanges zu rühmen und die Schuljugend lief nicht Gefahr einem geistigen Verfettungsproceß zum Opfer zu fallen. Es mag auch seyn, daß die österreichische Gemüthlichkeit, das schlaffe Wesen der Schulzucht Eintrag that und hie und da günstige Resultate vereitelte, die bei größerer Strammheit erzielt worden wären. Wir kennen also die Schwächen und Mängel der alten Volksschule, nicht minder aber auch ihre Vorzüge. Wir wissen, daß das Wenige, was die alten Schulmeister lehrten, der Jugend gründlich eingeprägt wurde, daß das Erlernte nicht so leicht aus ihrem Gedächtnisse schwand und daß die Zeit nicht mit Ueberflüssigem vergeudet und vertrödelt, sondern zur Erlernung des unumgänglich Nothwendigen verwendet wurde. Die Männer, welche aus jener Schule hervorgegangen, erweisen sich heute noch als vorzügliche Kopfrechner und der ars clericalis vollkommen mächtige Leute. Der Schatz von religiösen Kenntnissen und Gefühlen, den der Priester in ihr Herz gelegt, blieb unversehrt erhalten. Das lebendige Wort des Evangeliums erfuhr damals noch keine Abschwächung durch die stillschweigende und doch so verständliche Verneinung von Seite des weltlichen Lehrers.

Parteimänner, wie der alte Achtundvierziger Anton Hye, urtheilen anders und schlagen nach den Lehrern, die ihnen ehemals liebevoll die Hand führten, und schimpfen sie Trunkenbolde, weil sie nur sauren Wein und nicht aus Krystallkelchen Champagner schlürften. Freilich haben es jene biedern Schulmänner nicht zu Gerichtspräsidenten gebracht, aber sie bewirkten, daß es Andere dazu bringen konnten und das allein, dächten wir, sollte sie schon vor Beschimpfung im denkmallosen Grabe schützen.

Die alte Volksschule stand unter klerikalem Einflusse und dieser Einfluß, wenn auch im Großen und Ganzen förderlich, wurde, wie das so Menschenart ist, hie und da mißbraucht oder irrig angewendet. Das ist die Mücke, welche den liberalen Heerbann in Waffen ruft, das Wölkchen,

welches den Himmel der lernbegierigen Menschheit verdüstert, der Gifttropfen, der das Manna der alten Volksschule ungenießbar macht. Natürlich verhalten sich die Laien-Irrthümer der Orts=, Bezirks= und Landesschulräthe zu den priesterlichen Schwächen wie Sonnenfackeln zur dunklen Erdscholle. Im Grunde werden solche Irrthümer nur begangen, um den für menschliche Augen unerträglichen Glanz und Schimmer der liberalen Schulweisheit im Interesse des blöden Volkes abzuschwächen.

Wäre es den Reformern des österreichischen Schulwesens mit der Verbesserung Ernst gewesen und hätten sie nicht den Umsturz des Systems zu eigennützigen Zwecken im Auge gehabt, nichts stand im Wege. Die Seelsorger, großentheils in den Grundsätzen des Josephinismus erzogen und herangebildet, hätten in allen erlaubten Dingen gehorcht. Der Schulmeister mochte, falls die Accumulirung des Lehramtes mit dem Meßnerdienst unannehmbar schien, unbedenklich entlastet werden; hielt man die Zuziehung intelligenter Männer aus dem Laienstande zu Berathung der Schulangelegenheit für unabweisbar, wer hätte eine solche Zuziehung verhindern sollen? Man stelle sich doch nicht an, als ob man glaubte, daß der Pfarrer in früherer Zeit allmächtig und souverain gewesen sei. Hat man dem ältern Schulsystem Vorwürfe zu machen, so richte man sie an die wahre Adresse, an die Staatsregierung und nicht an den Staatspfarrer.

Das wissen übrigens die Vielvermögenden so gut als wir, und es ist um jedes Wort schade, das wir über diesen Gegenstand verlieren. Dem in Oesterreich zur Herrschaft gelangten Liberalismus war es um ganz Anderes zu thun. Die Volksschule sollte nicht sowohl verbessert, als dem neuen System dienstbar gemacht werden. Für den Liberalismus war die Schulreform nicht Selbstzweck, sondern Eines der vielen Mittel seine Gewalt zu stärken, sie zu verlängern, ja ihr, wenn möglich, ewige Dauer zu geben.

Zur Steuer der Wahrheit soll aber nicht unbemerkt

bleiben, daß die Schlauheit der Berechnung nicht bei jedem Parteigenossen in gleichem Maße vorausgesetzt werden darf. Wir erkennen willig an, daß Viele aus Ueberzeugung handelten, daß Manche gedachten mit dem Aberglauben aufzuräumen, indem sie die Schule confessionslos organisirten; daß sie meinten, die Jugend weise und tugendhaft zu machen, wenn sie ihr die Metzelsuppe klein gehackter Wissenschaft und unverdaulicher Gehirnatzung eintrichterten; daß sie es für Stählung der jugendlichen Wehrkraft hielten, wenn sie Jungen und Mädchen in den seltsamsten Kletterstücken und Gliederverrenkungen Unterricht ertheilen ließen. Wir wollen nicht in Abrede stellen, daß der absolut falsche Grundsatz, nach dem man weder lange genug noch zu viel lernen könne, selbst manchen keineswegs vom Liberalismus angekränkelten Eltern in seiner bestechenden Scheinwahrheit einleuchtete. Politischer Eigennutz und Mangel an Urtheilskraft thaten das Uebrige. Ein guter Theil des Publikums, namentlich in den Städten, übersah bei dem täuschenden Schein des Nutzens die Gemeinschädlichkeit der neuen Einrichtungen und gelangte erst zu spät, um dem Uebel Einhalt thun zu können, zur richtigen Erkenntniß des Gebotenen.

Unmittelbar nach 1866 lautete die Parole, daß der „preußische Schulmeister“ und nicht die ausgezeichnete Taktik des Feindes, der Griffel und nicht die Zündnadel Oesterreich geschlagen habe. Nach Gründen und Beweisen frug Niemand, wagte bei dem Getöse des Haberfeldtreibens, das die liberalen Hetzer veranstaltet hatten, Niemand zu fragen. Nur der Liberalismus schien im Stande die Monarchie zu retten. Alles sollte umgekehrt, umgestürzt und geändert werden, kein Stein auf dem andern bleiben, am allerwenigsten in der Volksschule. Hier galt es von Grund aus neu zu bauen und so wurde denn dieses Institut ohne Berücksichtigung der Eigenthümlichkeiten der österreichischen Volksstämme, der örtlichen Verhältnisse und der Leistungsfähigkeit der verschiedenen Gemeinden gründlich reformirt.

Wahrscheinlich glaubte man an einen inneren Zusammenhang der äußeren Erscheinung mit dem Wesen der Volksschule und meinte, daß die Palastähnlichkeit der Schulgebäude der Schuljugend auch den hohen Geist der Vaterlandsliebe und gewissenhaftester Pflichttreue einflößen würde, denn man nöthigte die Hüttenbewohner, ihrer Schuljugend förmliche Monumentalbauten zu errichten. In den meisten Fällen standen die Kosten dieser Bauwerke in keinem Verhältnisse zu dem Vermögen der Bauherren, armer Dörfler und kleiner Grundbesitzer, die kaum des Lebens Nothdurft zu erschwingen vermochten. Die Sage bezeichnet Blut als den besten Kitt. Nun war es wohl nicht Blut, aber Schweiß und Thräne der Armuth, welche das Bindemittel von Stein und Ziegel jener Prachtgebäude abgaben. Die Verschuldung der Gemeinden wuchs in riesigem Maßstab und die Bevölkerung hat noch heute an den Verpflichtungen schwer zu tragen, die damals eingegangen wurden.

War diese Mehr= und Ueberlastung, von dem Werth oder Unwerth des modernen Schulwesens ganz abgesehen, nothwendig? Die liberale Regierung ist die Antwort nicht schuldig geblieben. Nachdem der Landbevölkerung das beste Blut abgezapft war und nur noch so viel in Adern und Venen zurückblieb, als zur Lebensfristung unbedingt nothwendig schien, erfloß Verordnung auf Verordnung, welche von überflüssigem Luxus abwehrten und selbst bloßes Holz als Baumaterial für zuläßig erklärten. Quantum mutatus ab illo! Welch theuerer Schwindel auf Gemeindeunkosten, und welch kostbares Eingeständniß dieses Schwindels! Wenn es nach logischen Gesetzen gestattet ist aus der Analogie von einer Erscheinung auf die andere zu schließen, welche Begriffe und Vorstellungen muß man sich unter diesem Einen Gesichtspunkte von dem ganzen liberalen Schulwesen machen?

Das josephinische System hat es mit sich gebracht, daß der katholische Priester in Oesterreich, angeschmiedet an die Staatsgaleere, wie er war, nicht den günstigsten Eindruck auf

die gedankenlose Menge übte. Man hatte sich bei uns daran gewöhnt im Klerus den stets bereiten Helfershelfer aller staatlichen Tyrannei und Vexation zu erblicken. Nichts begreiflicher, als daß die Verdrängung des Priesters aus der Schule von Vielen beifällig begrüßt wurde, während Andere neugierig zusahen, was dabei herauskommen würde. Die traurige Stellung des Klerus war aber keine selbst verschuldete, sondern das Produkt jenes Byzantinismus, von welchem sich die Räthe der österreichischen Landesfürsten seit hundert Jahren hatten leiten lassen.

Während das Publikum sehr unrecht hatte der neuen Entwicklung des Volksunterrichtes mit gekreuzten Armen zuzusehen, handelte der Liberalismus, indem er die Volksschule dem geistlichen Einfluß entrückte, von seinem Standpunkte klug und folgerichtig. War es doch gerade dieser Einfluß, der ihm die Kindesseele streitig machte, die nach den Absichten der Partei geformt werden sollte. Die „Priestermacht" in der Schule war die unübersteigbare Vormauer der religiösen Ueberzeugung der heranwachsenden Generation. Solange die Schule aber confessionell blieb, erschien die Unbesiegbarkeit Oesterreichs noch nicht verbürgt. Der Schulmeister von Sadowa konnte nur von einem glaubenslosen Heere aufs Haupt geschlagen werden. Endlich zählte die Verjüngerung Oesterreichs zu den politischen Endzielen der herrschenden Partei. Was ein ächter und wahrer Jungbrunnen ist, stellt aber nicht die Kraft des Fußes her und läßt die Schwäche des Armes fortbestehen. Die Wirksamkeit des liberalen Systems war durch Folgerichtigkeit bedingt. Was sollte Beust's liberaler Musterstaat ohne Befreiung der Volksschule von den Fesseln des Klerikalismus? Also fort mit der geistlichen Leitung; der Staat farà da se. Der Liberalismus kannte seine Leute und wußte, was sich aus dem vorhandenen schulmeisterlichen Materiale zusammenzimmern lasse. Der demüthige, bescheidene Lehrer war plötzlich zu großen Dingen ausersehen, und wie „der Mensch

wächst mit seinen höheren Zielen", so stieß der österreichische Schulmeister mit dem Kopfe bald an das sich über ihm wölbende Firmament. Gründliche Menschen begnügen sich nicht mit Halbheiten, und so sorgte denn der Liberalismus auch für zweckmäßigen Nachwuchs der Schulmänner. Die Lehrerseminare und Präparandien sollten den spröden Stoff kneten und zubereiten, auf daß sich der liberale Staat auch der passenden Verkündiger seiner Lehre zu erfreuen hätte. Bei den alten übernommenen Schulmeistern begnügte man sich mit dem guten Willen, der Renitenz gegen den Pfarrer, liberalen Deklamationsstücken und zur Schau getragener antireligiösen Gesinnung; anders bei dem Nachwuchs, dieser sollte nach der Schnur gezogen werden.

Was der Schulmeister heute lernen soll, übersteigt bei weitem die kühnsten Erwartungen, die man vormals an eine Lehrerbildungsanstalt zu knüpfen pflegte. Alle erdenklichen Kenntnisse und Wissenschaften in buntester Mischung, wie Geschichte, Grammatik, Generalbaß, Botanik, Naturlehre, Geometrie, Baumzucht und Turnkunde, Stylistik, Pädagogik, Literatur bieten das Substrat der Lehrerbildung und doch, wer sollte es glauben, genügt diese Unsumme alles Wissenswürdigen dem schulmeisterlichen Ehrgeiz noch nicht. Der Lehrkandidat soll künftig — siehe allgemeinen Lehrertag zu Reichenberg — den äußersten Forderungen des fortschreitenden Zeitgeistes nachkommen, um sich den ihm gebührenden Platz in der Gesellschaft und den einem so unbändigen Wissen entsprechenden Gehalt zu erwerben.

Wir reden nicht von dem Zukunftsschulmeister, wie ihn die lebhafte Phantasie des Reichenberger Lehrertages gestaltet, sondern von den sehr reellen Verhältnissen der Gegenwart. Der Lehramtskandidat tritt mit dem scharfen Stahl hoher Wissenschaftlichkeit bewehrt und mit dem stolzen Bewußtseyn der Unverwundbarkeit in das praktische Schulleben ein, und sieht sich nun verurtheilt den größeren Theil seiner Weisheit für sich zu behalten und nur ein winziges Atom auf

die kindlichen Gehirne übertragen zu können. Er bringt den lieben Kleinen wohl seine Kenntnisse vom Schneckenherz, von der Igelleber und dem Zeugungsgeheimnisse der Naida proboscidea bei, widerlegt auch das Märchen, daß der Kukuck nach sieben Jahren zum Geier werde, stellt physikalische Experimente an, die regelmäßig mißrathen, und rühmt die Vortheile der Seidenzucht für den Landmann in Gegenden, in welchen der Maulbeerbaum nicht gedeiht. Thut nichts. Wer wird auch jedes Ding in die Hand nehmen und untersuchen, aus was es gemacht sei? Der Harnisch glänzt, gleichgiltig, daß er aus Silberflitter zusammengesetzt ist, der Schild fühlt sich hart an, wen kümmert es, daß er aus Pappe gefertigt wurde? Aecht ist gewiß die Lunge des Jugendbildners, vermag er doch binnen kürzester Frist ein Dutzend anderer Zungen zum Schweigen zu bringen.

Der Liberalismus, zu dessen Merkmalen die Huldigung gehört, die er dem Schein darbringt, der Liberalismus, der immer und überall mehr gelten will als er werth ist, zu dessen Aufgaben die Blendung der Menge zählt, hat dem Volk die Lehre ertheilt, daß Glück und Wohlfahrt der Menschheit von der Quantität des erworbenen Wissens („Wissen ist Macht") abhänge. Wer recht Vieles gelernt habe, meint der Liberalismus, komme in der Welt vorwärts und vermöge es selbst zu Wohlhabenheit und Reichthum zu bringen, ja dürfe die Herrschaft über Andere anstreben. Wer acht Jahre hindurch Frohndienste in der Schule verrichtete, der habe ein Anrecht auf alle Auszeichnungen und Ehren, über welche der Gesellschaft ein Verfügungsrecht zusteht. Der Liberalismus gefällt sich insbesondere in der Phrase von der Wissenschaft, die Gemeingut Aller werden müsse. Diese Redensart wurde noch vor einem Jahrzehnt mit Beifall aufgenommen, heute wünscht ein Theil der Beifallspender, daß die Liberalen das Capital zum Gemeingut Aller machen möchten und die Gesammtheit an den Früchten der großen Latifundien Antheil nehmen ließen. Aber man muß

die idealen Standpunkte wahren. Ideale Standpunkte! Seit wann kennt der Liberalismus etwas, das wie eine Idee aussieht? Die Neuschule kennt wohl Staatsbürger, aber keine Welt- und Himmelsbürger, Lehrziele und keine Lebensziele, irdische Wohlfahrt, aber keine ewige Seligkeit, Entwicklung des Verstandes, aber keine Herzensbildung, Ehre und Macht, aber keine Güte und Gerechtigkeit, die Kenntniß sinnfälliger Dinge und keine Selbst- und Gotteserkenntniß. Die liberale Schulgesetzgebung faßt nur die Erdscholle in's Auge und nicht den Himmel über uns, nur das Leben und nicht den Tod und das was jenseits des Grabes liegt.

Zufolge der Neuschule und ihrer Lehre hätte der Mensch keinen anderen Beruf und keine höhere Bestimmung, als seine Steuer zu entrichten, zuerst der Schul- und dann der Wehrpflicht zu genügen, als Geschworener zu fungiren, in der Eigenschaft eines Ortsschulrathes oder Gemeindeausschusses thätig zu seyn, um beim jüngsten Gericht, dem ein ehrbarer Staatsbürger ungefähr in seinen sechsziger Jahren hoffnungsvoll entgegensehen kann, für seine Tugenden mit einer guten Note oder dem Verdienstkreuze belohnt zu werden. Mit höheren Auszeichnungen hat die Volksschule nichts zu thun; diese erlangen, nach liberalem Dogma, nur die Oberoffiziere der Menschheit, welche zuvor ihre Epauletten auf Gymnasien und Hochschulen verdient haben.

Der religiöse Indifferentismus, welcher sich noch immer geltend machte, wenn die Liberalen im Abgeordnetenhause in die Schuldebatte eingriffen, liegt der Schulgesetzgebung selbst zu Grunde. An Stelle jedes religiösen Dogmas setzten die Gesetzgeber den vagen Begriff von Humanität. In ihrem Namen sollte jedes Symbol katholischen Glaubens aus der Schule verbannt und jedes Wort vermieden werden, welches Dissonanzen im Ohre Andersgläubiger zu erzeugen im Stande wäre. Beruht doch die religiöse Anschauung des Liberalismus, nach den Geständnissen seiner Hauptrepräsentanten, auf dem Gleichnisse, das Lessing dem Juden Nathan in den

Mund legte. Kein Mensch weiß mehr, welcher Ring der ächte sei und ob überhaupt Einem der drei vorhandenen Aechtheit zugesprochen werden könne.

Der Schluß auf die Wichtigkeit, welche das System der religiösen Ausbildung zugesteht, liegt nahe genug. Wenn deßungeachtet von „sittlich-religiöser Grundlage“ die Rede ist und an der Volksschule dennoch Religionsunterricht ertheilt wird, so wissen wir das als Zugeständniß für die zurückgebliebene Menge und gutwillig eingeräumtes Interim nach Gebühr zu würdigen. Es steht den Gemeinden frei, der Schuljugend Religionsunterricht zu verschaffen, und der Geistlichkeit, Religion an der Volksschule zu lehren; dieser Unterricht ist aber ein Ding für sich und steht in keiner anderweitigen Beziehung zum Volksunterricht. Es soll in Ansehung der Religionslehre nicht Glied in Glied greifen und eine gewisse religiöse Atmosphäre über das gesammte Schulwesen verbreitet werden. Der Liberalismus haßt den Weihrauchduft und schließt die einzelnen Klassen sorgfältig ab. Nach ertheiltem Religionsunterrichte werden Fenster und Thüren weit geöffnet, daß sich der religiöse Parfüm rasch verliere. So viel auch geschieht, die ärmere Schuljugend mit den nöthigen Lehrmitteln unentgeltlich zu versehen, dem Katechismus wurde das Glück nicht zu Theil, unter die unumgänglich nothwendigen Lehrmittel gezählt zu werden, denn gerade dieses wohlfeilste Lehrbüchlein fehlt trotz des Ueberflusses an allem Andern. Sollte das bloßer Zufall seyn oder sucht man die Kinder vor der Gefahr des unächten Ringes zu sichern?

Die Schulpflicht wurde mit einem achtjährigen Turnus normirt. Nach schulmeisterlicher Dogmatik kann das gesteckte Lehrziel nicht unter achtjähriger Unterrichtszeit erreicht werden. Es erhebt sich sogleich die Frage, weßhalb denn das Ziel so hoch gesteckt wurde und ob es gut, weise und gerecht war, es so hoch zu stecken? Ob das Ziel trotz des pädagogischen Dogma's regelmäßig erreichbar sei und praktisch

erreicht werde? Warum kein Unterschied zwischen Stadt und Land, Ebene und Gebirg, leichter Faßlichkeit und Verstandesschwäche gezogen wurde? Die Schulgesetzgebung hielt es augenscheinlich unter ihrer Würde, solchen Einwendungen a priori zu begegnen. Der Grundsatz des achtjährigen Schulbesuches ist schroff hingestellt. Wer sich gegen ihn verfehlt, erscheint strafbar und wird unnachsichtlich gezüchtigt. Geld- und Gefängnißstrafen heißen die Mittel, welche die Eltern von der Wohlthätigkeit dieser staatlichen Einrichtung überzeugen sollen. In der Stadt hätte es an Ueberzeugten auch ohne Strafandrohung nie gefehlt, auf dem flachen Lande dagegen war es bis jetzt unmöglich, der Bevölkerung mittelst Einkerkerung und Geldbuße die Erkenntniß der unendlichen Vollkommenheit der Neuschule beizubringen. Die Ursache liegt am Tage.

Wir halten das Lehrziel an der Volksschule überhaupt für zu hoch gesteckt und wünschten, daß die Anforderung an die schulpflichtige Jugend ohne Unterschied von Stadt und Land niedriger gestellt wäre, da es ja doch Jedermann, der den Umfang des Unterrichts seiner Kinder erweitern und ausdehnen will, unbenommen ist, sie höhere Schulen besuchen zu lassen, was namentlich für den Städter ein Leichtes ist. Wir müssen das aber um so mehr wünschen, als es uns Unrecht dünkt den Anforderungen Einzelner, die ebenso gut eine zehnjährige Schulpflichtigkeit begehren könnten, auf Kosten der Mehrzahl zu genügen. Wir sehen nicht ein, weßhalb der Zögling der Volksschule mit Lehrgegenständen nur oberflächliche und darum auch werthlose Bekanntschaft machen soll, die ihm, falls er aus der Volksschule ins praktische Leben eintritt, von keinerlei Nutzen ist, während derjenige, der zum Besuche höherer Lehranstalten bestimmt ist, das Alles an denselben gründlich erlernen kann, was man ihm an der Volksschule nur, ut aliquid fecisse videatur, beigebracht hat. Wir meinen, daß das Lehrmaterial an der Volksschule sich auf das Nothwendigste zu beschränken hab

und nicht mehr als die vier Rechnungsspecies, Lesen, Schreiben und die Kenntniß des Katechismus zu umfassen brauche, daß aber dafür die vollkommene Kenntniß dieser Lehrgegenstände die Bedingung der Entlassung aus der Schule bilden müßte. Zur gründlichen Aneignung des bezeichneten Materiales bedarf es keines achtjährigen Schulunterrichtes und genügt der sechsjährige Schulbesuch vollauf. Wer nach sechs fleißig angewandten Schuljahren sich die Kunst des Lesens, Schreibens und Rechnens und die Kenntniß der katholischen Religionswahrheiten nicht anzueignen vermochte, der ist unzurechnungsfähig oder streift doch an Unzurechnungsfähigkeit, wird daher in den zwei darauffolgenden Schuljahren nimmermehr nachholen, was sich seinem Gehirn in den sechs verflossenen nicht einprägte. Selbst die Anfangsgründe österreichischer Geschichte und Geographie könnten noch immer innerhalb des Rahmens eines sechsjährigen Schulbesuches mit Erfolg gelehrt und erlernt werden.

Sollte sich aber der Wahn denn doch als stärker erweisen als die Vernunft, und die städtische Bevölkerung für die Nothwendigkeit eines schon an der Volksschule zu erwerbenden Uebermaßes von Kennen und Wissen eintreten, sollte sie ihr Petitum mit dem rascheren Blutumlauf und dem häufigen Wechsel der socialen Stellung, dem Aufsteigen zu höheren Gesellschaftsklassen und Herabsinken aus diesen in die niedrigeren Kreise zu motiviren suchen: so wäre es darum noch nicht nöthig, das Kind mit dem Bade auszugießen und die ländliche Bevölkerung an das nämliche Joch zu spannen, welches die städtische freiwillig auf sich nimmt. Die Daseynsbedingungen der ländlichen Bevölkerung sind wesentlich verschiedene und, wenn man vielleicht behaupten darf, daß dem Städter ein Mehr an Wissen nicht geradezu schädlich sei, so läßt sich der Beweis führen, daß der Landmann ganz gewiß durch Ueberbildung und Vielwisserei zu Schaden komme. Die ländliche Jugend ist im Allgemeinen bestimmt, in die Fußstapfen der Eltern zu treten. Der Sohn des Grund=

besitzers wird in der Regel, gleich seinem Vater, Bauer werden, die Tochter in bäuerliche Verhältnisse hineinheirathen oder als Magd ihren Unterhalt zu gewinnen streben. Jäger, Fischer, Handwerker, Krämer streben in der Regel nicht darnach, ihre Kinder zu Höflingen, die Buben zu Kammerherren, die Mädchen zu Palastdamen heranzubilden, und das ist um so löblicher als eine Welt von Hofherren und Palastdamen beiläufig die schlimmste aller Welten wäre.

Wo Ausnahmen vorkommen und der Sohn dazu ausersehen ist, geistlich zu werden, oder die Tochter als Lehrerin ihren Unterhalt zu verdienen, da öffnen Gymnasium und Hochschule, beziehungsweise die Lehrerinenbildungsanstalt, ihre Pforten. Daß jede Dorfgemeinde ihre Mittelschule besitze, ist bis jetzt selbst von den Fortgeschrittensten nicht gefordert worden. Bei der Stabilität des Geistes der ländlichen Bevölkerung, bei ihrer Selbstgenügsamkeit und ihrem conservativen Wesen scheint die Oktroyirung einer gewissen Universalität des Kennens und Wissens besonders gefährlich. Nichts schlimmer als Halbheit für denjenigen, der keine Möglichkeit sieht, das Mangelhafte zu ergänzen und das Unvollkommene zu vervollkommnen. Die ländliche Jugend wird und muß auf halbem Wege stehen bleiben. Sie hat im besten Falle die ungestillte und unstillbare Begierde nach dem aus weiter Ferne gezeigten Ziele übrig. Jener halbe Weg stellt sich aber bei näherer Prüfung bereits als Ab- und Irrweg heraus. Er führt die Jugend von dem richtigen, ihr durch Umstände und Verhältnisse vorgeschriebenen Pfad ab, so daß sie zuletzt froh seyn muß, sich durch das Dickicht unnöthiger Kenntnisse nach Hause zu Pflugschar und Kunkel zurecht zu finden.

Der Liberalismus ist von Natur aus selbstsüchtig, und daher ist es ein Wunder, daß er nicht selber darnach fragt, wer denn nach Vollzug der beliebten Theilung des Gemeingutes der Wissenschaft noch den Acker bestellen, die Kühe melken, die Kamine fegen und die Mauern tünchen soll? Oder ist

sein ganzes Streben nach Volksbildung lediglich politische Komödie und Heuchelei? Sagt er sich vielleicht: „Mich berührt der Untergang des Landmannes nicht, weil er, zu Grunde gegangen, erst einen guten Knecht abgibt?“ Da wäre aber wohl ein Rechnungsirrthum nicht ganz ausgeschlossen. Der ausgetriebene Bauer gibt keinen willfährigen Sklaven, weit eher einen Spartakus; und Krampen und Schaufel können, einmal ihrem eigentlichen friedlichen Zweck entzogen, in den Händen des Depossedirten zu gefährlichen Waffen werden. Aber auch der Handwerker, dem das Handwerk verleidet wurde, ist nicht zum Lakaien geschaffen, er wird vielleicht Livree tragen, aber gewiß nicht diejenige seiner Verderber. Insoweit wäre es denn eine Komödie, die tragisch enden könnte, welche der Liberalismus mit seiner Auftheilung der Wissenschaft, mit seinem Schulzwang und dem „Eritis sicut Deus“ tragirt. Die ländliche Bevölkerung soll erlernen, was ihr frommt und ihr Stand erheischt. Sie soll Gott ähnlich zu werden streben durch Gebet und gute Werke, aber nicht an Wissenschaft und am allerwenigsten mittelst einer Erkenntniß, die von ihm ablenkt und zum trostlosen Vacuum führt.

Die achtjährige Schulpflicht zieht, abgesehen von den beregten Gründen ihrer Tadelswürdigkeit, auch noch einen andern Uebelstand nach sich. Sie erstreckt sich über die Periode der weiblichen Pubertät hinaus und hat daher manche Unzukömmlichkeit in ihrem Gefolge. Lehrer wie Schulmädchen werden muthwillig Gefahren ausgesetzt, die bei kürzerer Schulpflichtigkeit nicht wohl eintreten könnten. Hieher zählen wir auch das weibliche Turnen. Unter den Unterrichtsgegenständen der modernen Volksschule erfreut sich keiner einer so besonderen Vorliebe der Schulbehörden als die Turnkunst. Mag seyn, daß der Turnunterricht für die städtische Schuljugend von sanitärem Nutzen ist und die Verpflichtung daher in Bezug auf die Knaben gerechtfertigt erscheint; viel schwerer dürfte der Beweis der Nothwendigkeit des Turnunterrichtes

in Ansehung der Landbevölkerung zu führen seyn. Die nöthige körperliche Bewegung fehlt auf dem Lande unter keinerlei Umständen. Springen und Klettern, Ringen, Schleifen zählen zu den gewöhnlichsten Leibesübungen der Schuljugend ohne Unterschied der Geschlechter. Ob aber der regelmäßige Turnunterricht so große Vortheile gewährt, daß der damit verbundene Zeitverlust gerechtfertigt wird, das dünkt uns mindestens zweifelhaft. Ganz bestimmt verwerflich ist dagegen der an den ländlichen Schulen den Mädchen ertheilte Turnunterricht. Man kann sich nichts Unziemlicheres denken als die unter Aufsicht und Intervention männlicher Lehrer[1]) von halbwüchsigen Landmädchen vorgenommenen Turnübungen. Hier gibt es weder Gegengrund noch Entschuldigung. Die weibliche Schuljugend bedarf keines mit der natürlichen Schamhaftigkeit des Weibes collidirenden Turnunterrichtes, und es ist völlig unbegreiflich, wie der liberalen Pädagogik die Achtung vor der weiblichen Ehre so ganz abhanden kommen mochte, daß sie den Mädchen Schaustellung ihrer jugendlichen Körper vor den männlichen Lehrern, aber auch zu Ende des Schuljahres vor einem beliebigen Publikum anzubefehlen im Stande ist.

Der materielle Nachtheil der achtjährigen Schulpflicht wird namentlich auf dem flachen Lande und bei den weiten Entfernungen der Landbewohner von den Schulorten schmerzlich empfunden. Der Landmann muß seiner Kinder bei der Arbeit auch dann noch entbehren, wenn ihre Kräfte zur Theilnahme an der bäuerlichen Beschäftigung hinreichend entwickelt sind und der Volksschullehrer sie nichts Neues mehr oder doch für ihren Stand Nützliches und Nothwendiges zu lehren im Stande ist. Es kann als bekannt gelten, daß aufgeweckte und lernbegierige Kinder an sechsklassigen Volksschulen nur darum in den niedrigeren Klassen zurückgehalten werden, weil der Schulleiter Anstand nimmt, sie in

1) Siehe die sich mehrenden Unzuchtsfälle innerhalb der Lehrerkreise.

den höheren Klassen Jahre lang dasselbe Stroh dreschen zu lassen.

So rücksichtslos auch zur Ausführung des Schulgesetzes geschritten wurde, die Macht der Verhältnisse erwies sich denn doch als noch gewaltiger, und so kam es, daß die Neuschule trotz aller Bemühungen des Liberalismus ein Torso blieb. Die achtjährige Schulpflicht wurde beispielsweise für Galizien gar nie auferlegt und anderswo nur theilweise und lückenhaft durchgeführt. Zwischen Stadt und Land zu unterscheiden fiel den Schulgewaltigen nicht ein, wohl aber gewährten sie einzelnen Provinzen eine Sonderstellung. Welche Inconsequenz!

Wie die materiellen Verhältnisse der Gemeinden zu Verordnungen zwangen, mittelst welcher der Luxus bei Schulbauten wesentlich beschränkt wurde, so nöthigte die unerträgliche Lage der Landbevölkerung zu Erleichterungen rücksichtlich des Schulbesuches. Man beging aber bei diesem Zugeständniß den schweren Fehler, die Milderung der Härten des Gesetzes in die diskretionäre Gewalt der Schulvögte und ihrer Gehilfen, das heißt in die Hände von Männern zu legen, welche, an der strammen Aufrechthaltung des Gesetzes interessirt, von vorneherein jede Erleichterung perhorrescirten. Der Erfolg war den getroffenen Anstalten angemessen. Man fuhr mit der gleichen Willkür fort, Gesuche um zeitweilige Befreiung vom Schulbesuche oder Erlassung des Restes der Schulpflicht abzulehnen oder, wenn es Schutzbefohlene anging, zu gewähren. Die Schulbehörden bestanden in der Regel auf ihrem Schein. Vierzehn an der Vollendung der achtjährigen Schulfrohne fehlende Tage mußten nach Ablauf des Schuljahres und der darauffolgenden Ferien unweigerlich nachgetragen werden. Ob der Abiturient dadurch an seinem Broderwerb Schaden erlitt, die Gelegenheit in die Lehre zu treten versäumte oder nicht, was kümmerten solche Kleinigkeiten die eigenartige Humanität der Schul-Pfleger und Vögte.

Die Klage über die achtjährige Schulpflichtigkeit veranlaßte eine Enquête; das Resultat lautete zu Gunsten des achtjährigen Schulbesuches. Wie man die Untersuchung schlau und sachgemäß anstellte, konnte kein anderes Resultat erwartet werden. Der Bauer, der nicht so dumm ist, als er aussieht, wußte recht wohl, daß eine Erklärung gegen die achtjährige Schulpflicht einer Kriegserklärung an den Bezirkshauptmann, Bezirksrichter, Bezirksschulrath und die Lehrerschaft ziemlich nahe käme. Er scheute sich die Finger zu verbrennen und sagte, was die Behörden wünschten, daß gesagt werde. An eine gewisse Tragikomik streifte im Gegensatz zu jener famosen Enquête die Thatsache, daß selbst Stimmführer der Neuschule und der achtjährigen Schulpflicht ihre eigenen Kinder insgemein vom achten Schuljahr dispensiren ließen.

Die liberale Regierung hatte das Suffrage universel für ihre Schule angerufen und Recht behalten. Die achtjährige Schulpflicht mit Erleichterungen stand fester als je zuvor. Da trat der bekannte Systemwechsel ein. Die Gegner der Neuschule faßten frischen Muth, sie wußten um die wahre Stimmung und Gesinnung der großen Mehrheit und daß die achtjährige Schulzeit auf dem Lande geradezu als Unheil betrachtet wurde; sie mußten aber die Erfahrung machen, daß man sich leichter Uebel zuzieht als sie los wird. Zwar gelang es, die Partisane des modernen Schulsystems im Abgeordnetenhause niederzustimmen, im Herrenhause dagegen stieß der Angriff auf unüberwindliche Hindernisse.

Wir sind weder mit der achtjährigen Schulpflicht noch mit den andern Schulgesetzen der liberalen Aera einverstanden, dennoch hätte eine kluge und milde Handhabung des Gesetzes selbst die Gegner versöhnen oder doch entwaffnen können. Aber es war kein Geist der Milde und Versöhnlichkeit, der in die fertig gestellten Räume der Neuschule einzog. Die liberale Absicht, welche weit über den Buchstaben des Gesetzes hinausging, war von den Schulorganen höherer und niedriger Ordnung nur zu gut verstanden und

begriffen worden. Man wußte den dekorativen Theil mit seiner Betonung religiöser Interessen recht wohl von dem eigentlichen Bau zu unterscheiden. Daß aber, was im Gesetze von Religiosität gesagt wird, in der That nur Arabeske ist, läßt sich mit Leichtigkeit nachweisen. Das Gesetz spricht von sittlich-religiöser Grundlage. Was soll aber die interconfessionelle Schule aus jener Grundlage machen? Nach Abzug aller confessionellen Elemente bleibt, wenn es gut geht, nur der Bodensatz des Abstraktums von allen Sonder-Bekenntnissen als vage monotheistische Anschauung zurück, so daß der Begriff der interconfessionellen Schule praktisch in denjenigen der confessionslosen fällt. In der That forschen wir vergeblich in den Lehr- und Lesebüchern an österreichischen Volksschulen nach bestimmten und deutlichen Spuren der geoffenbarten Religion. Die Volksschule erkennt das Daseyn eines höchsten Wesens an: sufficit! Daß die bloße Anerkennung des Daseyns eines höchsten Wesens keine Moral, am wenigsten christliche Moral erzeugen könne, werden wohl auch unsere Gegner, insofern sie sich dem Denkgesetz unterwerfen, zugeben. Was soll also aus der sittlichen Grundlage werden? Sittlichkeit ohne Religion ist, was das Blut ohne Blutkügelchen: eine wässerige Substanz, die das Leben nicht zu unterhalten vermag.

Die moderne Schule hängt übrigens mit dem modernen Staat, die interconfessionelle Schule — „interconfessionell“ euphemistisch für „confessionslos“ — mit dem confessionslosen Staate innig zusammen. Die liberale Staatsweisheit hielt die Neutralität in religiösen Dingen für die würdigste Stellung, welche die Res publica gegenüber dem christlichen Glauben annehmen konnte. Der Staat muß aber seine Bürger zu Dem erzogen wünschen, was er selbst ist. Daher das Hervorheben der Erziehung der Schulkinder zu tüchtigen Staatsbürgern und das geflissentliche Ignoriren jedes höheren Zweckes des menschlichen Daseyns, daher das beredte Schweigen über Christenthum und jede religiöse Be-

stimmung. Der liberale Staat drückt aber der Staatsschule sein Siegel in unzweideutiger Weise auf.

Ist denn aber Oesterreich, seit der jüngsten Wendung, aus einem liberalen wieder ein christlicher Staat geworden? Hat die dermalige Regierung den Standpunkt der Confessionslosigkeit aufgegeben? Hat die ehrwürdige traditionelle Hauspolitik der Habsburgischen Dynastie über die revolutionären Principien, die man in Land und Staat einzuschmuggeln wußte, den Sieg davon getragen? Haben die Fürbitten der frommen Fürsten dieses Hauses bei Gott Erhörung gefunden? Noch spricht kein Anzeichen dafür, noch bestehen die liberalen kirchenpolitischen Gesetze zu Recht, vermöge deren es dem katholischen Priester untersagt bleibt, das neugeborene Kind einer akatholischen Mutter trotz ihres ausdrücklichen Verlangens katholisch zu taufen, das heißt eine Handlung zu vollziehen, die dem Laien im Nothfalle gar nicht verboten werden kann, ja zu der selbst der Nichtchrist, wenn er nur den Sinn der Kirche mit den Worten, die er spricht, verbindet, befugt ist. Noch hat die Regierung auch nicht den geringsten Beweis ihres guten Willens gegeben, die Schule auf christliche Grundlage zurückzustellen. Die Schule ist, wie sie ist, der Tummelplatz liberaler Experimente und Bestrebungen. Auf diesem Gebiete ist dem Liberalismus die Majorität noch immer gesichert. Landes- und Bezirksschulrath werden von der liberalen Intelligenz, die anderswo kläglich abgewirthschaftet hat, beherrscht, während sich diese Intelligenz im Ortsschulrathe mit der Einschüchterung und dem Todschlage der bäuerlichen oder bürgerlichen Mehrheit zu beschäftigen hat, eine Beschäftigung, der sie im Vereine mit dem Repräsentanten des Lehrkörpers mit erstaunenswerthem Erfolge obliegt.

Die liberale Regierung wußte, daß diejenigen, welchen sie die praktische Durchführung des Reformwerkes der Schule anvertraute, über das scheinbar Gewollte hinausgehen und dem todten Buchstaben des Gesetzes erst Leben einhauchen

würden. Man hatte dafür durch die Zusammensetzung der maßgebenden Körperschaften des Landes- und Bezirksschulrathes und hauptsächlich durch die Lehrercollegien gesorgt. Die liberale Bureaukratie, welche das Obercommando führte und in stiller Abneigung gegen die Kirche erzogen und herangebildet war, also die geheimen Intentionen der Obergötter zweifellos am besten kannte, entwickelte die ganze abschreckende Härte einer wohl construirten Maschine, die einmal in Bewegung gesetzt, nach der vorgezeichneten Richtung fortwirkt. Maschinen haben bekanntlich kein Herz und sägen, bohren und splittern, so lange es nicht an Stoff zur Verarbeitung fehlt. Selbst das Versöhnungsministerium brachte in der Schulfrage keine Aussöhnung. Neue Impulse in anderer Richtung wurden nicht gegeben, so arbeitete also die Maschine rastlos weiter. Sie verlangte förmlich, wo die Arbeit auszugehen drohte, nach Stoff. Ein in der nächsten Nähe Wiens fungirender Bezirkshauptmann herrschte den Ortsschulräthen eines friedlichen Ortes, da es an Geschäftsstücken mangelte, das geflügelte Wort zu: „Es müsse Geschäftsstücke geben". Wenn sich die liberale Bureaukratie in andern Verwaltungszweigen mit dem Grafen Taaffe in Widerspruch setzte und furchtlos das gerade Gegentheil dessen bewirkte, was der Chef-Minister anzustreben schien, wie konnte man Aenderung der Taktik auf einem Felde erwarten, für welches noch keine Parole ausgegeben war?

Im Landesschulrath herrscht erfahrungsmäßig die liberale „Intelligenz" vor, der Heerbann der Bezirksschulräthe steht aber unter rein bureaukratischer Leitung, in welche sich Bezirkshauptmannschaft und Schulinspektorat theilen. Erübrigt noch der Hauptfaktor: die Lehrerschaft. Es ist ein alter Fluch der Halbbildung, daß sie Zweifel anregt, Hochmuth erzeugt und allmählich zur Glaubenslosigkeit führt. Diesen Fluch sollten die modernen Schulmeister an sich erfahren. Die Schale mit dem Weisheitstrank, der ihnen von Staatswegen gereicht wird, ist nur zur Hälfte gefüllt und gerade

das Ungenügende übt vergiftende Wirkung. Das Gift wirkt aber epidemisch fort. Bei ruhigen Zeiten wird es auf einzelne Individuen übertragen, in außerordentlichen Zeitläuften entstehen sociale Epidemien, Massenvergiftungen. Die Gesellschaft wird inficirt und rast im Fieber gegen Thron und Altar, gegen Wahrheit und Treue, gegen sich und Andere, die Welt wird zum Tollhaus und der Sterbende empfindet es als eine Wohlthat, wenn ihn der Tod von dem Wahnsinn, der sich an seine Füße klammert, mitleidig erlöst.

Der Mittheilungstrieb ist einer der stärksten menschlichen Impulse. Wer wird es dem Schulmeister verübeln, der, jenem Ansporn gehorchend, sein höheres Wissen auf die ihm anvertrauten Schüler überträgt? Der Unglücksmann glaubt damit seine Schuldigkeit vollauf zu thun und, wenn sein Wissen gar umfangreich ist, falls er Gymnasium oder Oberrealschule absolvirt hat, seine Aufgabe selbst glänzend zu lösen. Er füllt also das Gefäß, welches nur zur Aufnahme eines geringsten Maßes von Kenntnissen bestimmt ist, bis zum Rande und Ueberlaufen und preßt, drückt und stampft in seinem Uebereifer, auf die Gefahr hin das Behältniß zu sprengen, hinein, was er vermag.

Man sieht in den Lehrerseminarien und Präparandien sorgfältig auf die Verstandesbildung, das heißt auf den geistigen Nährungsproceß des Candidaten; wir wissen aber nur wenig von Anstrengungen, die zur Bildung des Herzens gemacht würden. Der Vielwisser schlüpft als vollkommen entwickelter flügelloser Käfer aus der Verpuppung, kriecht an der fahlen Erde hin und vermag sich nicht darüber zu erheben. Das kommt von der Hypertrophie des Gehirnes, über welcher das Herz verödet. Diese einseitige Förderung des Erkenntnißvermögens und Gedächtnisses auf Kosten der übrigen psychischen Anlagen nimmt dem Pädagogen die Grundbedingungen gedeihlichen Wirkens auf die Kinderwelt vorweg. Er ist um Jugend, Phantasie und Glauben betrogen worden, so daß seine ganze Himmelshoffnung sich nur

mehr um Aufbesserung, Gehaltszulagen und Remunerationen dreht. Zweiflern empfehlen wir die Lektüre der am Reichenberger allgemeinen Lehrertag gepflogenen Verhandlungen. Die natürlichen Wirkungen der Handhabung des Schulapparates nach liberaler Vorschrift ließen nicht auf sich warten. Die Jugendbildner weigerten sich, auf das Gesetz, daß Niemand zu religiösen Handlungen gezwungen werden könne, gestützt, ihrer Pflicht der Beaufsichtigung der Schulkinder bei theophorischen Processionen nachzukommen, und lustwandelten in demonstrativer Weise, während die Evangelien an den verschiedenen Altären anläßlich des Frohnleichnamsumzuges gelesen wurden, in der Nähe dieser Altäre, zum Aergerniß aller Gläubigen. Nicht selten mußte der Ortsbüttel die dem Schulmeister zukommende Aufgabe der Ueberwachung der Schuljugend übernehmen und die Kinderschaar von Altar zu Altar geleiten. Da fühlte die Regierung keinen Beruf regelnd und ordnend einzugreifen; wenn der Seelsorger dagegen einen Tag für die Kinderbeichte bestimmen wollte, sollten förmliche Eingaben gemacht und gleichsam die höhere Erlaubniß eingeholt werden. Ehemals hielten es Fürstensöhne nicht unter ihrer Würde, dem Priester beim heiligen Meßopfer dienend zur Seite zu stehen, heute muß er sich um die Gunst des Lehrers bewerben, daß er ihm irgend einen Schuljungen zum Dienst des Altars überläßt.

Wenn auch eine mildere Praxis von Seite der Lehrer befolgt werden könnte, so trifft doch der Hauptvorwurf den Staat, der sich um die Kirche nur kümmert, wo es die Beschränkung ihrer Freiheit gilt, und von ihr nichts wissen will, wo es sich um Aufrechthaltung ihres Ansehens, ja der Ehrwürdigkeit der Religion selbst handelt.

Allerdings hätte der Episcopat das Tafeltuch zwischen Kirche und Staat zerschneiden können. An Vorstellungen voll beredter Wahrheit, voll Eifer und Ueberzeugungstreue hat er es zu keiner Zeit fehlen lassen; das Aeußerste wagte er nicht, zum Theile weil er den Frieden erhalten wissen

wollte, weil er glaubte durch kluge Nachgiebigkeit mehr retten zu können als durch den Kampf. War das ein Irrthum, so war es gewiß ein ehrwürdiger Irrthum, für dessen Folgen der Episcopat nicht verantwortlich gemacht werden kann. Außerdem waren die Bischöfe Oesterreichs noch von der Rücksicht auf den Monarchen geleitet, der fromm und überzeugungstreu, wie die Besten seiner Vorfahren, es nicht um die Kirche verdiente von ihren Würdeträgern in eine schiefe Stellung versetzt zu werden. So schleppt sich denn das neue Schulwesen schon ein halbes Menschenalter in Oesterreich fort. Viel zu lange, um nicht traurige Spuren zu hinterlassen.

Die Früchte weisen auf einen schlechten Stamm. Gerade die Kenntniß der Rudimente alles Volksunterrichtes ist eine mangelhafte. Aus der Neuschule, nach erreichtem Lehrziele, entlassene Knaben haben in kurzer Frist die Resultate achtjährigen Unterrichtes vergessen. Andere, in deren Gedächtniß das Erlernte fester haftete, lesen, schreiben und rechnen fehlerhaft; wieder Andere, welche die Allotria des modernen Unterrichtes zu ernst nahmen, wandten sich, mit ihrem Loose unzufrieden, von ihrer täglichen Beschäftigung ab und tauschten bittere Armuth für ihr vernachlässigtes Besitzthum ein. Ueberall Schutt und Ruinen.

Sonderbar sticht von diesem Gräuel der Wust von Beschwichtigungen und Lobpreisungen ab, welche alljährlich in den Schulnachrichten und Amtsblättern, pädagogischen Zeitschriften und anderweitigen Kundgebungen niedergelegt werden. Jahr für Jahr kehrt dieselbe Redensart, daß sich die Neuschule eingelebt habe, daß sich der Schulbesuch gehoben, daß sich auch die ländliche Bevölkerung von der Nützlichkeit, ja Nothwendigkeit der achtjährigen Schulpflicht überzeugt habe, wieder. Jahr für Jahr werden einzelne Anhänger dieses Institutes im Klerus mit einem Wohlverhaltungszeugniß beehrt; Jahr für Jahr wird der freigebige Spender eines ausgestopften Vogels oder einer stark beschädigten Eidechse als Wohlthäter der Menschheit öffentlich gerühmt

und der Schuljugend, mag sein Privatleben noch so unerbaulich seyn, als nachahmungswürdiges Muster aufgestellt.

Wollten wir in das Detail der Schulgesetzgebung eingehen und zeigen, wie viel Blendwerk selbst mit dem anscheinend Volksthümlichen verknüpft ist, wollten wir unsere Sätze mit Beispielen belegen und aus unsern Beweisen eine Kette schmieden — wir müßten statt einer losen Skizze ein bändereiches Werk schreiben. Deßungeachtet geben wir uns der Hoffnung hin, daß auch obige Zeilen zum Nachdenken anregen, und hie und da den Wahn zerstören dürften, daß Alles gut sei, was der Liberalismus geschaffen.

XXXI.

Am Vorabend der italienischen Parlamentswahlen.

Die sechszehnte Legislaturperiode seit dem Bestehen des im Jahre 1860 gegründeten Königreiches Italien ist in diesem Sommer zu ihrem Abschluß gelangt; bald werden die Einladungen zur Vornahme neuer Wahlen ausgeschrieben werden. Bereits jetzt beschäftigt sich die hesperische Presse lebhaft mit dem Gedanken, welche Physiognomie die neue Kammer annehmen werde. Sollen die nämlichen Onorevoli wieder in den Palazzo von Montecitorio ihren Einzug halten, oder wird das republikanische Element in der neuen gesetzgebenden Körperschaft vorwiegen, oder soll gar eine Schwenkung nach Rechts stattfinden, so daß die seit dem

Jahre 1876 gestürzte Rechte das Uebergewicht erlangen und demzufolge ein aus ihrem Schooße zu bildendes Ministerium die Zügel der Regierung in die Hand nehmen würde? Vielfach begegnet man in der Presse der Meinung, die neue Kammer werde auch ganz neue Elemente aufweisen; und je nach der Verschiedenheit des Standpunktes, welchen die betreffenden Organe der öffentlichen Meinung dabei einnehmen, ergeht man sich in den ausschweifendsten Hoffnungen bezüglich einer zu erwartenden Erstarkung der radikalen, oder aber — wenn dieser Ausdruck Anwendung finden darf — der conservativen Elemente. Auch der Witz hat sich der sonst mit Ernst behandelten Frage bemächtigt. Ein Bild, welches den großen Berathungssaal in Montecitorio darstellt, zeigt uns die mit Sack und Pack hinausstürmenden Deputirten. Ueber dem Ganzen prangen in dicken Lettern die bedeutungsvollen Worte: Lasciate ogni speranza, voi che — aber nun nicht, wie Dante singt „entrate", sondern „uscite".

Dem aufmerksamen Beobachter der Stimmung der Geister kommen die genannten Hoffnungen als reine Luftschlösser vor, welche die Ergebnisse der Neuwahlen in den ersten Stunden ganz unfehlbar umstoßen werden. Es soll nicht in Abrede gezogen werden, daß das neue Wahlgesetz den Urnen bedeutend mehr Wähler zuführen wird, als zuvor an den politischen Wahlen sich betheiligten. Der Zuwachs, welchen die Zahl der Wahlberechtigten gewonnen, wird sogar auf etwa zwei Millionen geschätzt; aber diese Thatsache vermag jenen Hoffnungen eine sichere Stütze keineswegs darzubieten. Viele Wahlberechtigte haben es unterlassen, sich in die Listen eintragen zu lassen, insbesondere gilt das vom Süden, dessen Bewohner den politischen Institutionen des neuen Reiches mit fast eisiger Kälte gegenüberstehen. Manche von den berechtigten Wählern werden ohne Zweifel von ihrer Befugniß keinen Gebrauch machen. Zu ihnen gehören die katholischen Wähler, welche, den Warnungen und Befehlen des heiligen Stuhles getreu, vorderhand bei municipalen,

nicht aber bei politischen Wahlen auftreten. Nach den Berichten der öffentlichen Blätter waren es gerade die norditalienischen Distrikte, jene Landschaften, von welchen der Umschwung der Dinge seit 1859 seinen Ausgang nahm, in welchen die Betheiligung an der Eintragung in die Wahllisten am stärksten hervortrat. Auch dieser Umstand spricht ganz entschieden dagegen, daß die neue Kammer aus wesentlich anderen Elementen als ihre unmittelbare Vorgängerin bestehen wird.

Im Auslande hat die mit der italienischen Linken im Bunde stehende Presse das neue Wahlgesetz als einen Akt der Gerechtigkeit ausposaunt. Wer dasselbe aber näher prüft, erkennt darin nur eine künstlich angefertigte Maschine, welche dazu bestimmt ist, die seit 1876 herrschende Partei auch ferner am Ruder zu erhalten. Die Linke hat allerdings den Schein erzeugt, als ob die italienische Nation nunmehr eine adäquate Vertretung im Parlament fände, sie kann darauf pochen, ihre Verpflichtungen und Versprechen in gewissem Sinne erfüllt zu haben: aber was mit der einen Hand gegeben wurde, hat man mit der andern genommen. Durch Bewilligung des Listenskrutiniums und Abschwächung der Vertretung der Minoritäten ist das neue Wahlgesetz fast vernichtet worden. Jahre lang wurde die Angelegenheit in und außerhalb der Kammer besprochen; aber nach all den langen und langweiligen Diskussionen bewegt man sich thatsächlich noch immer auf dem alten Fleck. Wer behauptet, das neue Wahlgesetz ermögliche eine allseitige Vertretung der Nation in der Kammer, der täuscht sich und Andere. Was dem Ministerpräsidenten Depretis bisher gelungen, wird er unter der Herrschaft des neuen Wahlgesetzes darum nicht weniger erreichen: eine seinen Wünschen durchaus ergebene Volksvertretung wird aus den Urnen hervorgehen.

Keineswegs soll damit behauptet werden, als ob alle und jede einzelnen Deputirte wieder in Montecitorio erscheinen werden. Möglicherweise wird die Linke einige Verluste zu

verzeichnen haben, welche auf das Haben der Rechten einzutragen sind. Solche Differenzen sind indeß von keiner irgendwie wesentlichen Bedeutung und vermögen der Kammer eine andere Richtung nicht zu verleihen. Ueberhaupt muß man sich hüten, jene Unterschiede bezüglich der politischen Grundsätze, wie sie in den gesetzgebenden Körperschaften des deutschen Reiches, Oesterreichs oder Englands gang und gäbe sind, auf die italienische Kammer zu übertragen. Die italienischen Deputirten gleichen sich in ihren Principien wie ein Ei dem andern, mögen sie rechts oder links oder im Centrum ihren Sitz aufschlagen. Zum Beweis der Wahrheit dieser Behauptung genügt ein Blick auf die eben abgelaufene Legislaturperiode. Sie währte vom 26. Mai 1880 bis zum 28. Juni 1882. In diesem kurzen Zeitraum von nur fünfundzwanzig Monaten gelangten mehr als zweihundert Gesetzentwürfe zur Annahme seitens der Kammer. Alle, ohne Ausnahme, verdankten ihren Ursprung der Initiative der Regierung; aber alle erlangten die Genehmigung der Deputirten. Linke, Rechte und Centrum haben sich vielfach heftig gestritten, aber immer noch war das Ende vom Lied: Sieg des Ministerpräsidenten Depretis, der es verstand, sämmtliche Gruppen der Deputirten gegen einander zu brauchen, aber zugleich für seine Zwecke auszubeuten. Der tiefste Grund dieser auffallenden Erscheinung liegt in der Uebereinstimmung der politischen Principien aller italienischen Deputirten. In dem berühmten Wort, welches die Kammer vor Jahren vernahm: Siamo tutti rivoluzionari finden diese Grundsätze ihren entsprechenden Ausdruck. Wenn daher ein römisches Blatt den Ministerpräsidenten als den „Spiegel der Ungewißheit und Verwirrung der nationalen Vertretung" jüngst bezeichnete, so ist damit die Lage der Sache ebenso kurz wie treffend geschildert.

Aehnliche Hoffnungen, wie sie heute bezüglich der neuen Kammer durch die Lüfte schwirren, tauchten ebenso allgemein und ebenso stark im Jahre 1880 in Bezug auf die verflossene

Kammer auf. In ihrem Artikel vom 9. Juli d. J. erinnert die „Perseveranza" an die damalige Stimmung der Geister in recht bezeichnender, aber für das moderne Italien ebenso beschämender Weise. „Man hätte sich damals dem Glauben hingeben dürfen, daß die neuen Deputirten (von 1880) die abgetretenen weit übertreffen würden. Viele jüngere Männer von Geist und gesellschaftlicher Unabhängigkeit befanden sich unter ihnen, sie berechtigten zu schönen Hoffnungen. Aber gerade von diesen Leuten mußte man nachher sehen, daß sie gar keine politische Unterscheidungsgabe und ebenso wenig parlamentarisches Verständniß besaßen. Im Gegentheil haben die neuen Deputirten sich als weit verwegenere und unvorsichtigere Männer erwiesen. Und was die Oppositionen betrifft, so muß constatirt werden, daß sie an Zahl gewachsen, aber wegen der Unfähigkeit der mit ihrer Leitung betrauten Führer dennoch gänzlich machtlos geblieben sind." Diesen treffenden Worten darf man zugleich einen prophetischen Sinn unterlegen; sie enthüllen uns ein kleines Stück Zukunft. Die von der „Perseveranza" geschilderte Situation wird in den nächsten Jahren, wenn nicht alle Kriterien trügen, sich immer tiefer befestigen. Es wird schlimmer werden. Ein so scharf blickender Politiker wie der Reichskanzler Fürst Bismarck konnte bereits vor Jahresfrist im deutschen Reichstag die Bemerkung machen, der Schwerpunkt der italienischen Politik im Innern neige zusehends nach links. Bis zur Stunde hat sich dieser Spruch bewahrheitet; daß ihm noch eine Zukunft bevorsteht, ist ziemlich gewiß, wenngleich die leitenden Staatsmänner absichtlich ihre Augen davor verschließen.

Der Leser wird fragen: Wie so? Ein Blick auf die Art und Weise, wie Neuitalien in das Daseyn trat, bietet ausreichende Antwort. Professor von Döllinger hat vor 20 Jahren in „Kirche und Kirchen" bemerkt, der Protestantismus sei „aus dem Connubium zwischen Fürsten und Professoren" geboren worden. Vom Staate Italien steht fest, daß er dem

Connubium zwischen Revolution und Monarchie seinen Ursprung verdankt. Der italienische Liberalismus war es, welcher Viktor Emmanuel das Diadem des neuen Staatswesens um das Haupt wand. Man nannte ihn den „großen König“, den „Vater des Vaterlandes“ und, um über die Natur der von ihm bei Ausführung des großen Werkes zur Anwendung gebrachten Mittel keinen Zweifel zu lassen, den „ehrlichen König“ (Rè Galantuomo). Der Monarch opferte, indem er sich an die Spitze der Bewegung stellte, nicht weniger als Alles: Ruhe des Gewissens, Frieden mit der Kirche, Ehre und Ansehen der Krone. Von der jahrelang über die persönliche Stellung des Königs zur Revolutions-Bewegung ehemals im Umlauf gewesenen Meinung sind vernünftige Menschen längst geheilt. Die in Turin unter dem Titel: „Politica segreta italiana“ vor zwei Jahren erschienenen Enthüllungen, über welche seiner Zeit in diesen Blättern[1]) berichtet wurde, haben etwaige Illusionen, wo solche noch bestehen konnten, gründlich vertrieben. Dem König wird die unverfälschte Geschichtschreibung einen hervorragenden Antheil am Sturz der alten Dynastien und namentlich an den gegen Pius IX. begangenen Verräthereien zuschreiben. Mit Mazzini, Garibaldi und der italienischen Maurerei im engsten Bündniß stehend, ging Viktor Emmanuel auf jene Anerbietung, mit welcher die Revolutionspartei Herzog Franz IV. von Modena und Pius IX. belästigt hatte, keck ein. Der Letztere hatte bereits am 13. Juni 1848 Karl Albert von Sardinien vor der Annahme der Krone eines „geeinigten Italiens“ mit dem Bemerken gewarnt, er werde der Revolution die Wege bahnen. Viktor Emmanuel, der sardinische Thronfolger, griff zu und setzte sich diese Krone aufs Haupt.

In seinen Erwartungen aber sahen der König und seine Räthe sich bitter getäuscht. Heraufbeschworen hatten sie die wilden Geister, aber sie zu verbannen war ihnen nicht gegeben

1) Band 87. S. 289—298.

ben. Das neue Staatsgebilde stand und steht mit der ganzen geschichtlichen Vergangenheit des Volkes in Widerspruch, war und ist vielmehr das Ergebniß der grundstürzenden und nivellirenden Thätigkeit einer mit Gott und ihrem Gewissen zerfallenen Aktionspartei. Hätte man es doch wenigstens nachträglich verstanden, die Schäden unter der neuen Ordnung der Dinge zu heilen! Das italienische Volk stand seiner ungeheuern Mehrheit nach außerhalb der Kreise der revolutionären Bewegung; man mußte, um es mit dem neuen Staatswesen zu versöhnen, seine Sympathien zu gewinnen suchen. Pflege der Religion, der Sittlichkeit und Gerechtigkeit, strenge Ordnung im Staatshaushalt, Hebung des Handels und Wahrung des Ansehens in der auswärtigen Politik: das waren würdige, aber ebenso unerläßlich nothwendige Ziele, welche den Leitern des jungen Staates vorschweben mußten. Leider waren die Männer, welche am Ruder standen, in dieser Beziehung mit Blindheit geschlagen. Alles, was das Volk zu erbittern und zur Unzufriedenheit aufzustacheln vermochte, wurde gefördert. Anordnungen von ausgleichendem und versöhnendem Charakter ließen vergebens auf sich warten. Dazu kam dann am 12./13. Juli 1881 der unerhörte Frevel an der Leiche Pius IX., welcher in der ganzen gebildeten Welt Eindrücke hervorrief, die auch heute noch, trotz des von Sophistereien strotzenden Circulars des Ministers Mancini, tief in den Gemüthern haften. Das einige Königreich ist das Werk der geheimen Gesellschaften, aber nicht das Werk des italienischen Volkes, welches in seinen besseren Vertretern das Föderativsystem, aber nicht den Einheitsstaat, als die den Interessen des Landes am meisten dienende Form seines öffentlichen Lebens erachtete.

Angesichts dieser Lage der Dinge ist die Theilnahmslosigkeit der Bevölkerung gegenüber den parlamentarischen Institutionen des Landes nur allzu begreiflich. Die gesammte italienische Presse sieht sich gegenwärtig in die Nothwendigkeit versetzt, für diese Thatsache Zeugniß ab-

zulegen. Nicht allein die Organe Seiner Majestät allergetreuester Opposition, sondern auch die Presse der herrschenden Partei nehmen davon in einem Tone Notiz, der Mitleid erwecken könnte, wenn die Herren nicht ihres eigenen Glückes Schmied wären. Zu ihrer eigenen Schmach muß diese Presse nunmehr gegen Sekten, geheime Gesellschaften, Revolutionsmänner sich wenden und diese Elemente als Feinde der Institutionen des Reiches brandmarken. Viele Ausführungen liberaler Zeitungen, in welchen das Sinken der Monarchie beklagt wird, könnten ebenso gut in den Spalten der „Civiltà Cattolica“ oder des „Osservatore Romano“ stehen. „Was wollen doch“, schrieb die judenfreundliche „Opinione“ am 8. Juli d. J., „die Männer der Revolution und Zerklüftung (convulsionarii)?“ Und doch sollte solchen Blättern das Programm der Giovine Italia bekannt seyn. Von zwiefacher Seite ist jene Frage schon vorher offen erledigt worden. Am 23. Juni d. Js. brachte die „Epoca“ ihren Bericht über die Tags zuvor beim Grabmal Mazzini's in Genua von Aurelio Saffi gehaltene Rede. In der Entfaltung des Programms des jungen Italiens unterscheidet Saffi zwei Epochen. Die erste ist mit dem Tode Mazzini's zum Abschluß gebracht worden, in ihr wurde die politische Einheit des Landes verwirklicht. „Das zweite Kapitel dieser Geschichte“, fuhr Saffi fort, „besitzt aber eine ganz andere Bedeutung. Erobert haben wir das Instrument, jetzt müssen wir die Kunst erlernen, es nach innen und außen zu gebrauchen. Ein Ziel bleibt noch zu erreichen. Die wahre und ganze Freiheit und als ihr Fundament die Souveränität der Nation.“ Die monarchisch gesinnte „Libertà“ bemerkte ebenso treffend bereits am 23. Juni: „Unter dem Vorwande, Mazzini zu ehren, will man die Errungenschaften der Vergangenheit vernichten. Einer Umwälzung möchte man den Boden bereiten, welche mit der Einheit zugleich die Unabhängigkeit Italiens preisgeben wird.“

Diese und ähnliche Bekenntnisse der Presse bekunden

deutlich die heillose Angst, mit welcher die dem Namen nach conservativen Elemente der Zukunft entgegenblicken. „Was wollen die Männer der Revolution?" Die gegenwärtigen Träger der Bewegung wollen die Grundsätze ihrer Väter bis zu den letzten Folgerungen entwickeln. Wenn die gemäßigte Revolution das Princip von der Souveränität des Volkes und Loslösung desselben von jedweder Auktorität, Gott, Kirche, Regent auf ihr Panier schrieb, dann ist man heute in Italien der Verwirklichung des Programms näher denn je.

Als vor einigen Monaten in Mantua Aufstände erfolgten und Militär einschritt, ergriff die fortgeschrittene Presse, welche die Zukunft für sich in Anspruch nimmt, Partei für die Insurgenten. Die Altliberalen sprachen von Widersetzlichkeit gegen die Autorität und der Ministerpräsident Depretis durfte in der Sitzung der Deputirtenkammer vom 15. Juni sogar von „socialer Hefe" reden. Nur für ehrliche Liberale, „welche ihre Ideale verfolgen", kannte er eine Ausnahme. Denn „ich begreife den Aufstand ehrlicher Männer, welche ihre Ideen, ihre Theorien vertheidigen, aber nicht jene Erhebung, welche von socialer Hefe begleitet ist und durch Verbrechen beschmutzt wird." Hat Depretis nicht zu jenen Männern gehört, welche unter Anwendung der schamlosesten Mittel die italienische Einheit zu Wege brachten, und wie kann er den italienischen Katholiken einen Vorwurf daraus machen, wenn sie ihr Ideal nicht in dem von ihm geleiteten Einheitsstaat verwirklicht finden?

Die „nationale Souveränität" bildet augenscheinlich das Programm der heranwachsenden Generation Italiens. In ihr erblicken die Führer der letzteren aber durchaus keine Revolution; nach ihrer Auffassung ist die Verwirklichung ihres Programms, auch dann wenn es die Monarchie verschlingt, nur eine Evolution, oder Entfaltung und Anwendung der ursprünglichen Ideen vom Jahre 1860. Von diesem Standpunkt aus begreift man auch die im ersten Augenblick auffallende Thatsache, daß jene Männer, welche vor 22 Jahren

als Repräsentanten des Radikalismus galten, heute, quasi re bene gesta, am Ruder des Staatsschiffes sitzen. „Die monarchischen Stämme", schrieb die „Gazzetta d'Italia" am 11. Juli d. Js., „sind noch nicht niedergeworfen, wohl aber ist der Fall der Monarchie proklamirt und zwar unter Zustimmung und Duldung der Regierung, welche sie pflichtmäßig vertheidigen müßte. . . . Die gegenwärtige Lage im Innern läßt sich in Einem Satz zusammenfassen. Wenn bei einer jener vielen Feierlichkeiten die Fahnen der alten Regierungen, angefangen von jener des Papst-Königs bis zu der Standarte mit dem Doppeladler, und hinter den Fahnen die Vertreter jener Mächte in Uniform einherzögen, sie würden keine größere Verachtung hervorrufen, als die Standarte und die Beamten der constitutionellen Monarchie in Italien." Ist doch in der That constatirt worden, daß beim Erscheinen einer schwarz-gelben Fahne in Mantua ein Hoch auf Oesterreich ertönte. „Bis dahin," bemerkt dazu die „Gazzetta d'Italia" in dem angeführten Artikel, „hat die regierende Linke Italien gebracht."

Wenn die Vertreter der Rechten über Zustände solcher Art jammern, wenn sie die Quelle des in die parlamentarischen Institutionen des Landes gesetzten Mißtrauens und die heillose Verwirrung im öffentlichen Leben in dem Liebäugeln der Minister mit den radikalen Elementen finden möchten, dann treiben sie doch nachgerade ein wenig politische Heuchelei. Denn was erlauben sich die Vertreter der Rechten, ein Minghetti und der Schriftsteller Bonghi, welcher Leo XIII. bewundert und preist, aber seinen Lehren kein Gehör schenkt? Sie fraternisiren mit Depretis und heben ihn als „Perikles" auf den Schild; ja die gesammte Rechte, die aber eben in ihren obersten Grundsätzen nach links sieht, unterwirft sich auch thatsächlich der Linken in jeder Beziehung. In der That: es waltet ein Fatum über dem neuen Italien, aber Gottes Hand waltet nicht darüber; und dieses böse Geschick, das eben aus der unnatürlichen Verbindung zwischen Revo-

lution und Monarchie emporsteigt, umschnürt die letztere nach Schlangenart immer enger und enger. „Die Burg“, rief neulich ein revolutionäres Blättchen, „wird von innen und außen angegriffen. Von außen sind wir es, von innen unsere Freunde. Allseitlich angegriffen, muß sie (die Monarchie) allseitig zusammenbrechen.“

Wie weit man auf dieser abschüssigen Bahn bereits herabgestiegen ist, bekunden die Feierlichkeiten, welche man jüngst den Heroen der Revolution bereitet hat. Jede politische Partei darf nach dem Charakter derjenigen Männer, denen sie Weihrauch darbringt, beurtheilt werden. Die Republikaner huldigen den Männern des Umsturzes. Von 1859 bis 1870 vom piemontesischen Königthum als Katapulte verwendet, um die italienischen Monarchien einzureißen, wendet sich diese Partei jetzt gegen die Träger des neuen italienischen Reiches. Oder heißt es der Monarchie nicht in das Gesicht schlagen, wenn Garibaldi vergöttert und dann noch dem gleichgesinnten Arnold von Brescia, einem ebenbürtigen Mordbrenner des 12. Jahrhunderts, in seiner Vaterstadt ein Denkmal errichtet wird, bei dessen Enthüllung königliche Staatsminister zugegen sind? Einem englischen Blatt zufolge („Tablet“ August 16.) soll der Papst die Ermuthigung der Monarchie zur Abhaltung der Feier in Brescia als Unklugheit bezeichnet haben, da die Demonstration nicht so sehr dem Manne an sich, als dem in ihm steckenden Rebellen gelte und Feste solcher Art geeignet seien, eher das staatliche Princip der Auktorität, als das Papstthum zu zerstören. Worte tiefer Weisheit, aber leider tauben Ohren gepredigt! Zwischen Arnold von Brescia und der verkehrten Philosophie seiner Zeit einerseits, und den italienischen Revolutionsmännern und der vom Christenthum abgefallenen Denkrichtung unserer Tage besteht übrigens eine ganz unverkennbare Aehnlichkeit. Arnold war der gelehrige Schüler jenes Abälard, welchen der große Kirchenlehrer Bernardus als „aufgeblasen von eigener Weisheit und Erfinder von Irrthümern“

bezeichnete; er übertrug die letzteren aus dem Schulraum in das praktische Leben. Loslösung des Volkes von der Autorität, Beraubung der Kirche, erzwungene Armuth des Klerus: waren die falschen Ideale, denen der stürmische Mann nachjagte. Seinen Antitypus besitzt er in unsern italienischen Liberalen.[1])

Diejenige Frage endlich, welche die neue italienische Kammer von ihrer Vorgängerin übernimmt, ungelöst und, darf man beifügen, unlösbar unter der gegenwärtigen Herrschaft — ist die Frage nach der Freiheit des heiligen Vaters. Wie wenig davon gegenwärtig die Rede seyn kann, das hat Leo XIII. wiederholt erklärt und ist durch die schrecklichen Ereignisse vom Monat Juli 1881 offen bekundet worden. Worauf wir hierorts noch hinweisen wollen, ist die Schrift eines ehemaligen französischen Staatsmannes, welcher die Ergebnisse seiner italienischen Beobachtungen über die gegenwärtige Lage des Papstes in geistvoller Darstellung

1) Bei der Feier der Enthüllung des Denkmals des Arnold von Brescia ist der Unterschied zwischen dem legalen oder künstlichen und dem wirklichen Italien wieder einmal scharf hervorgetreten. Die Worte, welche der hl. Bernhard an den päpstlichen Legaten Cardinal Guido vor siebenhundert Jahren über den Aufwiegler schrieb: „Brescia hat ihn ausgestoßen, Rom ihn verabscheut" (Brescia evomuit, Roma exhorruit), sind auch heute noch wahr. Nicht die Einwohner von Brescia, sondern die italienische Freimaurerei hat Arnaldo bei der Enthüllung des Denkmals gefeiert. Hundertvierzig demokratische Vereine, vierzig Logen mit ihren Bannern, worunter auch das Banner Satans, die Stadtbeamten und vier königliche Minister: das waren die Elemente, welche Arnaldo, dem „großen Blutzeugen der Freiheit", ihren Tribut darbrachten. Der Kern der Bürgerschaft dagegen ging in seiner Abstinenzpolitik so weit, daß die bessern Familien nicht einmal ihre Carossen leihen wollten und man sich daher genöthigt sah, bei der Omnibus-Compagnie von Mailand eine Anleihe zu machen. Der „Secolo" bekennt sogar, daß die Theatervorstellung ausfallen mußte, weil die Damen der Stadt Brescia sich an einer Apotheose zu Gunsten Arnaldo's nicht betheiligen wollten.

n Papier gebracht hat. Nach Emil Ollivier[1]), einem er letzten Minister Napoleons III., ist der Papst ein Gefangener im besten Sinne des Wortes. Ollivier bekennt sich als Bewunderer der Grundsätze von 1789; aber für die Thatsache, daß Leo XIII. der Freiheit beraubt ist, hat er sich einen offenen Sinn bewahrt. Er beruft sich auf den Gesichtsausdruck des hl. Vaters. „Die Geschichte meldet", bemerkt Ollivier, „St. Franziskus von Assisi habe die Wundmale des Herrn getragen. Die äußere Gestalt Leo's XIII. weist die Spuren der Leiden des Papstthums auf . . . . Daß er ein Gefangener ist, daß Insulte beständig in seinen Ohren gellen, daß er mitten in Gefahren steht: das Alles ist nicht die Quelle seiner Trauer . . Der Papst besitzt zwei große Eigenschaften, welche jene Naturen, die zum Handeln geboren sind, auszeichnen. Klarheit im Blick, Entschiedenheit des Charakters. Er sieht und will. Aber die ihm seit seiner Thronbesteigung bereitete Lage wirkt derart überwältigend auf ihn ein, jeder Schritt, den er thut, ist derart von Schwierigkeiten umlagert, daß er, wie kraftvoll sein Geist seyn mag, zur Unthätigkeit sich verurtheilt sieht." In wahrhaft klassischer Weise apostrophirt Ollivier die Träger des italienischen Liberalismus mit ihrem Garantiegesetz, „welches das Papier nicht werth ist, worauf es geschrieben wurde und das eine Bestätigung seitens der europäischen Mächte nie empfangen hat."

Auch die italienische Oligarchie kann sich dieser wichtigen Frage nicht verschließen. Jedenfalls aber kann ihr das Bewußtseyn nicht mangeln, daß *sie* nicht die Macht besitzt, die Freiheit des Papstes, an welcher alle Nationen ein hohes Interesse haben, in ausreichendem Maße zu gewährleisten. Beide Fragen hängen aber auf das innigste zusammen — Freiheit des Oberhauptes der Kirche und Größe des italienischen Volkes. So lange Italien nicht Frieden mit dem Papst macht, wird es selbst fried- und ruhelos bleiben.

1) Le Pape, est-il libre à Rome? Par Emile Ollivier de l'Académie Française. Paris, Garnier Frères 1882. pag. 72.

XXXII.

Zur Geschichte über den Ursprung des Kirchenstaates.

Die Legitimität des Kirchenstaates gründet sich bekanntlich auf die Schenkungen, welche Pipin und Karl der Große dem apostolischen Stuhle machten. Nachdem in neuester Zeit H. von Sybel „die Schenkungen der Karolinger an die Päpste" (Historische Zeitschrift 1880 Heft 4 S. 47 ff.) behandelt hatte und Niehues (Hist. Jahrbuch der Görresgesellschaft 1881, S. 76 ff. und 201 ff.) und Hüffer (daselbst 242 ff.) seinen Auffassungen theilweise entgegen getreten waren, hat uns der ehemalige Seminarregens zu Pelplin und gegenwärtig in Danzig weilende Dr. Wilhelm Martens mit einer größeren Arbeit über denselben Gegenstand beschenkt, welche unsere Aufmerksamkeit im vollsten Maße verdient [1]).

Martens beschränkt sich nicht auf eine einfache historische Darlegung der Entstehung des Kirchenstaates, sondern wendet vor allen Dingen seine Untersuchung den Quellen über jene Vorgänge zu, sucht das Wahre und Falsche derselben zu erforschen, wobei er stets Rücksicht auf die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der einschlägigen und umfangreichen Literatur nimmt. Daher hat er seinem Buche auch den Titel „die römische Frage unter Pipin und Karl dem Großen" gegeben, welcher nach seiner Erklärung „den Inbegriff der auf den Gegenstand bezüglichen Bestrebungen,

1) Die römische Frage unter Pipin und Karl dem Großen, eine geschichtliche Monographie von Wilhelm Martens, Dr. der Theologie und der Rechte, Regens a. D. Stuttgart bei Cotta 1881 (XII, 379 S.). — Als Vorstehendes bereits gesetzt war, erschienen von demselben Verfasser „Neue Erörterungen über die Römische Frage." (Stuttgart 1882. VII, 31.) Dieselben bringen nichts wesentlich Neues. Martens geht die Einwendungen seiner Recensenten durch, berichtigt danach manche untergeordnete Punkte seiner Schrift, während er andere vertheidigt. Die Hauptresultate hält er aufrecht.

Gegenbestrebungen, Hindernisse und Förderungsmomente" geben soll. Martens sucht ferner überall die leitenden Ideen heraus, von denen einerseits die Päpste bei der Gründung ihrer weltlichen Herrschaft, andererseits die Kaiser bei ihren Schenkungen getragen wurden. Er hat in dieser Beziehung viele neue Gesichtspunkte, welche indeß wohl nicht überall Anklang finden werden. Die Quellen versteht derselbe mit kritischem Scharfblick und großer Erudition zu behandeln, er scheint indeß weniger für eigentliche Historiker, als für das größere gebildete Publicum geschrieben zu haben, da er mehrmals Regeln für die Quellenkritik ausspricht, deren Angabe man sonst für überflüssig halten müßte. Auch will Martens durchweg objektiv verfahren und keineswegs durch die Pietät gegen das Oberhaupt der Kirche und ihre Organe sich verleiten lassen, ihre menschlichen Thaten anders zu beurtheilen, als dieß nach christlichem Maßstabe zu geschehen hat. Es kann nicht geläugnet werden, daß katholische Schriftsteller durch Pietät sich oft verleiten lassen, menschliche Gebrechen an kirchlichen Organen mehr als gut ist zu entschuldigen oder sogar zu bemänteln und „im Interesse der guten Sache" manches zu vertheidigen, was sich nicht vertheidigen läßt; allein man darf vor lauter Objektivität auch nicht in den entgegengesetzten Fehler verfallen und mehr schlecht finden als wirklich schlecht und tadelswerth ist. Bei allem Interesse, mit welchem ich Martens Buch gelesen habe, kann ich der Ansicht mich nicht entschlagen, daß derselbe diesen Fehler nicht überall vermieden habe und daher oft Ausdrücke gebraucht, welche doch gar zu leicht mißdeutet werden können. Der Historiker ist ferner auch kein Moralprediger; warum Martens daher mehrere Male Anlaß nimmt, katholischen Historikern den Text zu lesen, ist mir geradezu unverständlich. Der wirklich objektive Historiker begnügt sich mit der Feststellung der Thatsachen und sucht ohne Ansehen der Person etwaige Fehler anderer Forscher zu verbessern.

Es ist bekannt, daß Papst Stephan III. gegen Ende des Jahres 753 zum König Pipin floh, um Hülfe gegen seine Bedränger, die Longobarden, zu suchen. Der Papst traf mit dem Könige am 6. Jänner 754 in Ponthion ein, woselbst der letztere ihm die eidliche Zusage gab, die Rechte des Papstes in Italien zu schützen. Mit diesen Vorgängen hebt Martens' Untersuchung

an. Da der Lauf der Ereignisse bekannt seyn dürfte, so will ich nur kurz die Punkte hervorheben, in denen Martens von den bisherigen Auffassungen abweicht. Nach den Verhandlungen zu Ponthion begab sich Stephan nach dem Kloster des heil. Dionysius, woselbst er Pipin und seine Söhne am 19. oder 20. Februar salbte und abermals von jenem eidliche Versprechen empfing. Nach Martens ist zu St. Denys kein Schutz- und Trutzbündniß sondern bloß ein Liebesbund geschlossen worden. „Das eidlich bestärkte Versprechen von Ponthion hatte eine wesentlich politische Tendenz, indem durch die Erfüllung desselben die Vindikation des Exarchats von Ravenna erzielt werden sollte, die Promissio von St. Dionysius hingegen war ein kirchlicher Akt und erzeugte der Kirche gegenüber umfassende Verpflichtungen". (??) Die nachfolgende Reichsversammlung, auf welcher sich Pipin die Zustimmung der Großen zum Kriegszuge für den Papst geben ließ, verlegt Martens nicht der gewöhnlichen Annahme gemäß nach Kierzy sondern nach Brennacus, dem jetzigen Braisne. Als Pipin durch zweimaligen Kriegszug den Aistulf zur Herausgabe der widerrechtlich occupirten Länder gezwungen hatte, schenkte er dieselben dem Papste, nämlich Rom mit Umgebung und mehrere Städte des Exarchats von Ravenna. Ueber diese Schenkung berichtet uns das sogenannte Papstbuch. Martens nimmt an, daß dem Biographen Stephans die verloren gegangene Schenkungsurkunde vorgelegen und mithin sein Bericht vollständig correkt sei. Stephan faßt diese Schenkung als Restitution auf. Rom ist nicht als Restitutionsobjekt genannt, versteht sich nach Martens aber von selbst. „Wenn aber Stephan schon das Gebiet von Ravenna als Restitutionsobjekt vindicierte, so darf man um so mehr voraussetzen, daß er die Stadt, in welcher der heil. Petrus gewirkt hatte und dessen Nachfolger ihren Sitz behaupteten, zu vollem Rechte für die Kirche in Anspruch nehmen würde." Karl der Große erneuerte und erweiterte die Schenkung Pipins. Die Hauptquelle für die Kenntniß dieser Erweiterung bildet ebenfalls das sogenannte Papstbuch. Martens sucht die betreffenden Kapitel (41 bis 43) in der Lebensbeschreibung des Papstes Hadrian, und dieses ist der Haupttheil seines Buches, als Fälschung nachzuweisen, welche ein römischer Kleriker im Interesse der weltlichen

Herrschaft des Papstes vorgenommen habe. Als Vorlage soll das sogenannte Fantuzzianum gedient haben. Damit ist Martens zu demselben Resultate wie Sybel gelangt, allerdings unabhängig von ihm. Letzterem gegenüber haben Niehues und Hüffer die Aechtheit festzuhalten gesucht. Martens ist der Ansicht, daß um diese Zeit in Rom, um die weltliche Macht zu halten und zu stärken, die Urkundenfälschung überhaupt auf der Tagesordnung gewesen sei, und versucht darum weiterhin den Nachweis, daß damals in Rom auch die constantinische Schenkungsurkunde gefertigt sei. Jedenfalls ist mit dem Versuch, dieses Machwerk höher hinaufzurücken als bislang, ein sehr glücklicher Griff gemacht, die Argumente aber für die Fabrikation in der päpstlichen Kanzlei sind nicht überall überzeugend. Nach meiner Ansicht hat der Fälscher seine Arbeit doch genau in die Form einer wirklich ächten, kaiserlichen Urkunde gekleidet, um ihr den Schein der Wahrheit zu geben. Solche Urkundenexemplare waren zugänglich, und der Fälscher wird jedenfalls aus ächten Urkunden seine Titulaturen und Redewendungen mehr als aus Papstbriefen und dem Papstbuche entlehnt haben[1]).

Der Zweck der Martens'schen Arbeit bringt es mit sich, daß viele Quellenstellen mitgetheilt und nebeneinander gestellt sind. Dadurch und daß viele Dinge, welche füglicher in die Anmerkungen gesetzt wären, im Texte stehen, ist das Buch für den Leser etwas unbequem geworden, wofür der wissenschaftliche Ton und die klare Darstellungsweise wieder einigen Ersatz leisten.

Mögen Martens Resultate auch nicht in allen Punkten

---

1) Für manche Leser mag es interessant seyn, zu erfahren, daß ich in einer Schrift gegen die weltliche Macht des Papstes aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts, wo bekanntlich noch die Aechtheit der constantinischen Schenkung galt, die merkwürdige Behauptung fand, Constantin habe Sylvester den sogenannten Kirchenstaat nicht als weltliches Gebiet geschenkt, sondern zu dem Zwecke um die Armen der Stadt und die Notare zu unterhalten, welche angestellt seien, um die Martyreracten zusammenzustellen. Die Schrift, welche die Fürsten auffordert, dem Papste seine weltliche Herrschaft zu nehmen, ist in der jetzigen Provinz Sachsen entstanden und meines Wissens noch nicht gedruckt.

Anklang finden, so wird seine Untersuchung doch sicher die weiteste Aufmerksamkeit erregen und zu weiterem Forschen Veranlassung bieten. Nur möchte ich noch den Wunsch anfügen, daß der Herr Verfasser die nächste Arbeit nicht wiederum mit solchen Bemerkungen versehe, wie sie oben angedeutet sind, da diese ein sonst so tüchtiges Buch nur verunstalten können.

G.

XXXIII.

Die Stiftskirche in Ellwangen.

Die Begriffe über mittelalterliche Baustile und Bauthätigkeit werden in dem Maß an Klarheit gewinnen, in welchem die einzelnen noch erhaltenen Denkmäler ins Licht der Forschung gerückt und über die in ihnen waltenden Kunstgesetze befragt werden. Man täusche sich nicht; wir stehen noch nicht am Ende der Untersuchungen über die mittelalterliche Kunstwelt, über gothischen und romanischen Stil; wir haben in der Erkenntniß dieser Stile kaum eine irgendwie beherrschende Höhe erstiegen. Bis zu diesem Ziel sind noch viele Einzelschritte und noch mancher mühsame Aufstieg von nöthen. An Kunstgeschichten fehlt es uns demnächst nicht mehr, aber an einer wahren Geschichte der Kunst; sie wird nicht zu Stande kommen ohne eine Geschichte und genaue Beschreibung der einzelnen Kunstdenkmäler, wenigstens der hervorragenderen.

Von diesem Gesichtspunkt aus muß man jede Monographie über ein erhebliches Denkmal mittelalterlicher Kunst hochwillkommen heißen, namentlich wenn sie einen so hervorragenden Bau ins Auge faßt und so trefflich beschreibt, so kunstreich illustrirt, wie die Monographie des Prälaten Stadtpfarrers Dr. Schwarz über die ehemalige Benediktinerabtei, jetzige Stiftskirche in Ellwangen in Württemberg[1]).

---

1) Die ehemalige Benediktinerabtei zum hl. Vitus in Ellwangen. Von Dr. Franz Joseph Schwarz. Mit 22 artistischen Blättern, 8 Holzschnitten und einem Farbendruck. Stuttgart. Verlag von Adolf Bonz u. Cie. 1882. 56 Seiten Text. Großfolio.

Der Name Schwarz ist auf dem Gebiet der christlichen Kunst wohl bekannt. Laib und Schwarz waren die Träger einer Kunstbewegung in der Diöcese Rottenburg, die von tiefgehender Bedeutung war; sie förderten dieselbe durch Werke, die heute noch hochgeschätzt sind, durch die „Formenlehre des romanischen und gothischen Baustils“ (Stuttgart, Rümelin 1858. 2. Aufl.), die „Studien über die Geschichte des christlichen Altars“[1]), die „Beiträge zur Wiederbelebung der monumentalen Malerei“ und insbesondere durch den jetzt sehr gesuchten und zur theuren Seltenheit gewordenen „Kirchenschmuck“. (Ein Archiv für kirchliche Kunstschöpfungen und christliche Alterthumskunde. Stuttgart, Metzler 1857—1870). Wieviel beide im Stillen gewirkt haben für Förderung wahrer kirchlicher Kunst bei Restaurationen, Kirchenbauten, Altarbauten im In- und Ausland, entzieht sich aller Berechnung. Beide ziert ein ebenso sicheres praktisches als theoretisches Kunstverständniß; beide sind auch die Leiter des im Jahr 1880 neu constituirten „Rottenburger Kunstvereins,“ und das gegenwärtige Prachtwerk des Herrn Prälaten ist die erste Vereinsgabe an die Mitglieder.

In graue Vorzeit führt die Entstehungsgeschichte dieser Klosterkirche zurück; liebliche Legenden umranken ihren Grundstein. Hariolf, der Sohn des Gaugrafen von Ellwangen im allemannischen Lande, jagt mit Cadolohus, einem Edlen, im Virgunner Walde einen Hirsch von ungewöhnlicher Größe und erlegt ihn. Die Nacht bricht herein und er pflegt im Walde mit seinen Genossen der Ruhe. In der Nacht aber weckt ihn dreimal ein wunderbar geheimnißvolles Geläute aus dem Schlummer; wie Geisterstimmen, wie Rufe Gottes dringen ihm diese Glockenklänge in die Seele und wecken in ihr den Vorsatz, die Welt zu verlassen. Dem Virngrund ist ein Apostel erweckt und der Gründer des Klosters Ellwangen nimmt den Mönchshabit, wahrscheinlich in Langres. Vom Burgunderland kehrt er in seine Heimath zurück mit der Absicht und Sendung, hier ein Kloster zu gründen. Aber wo? Mit seinem Bruder Erlolf von Langres durchwandert er den dichten Wald, die Psalmen Davids auf den Lippen. Da geschieht es, daß bei dem Vers: „haec requies mea in saeculum saeculi, hic habitabo quoniam elegi eam“ Hariolfs Fuß an eine Wurzel stößt und er zu Boden stürzt; wie besinnungslos liegt er da, und wie er sich von der Erde erhebt, wiederholt er, statt aller Antwort auf die Fragen seines Bruders, den genannten Psalmvers; der Ort ist gefunden, der Wald wird gelichtet, ein Cönobium gegründet, das wohl zunächst in Abhängigkeit vom

1) Vgl. darüber Histor.-pol. Bl. Bd. 41, S. 472—82 (1858).

burgundischen Mutterkloster stand. Das alles geschah in den Jahren 741—747, während im Jahr 764 der eigentliche Klosterbau zu Stande kam und Ellwangen, das den Namen von Hariolfs erlegtem Hirsch annahm (Elehenwang=Hirschfeld), als selbständige Klosterstiftung und als unabhängige Abtei sich aufthat.

Diese dunklen Anfänge des Klosters hat der Verfasser nicht ohne mühevolle Arbeit zu ziemlicher historischer Klarheit gelichtet. Bald kam dasselbe zu großem Glanz und Ruhm und stärkte und schmückte sich mit einer Reihe von Privilegien, Freiheiten und Besitzthümern. Mit dem Beginn des zwölften Jahrhunderts dringt zum erstenmal die Brandfackel in seine Räume und legt es in Asche. Die Flammen konnten den Bau zerstören, den damals noch kräftigen Geist und Muth der Mönche konnten sie nicht brechen. Alsbald erhob sich Kloster und Kirche wieder aus dem Schutt und zwar entstand jetzt die Kirche, welche heute noch steht, deren Schönheit sieben Jahrhunderte keinen Eintrag thaten, deren Kraft und Festigkeit die Flammen von sechs großen Bränden nichts anhaben konnten, welche rings um sie tobten und im Jahr 1443 endgiltig das Kloster und das Klosterleben in Schutt und Asche begruben. Vom Jahr 1100—1124 wurde gebaut an der hochberühmten großartigen romanischen Kirche, deren Geschichte und Schönheiten das obige Werk allen Freunden der christlichen Kunst vor Augen legen will.

Jedes Auge wird mit Freuden auf den schönen Blättern ruhen, welche die reinen, klaren Verhältnisse und Formen, die jungfräulich schöne Architektur von so gemessenem und anmuthigem Auftreten, die schönen, in der Einfachheit lieblichen Ornamente uns sehen lassen. Und von höchstem Interesse wird in der That jedem Kunstforscher der mit viel überzeugender Kraft geführte Nachweis seyn, daß wir in dieser Kirche einen Bau besitzen, den ein burgundischer Meister, ein Baumeister aus der Congregation von Clugny im Cluniacensischen Geist aufgeführt hat. Der Beweis hiefür ruht auf folgenden Fundamenten. Daß das ganze Klosterleben und die Klosterstiftung Hariolfs mit Burgund zusammenhängt, ist schon ausgesprochen worden; denn dort holte er sich den Habit und von dort kehrte er mit dem Plan der Klostergründung in die Heimat zurück. Der Bau selbst aber verräth den burgundischen Meister in manchen Eigenthümlichkeiten. Die Cluniacenser Kirchenbauten haben gerne eine Vorhalle mit Tribune und Altar, oder mit einem zweiten Stockwerck, einer Oberkirche oder Kapelle mit Altar; diese Bauregel finden wir auch in Ellwangen befolgt (S. 38 ff.). Die Ellwanger Stiftskirche schließt oben ab mit dem Knochengerüste des Rippenkreuzgewölbes; dieses aber ist nicht wie gewöhnlich flach, sondern kuppelförmig eingewölbt; diese Kuppelwölbung, eine

Art Compromiß zwischen Kuppel und Kreuzgewölbe, war ebenfalls in den Baustil der Cluniacenser aufgenommen (S. 28 ff.). Ja selbst in den Ornamenten findet der Verfasser die Schule von Clugny und ihre Eigenheiten wieder (S. 35 ff.). Ueber diese Hypothese ein decisives Urtheil abzugeben, sind wir nicht berufen; zu einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit ist sie erhoben. Das Interesse nimmt somit der Bau schon deßwegen in Anspruch, weil er höchst wahrscheilich eine ausländische, auf unsern Boden verpflanzte Blume ist; die Bewunderung erweckt er, weil es eine Blume von schönstem Wuchs, reichster Entfaltung und lieblichstem Reiz ist. Er wird in Wort und Bild in allen seinen Theilen genau vorgeführt und in einer Weise erläutert, daß auch wer nicht Fachmann ist, in ein volles Verständniß eingeweiht wird.

Aber welche Kirche stellen denn diese Tafeln vor? Wer ein Laie ist und sich nicht genau umgesehen hat, der wird kaum die Identität der abgebildeten und der jetzigen Stiftskirche erkennen, wenigstens was das Innere anlangt. Das Werk bietet uns das Bild der Kirche in ihrer ursprünglichen Gestalt und Schönheit. Sie ist um dieselbe gebracht worden. Sieben Jahrhunderte sind ehrfurchtsvoll an ihr vorübergezogen, ja selbst die Flammen haben gleichsam Halt vor ihr gemacht und in ehrfürchtiger Scheu sich nicht an ihre Formen gewagt, — da kam das Jahrhundert des Kalkes und Gypses, der Weißner und Tüncher und der ganze Bau ward im Innern in eine schreckliche Zwangsjacke, in eine Art Gypsverband gelegt. Viele hundert Zentner Gyps wurden in die Kirche geschleppt und mit Spitz und Meisel, mit eisernen Klammern und Bändern mußten die Pfeiler und Wände genöthigt werden, sich den häßlichen Schmuck anthun, die Auswachsungen und Verkröpfungen anheften zu lassen; seit jener traurigen Zeit schmachten die herrlichen Formen unter dieser schrecklichen Leichendecke und sind gleichsam lebendig begraben. Die Geschichte der Kirche und des Klosters schließt somit mit einem Drama, erstere mit einer Gewaltthat, der die unentweihte Schönheit zum Opfer fiel, letztere mit dem Untergang des Klosters im Brand von 1443, aus dem es sich nicht mehr erhob, weil schon zuvor aus seinen Räumen der gute Geist und die erste Liebe gewichen war. In der Geschichte der Kirche ist hoffentlich das letzte Kapitel noch nicht geschrieben; für sie kommt hoffentlich noch eine Zeit neuer Blüthe.

Das achte Centenarium der Kirche naht heran (1900). Es ließ dem Verfasser, dessen Obhut diese nach Geschichte, Ursprung, Stileigenthümlichkeit und Größe bedeutendste romanische Kirche Württembergs anvertraut ist, keine Ruhe mehr. Es mag ihm wohl oftmals, wenn er in den Hallen seiner Kirche wandelte,

wie Geisterstimmen ans Herz getönt haben; klägliche und rührende Rufe und Seufzer nach Erlösung mögen aus den Stimmen ihm in die Seele gedrungen seyn. Ja wie ein Ruf ans Gewissen mag ihm die tieferuste Inschrift über dem westlichen Hauptportal vorgekommen seyn: vos igitur, per quos regitur domus ista, notetis, ne pereat; si non habeat sua jura, luetis (Ihr nun, durch welche dieses Haus regiert wird, achtet darauf, daß es nicht zu Grunde gehe; wenn es seine Rechte nicht hat, werdet ihr's büßen). Die Restauration des Baues und die Wiedereinsetzung in seine frühere Schönheit ist eine Ehrenpflicht.

Mit diesem Werk hat der Verfasser den ersten und wichtigsten Schritt zu ihrer Erfüllung gethan; er hat damit zugleich für alle Kirchenrestaurationen das schönste Vorbild und die trefflichsten Grundsätze gegeben. Möchte man doch nie an ein Restaurationswerk gehen, ohne sich genau über den ganzen Bau Rechenschaft abgelegt, ohne ihn so pietätsvoll um seine Wünsche befragt, ohne alle Verhältnisse, die zur Sprache kommen, so ins einzelnste geprüft zu haben, wie hier geschehen ist. Dann wären nicht Restaurationen zu beklagen, die an mißhandelten Kirchen eine neue Mißhandlung begehen. Zur wirklichen Restauration der Ellwanger Kirche hat der Verfasser den entscheidendsten und wichtigsten Schritt gethan; die Ausführung derselben ist nunmehr leicht, denn die Wege sind ihr bis ins einzelnste vorgezeichnet. Hoffentlich wird die zweitwichtigste Frage, die Geldfrage, auch ihre Lösung finden. Ist die Begeisterung für das Werk geweckt, so werden die Schwierigkeiten nicht mehr unüberwindlich seyn. Diese Begeisterung zu wecken, das Mitleid mit der verunzierten Kirche wachzurufen, ist ebenfalls Zweck des Buches und nicht das letzte Motiv seiner Abfassung. Letztere Wirkung hätte der Verfasser vielleicht dadurch steigern können, daß er für diejenigen, welche nicht Gelegenheit haben, an Ort und Stelle nachzusehen, auf einer der Tafeln das gegenwärtige Aussehen der Kirche dargestellt hätte. Begeisterung und Sympathie wird das Werk jedem im Herzen wecken, der Verständniß für christliche Kunst und für die Schönheiten des romanischen Stils hat.

Möchte auf's Jahr 1900 die herrliche Kirche, die durch eine schlimme Zeit zu einer Art Scheintod verurtheilt worden, ihre Auferstehung feiern, die Grabtücher abwerfen und im Jubel neuen Lebens ihr Jubiläum begehen können! —

XXXIV.

Die katholische Diaspora Norddeutschlands.

3. Die nordischen Missionen.

(Fortsetzung.)

Ehemals waren drei Jesuiten in Hamburg und auch drei Missionsseelsorgsstellen sind von Fürstenberg 1680 daselbst fundirt. Dabei ist es bis fast in die neueste Zeit geblieben. 1861 wurde ein vierter Geistlicher an der Waisenhauskapelle angestellt, der aber in erster Linie Rektor der Anstalt ist, später sind noch zwei geistliche Lehrer hinzugekommen, endlich wurde 1865 von dem Convertiten Dr. Julius eine Seelsorgsstelle für einen Reisepriester gestiftet, welcher die zerstreuten Katholiken im Umkreise von fünfzehn Meilen pastoriren muß und deßhalb beständig von Hamburg abwesend ist.[1]) Mithin ruht nach wie vor die ganze Seelsorge auf den Schultern von drei Geistlichen. „Die Anstellung noch mehrerer Priester für die Seelsorge in Hamburg ist absolut nothwendig", schreibt Pastor Rave in dem eben citirten Berichte von 1874; bis jetzt ist indeß in dieser so wichtigen Sache noch nichts geschehen, obgleich doch bereits acht Jahre wieder verflossen sind.[2])

1) Vgl. Bericht über die Lage der römisch-katholischen Mission zu Hamburg, 1874. S. 23. Ueber Dr. Julius siehe Rosenthal, Convertitenbilder I. S. 139. (2. Aufl. I. 173—77.)

2) Nur ist in dem zum Hamburg'schen Staate gehörigen und ehemals von der Stadt aus pastorirten Bergedorf 1874 eine selbstständige Seelsorgsstation errichtet. Zahl der Katholiken daselbst 220. Die Tausende in Hamburg sind leer ausgegangen.

Nachdem die katholische Religion in Hamburg zu den anerkannten gehört, haben die Katholiken das Recht, höhere wie niedere Schulen zu errichten, die freilich vom Staate oder von der Stadt keinerlei pekuniäre Hülfe zu erwarten haben, dagegen von der Oberschulbehörde auch nur in Rücksicht auf den Schulbesuch und die Sanitätspolizei beaufsichtigt werden. Vor ungefähr 40 Jahren wurde in Hamburg die erste katholische Schule errichtet, Ende der fünfziger Jahre kam eine Freischule mit zwei Klassen dazu, und die erstere Schule erhielt den Namen „Mittelschule". Dann wurde im Waisenhause zu St. Georg noch eine Schulklasse errichtet. Pastor Nave, welcher 1872 nach Hamburg kam, hat die Schule gründlich reorganisirt. Die sogenannte „Freischule" wurde Elementarschule mit vier Schulklassen und dafür ein neues Haus erworben. Die „Mittelschule" für die Knaben wurde den lateinlosen, höheren Bürgerschulen gleich gestellt und erhielt ebenfalls vier Klassen; für die Mädchen entstand ebenfalls eine höhere Schule mit vier Klassen. Die einklassige Waisenhausschule bei St. Georg ist seit einigen Wochen zu einer vierklassigen umgestaltet. Danach sind in Hamburg gegenwärtig 16 katholische Schulklassen. Damit entspricht die Schule den Bedürfnissen noch nicht. Mußten doch im letzten Jahre über 100 Kinder wegen Raummangels abgewiesen werden. Aber das ist noch nicht Alles. Gerade die Kinder aus den besseren Ständen besuchen noch die protestantischen Schulen. Im Jahre 1871 gab es nach den amtlichen Nachrichten 665 katholische Schulkinder, abgesehen von denen, welche unter den 926 steckten, von welchen eine Confession nicht angegeben war. Von den also sicher vorhandenen katholischen 665 Kindern besuchten nur 302 katholische Schulen und 363 protestantische, jüdische und atheistische. Bei Beginn des Schuljahres 1874 besuchten 397 katholische Schulen und über 600 katholische Kinder akatholische Anstalten.[1]) Davon entfallen die meisten auf

1) Bericht v. 1874 S. 17.

Privatanstalten. Im Jahre 1880 besuchten die katholischen Schulen 745 Kinder.[1]) Im ersten Quartal 1881 fanden sich noch 109 katholische Kinder in den protestantischen Stadtschulen, in den Privatschulen über 200, in den höheren Staatsanstalten 70, in den höheren Privatanstalten mindestens die dreifache Anzahl, mithin auch jetzt noch fast 600 Kinder in akatholischen Schulen.[2]) Und wie stehts nun mit dem Religionsunterricht dieser Kinder? Officiell ist nicht gesorgt, in den öffentlichen Schulen lassen sich die Kinder allenfalls noch aufsuchen, in den vielen Privatschulen aber nicht. Herr Pastor Rave schreibt in dieser Beziehung: „Von letzteren erhalten etwa 70 bis 80, welche meist höhere Schulen frequentiren, privatim Religionsunterricht, während über 500 zunächst mit keinem Priester in Berührung kommen. Von diesen melden sich jedes Jahr wieder einige kurz vor Allerheiligen zum Unterrichte der Neucommunikanten, um in der knappen Zeit bis Ostern die Religionsbekenntnisse für das ganze Leben sich zu erwerben und ins katholische Leben eingeführt zu werden. Vorher verkehrten sie vielleicht außer mit ihrem katholischen Vater oder ihrer katholischen Mutter nur mit Protestanten, lernten weder Abend- und Morgen- noch Tisch-Gebet, *waren kaum jemals in der katholischen Kirche gewesen.* Wie lange werden solche Kinder katholisch bleiben? Gerade unter den wohlhabenden Ständen ist die Zahl solcher am größten!“[3]) Im Berichte von 1881 heißt es dann in dieser Beziehung: „Ostern 1881 hatten wir 109 Neucommunikanten, von denen etwa ein Fünftel aus Privatschulen kamen. Nun bedenke man, daß sehr viele, akatholische Schulen besuchende, katholisch getaufte

1) Abrechnung vom Jahre 1880. Alljährlich erscheinen solche gedruckte Abrechnungen des Kirchenvorstandes in Hamburg mit der Aufschrift „An die Gemeinde“. Herr Pastor Rave war so gütig, mir mehrere Exemplare zu übersenden.

2) Bericht vom 22. Mai 1881.

3) Bericht 1874 S. 17.

Kinder, selbst aus rein katholischen Ehen, der Kirche schon vor den Jahren der ersten heiligen Communion verloren gehen. Sind die Eltern lau, lassen sie die Kinder, „um jedes Auffallende zu vermeiden", am protestantischen Religionsunterrichte theilnehmen, so macht sich das alles erfahrungsmäßig so ganz von selbst. Bei ärmeren Leuten aber lassen protestantische Vereine, namentlich einige pietistische, es sich viel Geld kosten, die Kinder abtrünnig zu machen. Aber auch hiervon abgesehen, sind die hiesigen protestantischen Schulen in ihrer weitüberwiegenden Mehrheit jedem positivchristlichen Glauben entgegen."

Sehen wir uns die Zahl der katholischen Taufen an, so finden wir dieses vollkommen bestätigt. Geben wir mit Rücksicht auf die siebenjährige Schulpflicht bloß die Zahlen der letzten sieben Jahre, so haben wir: 1875 178; 1876 218; 1877 226; 1878 248; 1879 252; 1880 334; 1881 320; d. h. seit sieben Jahren 1776 Taufen. Rechnen wir nun, daß Zweidrittel dieser getauften Kinder am Leben bleiben und in Hamburg schulpflichtig werden, so müßten daselbst 1184 katholische Schulkinder seyn. Würde die Zahl der Taufen stets über 300 bleiben, so ergäbe sich bald für Hamburg eine katholische Schülerzahl von mindestens 1400 bloß aus den katholisch getauften Kindern. Nun aber werden viele protestantisch Getaufte aus Mischehen später katholisch erzogen, eine Menge Kinder ziehen mit ihren Eltern zu, lauter Beweise, daß die Zahlen von 109 Neucommunikanten und 745 Schulkindern viel zu niedrig sind.

Diese betrübenden Thatsachen haben schwere Folgen. Nicht bloß werden dadurch viele der katholischen Kirche entfremdet, sondern die katholische Schulkasse wird auch bedeutend geschädigt. Gerade die vornehmen und begüterten Katholiken entziehen zum größten Theile ihre Kinder den katholischen Schulen und zwar deßwegen, weil diese mit den städtischen und privaten Schulen nicht concurriren können. So gehen die leistungsfähigen Kinder fort, es bleiben

größtentheils nur solche, denen man nur mäßiges Schulgeld abnehmen oder sogar alles erlassen muß, so daß durch den Entgang dieses Geldes die katholischen Schulen auf keinen grünen Zweig kommen können. Das Schulgeld für sämmtliche Elementarschulen betrug **1880** nur **1166** Mark. Würde man daher die Hamburger Schulen so unterstützen, daß sie concurrenzfähig wären, so würden voraussichtlich auch die reichen Kinder sie besuchen und damit könnten jene sich dann aus eigenen Mitteln erhalten. So lange aber eine solche einmalige, wirkliche Hülfe nicht gebracht wird, bleiben die Schulen zurück und alle jährlichen Zuschüsse nützen wenig. Es ist noch ein großer Fehler beim Bonifaciusvereine, daß er seine Kräfte so zersplittern muß. Hunderte von Missionsstationen beziehen von ihm jährliche Zuschüsse und fast keine Station konnte bislang so von ihm bedacht werden, daß sie selbstständig bestehen kann. Dadurch bleibt immer Noth, zumal die Zahl der Supplikanten alle Jahre wächst. Würde erst einmal die Hälfte aller Einnahmen auf dauernde Ausstattung von Stationen verwendet werden können, so würde von Jahr zu Jahr ein Loch zugestopft. Dabei müßten vor allen die Großstädte bedacht werden. Leider ist diesen bislang noch nicht die nothwendige Sorge zugewendet, und dadurch gehen tausende beständig der Kirche verloren. Wie wichtig in dieser Beziehung die Unterstützung der Confessionsschulen ist, habe ich in dem Artikel über Sachsen bereits angedeutet. Es möge mir erlaubt seyn, hier das Urtheil eines Pfarrers anzufügen, welcher seit **30** Jahren in einer hervorragenden Stadt Norddeutschlands wirkt. Dieser sagte mir vor einigen Tagen: „Die Kinder, welche protestantische Schulen besuchen, bleiben trotz Religionsunterricht unserer Sache nicht treu, und gelingt es nicht alle katholischen Kinder in unsere Confessionsschulen zu ziehen, so haben wir alljährlich große Verluste.“ Nun denke man, in Hamburg noch **500** bis **600** Kinder besuchen akatholische Schulen!

Außer den Elementarschulen bedürfte die sogenannte

Mittelschule wenigstens so viel Unterstützung, daß sie derartig erweitert werden könnte, um die Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Dienste zu erhalten. Denn nachdem einmal unser deutsches Reich vorwiegend Militärstaat ist, wollen alle besser situirten Eltern ihren Söhnen eine solche Bildung angedeihen lassen, daß sie den Berechtigungsschein zum einjährigen Dienste erhalten. Bieten nun die katholischen Anstalten in Hamburg diesen nicht, so müssen die Eltern nothgedrungen zu den akatholischen Schulen greifen. Die Mittelschule hatte 1880 eine Einnahme an Schulgeld von 9332 Mark; für Lehrkräfte wurden 9767 Mark Gehälter gezahlt, die Regiekosten betrugen 1402 Mark. Es ist also abgesehen von den Zinsen des angelegten Baukapitales alljährlich ein bedeutender Zuschuß von der Gemeinde zu leisten.

Nachdem wir nun das Arbeitsfeld, die Arbeitskräfte und Arbeitsmittel in Hamburg geschildert haben, wollen wir uns noch die erzielten Resultate ansehen. „Die Gemeinde hat einen Kern, auf den man sich verlassen kann, der vom besten Eifer beseelt ist, wie z. B. das rege Vereinsleben und namentlich die große Zahl der Männer-Communionen an den Sonntagen zeigen, und der deßhalb auch wohl geeignet und bereit ist, die der Kirche entfremdeten Elemente allmählig zurückzuziehen, wenn ihm bei den ganz außerordentlichen Verhältnissen auch außerordentliche Mittel, d. h. kräftige Hülfe von auswärtigen Katholiken oder Vereinen zu Theil würde." [1]) Die Zahl der heiligen Communionen betrug 1872 erst 9480, das folgende Jahr 10,705, im letzten Jahre 15,000. Die letztere Zahl ist wohl dadurch so groß geworden, daß in der Charwoche Volksmission war, welche sehr gute Früchte getragen zu haben scheint. Durchschnittlich hält ein Viertel der katholischen Gemeinde sich von den Sakramenten vollständig fern; eine Erscheinung, welche sehr zu beklagen ist, aber im Vergleich

1) Bericht v. 1874 S. 18.

mit den Zuständen bei den Protestanten immerhin auf die katholische Gemeinde noch kein schlechtes Licht wirft. „Weit trauriger aber ist es, daß ein so außerordentlich kleiner Procentsatz der hier Sterbenden vorher mit den heiligen Sakramenten versehen wird. In den staatlichen Krankenhäusern hängt es einzig von der Willkür der Aerzte ab, ob ein Priester zum Kranken zugelassen wird. Aber auch von denen in Privathäusern hören wir meistens nie etwas oder doch erst dann, wenn es zu spät ist. An ein geregeltes Aufsuchen der Kranken ist aber bei der geringen Priesterzahl, bei der weiten Ausdehnung der Gemeinde und dem Straßenwirrwarr vorerst nicht zu denken", sagt der Bericht vom 22. Mai 1881. Leider ist nicht angegeben, wie viel jährlich sterben und wie viel davon mit den hl. Sakramenten versehen werden.

Der Kirchenbesuch an Sonntagen ist schon erwähnt, die Kirche und die Kapelle sind gedrängt voll. Die Gottesdienst-Ordnung in der Kirche ist folgende: 6½ hl. Messe mit Homilie, 8 Uhr hl. Messe, 9½ Uhr Hochamt mit Predigt, 11½ Uhl hl. Messe gewöhnlich mit Homilie. In der Kapelle sind ebenfalls 3 Messen, es muß daselbst ein Priester stets biniren.

Wenig erfreulich steht es mit der Eheschließung. Während jährlich über 200 Paare copulirt werden, bei denen ein Theil katholisch ist, schließen doch nur durchschnittlich 70 Paare ihre Ehe in der katholischen Kirche, von denen 50 Mischehen sind. Vom 1. Januar bis 1. Mai fanden 25 Copulationen in der katholischen Kirche statt, von denen 11 Paare ein Jahr und länger in sogenannter Civilehe gelebt hatten. Ja es kommt sogar vor, daß erst dann die Eltern copulirt werden, wenn das älteste Kind zur katholischen Schule kommt, am selben Tage werden dann auch alle Kinder getauft.

Im Jahre 1875 fanden sich unter den 7717 römisch-katholischen Bewohnern Hamburgs 4841 männliche Individuen, was sich daraus erklärt, daß die Gemeinde durch Zuzug jüngerer Leute aus Süddeutschland in den letzten

Jahren stark zugenommen hatte.[1]) Dieser Zugang ist seit jener Zeit nicht schwächer, sondern stärker geworden. Pastor Rave[2]) nimmt an, daß unter den als Handlungscommis, Handwerker, Arbeiter und dergleichen nach Hamburg Herüberkommenden mindestens 80 Proc. ledige junge Leute sind, und schätzt die Zahl der katholischen Handwerksgesellen in Hamburg gegenwärtig auf mindestens 4000, eine Zahl, welche mir doch etwas zu hoch erscheint. Es heißt nun diesen jungen Leuten eine besondere Sorgfalt zuzuwenden. Der größte Theil bleibt nur vorübergehend in Hamburg, und es ist dann schlimm genug, wenn sie durch diesen Aufenthalt Glauben und gute Sitte verloren haben. Viele bleiben dauernd in Hamburg oder Umgegend und schließen gemischte Ehen, wozu sie bei der geringen Zahl katholischer Mädchen fast gezwungen sind. Sind nun diese Männer bereits lau geworden, so gibt es protestantische Kindererziehung und somit geht der Nachwuchs und feste Kern der Hamburger Gemeinde verloren. Gerade nach dieser Seite hin hat dieselbe enorme Verluste zu beklagen.

Wir sehen daraus, welche Bedeutung der katholische Gesellenverein für Hamburg hat. Derselbe hat durchschnittlich 120 Mitglieder, von denen kaum ein Viertel aus Hamburg stammt. Obgleich dieß eine stattliche Zahl genannt werden muß, so ist sie doch im Verhältniß zur Gesammtzahl der katholischen Handwerker kaum nennenswerth. „Von den Tausenden, meint Pastor Rave, würden gewiß noch viele durch den Verein gerettet werden, wenn derselbe ein besseres und einladenderes Lokal hätte.“ Der Gesellenverein hat nämlich auf dem Hofe der grauen Schwestern einen Saal, der mehr einem Keller als Saale gleicht. Unter dem Dache ist der Unterrichtsraum und auch der Schlafsaal. Bedenkt man nun, daß in Hamburg so viele öffentliche Vergnügungs-

---

1) Herzog's Realencyclopädie V, 573.
2) Bericht v. 1881 S. 1.

lokale mit verschwenderischer Pracht ausgestattet sind, so wird man sich nicht wundern, wenn der katholische Gesellenverein keine besondere Anziehungskraft ausübt. Schon seit Jahrzehnten geht man daher mit dem Plane um, ein anständiges Haus für den Gesellenverein zu erwerben. Man rechnet dabei auf die Hülfe der süddeutschen Staaten und besonders von Oesterreich-Ungarn, da ja gerade aus ihnen so viele katholische Gesellen stammen. Allein man scheint im Süden dieses nicht zu wissen und in dem Glauben zu leben, daß es sich in Hamburg zunächst um „Preußen" handle. 1881 zählte der Verein 132 Mitglieder, davon waren 22 Westfalen, 22 Schlesier, 18 Rheinländer, 18 Bayern, 11 Badenser, 11 Ostpreußen und 9 Hamburger 2c. Ich bedaure, keine Statistik der gesammten Handwerksgesellen geben zu können, sonst würde das Verhältniß der Süddeutschen zu den Norddeutschen wesentlich anders sich gestalten. Daß mehr Rheinländer und Westfalen als Bayern, Badenser und Oesterreicher im katholischen Gesellenvereine sind, hat seinen ausschließlichen Grund darin, daß sich die Norddeutschen am katholischen Vereinsleben überhaupt reger als die Süddeutschen betheiligen. Daraus mag man abnehmen, daß die meisten Katholiken, welche in Hamburg abfallen und absterben, Süddeutsche sind. Der Gesellenverein hat endlich durch Betteln im ganzen deutschen Reich 20,000 Mark zusammengebracht — 1874 hatte er 9000 Mark — eine Summe, mit welcher man nichts unternehmen kann. Eine weitere Nothwendigkeit für den Verein wäre es, daß er ähnlich wie in München einen geistlichen Präses hätte, welcher ausschließlich seine Kraft demselben widmen könnte. Alles alte Wünsche, aber so lange nur fromme, als das Geld fehlt. Trotz der hohen Mitgliederbeiträge hat der Verein alle Jahre 500 Mark Defizit, welche durch milde Gaben gedeckt werden müssen, weil die durchreisenden Gesellen demselben so viel kosten.[1])

1) Der Verein unterstützte und beherbergte 1870: 156, 1871: 126, 1872: 145, 1873: 207, 1874: 268, 1875: 230, 1876: 217,

Was der Verein aber leistet, will ich durch die Angabe in etwas illustriren, daß derselbe Mitglieder hat, welche alle acht Tage die hl. Sakramente empfangen. Auch hat derselbe bereits vier Mitglieder im Ordensgewande, natürlich ehemalige, welche jetzt außerhalb des deutschen Vaterlandes weilen. Nothwendig wäre es auch, einen katholischen Kaufmannsverein zu gründen, da mindestens 1000 katholische Commis in Hamburg sind, allein die geringe Zahl der Priester kann die Last, einen solchen zu leiten, nicht mehr tragen.

Das katholische Krankenhaus ist deßhalb eine Nothwendigkeit, weil die staatlichen Anstalten, wie oben hervorgehoben ist, für eine christliche Vorbereitung der Sterbenden nicht sorgen, sondern vielmehr Hindernisse in den Weg legen. Im Jahre 1880 konnte der Grundstein zum Neubau gelegt werden, welcher für 100 Betten eingerichtet und in diesem Frühjahr seiner Bestimmung übergeben ist. Derselbe kostete 200,000 Mk. Der Staat hat den Baugrund geschenkt und 70,000 Mark sind durch freiwillige Gaben aufgebracht, von denen der größte Theil von Akatholiken gespendet wurde. (Bericht von 1881.) Dieses ist auch mehr als gerecht, da das katholische Krankenhaus mehr Protestanten als Katholiken verpflegt. Im Jahre 1880 pflegten nämlich in 11,361 Verpflegungstagen die fünf barmherzigen Schwestern 235 Kranke, von denen 89 katholisch waren, dagegen 146 andern Confessionen angehörten! 1880 hatte die Anstalt eine Einnahme und Ausgabe von 25,400 Mark.[1])

Besonders segensreich wirken in Hamburg die drei Conferenzen des Vincenz- und die drei Abtheilungen des Elisabethenvereines; „sie beschränken sich nicht bloß darauf, für Kranke, Waisen, arme Schulkinder und Hülfsbedürftige jeder

---

1877: 231, 1878: 293, 1879: 313, 1880: 363 Durchreisende, also bis 1. Januar 1882: 2968, bis jetzt über 3000, darunter gut zur Hälfte Süddeutsche.

1) „An die Gemeinde" 1880.

Art jährlich viele Tausende von Mark aufzubringen, sondern sie leisten auch der Seelsorge wesentliche Dienste durch Aufsuchen verkommener Glaubensbrüder." [1]) Der Vincenzverein hatte im Vorjahre 195 Mitglieder und 2393 Mark Einnahmen; der Elisabethenverein dagegen zählte 518 Mitglieder und brachte 7199 Mark auf. Außerdem erzielte eine Extrasammlung des letzteren Vereins zur Deckung eines Defizits 2100 Mark. Besonders wirken die beiden Vereine für das katholische Waisenhaus, welches einzig und allein auf milde Gaben angewiesen ist: 1880 befanden sich in demselben 15 Knaben und 19 Mädchen. Einnahmen und Ausgaben hatte es nur 12,260 Mark; gewiß eine sparsame Verwaltung! 1872 konnten nur 27 Kinder unterhalten werden.

Die katholische Bevölkerung Hamburgs ist im Vorstehenden schon so charakterisirt, daß wir wohl nur wenige reiche Familien unter derselben erwarten werden. Die größere Zahl rekrutirt sich aus Leuten, welche nach Hamburg kommen, um daselbst ihren Lebensunterhalt mit der Hände Arbeit zu verdienen, und von ihnen fallen viele der öffentlichen Mildthätigkeit anheim, die geringe Anzahl der alteingesessenen Familien gehören dem Mittelstande, nur wenige den höheren gesellschaftlichen Klassen an. Die Zahl der wohlhabenden Katholiken ist noch dieselbe als damals, wo die ganze Gemeinde aus 3000 Seelen bestand. Diese also ganz allein tragen in Hamburg die Last für die später angeschwemmten 10,000, was um so fühlbarer sich macht, als ein Besteuerungsrecht nicht existirt und nur durch freiwillige Gaben alle Bedürfnisse gedeckt werden müssen. Stadt und Staat Hamburg leisten für katholische Bedürfnisse nichts; gesetzliche Verpflichtungen haben sie nicht und freiwillige Gaben spenden sie nicht.

Fast alles, was für katholische Zwecke nothwendig ist, muß also erst durch Gaben zusammengebracht werden. Ver-

---

1) Bericht 1881.

mögen hat die Kirche etwa 105,000 Mark Capitalien, fast 3000 Mark wirft jährlich der Gottesacker ab, etwas über 1200 Mark fließen aus der Fürstenberg'schen Stiftung zu den Gehältern der Geistlichen [1]), und über 10,000 Mark liefert das Schulgeld. Dagegen hatte die Kirchenkasse 1880 eine Ausgabe von 30,266 Mark und die Schulkasse eine solche von 20,460 Mark. Demnach müssen die Hamburger Katholiken außer den obenerwähnten Summen für die christliche Charitas noch viel für Kirchen- und Schulzwecke zusammensteuern [2]). Und doch wie winzig sind diese Summen im Verhältniß zu jenen Millionen, mit welchen die machthabenden Parteien in Großstädten rechnen. Es steht mir leider ein Etat der Stadt Hamburg nicht zu Gebote, aber wenn ich nur von den großen Summen, welche die Stadt München beispielshalber für Schulen verwendet, schließen darf, so muß ich sagen, daß 20,000 Mark Schuletat für Hamburg wirklich nichts bedeutet. Solange derselbe nicht mindestens 3mal so groß ist, werden daher die katholischen Schulen Hamburgs nicht concurrenzfähig seyn.

Hart an die Vorstadt St. Pauli schließt sich Altona mit selbständiger katholischer Gemeinde an. Die katholische Kirche daselbst stammt aus dem Jahre 1753 und hat nur eine mäßige Größe. Ehemals war sie der Stolz der Jesuiten, und der Schreiber der Missionsannalen nennt sie die Metropolis des Nordens [3]); heute ist sie in jeder Beziehung un-

1) Die Fundationen der Fürstenberg'schen Stiftung genügen, wie erwähnt, für unsere gegenwärtige Zeit nicht mehr. So bezieht aus derselben der erste Pastor 375 Mark, der zweite 387 Mark, der dritte 425 Mark. Danach wird man unsere obige Angabe, in Hamburg seien 3 Seelsorgsstellen dotirt, zu schätzen wissen.

2) Außerdem besteht in Hamburg die Schillingsammlung zur inneren Restauration der kath. Kirche. Dieselbe ergab 1880 nur 2493 Mark.

3) Litterae annuae S. 105 zum Jahre 1753: „Surrexit quidem iam a triginta annis e cineribus suis et flebili busto ecclesia

genügend und macht einen ärmlichen Eindruck. Um die Lage der Katholiken Altona's sofort erkennen zu können, genüge die Bemerkung, daß bis 1866 daselbst vielleicht höchstens 500 [1]), jetzt aber 5000 sind. In rapider Weise ist also die Gemeinde gewachsen und damit in allen Dingen eine schreckliche Noth eingetreten. Die Gemeinde recrutirt sich aus aller Herrn Ländern. „Interessant ist es, so wird mir geschrieben, Leute aus aller Herrn Ländern hier zu haben: Spanier als noble Familien, meistens nicht sehr kirchlich, italienische Orgeldreher, Ballenhändler und Gypsformateure, meistens Genuesen oder Neapolitaner, recht gut katholisch, aber ohne lesen und schreiben zu können, Franzosen, viel Oesterreicher, die kirchlich nichts taugen, namentlich die Böhmen, ebenso die Schlesier, auch viele Polen, Bayern, Badenser, Ost- und Westpreußen.“ Eine solche zusammengewürfelte Gemeinde zu pastoriren, ist an sich schon eine schwere Aufgabe, aber doppelt schwer, in einer ganz protestantischen Stadt. Viele schlecht Unterrichtete finden sich unter den Einwanderern, welche nicht die elementarsten Kenntnisse ihres Glaubens haben, aber noch mehr Namenskatholiken, welche für den Seelsorger in mehr als einer Beziehung Schmerzenskinder sind. Sie rühmen sich ihrer katholischen Erziehung und nennen sich streng katholisch, während ihre ganze Religion in sentimentalen Gefühlen und Phrasen besteht, sie aus der Kirche bleiben, wie es ihnen paßt und nicht paßt, ihre Kinder halb katholisch, halb protestantisch erziehen lassen, heute ihre Ostern halten, nächstes Jahr nicht. Dieß möge zur Charakterisirung der altonaischen Verhältnisse genügen. Uebersehen wollen wir nicht, daß die Katholiken nur ein Zwanzigstel oder 5% der Gesammtbevölkerung ausmachen und meistens den arbeitenden Klassen angehören.

catholica Altonaviensis, quam iure metropolitanam in septentrione dixero, et pulcherrimam intus et exterius refert maiestatem.“

1) 1855 waren in ganz Holstein unter 352,000 E. nur 833 K.

Es ist mithin für die katholische Kirche ein großes und dornenreiches Arbeitsfeld in Altona, mehr Arbeiter im Weinberge des Herrn, als in gewöhnlichen Verhältnissen wären da nöthig, eine große geräumige und einladende Kirche, gute Schulen, und viel Geld wären unabweisbare Bedürfnisse. Und wie steht es nun damit?

Gehen wir erst zur Schule über, weil dieß die wichtigste Sache für eine Diasporagemeinde und doch der wundeste Fleck Altona's ist. 1865 befand sich eine katholische Schulklasse mit 30 Kindern daselbst. Durch die stete Einwanderung stieg die Zahl der katholischen Schulkinder bald auf 400. So mußte die Gemeinde, welche bis dahin nur Kirche, Pfarrhaus und Schulhaus besaß, Häuser und Gründe um theueres Geld ankaufen, um ihre schulpflichtigen Kinder unter Dach und Fach zu bringen. Vier neue Schulklassen wurden eingerichtet, so daß also fünf vorhanden waren. Dadurch hat die Gemeinde 60,000 Mark Schulden auf sich geladen, die Lehrergehälter sind nicht dotiert und so kommt zur Verzinsung des Schulkapitals alljährlich auch noch die vollständige Unterhaltungspflicht der Schule für die Gemeinde. Die Gemeindekasse Altona's leistet nichts für die katholischen Schulen; die versorgt nur und zwar sehr splendid die protestantischen Stadtschulen und zwingt somit die Katholiken, um ihnen doch in etwa ebenbürtig seyn zu können, zu erhöhten Ausgaben. Auch die Staatskasse leistet nichts, sondern die Regierung fordert nur, daß die katholischen Schulen reglementsmäßig sind, widrigenfalls sie geschlossen würden. Seitdem (1875) die katholischen Schulen öffentlichen Charakter haben, sind sie einem protestantischen Inspektor unterstellt. Die Regierung hat dann auch die Gehaltsscala für die Lehrer festgestellt und genehmigt, daß der Kirchen- und Schulvorstand eine Schul- und Kirchensteuer erhebt, welche jetzt bereits 100% der direkten Klassensteuer bildet. Außerdem hat jedes Kind quartaliter 1,50 M. Schulgeld zu entrichten. Und dabei haben die Katholiken

dieselbe Communalsteuer wie die protestantischen Einwohner zu entrichten. Somit ist die Gemeinde über alle Maßen gedrückt, ohne daß indeß die Mittel für die Schule reichlich vorhanden wären. Die Schulhäuser sind nur alte, adaptierte Gebäude und noch viele Eltern ziehen die bei weitem splendider und besser ausgestatteten Communalschulen vor. Das Jahr 1881 brachte 107 katholische Taufen. Rechnet man nun dazu, daß auch stets noch katholische Schulkinder mit ihren Eltern einwandern und manche aus gemischten Ehen, wohl protestantisch getauft, aber später katholisch erzogen werden, so ist klar, daß fünf katholische Schulklassen keineswegs genügen, um alle vorhandenen Kinder aufzunehmen. Sollte demnach die katholische Schule dem wirklichen Bedürfnisse entsprechend erweitert werden, so müßte die hohe Schulsteuer noch höher werden, was aber bei der Leistungsfähigkeit der Leute geradezu unmöglich ist.

Neben der katholischen Volksschule besteht in Altona eine Communikantenanstalt für die Kinder der Diaspora, welche fast ganz aus milden Gaben erhalten werden muß. Auf dem Hause lasten außerdem noch 3000 Mark Schulden. Durchschnittlich werden 30 bis 40 Kinder in der Anstalt unterhalten, von welchen vor ihrem Eintritte viele niemals eine katholische Kirche und einen Priester gesehen haben. In einem Jahre müssen dieselben theoretisch und praktisch ins katholische Leben eingeführt werden. Wären die nothwendigen Mittel vorhanden, so könnten doppelt so viele Kinder aufgenommen werden.

Die Pfarrkirche ist, wie bemerkt, in einem traurigen Zustand. Beichtstühle fehlen, der Hochaltar ist vollständig unwürdig und das Innere und Aeußere der Kirche paßt gar nicht zu einer Großstadt. „Mittel zu Hebung dieser Uebelstände stehen leider nicht zu Gebote“. Dazu faßt die Kirche höchstens 1500 Personen, wenn alles Kopf an Kopf steht, genügt also für die Gemeinde nicht mehr.

Geistliche sind nur zwei in Altona; die Pfarrstelle ist

Es ist mithin für die katholische Kirche ein großes und dornenreiches Arbeitsfeld in Altona, mehr Arbeiter im Weinberge des Herrn, als in gewöhnlichen Verhältnissen wären da nöthig, eine große geräumige und einladende Kirche, gute Schulen, und viel Geld wären unabweisbare Bedürfnisse. Und wie steht es nun damit?

Gehen wir erst zur Schule über, weil dieß die wichtigste Sache für eine Diasporagemeinde und doch der wundeste Fleck Altona's ist. 1865 befand sich eine katholische Schulklasse mit 30 Kindern daselbst. Durch die stete Einwanderung stieg die Zahl der katholischen Schulkinder bald auf 400. So mußte die Gemeinde, welche bis dahin nur Kirche, Pfarrhaus und Schulhaus besaß, Häuser und Gründe um theueres Geld ankaufen, um ihre schulpflichtigen Kinder unter Dach und Fach zu bringen. Vier neue Schulklassen wurden eingerichtet, so daß also fünf vorhanden waren. Dadurch hat die Gemeinde 60,000 Mark Schulden auf sich geladen, die Lehrergehälter sind nicht dotirt und so kommt zur Verzinsung des Schulkapitals alljährlich auch noch die vollständige Unterhaltungspflicht der Schule für die Gemeinde. *Die Gemeindekasse Altona's leistet nichts* für die katholischen Schulen; sie versorgt nur und zwar sehr splendid die protestantischen Stadtschulen und zwingt somit die Katholiken, um ihnen doch in etwa ebenbürtig seyn zu können, zu erhöhten Ausgaben. Auch die Staatskasse leistet nichts, sondern die Regierung fordert nur, daß die katholischen Schulen reglementsmäßig sind, widrigenfalls sie geschlossen würden. Seitdem (1875) die katholischen Schulen öffentlichen Charakter haben, sind sie einem protestantischen Inspektor unterstellt. Die Regierung hat dann auch die Gehaltsscala für die Lehrer festgestellt und genehmigt, daß der Kirchen- und Schulvorstand eine Schul- und Kirchensteuer erhebt, welche jetzt bereits 100% der directen Klassensteuer bildet. Außerdem hat jedes Kind quartaliter 1,50 M. Schulgeld zu entrichten. Und dabei haben die Katholiken

dieselbe Communalsteuer wie die protestantischen Einwohner zu entrichten. Somit ist die Gemeinde über alle Maßen gedrückt, ohne daß indeß die Mittel für die Schule reichlich vorhanden wären. Die Schulhäuser sind nur alte, adaptierte Gebäude und noch viele Eltern ziehen die bei weitem splendider und besser ausgestatteten Communalschulen vor. Das Jahr 1881 brachte 107 katholische Taufen. Rechnet man nun dazu, daß auch stets noch katholische Schulkinder mit ihren Eltern einwandern und manche aus gemischten Ehen, wohl protestantisch getauft, aber später katholisch erzogen werden, so ist klar, daß fünf katholische Schulklassen keineswegs genügen, um alle vorhandenen Kinder aufzunehmen. Sollte demnach die katholische Schule dem wirklichen Bedürfnisse entsprechend erweitert werden, so müßte die hohe Schulsteuer noch höher werden, was aber bei der Leistungsfähigkeit der Leute geradezu unmöglich ist.

Neben der katholischen Volksschule besteht in Altona eine Communikantenanstalt für die Kinder der Diaspora, welche fast ganz aus milden Gaben erhalten werden muß. Auf dem Hause lasten außerdem noch 3000 Mark Schulden. Durchschnittlich werden 30 bis 40 Kinder in der Anstalt unterhalten, von welchen vor ihrem Eintritte viele niemals eine katholische Kirche und einen Priester gesehen haben. In einem Jahre müssen dieselben theoretisch und praktisch ins katholische Leben eingeführt werden. Wären die nothwendigen Mittel vorhanden, so könnten doppelt so viele Kinder aufgenommen werden.

Die Pfarrkirche ist, wie bemerkt, in einem traurigen Zustand. Beichtstühle fehlen, der Hochaltar ist vollständig unwürdig und das Innere und Aeußere der Kirche paßt gar nicht zu einer Großstadt. „Mittel zu Hebung dieser Uebelstände stehen leider nicht zu Gebote“. Dazu faßt die Kirche höchstens 1500 Personen, wenn alles Kopf an Kopf steht, genügt also für die Gemeinde nicht mehr.

Geistliche sind nur zwei in Altona; die Pfarrstelle ist

Licentiat der Theologie, Pfarrer in Immendorf, Deputat des Kapitals Rothenburg und Commissär des Fürsten von Heitersheim; sein Vater Karl Dominik ein gerühmter Musiker und Goldarbeiter; seine Mutter Maria Anna Bühler stammte aus einer der vornehmsten Bürgerfamilien der Stadt. Eine äußerst sorgfältige Erziehung durch die fromme Mutter und Großmutter — der Vater war frühe gestorben — weckte alsbald die Keime des Edlen und Guten im Herzen des sehr begabten Knaben. Nach Vollendung der trefflichen Bürgerschulen trat er in's städtische Gymnasium über und bezog im Jahre 1822 das Lyceum in Luzern, dem damals besuchtesten Studienort katholischer Schweizerjünglinge unter den Professoren: Geiger, Gügler, Kopp, Widmer und Salzmann, dem spätern ersten Bischof des 1828 wieder erstandenen Bisthums Basel. Die Schulkataloge des Lyceums aus den Jahren 1824 bis 1827 tragen den Namen Karl Greith fast durchweg zu oberst in den Reihen der preisgekrönten Studenten.

Hier trat Greith dem sogenannten „St. Gallerverein", einer geselligen Verbindung der Studierenden aus den St. Gallischen Landen bei, welchem er durch sein heiteres, gewecktes Wesen alsbald frisches Leben einzuhauchen, dessen Mitglieder er für das Edle zu begeistern und zu guten Sitten bei ernstem wissenschaftlichen Streben anzuregen verstund. Es gelang ihm auch, manchen unerfahrnen Studiengenossen von Verbindungen ferne zu halten, welche als Ableger der damals in der Schweiz aufblühenden Freimaurerei deren Umsturzplänen in die Hände arbeiteten. Deßhalb ward er bereits von Studenten unkirchlicher Richtung angefeindet, von der Großzahl der Studentenschaft aber wegen seiner Geselligkeit wie seiner Tüchtigkeit hochgeachtet; so daß sie ihm einmüthig, obwohl noch viele ältere Genossen vorhanden waren, die Trauerrede bei der öffentlichen Feier übertrugen, welche sie beim Hinscheiden des als Dichter und Schriftsteller gleich verehrten Professor Alois Gügler im Februar 1827 abhielten. Diese Rede, voll jugendlichen Schwunges und

mit ebensolcher Begeisterung vorgetragen, fand bei der zahlreichen, aus allen Ständen anwesenden Zuhörerschaft solch ungetheilten Beifall, daß sie allgemein zur Weiterverbreitung durch den Druck verlangt wurde. Sie ist die Erstlingserscheinung des als apologetischer Kirchenschriftsteller durch Werke von bleibendem Werthe im In- und Auslande vielgenannten Mannes.

Nachdem er mit großem Erfolge Philosophie und Theologie studirt, bezog er im Herbst 1827 die zu dieser Zeit aufblühende, durch berühmte Namen in hohem Rufe stehende Hochschule München. Während die vielen vom kunstsinnigen König Ludwig I. angelegten wissenschaftlichen und künstlerischen Sammlungen, prachtvollen Bauten und Denkmäler, dem strebsamen Jüngling reiche Geistesnahrung und Anregungen boten, hörte er die Vorlesungen über philosophische Fächer bei Baader und Schelling, über Naturwissenschaft bei Oken, über Kirchen- und Dogmengeschichte bei Döllinger und besonders Universalgeschichte bei Joseph Görres. Im gastlichen Hause dieses genialen Mannes, an den er durch Professor Widmer von Luzern aus besonders warm empfohlen war, fand er herzliche Aufnahme. Hier bewegte sich der jugendliche Gelehrte mit besonderer Vorliebe; hier machte er die werthvollsten Bekanntschaften mit den damaligen wissenschaftlichen Größen und katholischen Staatsmännern Deutschlands: einem Oberkamp, dem Kirchenrechtslehrer Phillips, dem Medizinalrath von Ringseis, dem Juristen von Moy, dem Schriftsteller von Kerz, dem Dichter Clemens Brentano; hier schloß er innige Freundschaft mit dem fast gleichalterigen Guido Görres. Diese gelehrten und geselligen Abendunterhaltungen, deren Seele der große Görres war, waren für Greith eine Lebensschule. Ja letzterer verlieh ihm, wie ein Vater seinem Sohne, die geistige Durchbildung und eine feste religiöse wie politische Richtung; selbst auf seine sprachliche Ausdrucksweise soll Görres weit mehr eingewirkt haben, als irgend eine Schule mit ihren Lehrvorträgen. Ihm und seiner

Familie blieb Greith Zeit seines Lebens aufs innigste befreundet und stund auch später in lebhaftem Briefwechsel[1]). In München reifte er auch zum Publicisten; er versuchte sich bereits literarisch durch Beiträge für verschiedene wissenschaftliche Zeitschriften, wie die „Eos“, den „Katholik“ und die „Literatur-Blätter“ des trefflichen Kirchengeschichtsschreibers Fr. von Kerz. Diese Jugendarbeiten zeugen ebenso für sein poesiereiches Gemüth wie für seinen klaren Verstand.

Indessen trat an den jungen Mann jener hochwichtige Zeitpunkt heran, da er sich für einen bestimmten Lebensberuf entscheiden sollte. Wohl hatte er sich bisher mit Vorzug dem Studium der Theologie gewidmet in der Absicht, in den geistlichen Stand einzutreten; gleichzeitig aber eine solch allgemein wissenschaftliche Ausbildung erworben, die ihn für einen Lehrstuhl jeder Hochschule befähigte. Es gab der Lockungen so manche, der Aussichten auf eine ruhmvolle Laufbahn im weltlichen Stande so reizende, daß eine jede für sich schon genügt hätte, den geistlichen Stand bei Seite, und in einem weltlichen Berufe sich in den Besitz der für das Erdenleben wünschbaren Güter zu setzen. Mitten in diesem Gewoge der Erwägungen und Neigungen, zwischen denen das Lebensschifflein des Jünglings hin- und herschwankte, gelangte unvermuthet, wie ein Wink aus lichteren Höhen, der ehrenvolle Ruf von Seite der obersten katholischen Verwaltungsbehörde seines Heimatkantons an ihn: er möchte die Stelle eines Gehilfen an der berühmten St. Gallerstiftsbibliothek übernehmen mit der Aussicht, bald an den Platz des in hohem Greisenalter stehenden Bibliothekars P. Ildephons v. Arx, eines gelehrten Mönchs des ehemaligen Klosters St. Gallen, treten zu können. Auch anerbot ihm die gleiche Behörde die nöthigen Mittel zur weiteren Ausbildung für diesen besonderen Beruf.

Auf Görres Anrathen hin folgte Greith diesem wohl-

---

1) Vgl. Jos. v. Görres Gesammelte Briefe I. 472. III. 400. 507.

wollenden Rufe, der ohnedieß seinen Anlagen und Neigungen entgegen kam. So schwer ihm auch der Abschied von der sehr liebgewordenen Heimstätte des großen Mannes wurde, reiste er dennoch nach kurzem Aufenthalt in St. Gallen und seiner Vaterstadt an die Hochschule zu Paris, wo er hauptsächlich die Vorlesungen der Professoren Guizot und Villemain hörte und die Bekanntschaft mit Gerbet, dem spätern Bischof von Carcassonne und mit Lacordaire, dem bekannten Wiederhersteller des Predigerordens in Frankreich machte. Er kannte fast keine anderen Wege der Weltstadt, als die zur Kirche und zu den Hörsälen der Hochschule. Hier geschah es nun, daß der Herr des Weinberges ihn zum auserwählten Arbeiter berief. Eines Tages nämlich führte ihn der Weg in die elysäischen Gärten, um sich da von den anstrengenden Studien ein wenig zu erholen. Da begegnete er einem früheren Studiengenossen von Luzern her, Hrn. Ingenieur Segesser, der als Hauptmann unter der Schweizergarde Karl's X. diente. Dieser machte ihn auf mehrere andere Schweizer aufmerksam, die im Priesterseminar St. Sulpice ihren theologischen Studien oblagen. Greith besuchte diese sofort und erhielt von ihnen eine so anziehende Schilderung vom Geiste und Leben der Anstalt, daß er beschloß, zur Prüfung seines Berufes sich wenigstens einige Tage in die Anstalt zurückzuziehen und daselbst geistlichen Uebungen obzuliegen. Nun gefiel es ihm aber in der trefflichen Priesterschule so gut, daß er sie nicht mehr verließ, bis er nach gründlichen Studien der Theologie, von der Hand des Erzbischofs de Quelen von Paris mitten unter den Stürmen der Julirevolution am Samstag vor dem Dreifaltigkeitssonntag morgens 3 Uhr die heil. Priesterweihe empfangen hatte (28. Mai 1831). Damit war sein Lebensberuf als Mann der Kirche Gottes ihm vorgezeichnet.

Kaum nach Hause zurückgekehrt, erging es ihm, wie später seinem väterlichen Freunde Jos. von Görres. Statt der edlen Muse sich widmen zu können, sah er sich sofort

auf ein Kampfesfeld versetzt, wo eine unkirchliche Richtung in der Auflehnung gegen jede Autorität die revolutionären demokratischen Ideen auf den Boden des Katholicismus mit allen Mitteln des mündlichen und schriftlichen Wortes zu übertragen bestrebt war. Die Männer, deren Aufgabe es gewesen wäre, solch antikirchliche Bestrebungen zu bekämpfen und abzuwehren, stunden bereits in hohem Greisenalter und waren, wenn auch theologisch gründlich gebildet, doch zu wenig vertraut mit den Waffen, mit denen das Phrasengeklingel sogenannter Neologen und liberalisirender Streiter energisch genug abgewiesen werden konnte. Um so vertrauter war mit demselben der jugendliche Priester Karl Greith, welchen der Scharfblick des ritterlich gesinnten Bischofs von Chur-St. Gallen, Graf von Buol-Schauenstein, an die Stelle eines Subregens und Professors am St. Gallischen Priesterseminar berufen hatte. Damit war auch seine Richtung als apologetischer Kirchenschriftsteller entschieden. Im freundschaftlichen Umgange mit den wenigen noch lebenden gelehrten Mönchen der gewaltsam aufgehobenen Abtei St. Gallen, dieser Leuchte kirchlicher Wissenschaft in der Ostschweiz, lernte er die Traditionen derselben kennen und damals schon begeisterte ihn die erhabene Idee, aus den Trümmern des einst so bedeutenden Stiftes eine ähnliche kirchliche Einrichtung wieder aufleben zu machen und dessen geistige Erbschaft den spätern Geschlechtern zu überliefern. Dieses Ideal suchte er mit allem Aufwand seines reichen Geistes und mit unerschütterlicher Beharrlichkeit zu verwirklichen. Klaren Blickes durchschaute er die Gefahren, welche von Seite jener unkirchlichen Richtung nicht sowohl der Wahrheit, als vielmehr der unbefangenen Gläubigkeit des Volkes drohte. Mit siegreicher Ueberlegenheit des Geistes deckte er in Predigten und Aufsätzen in der Presse die Trugschlüsse und Irrthümer seiner Gegner, die über die Tragweite ihrer Bestrebungen selber nicht im Klaren waren, auf und vertheidigte die katholische Lehre von der Stellung und den Rechten eines Bischofs;

brachte es auch, als Rathgeber zu den kirchenpolitischen Verhandlungen beigezogen, dahin, daß eine im Druck erschienene Streitschrift seiner Gegner mit der kirchlichen Censur belegt wurde und ihr Verfasser sich später, besserer Einsicht folgend, dem Urtheil der Kirche unterwarf. Da starb plötzlich mitten im Sturme politischer Verfassungswirren, gekränkt von Seite ungünstig gesinnter weltlicher Behörden wie von Seite unkirchlicher Geistlichen, Bischof Karl Rudolf an gebrochenem Herzen, 23. Oktober 1833, und schon nach fünf Tagen hob der St. Gallische Kantonsrath ohne Rücksicht auf den apostolischen Stuhl einseitig das Doppelbisthum Chur-St. Gallen auf und setzte von sich aus eine Bisthumsverwaltung ein, der jede kirchliche Anerkennung und Vollmacht abging. Dadurch ward Geistlichkeit und Volk in eine traurige Spaltung und Verwirrung gestürzt. Jetzt veröffentlichte Greith zur Kennzeichnung der Zeitlage für ferner stehende Kreise seine erste apologetische Schrift: „Grundzüge der Entwicklung und Reform der Kirche zur Beurtheilung der neuesten kirchlichen Ereignisse im Bisthum St. Gallen. Luzern 1834.“ Die Schrift entfachte aber das Feuer des Hasses seiner Gegner und der damaligen Gewalthaber derart, daß er seiner Stellen als Subregens, Professor und Unterbibliothekar an der Stiftsbücherei enthoben und auf die Gasse gestellt wurde. Am dritten Fastensonntag 1834 hielt er vor einer ungeheueren Volksmenge in der Klosterkirche zu St. Gallen seine Abschiedsrede, ein zündendes Wort, das ihm für lange ein gutes Andenken im Herzen des St. Gallischen Volkes sicherte. Wohin nun sollte er sich wenden?

Die göttliche Vorsehung lenkte seine Schritte nach Rom. Da, am unversiegbaren Borne christlicher Wahrheit, sollte er neue Kraft schöpfen, am Mutterherzen der Kirche sich erwärmen und zugleich dem heil. Vater ein treues Bild der traurigen kirchlichen Zustände des St. Gallischen Landes entwerfen.

Sehr gelegen kam ihm daher gerade zu dieser Zeit ein

Auftrag des englischen Parlamentsausschusses (Board of Records), an dessen Spitze Lord Brougham stund: Alles, was sich über brittische und irische Geschichte und Alterthümer in den Handschriftensammlungen Roms vorfände, zusammenzustellen und kritisch zu verarbeiten. Hatte er doch als Unterbibliothekar in St. Gallen einen ähnlichen Auftrag in Bezug auf die Handschriften der St. Gallischen Stiftsbibliothek zur größten Zufriedenheit der gleichen Commission bereits vollzogen. Die Ergebnisse dieser römischen Studien wurden in der Bibliotheca Vaticano-Brittannica zusammengestellt und in den Archiven von Lincolns Inn zu London niedergelegt. Auszüge aus den vatikanischen Handschriftenkatalogen, die er an seinen vieljährigen Freund, den Geschichtsforscher Böhmer übersandte, führten diesen zu den Fontes rer. German. Auch entdeckte er in der vatikanischen Bibliothek das mittelhochdeutsche Gedicht „Gregor auf dem Steine“, das er in seinem „Spicilegium Vaticanum, Beiträge zur näheren Kenntniß der vatikanischen Bibliothek für deutsche Poesie des Mittelalters“, 1838 veröffentlichte, nebst einer Abhandlung über die vatikanischen Handschriftkataloge und schätzenswerthen Winken über 110 auf deutsche Literatur des Mittelalters bezügliche Codices.

Der große Görres brachte diesem Werke hohe Anerkennung entgegen und übersandte Greith seinen „Athanasius“ sammt einem herrlichen Ermunterungsschreiben.[1]) Auch fand es in den von J. Grimm herausgegebenen „Göttinger gelehrten Anzeigen“ und durch den Meister Sepp von Eppishusen (Joseph von Laßberg) sehr günstige Beurtheilung.

Außer diesen fruchtbaren Studien und Arbeiten, die Greith während seines zweijährigen Aufenthalts in Rom betrieb, erweiterte er auch den Kreis seiner Bekanntschaften theils mit deutschen Gelehrten und Künstlern, theils mit kirchlichen Würdenträgern, verfolgte genau den Gang der

1) Freundesbriefe II. 507—508.

Ereignisse in seinem schweizerischen Vaterlande und in seinem Heimatkanton insbesondere und wußte es an maßgebender Stelle dahin zu bringen, daß der römische Stuhl, den thatsächlichen Verhältnissen Rechnung tragend, in der Person des Dr. Johann Peter Mirer, Pfarrers und Dekans zu Sargans, einen apostolischen Vikar für die St. Gallischen Lande aufstellte (1836), der dann im Jahre 1847 zum ersten Bischof von St. Gallen geweiht wurde. Dieser Erfolg, den seine Gegner weder geahnt und noch weniger gewollt hatten, gereichte unserm Verfolgten zur hohen Genugthuung. Der erste Schritt zur Auferstehung des Stiftes St. Gallen war gethan.

Die Vollendung seiner Aufgabe und die frohen Aussichten, die seine Freunde in der Heimat Ende 1836 ihm eröffneten, an die Stelle des mit Tod abgegangenen Bibliothekars an der Stiftsbibliothek gewählt zu werden, lockten ihn nach Hause, wo er aber herbe Täuschung erfuhr, so daß er abermals ins Exil zu wandern genöthigt war. Er fand indeß gastliches Obdach auf Stift Neuburg am lieblichen Neckarufer unweit Heidelberg bei seinem Freunde Rath Fr. H. Schlosser. Das Ausland, wie ein St. Galler Blatt damals klagte, wußte die Kraft und Talente des Verbannten besser zu schätzen als die Heimat, wo die Parteileidenschaft, seine Bildung und geistige Ueberlegenheit fürchtend, ein System kleinlicher Verfolgung gegen ihn in Betrieb gesetzt hatte. Auch diese Prüfungszeit schlug ihm zum Guten aus. Hier setzte er seine germanistischen Studien fort, hier arbeitete er für mehrere deutsche und englische Zeitschriften; hier verkehrte er mit einem Kreis ausgezeichneter in den verschiedensten Gebieten thätiger Männer. Auf diesem unparteiischen Gefilde wahrer Wissenschaft begegneten sich die nachmaligen Bischöfe Räß von Straßburg und Weis von Speyer, der bekannte Geschichtsschreiber Schlosser, der berühmte Pädagoge Dr. Schwarz, die Naturforscher Tiedemann und Chelius, Professor Ullmann u. A. m. Diese Zusammenkünfte bildeten für den

jugendlichen Priester und Gelehrten die Quellen vielfachen Genusses und reichster Anregung.

Indessen fand auch diese Verbannungszeit ihr unverhofftes Ende. Durch Bemühung einiger Freunde ward Greith am 1. Februar 1837 von der Kirchengemeinde Mörswyl bei St. Gallen zum Seelsorger, am ersten Maisonntag aber vom Bezirk Rorschach zum Mitglied des St. Galler Großen Rathes gewählt, womit ihm ein großes Feld kirchenpolitischer Thätigkeit geöffnet war. Es galt hier Mann zu seyn in den erbitterten Kämpfen, die im Kantonsrathe seit dem Auftauchen der sogenannten Badener Conferenz-Artikel und der Aufhebung des Doppelbisthums Chur-St. Gallen entbrannt waren, im Herzen des katholischen Volkes ihr lautes Echo fanden und selbst in den Kreis der eidgenössischen Tagsatzung hinüberspielten. Bei Berathung der Instruktion für den Tagsatzungsgesandten in der Junisitzung des Jahres 1837 hielt Greith seine erste Rede im Großen Rathe und trat in dieser für die Interessen des kirchlichen Rechts, sowie für die Forterhaltung des bereits gefährdeten Bestandes der schweizerischen Klöster mannhaft in die Schranken. Gleicherweise vertheidigte er in der Frühlingssitzung des folgenden Jahres die Rechte der katholischen Landeskirche auf das Vermögen des sich selbst aufgebenden Klosters Pfäffers (1838). Diese Reden wurden zwar mit gespannter Aufmerksamkeit angehört, verklangen aber an tauben Ohren, weil die Stimme der Gerechtigkeit übertönt wurde vom Gelärme blinder Parteileidenschaft und Kirchenhasses.

Im Januar 1839 wurde Greith als zweiter Pfarrer oder Domkustos an die Stiftskirche nach St. Gallen berufen und zum Präsidenten des katholischen Erziehungsrathes gewählt. Eine seiner ernstesten Aufgaben erkannte er darin, der katholischen Kantonsschule wiederum den Geist seiner Stifter einzuflößen und die ungläubigen Elemente daraus zu entfernen. Maßlose Angriffe öffentlicher Blätter, die im Fahrwasser krassesten Unglaubens lustig dahinschwammen, waren

der Lohn für die getreue Pflichterfüllung des Erziehungsvorstandes, der aber in seinen herrlichen Jahresberichten an das katholische Großrathscollegium wiederholt nachwies, wohin ein antichristlicher Unterricht und eine sogenannte humane, die christliche bei Seite setzende Erziehung führen. Die Rede Greiths zu Gunsten des Fortbestandes der Klöster Muri und Wettingen, die eine große Verbreitung durch den Druck fand, wurde in Aargau, wo der Freiheitssinn der Klösterzerstörer die Wahrheit nicht ertrug, von Staatswegen verboten.

Am 10. August 1842 mußte er die Seelsorge der mit der Stiftskirche verbundenen Pfarrei St. Gallen-Tablat übernehmen. Diese neue Last bewog ihn zur Niederlegung der Präsidentenstelle des Erziehungsrathes; doch blieb er dessen Mitglied. Am 3. Mai 1843 erkor ihn das Landkapitel St. Gallen-Rorschach zu seinem Dekan und der apostolische Vikar Mirer zu seinem geistlichen Rathe. Kurz hernach erkrankte er am Nervenfieber, das ihn an den Rand des Grabes brachte. Aber die Vorsehung hatte ihn auserseheu für noch größere Arbeiten und Kämpfe, deren Zielpunkt das Wiederaufleben der alten Abtei St. Gallen in einem Bisthum St. Gallen für die Katholiken in der Diaspora der nordöstlichen Schweiz war. Und Gott segnete seine Bemühungen mit herrlichem Erfolge. Nach langen Unterhandlungen mit dem heiligen Stuhle kam ein Concordat zu Stande und durch Bulle Papst Pius' IX. vom 12. April 1847 ward der apostolische Vikar Mirer zum ersten Bischof von St. Gallen, Pfarr-Rektor Greith aber zum Domdekan des zu errichtenden Domkapitels ernannt. Als solcher arbeitete er unermüdlich „als rechte Hand" des alternden Bischofs am Ausbau des neu errichteten Bisthums. Im steten Einverständniß mit demselben gründete er zur Heranbildung eines kirchlichgesinnten und sittenreinen Klerus ein bischöfliches Knabenseminar und überwachte auch in besonderer Weise den Studiengang und die Aufführung der Jünglinge, welche sich auf deutschen Hochschulen und andern Priesterbildungsanstalten dem geist-

lichen Stande widmeten. Dadurch erwuchs die erfreuliche Thatsache, daß von den ungefähr 200 landesangehörigen Priestern, die jetzt im Bisthum wirken, kaum ein Dutzend existirt, die nicht unter seiner Aufsicht herangezogen worden, und von allen diesen während der Versuchungsjahre des staatlich gehätschelten Altkatholicismus auch nicht ein einziger trotz verschiedener Lockmittel Pflicht und Eid untreu geworden ist.

Neben der Heranbildung des Klerus behielt er auch die innere Ausstattung des Bisthums im Auge. Zur Herstellung der nöthigen Einheit bei priesterlichen Amtshandlungen ließ er die noch von ehemaligen Bisthumsverhältnissen herstammenden verschiedenen Ritualien beseitigen und bearbeitete ein neues, das unter dem Titel Rituale Romano-Sangallense 1849 im Druck erschien. Diesem war, zur Verdrängung leichtfertiger Musik aus den Kirchen, eine Sammlung alter Choralgesänge des Klosters St. Gallen als Cantuarium S. Galli 1845 vorangegangen, welches er mit einer sehr lehrreichen Vorrede über die Geschichte der Musik an der St. Gallischen Stiftskirche versehen hatte und das später durch ein neues St. Gallisches Gesangbuch ergänzt wurde (1863). Als neuen Baustein und Schmuck des Bisthums verfaßte er im Auftrag des Bischofs in klassischem Latein ein „Proprium Sangallense 1858". Ueberzeugt von der Wichtigkeit eines gründlichen Studiums der Philosophie zur Aneignung einer allseitigen Bildung gründete er in Verbindung mit einer Anzahl Professoren an der katholischen Kantonsschule einen philosophischen Lehrkurs (1849), in welchem er sämmtliche philosophische Fächer docirte und zwar mit einem Erfolge, daß dieser Lehrkurs von Schülern aus allen Theilen der katholischen Schweiz besucht war bis zu seiner gewaltsamen Unterdrückung durch den Radikalismus (1855). Eine Frucht dieser philosophischen Lehrthätigkeit war das im Verein mit dem gelehrten Einsiedler-Mönch P. Georg Ulber herausgegebene „H a n d b u c h d e r P h i l o s o p h i e für Schule und

Leben", von dem aber nur drei Bände erschienen (Freiburg, Herder 1853—1857). Eine noch köstlichere Frucht ascetischer und germanistischer Studien im Geiste seines großen Lehrmeisters Görres bot er in dem gediegenen, allerwärts freudig begrüßten und im Ton überaus ansprechenden Werke: „Die deutsche Mystik im Predigerorden von 1250—1350 nach ihren Grundlehren, Liedern und Lebensbildern aus handschriftlichen Quellen." Freiburg 1861.[1])

Was Greith in rastloser Thätigkeit als Kanzelredner in Predigten, als muthvoller, geistreicher Parlamentarier im St. Galler Rathssaale, durch publicistische Arbeiten in der Tagespresse, in Broschüren, amtlichen Denkschriften und Eingaben an die verschiedenen Behörden für die Interessen der Katholicität geleistet, ist wahrhaft staunenswerth und nur erklärlich, wenn man weiß, mit welcher Leichtigkeit er arbeitete und daß er regelmäßig von Morgens halb 5 Uhr bis Abends 10 Uhr der Arbeit obzuliegen gewohnt war.

Es mögen an dieser Stelle zur Beleuchtung seiner schriftstellerischen Thätigkeit noch Erwähnung finden seine durch den Druck in weiteren Kreisen bekannt gewordenen größeren und kleineren Werke meist apologetischen Inhalts:

1. Reden und Commissionalberichte an das katholische Großrathscollegium des Kantons St. Gallen betreffend Errichtung eines Bisthums. St. Gallen 1845 und 1846.

2. Die apostolische Hirtengewalt im Episcopat und ihre Segnungen für die Kirche und das Land St. Gallen. Festpredigt, gehalten bei der feierlichen Consekration des ersten St. Galler Bischofs Johann Peter Mirer. Schaffhausen 1847.

3. Katholische Apologetik in Kanzelreden (3 Bde. Schaffhausen 1847—1852) — ein Werk, das dem Verfasser stets einen ehrenvollen Platz unter den Kanzelrednern der Neuzeit sichern wird.

4. Das kostbare Erbe des katholischen Glaubens für uns und unsere Nachkommen. Predigt, gehalten bei der feierlichen Benediktion der neuen Kirche zu Jona. St. Gallen 1852.

---

1) Vgl. Hist.-polit. Blätter Bd. 49, 211—233.

5. Gleichzeitig schrieb er in das bekannte große Kirchenlexikon von Wetzer und Welte mehrere sehr gediegene geschichtliche Artikel: so über die Ekkeharde, St. Luzius und Notker, sowie über die schweizerischen Bisthümer: Chur, Sitten, Lausanne, Genf u. a. m.

Die bisher veröffentlichten schriftstellerischen Arbeiten erwarben ihm allseitige Anerkennung und Auszeichnung, welcher die theologische Fakultät der Hochschule Tübingen durch Verleihung des Doktorhutes würdigen Ausdruck verlieh.

6. Die Klöster Mehrerau und Wettingen nach ihrer Vergangenheit und Zukunft. St. Gallen 1854. Predigt, gehalten beim feierlichen Einzug der Cisterzienfermönche Wettingens in die ehemalige Augustinerabtei Mehrerau bei Bregenz, welcher dadurch ermöglicht worden, daß Greith vorerst den altehrwürdigen Prälaten Leopold Höchle ermuthigte, das Wiederherstellungswerk der 1841 gewaltsam aufgehobenen Abtei Wettingen durch Sammlung der zerstreuten Mitglieder muthig in die Hand zu nehmen, und dann persönlich an die Hofburg nach Wien reiste, um durch des Kaisers Franz Joseph Großmuth mehrere werthvolle Güter zu erwerben.

7. Die Damen vom heiligen Herzen Jesu und ihre Erziehungskunst. St. Gallen 1854. (Bei Eröffnung der Lehranstalt Riedenburg bei Bregenz.)

8. Die Rechte des Bischofs und der Geistlichkeit nach der Verfassung der katholischen Kirche. St. Gallen 1855. Denkschrift.

9. Zur Erhaltung der bisherigen katholischen Kantonsschule und gegen die Gründung einer paritätischen Lehranstalt. St. Gallen 1856. Protestschrift an das katholische Großrathscollegium.

10. Der Zweck des St. Gallusvereins. St. Gallen 1856 — ein Aufruf an das katholische St. Galler-Volk zur materiellen Unterstützung des in Folge Aufhebung der St. Galler Kantonsschule auf neuer Grundlage errichteten bischöflichen Knabenseminars.

11. Erinnerung an Robert Lukas Baron von Pearsall of Willsbridge. St. Gallen 1856. Trauerrede beim Leichenbegängniß dieses als Componist und Musiker berühmten englischen Convertiten und Freundes Greiths.

12. Der katholische Priester, ein Freund des Fortschritts

und der Duldung. St. Gallen 1857. Trauerrede auf einen priesterlichen Freund des Verfassers.

13. Die Lage der katholischen Kirche unter der Herrschaft des Staatskirchenrechts im Kanton St. Gallen; St. Gallen 1858. Denkschrift, gerichtet an den St. Gallischen Großen Rath gegen den Zopf des sogenannten Josephinismus und dessen widerrechtliche Uebergriffe ins Gebiet der Kirche. Diese glänzende Apologie der Rechte der Kirche, in tausenden von Exemplaren unter das katholische Volk verbreitet, brachte im Wahljahre 1859 eine mehr kirchlich gesinnte Behörde an die Spitze des Kantons. Sie erschien auch zur Beleuchtung kirchlicher Zustände in der Schweiz für weitere Leserkreise in französischer Sprache.

14. Der selige Nikolaus von der Flüe, ein wahrer Freund Gottes und des Vaterlandes. Luzern 1858. Predigt zu Sachseln in Unterwalden bei Anlaß einer großen Wallfahrt zum Grabe des Seligen am Feste desselben.

15. und 16. Jubiläumsmandat, St. Gallen 1858, und die Sonn- und Festtagsfeier in ihrer Beziehung zur Wohlfahrt unseres Volkes; St. Gallen 1859. Zwei Hirtenschreiben an das St. Gallische Volk im Auftrage des damals altersschwachen und kranken Bischofs Mirer.

17. Einladung zur Unterstützung des Knaben-Seminars. St. Gallen 1860.

18. Was uns zum Frieden dient. St. Gallen 1861. Vorstellungsschrift an den St. Galler Verfassungsrath bei Anlaß der Verfassungsänderung, in welcher die Rechte der katholischen Landeskirche auseinandergesetzt und größere Bewegungsfreiheiten derselben gefordert werden.

19. Die heiligen Apostel Johannes und Petrus. St. Gallen 1862. Trauerrede auf den verstorbenen Bischof Mirer [1]).

In all diesen Schriften, von denen die Mehrzahl Gelegenheitsschriften sind, zeigt sich Greith als ein muthiger, schlagfertiger Verfechter kirchlicher Rechte und Freiheiten, als

1) In den Histor.-pol. Blättern setzte er seinem Freunde Laßberg ein literarisches Denkmal: „Erinnerungen an Jos. Freiherr von Laßberg auf der alten Meersburg." (1864) Bd. 53, 425 ff. 505 ff. A. d. Red.

Mann tiefer Wissenschaft, reicher Phantasie und allseitiger Bildung, als wahrer Priester Gottes, vom lebendigsten Glaubensbewußtseyn durchdrungen, und selbst in seiner Ausdrucksweise und Formgewandtheit als des großen Lehrers Görres würdiger Schüler, der es versteht, bei jeder gegebenen Gelegenheit die wichtigsten und erhabensten Wahrheiten zur Darstellung zu bringen.

Mit dem Jahre 1862 tritt ein großer Wendepunkt im Lebensgange unsers Gefeierten ein. Noch trauerte das junge Bisthum St. Gallen am Grabe seines ersten Inhabers. Wer sollte dessen Nachfolger werden? Bei Volk und Geistlichkeit bestand hierüber nicht die mindeste Ungewißheit. Sie erwarteten keinen andern, als den bisherigen getreuesten Mitarbeiter des greisen Oberhirten, Domdekan Karl Johann Greith, ihn, den ritterlichen Kämpfer ohne Furcht und Tadel, auf dessen starken Schultern seit Jahren die Last der Ordinariatsleitung schon geruht hatte, der die Geistlichkeit durch und durch kannte, der im Herzen des Volkes lebte und sich unsterbliche Verdienste um die Gründung und Ausbildung des Bisthums erworben. Was keiner seiner Feinde je befürchten zu müssen vermeinte, seine Freunde aber nur im Stillen zu wünschen gewagt, das geschah durch besondere Leitung Gottes, indem Greith am 29. August 1862 einstimmig zum Kapitelsvikar, am 11. Sept. zum Bischof erwählt, von Papst Pius IX. im Fastenconsistorium (17. März 1863) bestätigt und am 3. Mai feierlich eingeweiht wurde.

Seine beiden Hirtenschreiben beim Antritt seines erhabenen Amtes: „Die Sendung des Bischofs in der katholischen Kirche" und „De Sacro Sacerdotum ministerio", machten auf Volk und Klerus den besten Eindruck. Als er dann aber zum ersten Male sein Bisthum in allen Theilen bereiste, in dessen größeren Ortschaften mit Kraft und Salbung predigte, die Firmung spendete, die Kirchen visitirte, mit Hoch und Nieder aufs leutseligste verkehrte, da glich seine Firmreise einem Triumphzuge und bildete einen wohlverdienten

Trostestropfen für die Verfolgungen, die er bisher im Kampfe für Recht und Wahrheit mit edlem Mannesmuthe überstanden hatte.

Im Jahre 1865 pilgerte Bischof Greith das erste Mal nach Rom. Wie ganz anders als vor 30 Jahren! Dasselbe geschah zwei Jahre nachher. Beidemal war er der Ueberbringer ansehnlicher Sammlungen von Peterspfennigen. Der heilige Vater Pius IX. aber beehrte ihn zur Anerkennung seiner vielen Verdienste um die kirchliche Wissenschaft und insbesondere um die St. Gallische Kirche mit der Würde eines päpstlichen Hausprälaten und Thronassistenten. Nachdem er sich bei den maßgebenden Behörden vielfach um die Restauration seiner Kathedrale bemüht und sie auch in gelungener Weise zu Stande gebracht, weihete er sie unter Assistenz mehrerer befreundeten Prälaten ein und dedicirte dabei seinem Klerus eines seiner literarischen Hauptwerke: „Die Geschichte der altirischen Kirche und ihrer Verbindung mit Rom, Gallien und Alemannien von 430 bis 630, als Einleitung in die Geschichte des Stifts St. Gallen" (Freiburg bei Herder 1867); ein monumentales Werk, die Frucht früherer vieljähriger Studien in den Bibliotheken St. Gallens, Roms und der Ambrosiana zu Mailand.

Einen schmähsüchtigen, der Großsprecherei und dem Unglauben entsprungenen muthwilligen Angriff auf die urkundliche Lebensgeschichte der heiligen Landesväter Gallus und Kolumban in Sailers Wyler-Chronik hatte der kampfgeübte Hüter St. Gallischer Geschichte in den beiden apologetischen Schriftchen: „Der heilige Gallus, der Apostel Alemanniens, nach den ältesten Quellen und den neuesten Fabeln" (St. Gallen 1864) und „Die heiligen Glaubensboten Kolumban und Gall und ihre Stellung in der Urgeschichte St. Gallens" (1865) mit solch überlegener Gelehrsamkeit und so feuriger Kraft zurückgewiesen, daß der Gegner sich nicht zum zweiten Mal auf den Kampfplatz wagte.

Nach dem Tode des rastlosen Förderers eines christlichen Socialismus, des unternehmenden Kapuziners P. Theodosius Florentini (1865) setzte Bischof Greith seine Kraft und Autorität ein für Rettung der herrlichen Studienanstalt im Collegium Mariä Hilf in Schwyz und brachte es in wenigen Jahren durch materielle Sicherstellung derselben und Mehrung ihrer Lehrkräfte dahin, daß sie eine der besuchtesten Lehranstalten der katholischen Schweiz wurde. Ende Oktober 1869 reiste er in Gesellschaft des Bischofs von Basel zum vatikanischen Concil nach Rom, wo er mit seinem alten Freunde Bischof Hefele, dem berühmten Kirchenhistoriker, im Quirinal zusammenwohnte. In freundschaftlicher Uebereinstimmung huldigten beide Bischöfe der Ansicht, es hätten vor der Definirung des Unfehlbarkeitsdogma's die mehr praktischen Zeitfragen in Berathung gezogen werden sollen. Diese, die kirchliche Wahrheit in keiner Weise berührende Ansicht ward von den Gegnern der Unfehlbarkeitslehre dahin verdreht, als ob Bischof Greith selber ein Gegner jener Lehrentscheidung wäre, und er wurde deßhalb von den Kirchenfeinden des Schweizerlandes auf Kosten seiner bischöflichen Collegen in den Himmel erhoben. Aber nachdem er im Concil selbst zwei Reden zu Gunsten des Dogma's gehalten und im August 1870 heimgekehrt war, ließ er die sogenannten „Gutdenkenden" nicht lange über jene im Concil entschiedene Lehre im Zweifel, sondern veröffentlichte im Frühjahr 1871 im Namen der übrigen schweizerischen Bischöfe an das gesammte Volk das belehrende Wort: „Die Lehre vom unfehlbaren Lehramte des römischen Papstes und ihr wahrer Sinn", worin er die Erhärtung und Bedeutung jener Lehre so klar, bündig und unverhohlen auseinandersetzte, daß die Schrift selbst die Anerkennung und Genehmigung des heiligen Vaters erhielt, auf die Gegner aber wie ein kalter Wasserstrahl wirkte.

Seit einer Reihe von Jahren pflegten die schweizerischen Bischöfe, hauptsächlich auf die Anregung Greiths hin, in alljährlichen Conferenzen zusammenzutreten und die brennend-

sten kirchlichen Fragen und Verhältnisse des Schweizerlandes gemeinsam zu berathen. Die beabsichtigte Bundesverfassungsänderung bot ihnen nun Anlaß, sich in einer Denkschrift: „Die Lage der katholischen Kirche und das öffentliche Recht in der Schweiz" 1871 an die Bundesversammlung zu wenden. Ihr Verfasser, Bischof Greith, wies darin an der Hand von Gesetzen, Verordnungen und Thatsachen nach, daß die katholische Kirche, deren Angehörige einst mit ihrem Herzblut die Freiheit und Unabhängigkeit des schweizerischen Vaterlandes errungen, seit mehr denn vierzig Jahren der Gegenstand der Gewaltthätigkeit, Unterdrückung und Beraubung gewesen und die religiöse Freiheit der Katholiken in einzelnen Kantonen, wie Aargau, Tessin, Bern und Genf förmlich geknechtet und von protestantischen Mehrheitsbeschlüssen abhängig gemacht werde. Diese Denkschrift machte im In- und Auslande gerechtes Aufsehen, indem sie die vielen Ungerechtigkeiten gegen die Katholiken schonungslos aufdeckte und die schweizerische Freiheit in einer ganz eigenthümlichen Beleuchtung erscheinen ließ. Sie wurde ins Französische und Italienische übersetzt und von einem Priester des Bisthums St. Gallen im Auftrage des hohen Verfassers in dem „Gedenkbüchlein für das katholische Volk" zur Verbreitung in allen Schichten der Gesellschaft bearbeitet.

Dieser epochemachenden Denkschrift folgten auf dem Fuße nach zwei ähnliche: „Die Unterdrückung der katholischen Religion und Kirche durch die Staatsbehörden im Kanton Aargau 1872" und „Die Kirchenverfolgung in der Schweiz, insbesondere in Genf und im Bisthum Basel". Einsiedeln 1873. Die Schriften riefen den alten Haß der Kirchenfeinde gegen den bischöflichen Vorkämpfer wach. Nicht genug, daß man die maßlos entartete radikale Preßmeute wider ihn losließ, man zieh ihn des Bruches des St. Gallischen Bisthums-Concordates und seines bürgerlichen Eides. Die Concordatsverletzung sollte er begangen haben dadurch, daß er einerseits die ihm vom heiligen Vater bereits 1866

übertragene geistliche Administration der Katholiken in den beiden Halbkantonen Appenzell Inn- und Außer-Rhoden angenommen, anderseits in seinen beiden schriftlichen Eingaben an das vatikanische Concil 1870 die gemischten Ehen und die gemischten Schulen verurtheilt habe. Allein der pflichtgetreue Bischof begegnete diesen grundlosen Anschuldigungen mit der gründlichen Widerlegungsschrift: „Licht und Recht zur Vertheidigung seiner bischöflichen Pflichtstellung" (Einsiedeln, Benziger 1874). Dadurch stieg der geheime Ingrimm seiner Gegner zu einem solchen Höhengrade, daß in einigen Freimaurerlogen über seine Absetzung als Bischof von St. Gallen förmlich berathschlagt wurde. Daß die Pläne nicht zur Ausführung gediehen, verdankt man nicht Menschen, sondern einem Höhern. Indeß wollte „der rasende See sein Opfer haben", und es fiel als solches das bischöfliche Knaben-Seminar zu St. Georgen, dieses Lieblings- und Schmerzenskind des greisen Oberhirten, indem ein radikaler Mehrheitsbeschluß des St. Gallischen Großrathes diese treffliche Priesterschule gewaltsam unterdrückte zur größten Schädigung des katholischen Volkes und der Diöcese, welche alsbald wieder an dem chronischen Uebel des Priestermangels zu leiden begann. Vergeblich hatte der Bischof diesen für sein väterliches Herz so schmerzlichen Schlag abzuwenden gesucht durch die schöne Vorstellungsschrift: „Das bischöfliche Knaben-Seminar der Diöcese St. Gallen. Rechtsbestand, Nothwendigkeit und Einrichtung desselben." St. Gallen 1874.

Indeß drohten noch weitere Gefahren. Durch die Bundesgesetze ward die Civilehe eingeführt. In einer im Auftrag der schweizerischen Bischöfe herausgegebenen Unterweisung: „Ueber die christliche Ehe und die Civilehe" (Einsiedeln 1876) belehrte er das Schweizervolk über die traurigen Folgen der sogenannten bürgerlichen Ehe. Voll Interesse für das confessionelle Schulwesen, das ein Gegenstand seiner Hauptsorgen, heißen Gebete und sogar seiner Thränen war, widersetzte er sich in einer Zuschrift an die St. Gallische

Regierung: „Die christliche Schule und das neue Lesebuch für die Ergänzungsschulen“ (Einsiedeln 1877) der Einführung eines religions- und erziehungswidrigen Lesebuchs in die katholischen Schulen und ebenso sehr der verfassungswidrigen Simultanisirung der Schulen in der Vorstellungsschrift: „Die gemischten Schulen und ihre Gefährde für die christliche Jugend“ (St. Gallen 1879).

So stund Bischof Greith unentwegt bis ins hohe Alter als wachsamer Hirte auf der Warte, um seine gläubige, ihm in besonderer Liebe und Anhänglichkeit zugethane Heerde zu schützen und vor geistigen und materiellen Schädigungen zu wahren, zumal auch, als der von den damaligen Regenten gehätschelte Altkatholicismus in St. Gallen sich einnistete. Diese Regierungsmänner meinten anfänglich, es fänden sich vielleicht im St. Gallischen Klerus etwelche judaisirende Abtrünnlinge. Allein unter den 200 Geistlichen des Bisthums war nicht einer treulos. Alle, wie ein Mann, stunden zu ihrem Bischof, ebenso wie die immense Mehrheit des Volkes, weßwegen der greise Hirte auf der glänzenden Katholikenversammlung zu Konstanz am 14. September 1880 in seiner mit allgemeinem Beifall aufgenommenen Rede sich auch getrost auf die Einigkeit seines Klerus und Volkes mit ihm berufen durfte. Er hatte dieses kurz zuvor thatsächlich erfahren, als er im Frühling schwer erkrankt war und die heißesten Gebete der Geistlichkeit und des Volkes für die Genesung und Erhaltung des allverehrten Oberhirten zum Himmel emporstiegen.

Nun folgte für den edlen Streiter Gottes nach so vielen rauhen Wintertagen noch ein heiterer, wonnevoller Maitag. Es war der Tag seines fünfzigjährigen Priesterjubiläums am 29. Mai 1881, eine erhebende Feier, an welcher er die Grüße und Glückwünsche seiner hohen Freunde, der Behörden und des Volkes in seiner gewohnten geistreichen Weise in zündenden Worten erwiederte. Noch hatte er im Sommer 1881 eine Firmreise unternommen, eine neue Pfarrei

errichtet, zwei neue Pfarrkirchen eingeweiht — wie denn zumeist auf seine Anregung hin im Verlaufe seiner zwanzigjährigen Amtsführung von 112 Kirchen und Kapellen seines Bisthums über 80 entweder ganz neu erstellt oder gründlich renovirt worden waren — wobei seine Unterstützungen, zumal an ärmere Kirchen, reichlich floßen. Seiner besondern Sorgfalt erfreuten sich auch die unter Protestanten zerstreut lebenden Katholiken, denen er drei Missionsstationen errichtete.

Eine Erholung im Herbst 1881 innerhalb der Mauern eines idyllisch gelegenen Klösterleins sollte seine angegriffenen Körperkräfte wieder herstellen. Allein umsonst. In seine bischöfliche Behausung zurückgekehrt, fühlte der bisher noch so rüstige Hirte eine immer größere Abnahme seiner Sinne, zumal des Gehörs und Gesichtes, so daß der lebhafte Geist sich nur sehr schwer in die Einschränkung sonst gewohnter Thätigkeit fügen wollte. Am Tage, als die Schreckenskunde vom Brande der Pfarrkirche seiner Vaterstadt einlief (30. Januar 1882), traf ihn ein kleiner Schlaganfall. Als ob er seine baldige Auflösung ahne, nahm er von seiner bis zum Ende mit apostolischem Eifer gehüteten Heerde förmlich Abschied in seinem schönen Fastenbriefe vom März 1882, ordnete bis ins Kleinste hinein seine zeitlichen Angelegenheiten und selbst all das, was auf seine Leichenfeier Bezug hatte. Dann war die Sorge für eine glückselige Sterbstunde noch seine einzige Beschäftigung. Mit rührender Erbauung empfing er, während das hohe Domkapitel sein Lager umstand, die geistlichen Tröstungen unserer heiligen Kirche. Und wie ein Licht, das allgemach seinen Glanz verliert und glimmend erlischt, so erloschen die Lebensgeister des großen Mannes, am 17. Mai Nachmittags ½2 Uhr 1882.

Greith war eine hohe, kräftige, Ehrfurcht gebietende Gestalt. Auf seiner hohen, gewölbten Stirne thronten tiefe Weisheit und ein ausgesprochenes Herrschertalent. Die klaren Augen unter den buschigen Brauen schauten muthig in die Welt hinein und das männlich schöne Antlitz verrieth hohen

sittlichen Ernst, belebt von einem Zuge edelster Anmuth. Seinem Charakter nach war er eine rasch entschiedene, willensstarke Natur, ihrer Ziele wohl bewußt, wie nicht minder der Mittel, sie zu erreichen, die Schwierigkeiten wohl erwägend, wie auch den rechten Zeitpunkt abwartend. Gewohnt mit Niedern aufs leutseligste zu verkehren, wie auch mit der größten Leichtigkeit und Sicherheit auf dem glatten Parket der Empfangssäle der Großen sich zu bewegen, entfaltete er sein reiches Gemüth insbesondere in der Gesellschaft, wo er, Heiterkeit und Frohsinn, Musik und Gesang liebend, ohne seiner Würde etwas zu vergeben, durch unschuldige Neckereien, sprudelnden Witz und geistreiche Bemerkungen aufs trefflichste zu unterhalten verstund. Zeigte er nach Außen mehr den weltmännisch gebildeten Priester, so bargen das Studierzimmer und die Kapelle mehr den seinem erhabenen Berufe obliegenden Denker und ungeheuchelt frommen Beter. Tiefer, lebendiger Glaube an die göttliche Offenbarung und eine aus diesem Glauben sich stets erneuernde Liebe zur heiligen Kirche bildeten die beiden polaren Impulse zu seiner staunenswerthen priesterlichen und literarischen Thätigkeit und Wirksamkeit. Die Werke, denen er das Daseyn gegeben, sind durchaus keine bloßen Tageserscheinungen, sondern in ihrer Form und Ausdrucksweise klassisch, ihrem Inhalte nach aber Fundgruben der Wahrheit. Verdientermaßen nannten ihn die Franzosen mit Vorzug le savant. Seine Gelehrsamkeit verwerthete er ganz und gar im Dienste der göttlichen Wahrheit und zum Wohle der heiligen katholischen Kirche, darum machte sie Gott auch so segensreich und fruchtbar.[1])

1) Zur vollständigen Kennzeichnung seiner literarischen Thätigkeit sollen an dieser Stelle noch einige seiner Gelegenheitsschriften und insbesondere die Titel seiner bischöflichen Hirtenschreiben aufgeführt werden: 1. Die Erziehung der weiblichen Jugend in den Lehrinstituten der Damen vom hl. Herzen Jesu 1863. 2. Ueber kirchlichen Volksgesang, erlassen 1863. 3. Die kirchliche Trauerfeier für die verewigte Frau Herzogin von Parma am

Die herrlichen Fasten- und Hirtenschreiben Greiths an Klerus und Volk bilden eine wahre Goldgrube christlicher Lehrweisheit, sehr häufig in der Sprache der Kirchenväter, die er mit Vorliebe citirte, in der schwunghaften, bilderreichen Redeweise, wie sie ihm als Schüler des großen Görres besonders eigen war. Als ein Geistesfürst und apostolischer

---

16. Febr. 1864. St. Gallen 1864. 4. Die Anfänge der christlichen Kunst in der römischen Kirche. St. Gallen 1865. 5. Die katholische Pfarrkirche und ihre Bedeutung. Uznach 1870. —
Weiterhin: 1. Abkehr von der Welt und Rückkehr zu Gott. 1863. — 2. Die christliche Familie. 1864. — 3. Mahnruf der Kirche an ihre Gläubigen in jetziger Zeit. 1865. — 4. Die Leiden der Kirche. 1866. — 5. Papst Pius IX. und der offene Krieg gegen die katholische Kirche. 1867. — 6. Der Triumph des Stuhles Petri. 1867. — 7. Das hl. Meßopfer im Gottesdienste der katholischen Kirche. Fastenmandat 1867. — 8. Die Gefahren der Zeit und unser Trost in der katholischen Kirche. 1868. — 9. Die Sicherheit der Kirche und die Unsicherheit unseres eigenen Heiles. 1869. — 10. Die Autorität eines allgemeinen Conciliums und die Aufgabe des nächsten. 1869. — 11. Epistola monitoria ad Clerum 1869. — 12. Literae ad Clerum de Indulgentia in forma Jubilaei 1869. — 13. Ueber den Krieg. 1870. — 14. Das Vatikanische Concil 1870. — 15. Ad Clerum 1870. — 16. Die Christenheit in der Vorzeit und in der Gegenwart. 1871. — 17. Feiertagsverordnung. 1871. — 18. Das Fest des 25jährigen Pontifikates Pius IX. 1871. — 19. Der Kampf gegen Christenthum und Kirche. 1872. — 20. Noth lehrt beten. 1872. 21. Die Lehre und der Lehrstuhl Petri. 1873. — 22. Ad Clerum. 1873. — 23. Unsere Furcht und unsere Hoffnung in gegenwärtiger Zeit. 1874. — 24. Das Unterscheidungsmerkmal der katholischen Kirche. 1875. — 25. Das große Jubiläum, ein Jahr der Buße und Gnade. 1875. — 26. Das Christenthum, ein Werk Jesu Christi zum Heile der Menschen. 1876. — 27. Der Kampf des Christen in den Gefahren der heutigen Welt. 1877. — 28. Das Bischofsjubiläum Pius IX. 1877. — 29. Die Katholiken gegenüber der Verführung zum Abfall. 1878. — 30. In piam memoriam Pii P. P. IX. 1878. — 31. Der Unglaube in seinen unglücklichen Folgen. 1879. — 32. Der Jubiläumsablaß der Kirche zum Nutzen und den Gläubigen zum Heile. 1879.

Hirte, „ein Mann der Kirche Gottes in der Wissenschaft und im Leben", wird er fortleben in seinen Werken und fortleben in der Geschichte der St. Gallischen Lande, an deren vielgestaltigem Gewebe er fünfzig Jahre hindurch rastlos gewirkt, für deren heiliges Glaubenserbgut er mannhaft gekämpft und gelitten hat zum Segen für die späteren Geschlechter.

Niederbüren. Fr. Rothenflue, Pfarrer.

XXXVI.

Poetisches.

I. Heimatweisen aus der Fremde. Von W. Kreiten, S. J. (Vom Verfasser autorisirter Abdruck aus „Aachen's Dichter und Prosaisten", herausgegeben von Heinrich Freimuth.) Aachen, Druck und Verlag von J. Stercken. 1882.

In zweifacher Bedeutung trägt das Büchlein seinen Namen. Aus der Fremde sendet der verbannte deutsche Jesuit seine deutschen Weisen der Heimat zu; und was er aus fremden Zungen (dem Provenzalischen und Latein) in gewandter Uebertragung uns bietet, das klingt uns heimisch an, theils weil es aus den Gefilden der gemeinsamen großen Heimat, der katholischen Kirche ertönt, theils weil der Dichter mag unwillkürlich nach dem ihm und uns Verwandteren gegriffen haben. Wie

— 33. Maria ohne Sünden empfangen. 1879. — 34. Die Gerechtigkeit Gottes und ihre Gerichte für Zeit und Ewigkeit. 1880. — 35. Mein Dank und meine Mahnung an die Gläubigen. 1880. — 36. Das Jubiläum zum Troste der Kirche und ihrer lebenden und abgestorbenen Gläubigen. 1881. — 37. Die beiden Wege durch das zeitliche Leben in die Ewigkeit. 1882.

süß katholisch klingt das Theodor Aubanel'sche „Gebet" (S. 18):

Heil'ges Bild im Haine,
Schönes, schönes Kreuz,
Schmücket dich so feine
Aller Waldblumen Reiz!

Jesus liebend lauschet
Auf die Nachtigall,
Ach, sein Herzblut rauschet
Wie des Brünnleins Fall.

Durch Dein Kreuz und Leiden
Vom Fegfeuer frei
Das Paradies der Freuden,
Herr, uns gegeben sei.

Wenn Ludwig Simeon Lambert's kleines Gedicht: „Der Stern von Bethlehem" (S. 30) uns an Johannes Schrott erinnert, so liegt dieß gleicherweise an Inhalt und Versmaß; und wer trüge Bedenken, den „Letzten Gruß" des erwähnten Aubanel (S. 23) für ein urwüchsig deutsches Lied hinzunehmen?

Ich stieg über Zacken und Riffe
Hinauf, wo das Bergschloß steht,
Ich stieg zu den Zinnen der Thürme,
Wo knarrend die Fahne sich dreht.

Ich sah ein Segel im Himmel
Weiß schimmern über dem Meer,
Als ob es ein Vogelfittich,
Ein weißer Seeadler wär!

Ich sah es noch weit, noch weiter,
Und sah es noch lange Zeit,
Dann sah ich nur mehr die Sonne
Und des Meeres Unendlichkeit.

Da bin ich hinuntergestiegen
Und lief wie bethört am Strand —
Und schrie einen Tag ihren Namen
Hinaus über See und Land.

Etwas bezeichnender französisch in der Wendung des Gedankens ist das rührend innige Sonett der Dichterin und Dichtergattin Roso-Anaïs, „Das Kämmerlein" (S. 17). Was

an Fredori Mistral's schwungvoller Schilderung des „Pferdes der Camargue" (S. 26) in fremdartiger Pracht uns überraschen könnte, daran haben allerdings kosmopolitische Dichter wie Freiligrath durch eigene Schöpfungen uns gewöhnt, es hat aber hiedurch seinen Reiz nicht eingebüßt. Wir versagen uns, eine reichere Zahl von Proben vorzulegen, weil bis jetzt die Sammlung eine kleine und wir dem Büchlein nicht allzusehr beim Leser vorgreifen wollen. Möchte der hochwürdige Uebersetzer das Sträußchen zu einem Strauß anwachsen lassen!

Aber auch des Dichters eigne Hervorbringungen sind schlicht, lieblich, innig empfunden. Aus den Gedichten über den „Tod der Mutter" (S. 43) heben wir Eines aus, dessen Schluß uns Freiheit läßt, bei der einfachen Thatsache stehen zu bleiben oder eine Anspielung auf das Leiden des Herrn zu erblicken:

Auf der Bahre lag sie schweigend,
Hörte unsern Ruf nicht mehr —
Schlief und schwieg — ob wir, uns neigend,
Sie liebkosten noch so sehr.

Durften einmal noch sie sehen,
Da sie schon im Sarge lag —
„Kinder! müßt hinaus nun gehen,"
Schluchzend bald der Vater sprach.

Und der Schreiner mit dem Hammer
Trat in's Mutterkämmerlein —
Und er schlug trotz Vaters Jammer
Grausam einen Nagel ein.

Da erwacht's in meinem Herzen —
Alles ward mir schrecklich klar —
Solcher Nägel grause Schmerzen,
Die vernarben nimmerdar!

Man sehe ferner den Tod des „Herzogs von Enghien", „Das arme Kind", „Im Park von Tervueren", „Vergebens" und andere mehr. Die Mannichfaltigkeit der Rhythmen ist nicht groß; findet aber diese lieblich bescheidene Muse gerade so den rechten und unmittelbarsten Ausdruck, so wäre es weit gefehlt, ihre in ungezwungen fließendem Vers einhergehende Schlichtheit durch etwa nur angekünstelten Reichthum des Rhythmus gefährden zu wollen.

XXXVII.

Schweizer Skizzen und Bilder[1]).

IV. Das Schweizerland.

Meine Kindesaugen haben die „Schneeberge“ geschaut, die Alpen des weiland „heiligen“ Landes Tyrol und noch besser die der Schweiz vom Calanda Bündens bis hinab zu den Riesen des Berner Oberlandes. Jahrzehnte sind vorüber, seitdem zum erstenmale Limmath-Athen mein Gemüth abstieß, und der Gesang Einsiedelns mich an den der Engel mahnte und mir Thränen entlockte. Später wurden der Säntis, dann der Tödi meine Nachbarn, mit denen ich Morgengrüße wechselte und deren Anblick mich oft erheben half über das Elend des irdischen Tretmühlenlebens. Seitdem habe ich die würzige Luft des Jura sowie der Urschweiz oft, mitunter Monate hindurch, geathmet. Das Landvolk, keineswegs bloß Stadtmenschen, habe ich näher kennen und achten und gar manchen Sohn Helvetiens lieben gelernt. Nebenbei bat ich die Bücherwelt um Aufschlüsse. In den dreißiger Jahren begann man historisch-geographisch-statistische Gemälde jedes Kantones zu liefern. Man verfuhr nach einem trefflichen Plane des Historikers Gerold Meyer von Knonau. Luzern beschrieb Kasimir Pfyffer, Zürich und Schwyz Meyer von Knonau; Tessin wurde von Stefano Francini behandelt, Appenzell von G. Rüsch, Uri von Karl Franz Lusser, Basel von L. Burkhardt, das Waadtland von L. Vulliemin u. s. f. Der Werth der Gemälde war nicht der gleiche; zwischen das Unternehmen fuhr der Föhn der Freischaarenzeit. — Vorher schon hatte der unermüdliche M. Lutz sein bekanntes Lexikon

1) Vgl. S. 154 ff. und 237 ff. dieses Bandes.

erscheinen lassen. Heinrich Zschokke aber war es, welcher im Jahre 1836 Originalansichten erläuterte, die klassischen Stellen der Schweiz und deren Hauptorte darstellend. Diese Erläuterungen figuriren meines Wissens nicht unter seinen Schriften, sind aber vielleicht, trotz der bekannten Tendenz, seine beste Leistung!

Die Schweiz gehört unstreitig zu den interessantesten Ländern des Erdballes; gleich interessant ist ihre Natur, sind ihre Bewohner und Staatengebilde. Sie ist Gottes Duodezausgabe Europa's.

Bezüglich der Schönheit und Großartigkeit der Natur lassen sich mit ihr nur die unmittelbar zusammenhängenden Gebirgsländer vergleichen: Savoyen, Tyrol und das Salzkammergut, keineswegs die kahlen Apenninen, die unwirthlichen Pyrenäen oder finstern Karpathen. Was unser Erdtheil Liebliches und Grauenvolles aufweist, findet man auf verhältnißmäßig kleinem Raume zusammengedrängt. Von riesigen Wetterhörnern und Gletschern herab starrt der ewige Winter der Polarländer; bis hinauf zur ewigen Schneegrenze erquickt das Auge der Anblick frischen Grüns und dunkler Waldungen. Am Fuße der Bergkolosse wie in deren Thälern finden wir Italiens Rebgelände, Kastanienwälder, Feigengebüsche und Cypressen. Ein fast zu reiches Eisenbahnnetz zaubert uns von einem Naturwunder zum andern; heute macht die Gotthardbahn auch minder Bemittelten die Pilgerfahrt nach der Hauptstadt der Christenheit thunlich. Wir glauben übrigens, nebenbei gesagt, nicht, daß die herrliche Kunststraße über den Gotthard dem melancholischen Schicksal ganz und gar anheimfällt, welches der Dichter ihr prophezeit:

Die alte Straße ist zerfallen,
Darauf vom Süd das Saumroß zog,
In die mit hellem Peitschenknallen
Der Fuhrmann mit gethürmten Ballen
Aus nord'schen Handelsstädten bog.

Die Unke singt im Graben träge,
Die Distel hängt herein ins Gleis,
Gefall'ne Bäume decken schräge
Die wüste Bahn, seit Eisenwege
Der Wandrer und der Kaufherr weiß.

Die Straße über den Gotthard ist durch ihre tausendjährige Geschichte wie durch die Natur ihrer Umgebung unsterblich. Gute Straßen, Brücken und sichere Pfade führen hinauf auf gewaltige Höhen, durch schauerliche Schluchten, über schwindelnde Abgründe und rasende Gewässer. Selbst auf der Furka, auf dem Faulhorn, kurz in Regionen, wo kaum noch ein Strauch gedeiht, überraschen den Touristen stattliche Gasthöfe, um ihn mit den Leckerbissen aller Zonen sowie mit den feinsten Weinen der Welt zu laben.

Von Berggipfeln und Bergen mit entzückenden Fernsichten winken jährlich zahlreicher Pensionen, Molken- und Luftkur-Anstalten. Wer kennt nicht den Rigi, regina montium, mit seinen großartigen Hotels und tollkühn emporschwebenden Eisenbahnen? Wer nicht den Genfersee, Davos, Seelisberg, den Arenstein, den Weißenstein und eine Menge anderer herrlicher Punkte? Auch das übrige Europa hat seine Gebirge, seine Wasserfälle, seine Seen, doch nirgends in solchem Grade wie in der Schweiz überraschen schneller Wechsel und großartiger Maßstab zugleich. Höher, weit höher als das Finsteraarhorn ragt gar mancher Gipfel des mittleren und südlichen Amerika in das Himmelblau hinein, doch laut Alexander von Humboldt machen sie nicht entfernt den überwältigenden Eindruck wie die Berge Savoyens und der Schweiz.

Johannes von Müller behält ewig Recht, indem er schreibt: „Je näher man den Alpen kömmt, um so mehr dringt in die Gemüther ein ungewöhnliches Gefühl der Größe der Natur, der Gedanke ihres den Anfang des menschlichen Geschlechts weitübersteigenden Alters und ein gewisser Eindruck von ihrer unbeweglich festen Gründung bringt uns das melancholische Nichts unserer körperlichen Form auf; zugleich aber erhebt sich die Seele, als wollte sie ihren höheren Adel der todten Größe entgegensetzen." Und im Gefühle der Sicherheit mag der Fremde vordringen in die schauerlichsten Schluchten, auf die einsamsten Punkte. Allerdings haben die derzeit tonangebenden Tendenzbären beliebt, die Todesstrafe in Abgang zu dekretiren, und sofort ward die Statistik der Raub- und Mordthaten eine grauenvolle. Doch hat man bis jetzt nicht gehört, daß ein Tourist angegriffen worden. Selbst der unterste Abschaum scheint doch

noch zu erwägen, daß der Fremdenbesuch keinen geringen Einkommenstheil des Vaterlandes repräsentirt.

Das Schweizervolk! Dasselbe ist geworden und gewachsen aus vielerlei Völkerschaften, mehr oder minder verschieden in Sprache, Sitten und Einrichtungen: Etrurier, Römer, Cimbern und Teutonen, Hunnen, Gothen, Burgunder, Alemannen und Franken, der Skandinavier nicht zu vergessen. Die frühesten Bewohner wurden wohl durch die herrlichen Viehweiden auf die Alpen gelockt, durch die Unbilden der Jahreszeit aber hinab in die wärmeren Thäler, stets zahlreicher, unabläßig vordringend. Bei ihnen fanden zersprengte Völkertrümmer Schutz. Die Urschweizer hausten in den Alpenthälern vielfach ohne Verkehr, mitunter ohne Kunde von einander, der Welt Jahrhunderte hindurch unbekannt. Die alten Römerstraßen waren vom Walde überwuchert und vergessen; selten betrat ein Fremder das Hochgebirge; erfolglos suchten fremde Krieger vorzudringen.

Sendboten des Glaubens waren die Ersten, welche schon lange vor der Völkerwanderung in die Schweiz und nach derselben zahlreicher in deren entlegenste Thäler drangen und Einfluß gewannen. Sehr frühe leuchtete die Völkerfrühlingssonne des Christenthums in das Land der Alpen; römische Pflanzstädte und Soldaten mögen das erste Licht gebracht haben. Bereits im Jahre 212 ward im heutigen Kanton Freiburg und zwar zu Avenches durch Ferreolus und Ferrutius die Mutterkirche der Bisthümer aufgerichtet, welche später in der sequanischen Provinz erblühten; Avenches hatte seinen Metropoliten zu Besançon. Die Römercolonien Augst und Windisch waren die ersten Kirchen der Kantone Basel und Aargau, und gleichfalls sehr frühzeitig Bischofssitze. Von Alemannen und Hunnen barbarisch heimgesucht und wiederholt zerstört, ward der Bischofssitz von Avenches 591 nach Lausanne, der von Augst 740 aber nach Basel verlegt; der Sitz von Windisch war schon 570 nach Konstanz übersiedelt. Ein Bisthum Geneva gab es bereits im Jahre 297. Bischöfe von Martinach, später Sitten, haben den Kirchenversammlungen von Aquileja 381, Mailand 390 und Macon 585 beigewohnt. Als Sendboten des Glaubens kamen vom Süden Beat, der Sage nach schon in den Zeiten des Apostels Petrus, dann Lucius, Felix und Regula, Sigbert, Martin

und andere, vom Norden die Heiligen und Klosterstifter Fridolin und Gall, dann Columban, Bero u. s. f. Fort und fort mehrten sich Kirchen und Schulen, ein Kloster nach dem andern erstand, leibliche wie geistige Cultur fördernd.

Mit den hergebrachten Sitten und Bräuchen, sowie mit den Gerechtsamen aus vorkarolingischer und besonders aus karolingischer Zeit vererbten sich Ackerbau und Viehzucht von Geschlecht zu Geschlecht. Doch was außerhalb der Berge vor sich ging, mußte leise und allmählig auch das Leben der Schweizer beeinflussen. Die Kreuzzüge hauptsächlich brachten regsameren Waarentransport über die Alpen. Urkundlich stammt die früheste Nachricht von solchem Transporte über den Gotthard erst aus dem Jahre 1321, vom Hospiz aus dem Jahre 1374, doch thatsächlich bestand derselbe lange vorher. Schon Karl der Große, dessen Riesengeist auch um die entlegensten Winkel des Reichs sich kümmerte, hat die Gotthardstraße für Pferde gangbar machen lassen. Mit dem auflebenden Verkehr und Handel hingen zusammen das Aufblühen von Basel, Zürich und anderer Städte, die Entwicklung der Gewerbe und Industrie sowie die innungsmäßige Gestaltung des Adels zum Ritterthum.

Je mehr Leute desto mehr Dörfer und Flecken. Wo dereinst nur wenige Familien gehaust, da erwuchs eine zahlreiche Nachkommenschaft, den alten Namen beibehaltend. Wie beispielsweise auf dem Schwarzwald die Familiennamen der Dilger, Brugger, Faller, Thoma u. s. f. ungemein verbreitet sind, so in der Schweiz andere, wie z. B. in Altdorf, sowie im Schächenthal auffallend genug die Gißler.

Begünstigt vom Kaiser wie vom Papst, welcher die treue Anhänglichkeit an den heiligen Stuhl häufig zu belohnen verstand; beschützt und begünstigt von den Klöstern und Städten, denen sie angehörten, entwickelten sich Thäler und Dörfer frühe zu besonderen Gemeinwesen mit eigenthümlichen Gerechtsamen. Manche Thalschaft und manches Dorf wetteiferte im Gewerbfleiß mit kleineren Städten. Die Urschweiz war stets frei, die katholische überhaupt höchstens vorübergehend der Schauplatz herrschsüchtigen und despotischen Treibens. Die Zeiten „Tells" waren von Kaiser und Reichs wegen nicht entfernt die einer harten und grausamen Herrschaft. Richtig ist nur, daß mancher

Landvogt ein bischen nach russischer Manier schaltete und waltete. Der Himmel war eben in der Urschweiz damals hoch und der Kaiser — weit weg. Vielfach anders gestaltete sich die Lage der Dinge da, wo das Stadtjunkerregiment die Oberhand gewann und besonders da, wo im sechszehnten Jahrhundert das „lautere Evangelium" der Zwingli, Calvin und Genossen zur Herrschaft gelangte. Wie im deutschen Reiche', so führte auch in der Schweiz die kirchliche Revolution zur socialen, zu den Gräueln des Bürgerkrieges, zur Leibeigenschaft der Landbevölkerung, zur Geistesknechtung. Erst im laufenden Jahrhundert errang das Landvolk dieselben bürgerlichen Rechte, deren nur die Patrizier sich erfreuten. Es ist, man muß es zugeben, ein Verdienst des Liberalismus, daß er dem allseitigen Helotenthum der Landbevölkerung in den protestantischen sowie auch in den paritätischen Kantonen ein Ende bereitete.

Wie allenthalben so haben auch in der Schweiz die Bewohner abgelegener Gegenden das Gepräge ihrer Abkunft am besten bewahrt. Noch heute bebauen sie mancherorts das Feld wie ihre Urahnen es gethan, die Geräthe sind fast dieselben geblieben; nicht minder hat die Einfachheit und Eigenthümlichkeit des Lebens, wie in Thälern des Tessin sogar die Frauentracht des Mittelalters, sich erhalten. Die Gelände vom Rheine und Jura bis zum Alpengebirge sind im Einklange mit dem Zeitgeiste erheblich modernisirt, gleichzeitig aber auch im Einklange mit den landwirthschaftlichen Fortschritten vortrefflich angebaut.

Mannigfach gestaltet, wie die Thäler und Gebirge, sind, die größeren Städte natürlich ausgenommen, noch heute die Sitten. Ganz gewiß interessiren Jeden die vielerlei Volkstrachten, der Kuhreigen, das Hosenlupfen, das Ringen und Schwingen und Steinschleudern der Sennen, das Sechseläuten in Zürich, der Fritschizug der Luzerner, die Winzerfeste am Lemansee, die vielerorts herkömmlichen sonderbaren Aufzüge und Bräuche. Freilich haben alle Völker ihre eigenthümlichen Lebensweisen, ihre eigenen Gewohnheiten und Bräuche, insbesondere bei Geburten, Hochzeiten und Todesfällen. Was die Schweiz auszeichnet, ist abermals die Thatsache, daß man auf ihrem bescheidenen Raume die verschiedenartigsten Zustände des

socialen und politischen Lebens unseres Erdtheils nebeneinander antrifft. Der Fremde meint, er komme fast von Thal zu Thal zu andern Völkern, mit verschiedenartigen Sprachen und Mundarten, Wohnungen und Trachten, Beschäftigungsweisen und Bildungsstufen, ja mit verschiedenen Physiognomien. Binnen wenigen Wochen kann er alle Gesittungsstufen kennen lernen, vom feinsten Salonton der Großstadt bis hinab zur naturwüchsigen Einfalt, Unwissenheit und mitunter weitgehenden Rohheit des Kuhmelkers.

Wen die Politik interessirt, dem bietet die Schweiz überreiche Gelegenheit zu Studien.

Der Schweizer ist stolz auf sein Schweizerthum und mit Recht. Es gibt in der Schweiz keine Unterthanen und keine politische Theologie. Niemand erhebt Anspruch auf Heiligkeit und Unverletzlichkeit seiner Person, geschweige seiner Sachen. Die Staatsgewalt wird von Männern ausgeübt, welche keinen Gehorsam des Volkes gegenüber ihrer Person beanspruchen, sondern einfach das Gesetz handhaben. Schon in ihrem äußerlichen Auftreten beweisen sie, daß sie zwischen ihrer Person und dem Volke keine Kluft kennen. Sie beziehen als Entschädigung für ihre Bemühungen eine vergleichweis sehr geringe Besoldung, bewohnen gleich anderen „Mitbürgern" gewöhnliche Häuser, begnügen sich mit Hausmannskost und sind außerhalb ihrer Amtslokale nicht mehr und nicht weniger als jeder Andere auch. Der mitunter derben und herben Kritik der öffentlichen Meinung vollständig ausgesetzt, denken sie selten daran, nach der Justiz zu schreien. Sie sind vom Volke gewählt, dessen Angelegenheiten sie besorgen; sie sind keineswegs lebenslänglich angestellt, sondern die Amtsdauer ist begrenzt; sie sind keine Staatsprofessionisten, welche die Ausübung der Staatsgewalt als Handwerk betreiben und als Nahrungsquelle ausbeuten. Erweist sich ein Beamter als untüchtig, so wird er ohne Pension einfach entlassen. Von einem exclusiven Beamtenthum, das eine besondere Kaste bildet, von Büreaukratengesichtern, denen man auf zwanzig Schritte ansieht, daß sie sich als ein Stück des fleischgewordenen Staatsgottes fühlen, ist in der Schweiz keine Rede. Jedem praktischen tüchtigen Manne stehen alle öffentlichen Aemter offen, mag er auch

niemals studirt und ein Examen bestanden haben. Ein Buchdrucker kann Verhörrichter, ein Hafner Regierungsstatthalter, ein Arzt Regierungsrath, ein Prediger Staatskanzler werden, während in der Armee der Präsident eines großen Rathes es vielleicht blos zum Feldwebel bringt.

Die neuere Geschichte ist auch hier nicht arm an Zügen politischer Vergewaltigung und unduldsamen Parteiregiments. Man kann mit den Freischaarenzügen der vierziger Jahre aufmarschiren, mit Klosteraufhebungen und Jesuitenvertreibung, mit dem Sonderbundskrieg, mit der radikalen Mißwirthschaft im Kanton Tessin, mit der bärenmäßigen Mißhandlung des katholischen Jura, mit dem derzeitigen Culturkampfe und den Anläufen, das Allerweltsprogramm der Freimaurer im Gebiete der Schule durchzudrücken. Wahr indeß ist und bleibt: in der Schweiz heißt das Staatsprincip Freiheit, mag die Freiheit auch hier oder dort, in dieser oder jener Beziehung vorübergehend unterdrückt seyn. In letzter Instanz ist das Volk doch immer der eigentliche Souverän; dieser Souverän kann irren und irregeleitet werden, aber noch immer ist das Stündlein gekommen, wo er vernünftigere Wege einschlug.

Daß es den Schweizern im Ganzen wohl ergeht, lehrt den Fremden schon beim ersten Schritt über die Grenze die äußere Physiognomie ihrer Heimath, selbst die Dörfer, reinlich und schmuck, mit schönen öffentlichen Gebäuden ausgestattet. Der Boden bringt bei weitem nicht hervor, wessen die Schweizer bedürfen, deßhalb ist die Einfuhr der nothwendigsten Lebensbedürfnisse und vieler anderer Dinge eine recht beträchtliche. Geld bringen aber in das Land eine hoch entwickelte Industrie, ein reger Handel, insbesondere auch mit Käse und Vieh, der Fremdenbesuch. Anderseits haben die Schweizer weder ein riesiges stehendes Soldatenheer noch ein fett besoldetes Beamtenheer zu unterhalten, ja nicht einmal eine einzige Hofhaltung. Daraus erklärt sich sehr einfach, daß die Schweizer Geld wie Heu haben müssen und für wirklich gemeinnützige Unternehmungen Millionen springen lassen können.

Freilich gibt es auch im Schweizerlande Proletarier mehr als genug, namentlich in Fabrikgegenden. Aber der schweizerische

Pauperismus ist nur eine Frucht des Mangels an Organisation der Gesellschaft, und seinem Arbeitgeber stund der Schweizer niemals so rechtlos und schutzlos gegenüber wie in gewissen andern Ländern. Noch heute erinnere ich mich daran, wie vor mehr als 30 Jahren ein Baumwollenkönig des Kantons Zürich, ein Oberst K., wegen Ueberbürdung seiner Arbeiter, einfach in das Zuchthaus spazierte. Die Agitatoren der Socialdemokratie mögen unter den deutschen Arbeitern, die in der Heimat Wilhelm Tells stets sehr zahlreich zu finden sind, Erfolge erzielen, bei den schweizerischen selbst werden sie schwerlich viel ausrichten. Und daß die Schweiz im Ganzen wohlhabend ist, das beweisen neben großartigen Unternehmungen auch die Gaben, welche jahraus jahrein für wohlthätige und gemeinnützige Zwecke, von kirchlichen ganz abgesehen, gespendet werden. Die Summe dieser Gaben betrug z. B. im Jahre 1873 nicht weniger als 4,057,827 Franken.

Schon beim ersten Eintritte in das Land der Alpen thut Einem gar Manches wohl: keine Zoll- und Paßfuchserei, höfliche Post- und Eisenbahnbeamte; kein Schaffner, auf dessen grimmiges Commando das Publikum schon zwanzig Minuten vor der Abfahrt sich in die Waggons einpferchen muß. Von einer Oberherrschaft der Uniform keine Spur. Selbst in Städten mit Kasernen wird das Ohr nicht durch unablässiges Trommeln, Pfeifen, Blasen und Commandogeschrei gemartert. Man stolpert nicht alle zwanzig Schritt über einen Polizeidiener oder über ein anderes Menschenkind, das irgend welches Abzeichen der Dienstbarkeit, wäre es auch nur eine Dienstmütze, mit sichtlichem Stolze umherschleppt.

Es ist nicht ganz ohne, wenn ein Vertreter der allein glücklichmachenden deutschen Philosophie bei den deutschen Schweizern etwas Schwerfälliges, Steifes, Altfränkisches und Pedantisches entdeckte, das unwillkürlich an Rathsherrn und Schultheißen erinnere und der Romantik des Mittelalters zur Folie diene. Auch der Reichthum der Schriftsprache an alten Wörtern und Wendungen bestätigt dieß. Das ist eben Schweizerart. Der schweizerische Bauer ist bezüglich der Bildung dem der geschultesten Gegenden Deutschlands mindestens ebenbürtig, Mutter-

witz und Rechtsbegriffe aber stellen ihn hoch über den Taglöhner Mecklenburgs oder den Rebmann Süddeutschlands. Dagegen glaubt man den eigentlich gebildeten Klassen Mangel an Bildung vorwerfen zu dürfen. Und warum? Weil die Schweizer am „deutschen Culturleben" keinen oder doch geringen Antheil nehmen, d. h. sie haben als praktische Köpfe sich wenig um Fichte, Hegel und andere Fabrikanten philosophischer Spinnengewebe gekümmert und scheinen noch heute barbarisch wenig entzückt über Arthur Schopenhauer wie über den Philosophen des Unbewußten und die Jünger Darwins.

Wohin das der Menschheit ebenso beharrlich als marktschreierisch angepriesene moderne „deutsche Culturleben" führt, das lehren eindringlich genug die schier nach jeder Richtung hin jammervollen Zustände Deutschlands.

Die Schweiz hat trotz der Lostrennung vom deutschen Reich in geistiger Beziehung wie in praktischer mit nichten ein kümmerliches Daseyn gefristet. Bis zur Stunde hat die verhältnißmäßig winzige Schweiz eine weit größere Zahl tüchtiger und ausgezeichneter Männer aufzuweisen als etwa Norddeutschland. Manchem Sohne der Alpen fehlte lediglich das Terrain, um Großartigstes zu leisten. In mehr als einer Familie hat die Tüchtigkeit sich fortgeerbt. Wir erinnern an die Züricher Füeßli, Hirzel, Hottinger, Usteri, Geßner und Escher, an die Salis und Planta Graubündens, an die Tschudi Sankt Gallens, die Pfyffer Luzern's, an die Reding und Aufdermauer von Schwyz, an die Cherbuliez in Genf, die Haller Berns, an die Olivier der Waadt.

Dem praktischen Sinne entsprechend wurden vorzugsweise die positiven und exakten Wissenschaften gepflegt. Im Gebiete der „Naturwissenschaften" begegnen wir Sternen erster Größe: Albrecht von Haller, de Saussure, Decandolle, Louis Agassiz. Auch die Namen Scheuchzer trotz seinem „homo diluvii testis", Deluc, der Aerzte Ulrich v. Bilguer und Tissot werden noch lange fortklingen; der Geologe Bernhard Studer, der vielseitige Naturforscher Oswald Heer, der Naturforscher und Staatsmann Joh. Jakob v. Tschudi, der Geograph Joh. Jakob Egli gehören der Gegenwart an.

Der Eigenart eines vielgliederigen Staatenbundes entsprechend ist die Schweiz reich an Chronisten wie an Spezialgeschichten. Von den Chronisten seien genannt: Anshelm, Justinger († 1420) und dessen Zeitgenosse Ruß, Hans Salat (verschollen 1544), Fründ († 1469), F. Faber († 1502) und Stumpf, auch J. J. Rüeger, der Chronist Schaffhausens. Die hohen Verdienste um die Geschichte werden illustrirt schon durch zwei Namen: Johannes v. Müller und Friedrich v. Hurter. Aber auch andere haben Schönes geleistet, wie Ildefons v. Arx, der Geschichtsschreiber St. Gallens († 1833), drei Meyer von Knonau. Den tüchtigsten Geschichtsforschern unserer Zeit reihte sich würdig an der Luzerner Eutychius Kopp.

Die Schweizer waren von jeher gute Soldaten und haben für ihre Heimath wie im Solde von Fürsten Welthistorisches geleistet. Mehr als eine militärische Capacität, der das glückliche Vaterland keine Aussichten bot, schwang sich empor im Fremdendienste. Der Genfer Lefort starb 1699 als Generalissimus und Großadmiral Rußlands; David Hotze aus Richterschwyl, ein Liebling des Erzherzogs Karl, fiel als Feldmarschalllieutenant am 25. September 1799 gegen Soult. Der Berner Hentzi fand den Soldatentod als kaiserlicher General am 22. Mai 1849 bei der Erstürmung Ofens. Franz v. Elgger aus Rheinfelden, Soldat seit 1812, 1847 Generalstabschef des Sonderbundes, starb 1858 als päpstlicher Divisionsgeneral. Reynier aus Lausanne, 1796 Moreau's Generalstabschef, zeichnete sich als Divisionsgeneral besonders in Aegypten aus († 1814 zu Paris). Der Waadtländer Henri Jomini, der in Napoleons I. Diensten alle Feldzüge von 1804 bis 1813 mitgemacht, war ein bedeutender Militärschriftsteller († 90jährig 1869 in Passy bei Paris). Der Name des in Konstanz geborenen Genfers Henri Dufour ist noch in aller Munde, der des Eugen Georg Heinrich v. Stoffel aus Arbon in Thurgau, bis 1872 französischer Artillerieoberst, wurde weltbekannt durch seine militärischen Berichte über das preußische Heerwesen.

Man braucht bloß die Namen Jean Jacques Rousseau und La Harpe auszusprechen, um zu erinnern, auch die nüchterne praktische Schweiz sei doch nicht ganz ohne Philosophen und

politische Schwärmer geblieben. Der Hinweis auf Geiler von Kaisersberg genügt um zu wissen, daß sie auch die Wiege gewaltiger Kanzelredner und Theologen trug. Den Philosophen darf man mit Fug und Recht Vattel beizählen († 1767), dessen Völkerrecht so hoch geschätzt wird als die Schrift des Hugo Grotius über das Kriegs- und Friedensrecht.

Von den katholischen Theologen mögen nur genannt seyn der Chorherr Franz Geiger, in Rom als der „Schweizertheolog" gepriesen († 1843); dann der ascetische Schriftsteller Pater Hecht aus Willisau; endlich der vielseitig und feingebildete Karl Johann Greith, welcher den alten Bischofssitz St. Gallens bis zum 17. Mai 1882 zierte. Auch er hatte seinen Culturkampf durchzumachen, obgleich nicht gar so arg wie seine Mitbrüder Lachat, Marilley und der verbannte Mermillod.

Als Mathematiker und Physiker errangen hohen Ruhm die Bernoulli und Bernhard Euler. Dem 17. Jahrhundert gehörte an Justus Byrgius, Hofmedikus, Astronom und Mechaniker zugleich, Erfinder des Triangularinstrumentes, des Proportionalzirkels sowie der Logarithmen († 1632). Große Berühmtheit als Mechaniker erlangten die Droz aus La Chaux-de-fonds; der Schreibautomat des Pierre Jacquet († 1790) ist noch heute nicht vergessen; dessen Sohn Louis Henri Jacquet († 1791 zu Neapel) ist nicht minder berühmt durch Automaten wie als Verfertiger künstlicher Hände für Verstümmelte; Jean Pierre endlich († 1823 zu Paris) war der geschätzteste Medailleur Frankreichs und erfand eine Prägmaschine, welche beide Seiten und den Rand der Münze zugleich ausprägte. Einer der ausgezeichnetsten Mechaniker unserer Zeit war der Zürcher Georg Bodmer († 1864), der mehr als eine Erfindung gemacht und zahlreiche Verbesserungen im Maschinenwesen eingeführt hat.

Auch an ausgezeichneten Schulmännern und Philologen war die Schweiz von jeher keineswegs arm. In der Geschichte der Pädagogik wird der Name Pestalozzi schon der Tendenz halber unvergänglich bleiben, Emanuel Fellenberg († 1844), der Gründer von Hofwyl, sowie dessen Mitarbeiter Joh. Jakob Wehrli († 1855), Gründer der nach ihm benannten Schulen, haben anerkannte Verdienste. Als Philologen glänzten Casaubon

und dessen Sohn Merikus, Professor der Theologie zu Oxford. A. R. Richat († 1750) war ein tüchtiger Orientalist und Kirchenhistoriker, Daniel Wyttenbach tüchtiger Philologe. In unserem Jahrhundert glänzten J. A. Kramer, namentlich aber Kaspar v. Orelli († 1849). Gleichfalls ein Züricher ist der rühmlich bekannte Philologe Johann Georg Baiter, Theobald Fix aber ein Solothurner.

Als Dichter und Schriftsteller, theilweise zugleich als Künstler erwarben Namen die Fabeldichter Ulrich Boner, dessen Sammlung das erste in deutscher Sprache gedruckte Buch seyn soll. Von den Geßnern Zürichs machte sich Konrad verdient als Wiederhersteller des Studiums der Zoologie und der Botanik, als Gründer des ersten Naturalienkabinets, als Philolog und Mitbegründer der Literärgeschichte († 1565 an der Pest). Salomon Geßuer war gleich seinem Landsmanne Joh. Martin Usteri († 1827) Rathsherr und Bauernmitschinder, Maler, butterweicher Idyllendichter zugleich; dessen Sohn Konrad († 1826) ein vorzüglicher Pferde-, Schlachten- und Landschaftsmaler. Die Namen Sulzer, Breitinger und Joh. Jakob Bodmer sind in der Geschichte der deutschen Literatur und Aesthetik hinlänglich bekannt. Albrecht v. Haller, der große Naturforscher, war allerdings kein genialer Dichter, doch sind seine „Alpen" noch heute genießbar. Nicht vergessen dürfen werden der Satyriker Simon Lemm, welcher Luther und dessen Anhängern so schweren Verdruß bereitet; ferner der vielseitige Schriftsteller und Dichter Joh. Rudolf Wyß († 1830 in seiner Vaterstadt Bern), Abraham Emanuel Fröhlich von Brugg im Aargau aber um so weniger, weil dessen lyrische Gedichte und Fabeln, sowie „der junge Deutschmichel" noch lange nicht genug gewürdigt sind. Der Züricher Lavater war einer der einflußreichsten Schriftsteller seiner Zeit, Albert Bitzius ein Volksschriftsteller vom ächtesten Schrot und Korn. Der gemüthvolle Lyriker Gall Morel war zugleich auch Historiker und lebt fort im Einsiedlerkalender, wie in der „Alten und Neuen Welt."

Der Name des Genfers Jean Louis Delolme, des Lobredners der englischen Verfassung, ist in England noch heute nicht vergessen († 1806). Bezüglich der schweizerischen Juristen

und Publicisten erinnern wir an die Züricher Kaspar Bluntschli, sowie an Keller v. Steinbock, dessen überlegenen Gegner in Zürich († 1860 zu Berlin als Nachfolger Puchta's). Der Luzerner Karl Ruckstuhl war Mitarbeiter am „Rheinischen Merkur" unseres Görres, später dagegen Göthe's Bundesgenosse wider die neudeutsch-patriotische Richtung, sowie gegen die Sprachreinigungswuth.

Auch im weiten Gebiete der bildenden Künste dürfen die Schweizer nicht ohne Genugthuung auf manchen Landsmann hinweisen. Aus Chur war die Malerin Angelika Kauffmann, aus Bern Gottfried Wind, der Katzen-Rafael (1814), aus Uri der Porträtmaler Diogg, aus Stäfa am Zürichersee der Kunstschriftsteller Joh. Heinrich Meyer (gestorben im gleichen Jahre mit seinem Freunde Goethe), aus Stans Paul von Deschwanden (1811—1881); aus dem Kanton Solothurn stammte der französische Historien- und Genre-Maler Schnetz († 1870). Als Kupferstecher zeichneten sich aus Aberle, zugleich Maler († 1786), Joh. Heinr. Lips († 1817), Amsler (1793—1849), als Bildhauer aber Falconet aus Vevay und der zu Rom verstorbene Imhof aus Uri; bedeutenden Ruf genießt Dorer von Baden im Aargau. Mit Martin Disteli aus Olten ging ein ausgezeichneter Carrikaturenzeichner im besten Mannesalter elend zu Grunde. In den zwanziger Jahren waren die Gebrüder Jakob und Georg Müller aus Grindelwald im Kanton Bern als Glasmaler berühmt. Den Künstlern darf man anreihen den Erzgießer J. B. Keller († 1702), den Orgelbauer Geißler († 1670), den Architekten und Dichter Joh. Georg Müller aus dem Kanton St. Gallen, ferner den Uhrmacher Louis Breguet († 1823) aus Neuchatel, den weltbekannten Medailleur Heinrich Franz Brandt aus La-Chaux de fonds († 1845 zu Berlin als Professor und Mitglied der Akademie). Bezüglich der allerdings nicht zahlreichen Tonsetzer und Musiker seien erwähnt Hans Georg Nägeli, Begründer der schweizerischen Männerchöre und Gesangfeste († 1836), der Urner Zwyssig, der Luzerner Xaver Schnyder von Wartensee, wohl einer der besten Contrapunktisten unserer Zeit († 1868 zu Frankfurt am Main).

Wir überlassen dem Liberalismus und Radikalismus seine „Staatsmänner“, seine Troxler, Schnell, Scherr, Furrer, Bigier, Bitzius, Ruchonnet, Stämpfli, Druey u. s. f., von den ausgedienten Klostermetzgern Robert Steiger und Mufti Augustin Keller von Aarau zu schweigen. Wir erinnern nur an Karl Ludwig von Haller, den Sohn des großen Naturforschers, dessen „Restauration der Staatswissenschaften“ Staub aufgewirbelt hat und der nach einem bewegten politischen Leben 1854 in Solothurn starb. Nur zu früh folgte ihm sein Sohn Albrecht in das Grab, der gleichfalls katholisch, für kurze Zeit sardinischer Offizier, 1834 aber Priester wurde und 1858 als Bischof i. p. i. und Coadjutor des Bischofs von Chur starb. Ferner an den St. Galler Baumgartner († 1869), der auch als schweizerischer Historiker sich bekannt gemacht, an Alois Hautt, mit welchem 1871 zu Luzern eine namhafte Buchhändlerfamilie ausstarb. Die Biographie des Staatsmannes Johann Joseph Müller, Bruder des berühmten Architekten († 1861), hat Gall Morel geschrieben. Nicht bloß der katholischen Schweiz sind die Namen Siegwart-Müller († 1868) und Bernhard von Meyer († 1874) unvergeßlich. In ehrendem Andenken lebt fort auch der ebenso consequente als energische Demokrat James Fazy († 1878); er hat in der Metropole des romanischen Protestantismus den Katholiken zu ihrem guten Rechte verholfen und dasselbe gegenüber den radikalen Culturpaukern bis zu seinem Ende verfochten. Unter den derzeitigen Führern der schweizerischen Katholiken nehmen Graf Theodor Scherer aus Dornach sowie der Luzerner Ph. v. Segesser eine hervorragende Stellung ein.

Verdienstvolle Männer des praktischen Lebens waren endlich auch der Urner Müller, Ingenieur der Schellinen, und in hervorragendster Weise Jules Favre, der Gründer der Gotthardbahn. Noch wie lebendig steht vor meinen Augen die stattliche und freundliche Gestalt des christlichen Socialisten Theodosius Florentini. Dieser arme Kapuziner gründete die heute in der Schweiz, in Oesterreich-Ungarn wie im südwestlichen Deutschland weit verbreitete Congregation der Schwestern des heiligen Vincentius für Unterricht, Kranken- und Armenpflege;

er stellte das Collegium in Schwyz wiederum her, trachtete das Fabrikwesen zu christianisiren und gründete zu diesem Behufe nur zu viele Fabriken; nebenbei wirkte er als Spital= und Waisenvater, als Mitglied gemeinnütziger Gesellschaften, als Missionär, Beichtvater und Prediger, seit 1860 auch noch als Generalvikar des Bisthums Chur. Er erlag seinen riesigen Anstrengungen plötzlich am 15. Hornung 1865.

XXXVIII.

Zeitläufe.

Die Entscheidung in Aegypten; England und die Mächte.

Den 24. September 1882.

Gottlob: die Würfel sind rasch gefallen im Nillande; das Blendwerk der sogenannten „National=Erhebung" in Aegypten ist zerstoben bei der ersten Berührung mit dem englischen Banner, und man sieht wieder klarer in jene Welt des Orients, in die das christliche Abendland mit seiner ganzen Zukunft nun abermals durch neue und starke Bande hineingezogen seyn wird. Ob diese Bande englischen oder anderen Ursprungsstempel tragen, kümmert uns viel weniger, als daß sie überhaupt gewoben und geknüpft werden. Der Ausblick auf den Orient ist die einzige Herzerhebung, die den abendländischen Nationen in ihren enge gewordenen, mit

dumpfer Stickluft erfüllten Heimstätten noch erübrigt. Manchen edeln Mann, der sich mit diesen Ausblick dereinst in diesen „Blättern“ über unser inneres Elend getröstet hat, deckt die kühle Erde; wir pflanzen die Tradition getreulich fort. Ex oriente lux!

Man ist jetzt wieder in der Lage, wo es möglich ist zu fragen: was nun? Wenn England unterlegen wäre oder türkische Hülfe hätte anrufen müssen; wenn der Terrorismus der rebellischen Paschas im Nillande sich hätte halten können; wenn dann der Sultan, wie er es bis dahin heimlich gethan hatte, offen für den Sturz des „anerkannten Rechtszustandes“ in Aegypten aufgetreten wäre und sich auf die Seite der ägyptischen Umsturzmänner geschlagen hätte; wenn in Folge dessen die Flamme des islamitischen Fanatismus in Nordafrika und auf der arabischen Halbinsel, in Syrien und Kleinasien aufgelodert wäre, wie es im Sultanspalast ohne Zweifel geplant war: dann stünde es heute wohl anders um die Frage: was nun? Die Sitzungen der europäischen Diplomaten bei der Conferenz in Therapia waren sichtlich nicht geeignet, den Orientalen Respekt einzuflößen und das Umsichgreifen des Brandes zu verhüten. Im Gegentheil sahen sich die Todfeinde des christlichen Namens und des abendländischen Einflusses täglich in ihrer Hoffnung bestärkt, daß bei der Uneinigkeit der Mächte für sie nichts zu fürchten und ihr Vorläufer Arabi bei seinen Zurüstungen ganz sicher sei. Diesen Wahn hat England zerstört; es hat die Spinnengewebe von Therapia und vom Yldiz-Kiosk zerrissen, und das einzige Mittel angewendet, das bei den Orientalen anschlägt: den bittern Ernst. Wie mit einem Zauberschlag sieht sich jetzt die orientalische Welt ganz anders an als Tags zuvor: sie beugt sich vor Kismet, dem „Schicksal“ — vielleicht für immer.

Die Mächte haben England ruhig gewähren, und ohne Conferenzbeschluß und „europäisches Mandat“ nach seinem

Ermessen handeln lassen. Sie haben das gethan, weil sie nicht anders konnten und weil jede Macht doch wieder nur mit separaten, zur Zeit nicht eingestehbaren, Absichten hätte herausrücken müssen. Wenn man aber aus der Haltung fast der ganzen continentalen Presse schließen darf, so hat keine Macht den Engländern Glück auf den Weg gewünscht, mit einziger und wunderbarer Ausnahme Frankreichs, also gerade der Macht, von welcher Fürst Bismarck annahm, daß Aegypten unbedingt der Zankapfel zwischen ihr und England seyn müsse. Jetzt mag man sich wohl im Bereich der Ostmächte nicht mehr gerne an die frommen Wünsche erinnern, mit welchen man die englische Expedition nach Aegypten begleitete: Irland werde sich in ihrem Rücken zur bewaffneten Empörung erheben; die Moslims in Indien planten einen allgemeinen Aufstand; über Tripolis werde halb Nordafrika dem Arabi zu Hülfe eilen und der „heilige Krieg" in Asien entbrennen; auf dem Wege nach Kairo würden die englischen Truppen an einem neuen „Plewna" ihre Köpfe zerschellen; was von ihnen nicht verdurste und erblinde, werde die Pest wegraffen. Von dem Allem ist nichts geschehen, und anstatt dessen geht England mit einem erneuerten Prestige aus dem kurzen Kampfe hervor, einem Prestige, das sich in drei Welttheilen geltend machen wird, nicht am wenigsten in Constantinopel.

Das haben die vereinigten „Ostmächte" sicher nicht gewollt; aber sie haben es wider Willen herbeigeführt. Immer wieder erhebt sich die Frage, wo denn das Hinderniß lag, daß nicht gleich vor acht Monaten der Keim der Militär-Rebellion in Aegypten durch England und Frankreich, als die anerkannt bevorrechteten Mächte, mit leichter Mühe zertreten wurde. Vor sechs Wochen hat Lord Salisbury, der Tory-Führer, in öffentlicher Rede gesagt: „Wenn am Beginn des Jahres 10- oder 15,000 Mann indischer Truppen nach Cypern geschickt worden wären, würden wir nie von

einer Rebellion von Seite Arabi's gehört haben, Alexandria würde noch eine blühende Stadt seyn, die Masse des britischen Handels wäre unberührt geblieben und viele kostbaren Menschenleben wären erhalten worden". Daß im Anfang der Emeute ein einziger fester Schritt aus dem Westen die Entwicklung kurz abgeschnitten hätte, war auch unsere beständige Meinung[1]); und mögen es Einer oder Mehrere gewesen seyn, die ein solches Auftreten zu rechter Zeit vereitelt haben, jedenfalls haben er oder sie das Recht, sich über die Folgen zu beklagen, in keiner Weise: der glänzende Ausfall zu Gunsten Englands ist von einer solchen Politik selbst verschuldet oder verdient.

Der genannte Lord gibt zu verstehen, daß das radikal-manchesterliche Element, welches im englischen Kabinet damals noch eine Rolle spielte, einem thatkräftigen Auftreten Englands hinderlich gewesen sei. Aber die ostmächtliche Combination ist doch nicht von dem Quäcker Bright in's Leben gerufen worden. In dieser Vereinigung agirten vielmehr Italien und Rußland als die Hetzer, und die Schützerrolle, die Fürst Bismarck für die Autorität des türkischen Sultans übernommen hatte, kam dem Andringen der zwei Mächte auf halbem Wege entgegen. So stand schon im Anfang des laufenden Jahres das Programm der Ostmächte fest: daß eine Intervention der Westmächte und eine Landung englisch-französischer Truppen in Aegypten nicht stattfinden dürfe, daß vielmehr die einzig correkte Lösung eventuell in der Intervention der Pforte und in dem Einrücken türkischer Truppen bestünde. Fürst Bismarck begründete den Satz, daß zu einer militärischen Einmischung in Aegypten die Türkei allein berechtigt und berufen wäre, noch speciell mit der Bemerkung, daß eine englisch-französische Occupation zu Zwiespalt und Streit zwischen den zwei Westmächten führen würde, was er

---

1) Heft vom 1. Juli S. 61 f. und Heft vom 1. August S. 224 f.

gerne vermieden sähe. Die Türkei war denn auch ihrer Sache so sicher, daß sie noch im Mai d. Js. die Verwendung des deutschen Reichskanzlers nachsuchte, um die Westmächte zur Heimberufung ihrer Schiffe von der ägyptischen Küste zu bestimmen.

Nach den schrecklichen Ereignissen in und vor Alexandria vom 11. Juni und 11. Juli trat in dieser Politik, was das deutsche Reich betrifft, allerdings eine Wendung ein, welche auch in diesen „Blättern" markirt worden ist[1]). Aber nun war es zu spät. Arabi und der Sultan hatten sich auf den vermeintlichen Hinterhalt an den Ostmächten gestützt und in Aegypten zum Kriege gerüstet. Zu ihren Berechnungen hatten sie schon durch die identische Mittheilung der vier Mächte an die Pforte vom 2. Februar ein gewisses Recht erlangt. Denn dieser, von Rußland veranlaßte, Schritt war nichts Anderes als eine Demonstration gegen die bekannte englisch-französische Schutzerklärung an den Chedive. Mit allem Rechte weigerte sich denn auch die Pforte, doch wieder eine europäische Conferenz über ihre Souverainetät zu Gericht sitzen zu lassen; und wirklich hat nun, nach allen den Drangsalirungen, die sich der Sultan in und außerhalb der Conferenz gefallen lassen mußte, die Türkei die Zeche für das Fiasko einer Politik zu bezahlen, welche die Erhaltung und Stärkung ihrer Souverainetät sich zum Ziele gesetzt hatte: in Berlin und Wien ehrlich und ernsthaft, in Petersburg hinterlistig und zum Schein, wie immer.

Es wäre wirklich kein Wunder, wenn nunmehr der ganze Islam sich gegen den Sultan und Chalifen empörte, nachdem dieser durch seine großmächtlichen Freunde so grenzenloser Compromittirung preisgegeben ward, und wenn Abdul-Hamid von irgendwo her einen Nachfolger erhielte. Die Conferenz selbst hat ihn von Schritt zu Schritt gezerrt, bis

1) „Zeitläufe", Heft vom 1. August S. 230 f.

er die Proklamation gegen Arabi erließ, und dann hat er doch den Zweck dieser gefährlichen Concession nicht erreicht, nämlich die Zulassung zur Parallelaktion mit den Engländern in Aegypten. In den bandwurmartigen Verhandlungen mußte sich die Türkei von Angebot zu Angebot immer wieder härteren Bedingungen unterwerfen: nicht kraft eigenen Rechtes, sondern im Gefolge Englands und mit dessen Vergünstigung sollte sie einige tausend Mann entsenden dürfen, aber dieselben sollten landen, wo England es haben wollte; sie sollten unter englischem Oberbefehl stehen und nach Befehl aus London wieder aus dem Nillande abziehen. Allen diesen Bedingungen hatte sich die Pforte unterzogen, um wenigstens ihre Fahnen in Aegypten zeigen zu können, als der vernichtende Schlag gegen Arabi erfolgte, und nun aus London die Weisung eintraf: „Man braucht euch nicht mehr." Der Wegfall der Convention ist aber nicht nur für die Türkei, sondern auch für das europäische Concert eine schwere Demüthigung. Denn nunmehr ist es vollendete Thatsache, daß eine Großmacht, über die ganze Rechtsbasis des „Concerts" sich hinwegsetzend, in einem der Türkei gehörigen Lande Krieg führen konnte nicht nur mit Umgehung, sondern sogar mit Ausschließung des Souverains, dessen Rechte von den „Ostmächten" in ihren besondern Schutz genommen waren.

Kann man aber den Engländern einen Vorwurf daraus machen, wenn sie das Erscheinen türkischer Truppen im Nillande nur unter strengster Polizeiaufsicht zulassen wollten? Ohne Zweifel gab es einen Moment, wo die allgemeine Stimmung der Moslims besorgen ließ, daß die türkischen Truppen in Aegypten sofort zu Arabi überlaufen und mit den Rebellen gemeinsame Sache machen würden. Jetzt wird der Sultan froh seyn dürfen, wenn die Engländer ihn mit der Enthüllung des ganzen Netzes von Intriguen und Verräthereien verschonen, die vom Sultanspalast selber ausgegangen sind, und deren äußeres Zeichen die unvorsichtige

Ordensverleihung an Arabi war. An aufgefangenen Dokumenten scheint es den Engländern nicht zu fehlen, welche beweisen, daß der Sultan allerdings guten Grund hatte, sich gegen die Bedingung der ganzen Conferenz, nicht blos Englands, daß vor Allem Arabi als Rebell erklärt werden müsse, auf's Aeußerste zu sträuben. Als dann die Proklamation endlich erschien — wie es scheint, in zwei verschiedenen Redaktionen, deren Eine für die „Gläubigen", die andere für die Diplomatie der „Ungläubigen" berechnet war — besagten die geschraubten Sätze derselben im Grunde wirklich nichts Anderes, als daß Arabi durch seine Unternehmung, zu deren glücklicher Durchführung ihm Befähigung und die Mittel gefehlt hätten, dem Chalifat schwere Verlegenheiten bereitet und sich dadurch gegen das „heilige Gesetz des Scheri" verfehlt habe.

Dem Maße des türkischen Unglücks kommt nun das Maß des englischen Glückes gleich. Was die englische Politik selber kaum hoffen durfte, ist ihr wie von selbst in den Schooß gefallen: die Befreiung von jeder unangenehmen Gesellschaft und Cooperation. Anfänglich stand man auch in London ebenso fest wie in Paris auf dem Satze: daß jede militärische Einmischung der Türkei im Nillande fernzuhalten sei. Aus Rücksicht auf die Ostmächte wurde dieser Standpunkt nicht nur englischerseits aufgegeben, sondern auch der Widerspruch Frankreichs beseitigt; und nun ist der geheime Herzenswunsch dennoch erfüllt: Arabi hat durch England allein eine vollständige Niederlage erlitten und die türkischen Truppen sind vollständig aus dem Spiele geblieben. Was aber noch mehr ist: auch Frankreich ist ganz aus dem Spiele geblieben, und zwar ohne daß, wie Fürst Bismarck meinte, die Westmächte sich darüber zerkriegt hätten. Im Gegentheile: wenn ein Unwille darüber entstanden ist, so ist es nur gegen ihn.

Wer den Rücktritt Frankreichs von der Aktion bewirkt

hat, verdient in der That den wärmsten Dank Englands. Die „Times" haben kurz vor der Arabi'schen Katastrophe in einem bemerkenswerthen Artikel erklärt, das sei niemand anders gewesen als der deutsche Reichskanzler: „Daß wir jetzt die uns in Aegypten gestellte Aufgabe ohne Hinderniß oder Behelligung lösen können, ist des Fürsten Bismarck stetiger Entmuthigung aller Einmischungsversuche zu danken. Demselben Einfluß verdanken wir auch hauptsächlich den plötzlichen Rücktritt Frankreichs von jedem Versuch, mit uns zu cooperiren. Die französischen Minister selber zögerten damals nicht einzuräumen, daß sie sich im Hinblick auf die Haltung der Berliner Regierung gezwungen sähen, Alles zu vermeiden, was das Land in fremde Verwicklungen verstricken dürfte. Deutschland ermunterte England in seinem Vorhaben, während es sich bestrebte Andere davon zurückzuhalten, nur, weil nach seinem Ermessen das Mittel die Störung zu lokalisiren, das ist, dieselbe durch die Macht behandeln zu lassen, welche an der Sicherung der Ruhe in Aegypten am direktesten interessirt ist."

Unverkennbar enthalten diese Complimente eine starke Dosis Ironie. Denn in dem ersten Stadium seiner Einwirkung betrieb der Reichskanzler alles Andere eher als eine Ermunterung Englands. Er besorgte vielmehr, wie die übrigen Ostmächte, daß England, wenn es für Aegypten Opfer bringe, ein Recht auf dieses Land ansprechen und dem europäischen Concert sich entziehen würde. Er befürchtete also gerade den Fall, der jetzt eingetreten ist. Darum galten seine Versuche, von jeder andern Einmischung in Aegypten abzuhalten und der Türkei allein das Interventionsrecht vorzubehalten, in erster Linie den Engländern. Es war dieß die Zeit, wo auch die deutsche Presse fast ausnahmslos, und selbst solche Organe, die sonst keineswegs gewohnt sind dem Reichskanzler die Schleppe zu tragen, sich in der feindseligsten Sprache gegen England erschöpften. Erst als die Stellung-

nahme Englands einerseits, die Unthätigkeit und Widerhaarigkeit der Türkei andererseits die Betrauung der letzteren mit einem europäischen Mandat gegen Arabi vereitelten, trat in Berlin das zweite Stadium ein, in dem man sich entschloß, den Dingen vorerst ihren Lauf zu lassen.

Dagegen war es allerdings der Reichskanzler, welcher den Rücktritt Frankreichs von jedem Mitthun bewirkt hat, aber nur indirekt und vielleicht sogar wider Willen. Die Geschichte des Beschlusses der französischen Kammer vom 29. Juli und der darauf folgende Sturz des Kabinets Freycinet gehört nicht hieher. Genug, daß seit dieser parlamentarischen Krähwinkelei ohne Gleichen selbst „wahre Republikaner" auf die Meinung gerathen sind, daß mit der „Einfalt des allgemeinen Stimmrechts" nichts zu machen sei, daß diese Demokratie nicht mehr wisse, was sie will und was sie thut, und daß speciell der jetzigen Kammer eigentlich nichts übrigbliebe, als sich eine Kugel vor den Kopf zu schießen.

Im Grunde war mit Ausnahme der äußersten Linken, welche im revolutionären Interesse den Nihilismus in der äußeren Politik vertritt, die große Mehrheit mit der Anschauung einverstanden, welche der ehemalige Minister Waddington darlegte: „Ich gehöre", sagte er, „zu denen, die da glauben, daß die Behauptung unseres Einflusses in Kairo und Alexandria ein Interesse ersten Ranges und eine Lebensfrage für unsern ganzen Besitz in Afrika ist, und daß die Allianz mit England, welches dort andere, aber nicht den unsrigen entgegengesetzte Interessen hat, die Grundlage unserer orientalischen Politik bleiben muß." Er deutete besonders auf Tunis hin und auf die Bedeutung eines guten Einvernehmens mit England wegen der dortigen Stellung; er bemerkte ferner, daß auf Verlangen Frankreichs die Fragen von Aegypten, den heiligen Orten und Syrien vom Berliner Congreß ausgeschlossen worden seien. Das Kabinet selbst aber

trat nichteinmal mit größeren Gesichtspunkten vor die Kammer; es reducirte sich auf das gemeinsame Interesse am Suez-Canal und verlangte bloß einen kleinen Credit behufs gemeinschaftlicher Besetzung desselben. Allein das war den Gambettisten zu wenig; überdieß ersahen sie die Gelegenheit, dem mißliebigen Ministerium ein Bein zu stellen. Den Anderen war schon das zu viel, weil sie überall deutsche Fallstricke wittern. Sie wollten lieber die Hut an den Vogesen verstärken, als am Suez-Canal Schildwache stehen. Insoferne hatte Marschall Canrobert in's Schwarze getroffen, als er sagte: „Man spricht immer von der Nothwendigkeit unseres Einflusses am Mittelmeer; Napoleon wollte aus demselben einen französischen See machen; wäre ihm das aber selbst gelungen, wozu hätte uns dieser See genützt, als die Horden Attila's auf dem Plateau von Romainville standen?"

Hätte Fürst Bismarck eine solche Abstinenz Frankreichs wirklich gewollt, so wäre das eine ganz unbegreifliche Politik gewesen, und das Gegentheil der politischen Klugheit, mit der er voll Vergnügen die Franzosen in das tunisische Wespennest greifen ließ. Ganz richtig: je mehr sie über Meer beschäftigt sind, desto besser für uns! Daß aber Aegypten ohne sie pacificirt werden sollte, haben sie als eine schwere Demüthigung empfunden, die sie nicht sich selbst zuschreiben, sondern die ihnen vom deutschen Reich angethan worden sei. Sofort ist denn auch der Revanche-Lärm wieder wach geworden. Dagegen hat sich die öffentliche Meinung neuerdings für England erwärmt, gerade weil man glaubt, daß es dem deutschen Reichskanzler darum zu thun gewesen sei, die beiden Westmächte zu entzweien und die ihm unbequeme englisch-französische Allianz für immer zu sprengen.

Man sagt sich nun in Frankreich, daß der englische Sieg über die islamitische Erhebung in Aegypten schon an und für sich der französischen Stellung in Nordafrika außerordentlich zu Gute kommen werde, und man vertraut, daß

England auch bei der Neuordnung in Aegypten den französischen Interessen nicht zu nahe treten werde. Sehr möglich, daß sich diese rosenfarbene Stimmung wieder verdüstern wird; aber das Eine ist nicht wahrscheinlich, daß die Ostmächte von Frankreich eifrig unterstützt seyn werden, wenn sie daran gehen, ihren Vorbehalt durchzuführen, „daß das brittische Reich, welches bisher gewohnt war, in außereuropäischen Fragen meist allein zu handeln und nach eigenem Ermessen zu entscheiden, sich jetzt, obgleich es allein vorgegangen, der Entscheidung des europäischen Areopags unterwerfen müsse." [1])

Sicherlich hätte dieser Areopag leichter Eingang gefunden, wenn beide Westmächte gemeinsam in Aegypten thätig gewesen und über die neue Ordnung der Dinge, wie Fürst Bismarck voraussetzte, zwiespältig geworden wären. Nun hat aber England allein „gethatet"; es wird unfraglich seine Vorschläge in irgend einer Weise an die übrigen Mächte bringen; aber es wird sich ebenso gewiß abändernde Beschlüsse einer Conferenz oder eines Congresses, wie es Rußland im Jahre 1878 thun mußte, nicht gefallen lassen. Und wenn nicht, wer wird England zwingen? England kann auch, im Unterschiede vom Czarthum, als es am Ende seines Eroberungskrieges gegen die Türkei stund, mit Recht geltend machen, daß die brittischen Waffen ganz Europa einen unbestreitbaren Dienst geleistet haben, als sie das große Thor zwischen der westlichen und östlichen Hemisphäre für den Zugang des Abendlandes retteten und dem islamitischen Fanatismus die Lust austrieben, die „Eindringlinge des Westens" über zwei Welttheile hin mit Mord und Brand zu vertilgen. Der oberflächlichste Rückblick auf die ägyptischen Ereignisse seit

---

1) Berliner Correspondenz der Augsb. „Allg. Zeitung" vom 31. Juli ds. Js.

dem 11. Juni zeigt doch deutlich genug, was die Folgen gewesen wären, wenn die Banden Arabi's das Feld behauptet hätten. Daran hat sie aber vom ersten Moment an Niemand gehindert als England.

Nun fragen sich alle Kabinete ängstlich: was wird der Preis seyn, den England für seine Opfer fordert? Die Diplomaten sprachen bisher vom status quo ante, und das war in der Ordnung; jetzt hat aber das Schwert entschieden. Die „Times“ haben bekanntlich kurzweg erklärt: „englisches Protektorat über Aegypten“, also eine verhüllte Annexion wie das französische Protektorat in Tunis. Ich denke, England wird sich im eigenen Interesse nicht mehr Aegyptisches aufladen, als es ohne Schaden tragen kann. Zwei Gesichtspunkte sind übrigens jetzt schon in den Vordergrund getreten. Erstens die Thatsache, daß die türkische Herrschaft über Aegypten, wie überall, nur tödtlichen Einfluß geübt hat und die Autorität des Sultans nur mächtig zum Bösen gewesen ist. Zweitens, daß die dualistische Controle und daneben ein drei- oder vierfaches Condominium der europäischen Mächte, mit ihren ewigen Rivalitäten und dem Wettrennen in der Ausbeutung des Landes für ihre Angehörigen, die schlimmste Form einer Fremdherrschaft war. Beide Thatsachen zusammen haben die Regierung des Chedive gelähmt und verächtlich gemacht, bis sie schließlich unter das Joch einer, mit dem Sultan im heimlichen Bunde stehenden, empörerischen Soldateska gerieth.

Aber was soll an die Stelle dieser verderblichen Vielherrschaft treten und der einheimischen Regierung Garantie bieten gegen die Wiederkehr innerer und äußerer Complikationen, wie sie seit 1879 bis zur Katastrophe angewachsen waren? Das ist die schwere Frage. Im Allgemeinen scheint in London die Formel gefunden zu seyn: „Umgestaltung in ein orientalisches Belgien.“ Was soll aber dann mit der türkischen Suzeränetät oder, wie der Sultan will,

Souveränetät werden? Das ist jetzt die principale Frage, und bereits hat sich darüber in Petersburg eine sehr interessante Controverse entsponnen, zu welcher der bekannte Völkerrechtslehrer Martens den Anstoß gegeben hat und die dann von officiöser Seite aufgenommen wurde.

Beiderseits wird als Ausgangspunkt der Neugestaltung die garantirte Neutralität oder Internationalität Aegyptens und des Suez-Canals angenommen. Aber das „Journal“ will, daß sich dieses Verhältniß unter der Hoheit des Sultans vollziehe und Aegypten als Bestandtheil der Türkei verbleibe, während Martens die Neutralisirung, und zwar mit Recht, für unmöglich hält, so lange Aegypten einen integrirenden Bestandtheil des osmanischen Reiches bilde. Er verlangt die vollständige Loslösung von der Türkei und die Unabhängigkeit Aegyptens, dessen Beziehungen zur Pforte ohnehin unklar geworden seien. Er meint, die Großmächte hätten ein unbestreitbares Recht, dem Sultan zu sagen: „Du hast selbst aus freien Stücken Aegypten Rechte und Privilegien übertragen, Dank welcher es thatsächlich aufgehört hat, eine osmanische Provinz zu seyn; das Interesse Europa's verlangt heute ausdrücklich, daß Aegypten endgültig als unabhängig von der Türkei anerkannt werde.“ Das „Journal“ verlangt das Gegentheil aus dem Grunde, weil Aegypten sich selbst zu regieren nicht im Stande sei; denn es gebe zwar ein Land Aegypten, aber es fehle an einem ägyptischen Volk, da die Fellahs, Türken, Araber und Beduinen, welche es bewohnen, nur eine zusammengewürfelte Völkergruppe darstellten, aber keine einheitliche Nation. Auch Herr Martens gesteht, daß es unmöglich sei, die neue Verfassung des Landes nach dem Stichwort: „Aegypten für die Aegypter“ zu regeln, weil entweder ein Chaos oder der brutalste Despotismus die Folge davon seyn würde. Wer sollte dann aber das neue Staatswesen beherrschen? Etwa wieder ein Condominat?

Nicht minder schwierig gestaltet sich die Aufgabe der innern Reform in Aegypten, deren sich England an der Spitze Europa's nunmehr nicht entschlagen kann. Hr. Martens bringt dieselbe ganz richtig mit der internationalen Frage in Zusammenhang, indem er namentlich die schweren Lasten anführt, die dem Nillande, und zwar vollständig unproduktiv, durch die Zusammengehörigkeit mit der Türkei auferlegt sind. Aegypten zahlt an den Sultan einen jährlichen Tribut von 18,750,000 Fr., deren Zahlung den ägyptischen Staatsschatz am schwersten belastet. Hr. Martens vergißt noch dazu einer andern Last zu erwähnen, die sich für das Land noch verderblicher gestaltet hat. Aegypten ist zur Kriegshülfe für die Türkei verpflichtet, woraus der vorige Vicekönig den Vorwand nahm, eine unverhältnißmäßig große Armee aufzustellen, die sich weder gegen Abessynien noch sonst Lorbeeren holte, aber ein Werkzeug der Verschwörung wurde von dem Moment an, wo der Chedive, auf Andringen der Controle, an die Reduktion der zuchtlosen Banden gehen und den kostspieligen Luxus abschneiden wollte.

Minister Gladstone hat in seiner Bankett-Rede vom 10. August angedeutet, daß diesem Militärunfug energisch zu Leibe gegangen werden müsse; er hat aber beigefügt, daß es, wie wir früher gleichfalls bemerklich gemacht haben, noch eine andere „Classe oder Sekte" gebe, welche ihre Interessen mit der Militärpartei verbunden habe. „Vor zehn Jahren", sagte er, „gab es kein Land in der Welt, in welchem eine arbeitsame Bevölkerung gefunden werden konnte, die so leicht zu regieren und den Gesetzen gehorsam war; kein Land in der Welt, wo die Bevölkerung so durch eine grausame und launenvolle Tyrannei niedergetreten und unterdrückt wurde, wie Aegypten. Seit der Zeit ist, Dank auswärtiger Intervention und europäischen Anlehen — das ist über allem Zweifel erhaben — ein ungeheurer Aufschwung und eine Verbesserung durch die Befreiung der ackerbauenden Bevöl-

kerung von der Unterdrückung bewirkt worden.[1]) Es bedarf keiner langen Auseinandersetzung, um darzuthun, daß es gleichfalls eine Classe von Leuten in Aegypten gibt, welche aus dem früheren Unterdrückungssystem Vortheil gezogen haben, und die jetzt die Militärpartei stützen, damit sie unter deren dauernder Herrschaft alle durch eine bessere Verwaltung ausgerotteten oder gemilderten Mißbräuche und Grausamkeiten wieder beleben können."

Leider hat der englische Premier nichts von der Beutelschneiderei gesagt, die mit der Placirung jener europäischen Anleihen in Aegypten unter dem sinnlosen Verschwender Ismail Pascha verbunden war. Aber es gibt Mächte, die bei

---

1) Wir haben die Angaben des Ministers im Allgemeinen durch die Lektüre eines Buches bestätigt gefunden, welches älter als die ägyptische Krisis und ohne jede politische Absicht geschrieben ist. Dasselbe führt den Titel: „Das alte, christliche und heutige Aegypten geschildert von F. B." (Budapest 1880). Der Verfasser ist Herr Franz Berlica, Dompropst zu Neusohl in Ungarn, der hier seine Bereisung Aegyptens beschreibt, aber zur Vervollständigung seines Berichts auch die über Aegypten vorhandene Literatur fleißig benützt hat. Wie der Titel des Buches besagt, greift der Verfasser weit zurück, und er verbreitet sich überhaupt in der ungezwungenen Weise, wie es einem Reisebeschreiber wohl erlaubt ist. Sein kurzer Abriß der ägyptischen Geschichte seit der Herrschaft der Mamelukken erscheint wie eine historische Erläuterung der Wagnisse Arabi's, und aus seiner Schilderung des Zustandes, den er in Aegypten vorfand, ergibt sich, daß, was immer man von der „Civilisation" in Aegypten halten mag, die Gründungen der katholischen Kirche und die christliche Mission dabei nicht zu kurz gekommen sind. Das Sprichwort: „Wo eine Kirche gebaut wird, baut der Teufel ein Wirthshaus daneben", gilt auch umgekehrt, und England ist sicherlich diejenige europäische Macht, von welcher darin am wenigsten Hinderung zu besorgen ist. Dort allein wird nicht „culturgekämpft"; schon darum sehen wir den englischen Einfluß in Aegypten lieber als jeden andern.

diesen Anleihen weniger interessirt sind als England und Frankreich, und sie werden nicht verfehlen, den wunden Fleck kräftig anzufassen. Dazu gehört vor allen Rußland, welches schon im bisherigen Verlauf in der Ueberwachung der westmächtlichen Finger am rührigsten sich erwiesen hat. Sehr bedeutsam bemerkt denn auch Hr. Martens in seinem Promemoria: „Wollten die Mächte wieder den alten Zustand in Aegypten herbeiführen und nur auf die Geldinteressen und Spekulationen ihrer Staatsangehörigen Rücksicht nehmen, so vollbrächten sie ein ihres Prestige's und ihrer Autorität unwürdiges Werk.“ Es kann denn auch nicht fehlen, daß schon aus Anlaß der Kriegskosten-Frage — die ägyptischen „Bondholders“ in Betracht gezogen werden.

Aegypten wird nun nicht so bald wieder von der Tagesordnung verschwinden. Es hat schreckliches Unglück gekostet, die orientalische Stagnation wieder in Bewegung zu bringen; aber freuen wir uns, daß es geschehen ist! Gegen alle Erwartung ist gerade das Land des türkischen Reiches in den Vordergrund der europäischen Verhandlung eingetreten, welches von der Berührung beim Berliner Congreß in erster Reihe eximirt war. Damit ist nun erst die gesammte orientalische Frage aufgeworfen, und an der Stelle Rußlands steht jetzt England als Vorkämpfer da. Die Zukunft wird lehren, welche Phasen der Proceß durchzumachen hat, und ob nicht Zwischenfälle eintreten werden, welche Europa endgültig vor die große Frage des Jahrhunderts stellen müßten. Einerseits wird es vom Islam abhängen, andererseits von der Haltung Englands, ob solche Dimensionen eintreten werden oder nicht.

Es muß sich nun zeigen, was an den dunklen Gerüchten Wahres ist, die seit Monaten, und zwar nicht mehr bloß von Frankreich aus, verbreitet werden über eine fieberhafte Bewegung im Schooße des Islam von der afrikanischen Wüste, von Arabien, von Syrien aus; über die moslimischen

Orden und Derwische, welche mit den Feuerzeichen überall aus ihren Höhlen herausgetreten seien; über die alle moslimischen Länder durchziehende Erwartung eines großen Propheten, der als der verheißene Messias des Islam im November des laufenden Jahres erscheinen soll. Es muß sich zeigen, was es um den vielgenannten „Panislamismus" ist, der bald vom Sultan in seiner Eigenschaft als Chalife agitatorisch gefördert werden soll, bald wieder als eine Bewegung geschildert wird, welche die Entsetzung des Hauses Osman von der Würde des Chalifats zum Ziele habe. Es muß sich zeigen, ob es mehr als Großsprecherei war, wenn Arabi in seinem Briefe an Gladstone vom 2. Juli drohte: „es sei ein Uebereinkommen mit den religiösen Führern eines jeden Landes der ganzen mohamedanischen Welt getroffen, wodurch der erste Streich, welcher von England oder seinen Alliirten gegen Aegypten geführt werde, Blutvergießen durch die ganze Länge und Breite von Asien und Afrika verursachen werde, wofür die Verantwortlichkeit auf das Haupt Englands falle."

Was ferner England betrifft, so wird es sicherlich Aegypten als seinen Theil wegnehmen, wenn es einmal zur definitiven Auftheilung der Türkei kommt. Für jetzt wird es sich die künftige Beute nur warm halten, und dabei können sich auch die Aegypter erholen. Sollte aber England doch tiefer, als anderen Mächten gefällt und dem „Uneigennützigkeits-Protokoll" der Conferenz zu entsprechen scheint, durch den Drang der Umstände genöthigt, aus eigener Vollmacht in Aegypten eingreifen müssen, nun dann ist noch immer nicht der allgemeine Krieg die nothwendige Folge. Für diesen Fall spricht man bereits ganz offen von der Politik der Compensationen, und man deutet auf Rußland, wie es sich auch schon vorbereite, zunächst in Armenien zuzugreifen. In der That zeugt die ganze Haltung dieser Macht von der Absicht, entweder auch England in einen europäischen Vertrag zu ver-

stricken oder sich selber von den Berliner Congreßfesseln wieder zu befreien. Uebrigens paßt des Reichskanzlers bekanntes Wort: „Was kannst Du armer Teufel geben?“ auf England nicht. Es könnte aus dem türkischen Leib und Umgebung Riemen für alle Mächte schneiden bis auf Eine. Da sitzt der Hacken der Compensations-Politik, zu deren weiterer Erörterung wir uns vorerst nicht wieder versteigen wollen.

XXXIX.

Onno Klopp's neuestes Geschichtswerk.

(Das Jahr 1683 und der große Türkenkrieg[1]).

Es bestand von jeher und besteht noch heute, wenn auch oft außer Acht gelassen und verkannt, eine Solidarität der Geschicke der Völker. Aufgabe des Historikers ist es, der oft tief unter der Oberfläche verborgenen Verkettung der Dinge im Völkerleben nachzuforschen, sie klar und wahr zur Darstellung zu bringen, eine Aufgabe so schwer, oft so — delicat, daß nicht wenige Historiker, selbst solche die mit dem Namen Universalhistoriker prunken, ihr geflissentlich aus dem Wege gegangen sind und gehen. Der deutsche Geschichtsforscher Onno Klopp ist dieser wichtigen Aufgabe eines Historikers voll und ganz sich bewußt und ihr gewachsen. In scharfsinnig umfassender Weise legt er in seinen Geschichtswerken die Wechselwirkung und den Contakt dar, der zwischen den europäischen Staaten und Völkern besteht, weist er bei den einzelnen historischen Daten die Einwirkung nach, welche dieselben auf das politische Leben Europa's gehabt haben. Dieser geniale Ueberblick über die Lagen und Fragen eines einzelnen Volkes, einer einzelnen Stadt in ihrem Zusammenhange mit dem allgemeinen Völker-

1) Das Jahr 1683 und der folgende große Türkenkrieg bis zum Frieden von Carlowitz 1699. Von Onno Klopp. Verlagsbuchhandlung Styria in Graz. 1882. S. XIV und 580. Subscriptionspreis 5 fl. ö. W., sonst 6 fl. (12 M.)

interesse tritt uns auch in Klopp's neuestem Werke, das so=eben die Presse verlassen hat, entgegen.

Bei dieser einzig richtigen Art und Weise, wie Klopp eine geschichtliche Frage anfaßt und behandelt, mußte er in seinem großen epochemachenden, jetzt bis auf 10 Bände fort=geschrittenen Werke: „Der Fall des Hauses Stuart und die Succession des Hauses Hannover in Groß=Britannien und Irland“ wiederholt die Türkenfrage und speciell beim Jahre 1683 die Ereignisse, die sich in und um Wien ab=spielten, besprechen. „Denn so verketten sich“, bemerkt Dr. Klopp in seinem neuesten Werke, „die Geschicke der räumlich weit getrennten Länder und Völker. Dem Könige Jakob II., der seine aufrichtige Freude an den Türkensiegen des Kaisers hatte, mochte der Gedanke fern liegen, daß der Fall der Stadt Belgrad in Serbien eine Bedeutung haben könne für das Stehen und Fallen seines Königsthrones. Und doch war es so. Die Kunde des nahen Falles von Belgrad war wie das Signal für Ludwig XIV. gewesen, seine seit Jahren wider den Papst, wider Kaiser und Reich, wider England und die Republik der Niederlande mit ausdauernder Arglist angelegten Minen alle zugleich aufzusprengen. Der Erfolg war in vieler Beziehung ein anderer, als er berechnet zu haben vermeinte. Namentlich fiel, was er nicht gewollt, der Königsthron des Hauses Stuart darüber in Trümmer. Dagegen war eine der wichtigsten Rückwirkungen für den Kaiser diejenige, daß in Folge der Verkettung im Westen dem Siegeslaufe seiner Waffen im Osten, wenn auch nicht sofort, doch bald Einhalt geboten wurde, und daß namentlich Belgrad selber ihm wieder verloren ging“ (S. 447; vergl. hiezu auch S. 427. 508.)

Spielt so auf dem politischen Theater namentlich gegen Ende des 17. Jahrhunderts der Südosten Europa's eine keineswegs unwichtige Rolle, tritt die Türkenmacht zu Zeiten dominirend und die Freiheit und Civilisation eines großen Theiles von Europa gefährdend auf, so lag schon darin für einen Geschichtsforscher,

der in einer vorwiegend „Westeuropäischen“ Geschichte den Südosten Europas nur des nothwendigen Zusammenhanges wegen berücksichtigen konnte, ein gewisser Reiz, gelegentlich den letzteren zum Mittelpunkte einer geschichtlichen Darstellung zu wählen, so jedoch, daß auch hier wiederum der Verschlingung der gesammteuropäischen Interessen volle Beachtung geschenkt wurde. Hiermit haben wir den einen charakteristischen Unterschied dargethan, der besteht zwischen der vorliegenden Arbeit Klopp's und zahlreichen Werken älteren und neueren Datums, die sich mit den Türkenkriegen und speciell dem Schicksale Wiens im Jahre 1683 befassen. Auch das neuere sonst verdienstvolle und vortreffliche Werk von Camesina: „Wiens Bedrängniß im Jahre 1683“ beschränkt sich nur auf den lokalen Kreis; weder hier noch in verwandten Werken kommen die auswärtigen Faktoren auch nur einigermaßen voll zur Würdigung, während Klopp die Bedeutung der Belagerung und des Entsatzes von Wien darstellt, wie dieselbe sich ergab nicht etwa blos für die Monarchie des Hauses Habsburg, sondern zugleich für das gesammte Westeuropa, für die ganze damalige Christenheit. Neben diesem universellen Standpunkte, den die Klopp'sche Arbeit behauptet, tritt uns in ihr noch der weitere Vorzug entgegen, daß uns überall Einblick gewährt wird in die Motive des Handelns der im Vordergrunde stehenden Persönlichkeiten. Selbst in denjenigen Darstellungen über das Jahr 1683, welche, von zeitgenössischer Hand geschrieben, sich wenigstens in etwa auf einen allgemeinen Standpunkt zu stellen vermochten, tritt hier, was die Würdigung der Motive betrifft, uns die schwache Seite entgegen, allerdings wohl ohne Schuld der betreffenden Verfasser; „denn erst im Laufe der Zeiten, ja der Jahrhunderte, steigen aus den Archiven die Schriftstücke hervor, welche urkundliches Zeugniß ablegen für die Motive des Handelns in der Vorzeit.“ (Vorwort S. VI.)

Klopp standen die Archive offen, und mit Riesenfleiß

hat er sie ausgebeutet, so daß in der vorliegenden Arbeit ein eminent historisches Werk von bleibendem Werthe uns vom Verfasser gespendet ist. Es ist in demselben nicht allein das für die große „Westeuropäische Geschichte“ gesammelte Aktenmaterial verwerthet, sondern es kam dazu noch viel neues Material. Hier sind namentlich hervorzuheben die fortlaufenden[1]), allwöchentlich abgefaßten Berichte des venetianischen Botschafters Contarini in Wien aus den Jahren 1682, 1683 und 1684, die sowohl an sich, wie besonders auch durch ihre Beilagen höchst werthvoll erscheinen; ferner die Berichte und das Tagebuch des Internuntius Caprara von 1682 und 1683[2]); endlich, um anderes handschriftliches, aus den k. k. Archiven hervorgezogenes Material zu übergehen, ist vor allem noch zu erwähnen die überaus wichtige, bisher ganz unbekannte Correspondenz zwischen Mitgliedern der kaiserlichen Familie, namentlich des Kaisers Leopold und der Kaiserin Eleonora Magdalena mit dem Kapuziner-Pater Marco d'Aviano[3]). Schon hier läßt sich sofort ermessen, welch hohes Interesse ein historisches

1) Diese laufenden allwöchentlichen, übrigens meist sehr ausführlich gehaltenen Berichte des oben genannten Botschafters sind verschieden von dem Finalberichte desselben Contarini. Letzterer ist bereits durch Fiedler in den Fontes rerum Austriacarum Bd. XXII veröffentlicht, während wir mit den ersteren hier zum erstenmale durch Klopp bekannt werden, der dieselben in dem k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchive in der Abtheilung der Handschriften vorfand. (S. Vorwort S. VI und Anlage III S. 533).

2) Erstere befinden sich im k. k. Archive, letzteres wird aufbewahrt in der k. k. Hofbibliothek.

3) Die Briefe des Kaisers Leopold an M. d'Aviano aus den Jahren 1680—1699 (dem Todesjahre des Letzteren) im Ganzen 165 an der Zahl, sowie die 139 Briefe der Kaiserin an eben denselben befinden sich im Archiv des Kapuziner-Klosters unmittelbar neben der berühmten Kirche S. Maria gloriosa dei Frari in Venedig. Alle diese Briefe sind eigenhändig bis auf einen, den der Kaiser wegen eines Augenleidens diktirt hat. Die Briefe Marco d'Avianos,

Werk bieten wird, bei dessen Abfassung dem Verfasser so viel kostbares Material zu Gebote stand.

Ein historisches Werk über das Jahr 1683 und den folgenden großen Türkenkrieg, wie es uns von der Meisterhand Onno Klopp's vorliegt, konnte zu keiner glücklicheren Stunde erscheinen als eben jetzt, da uns nur noch Monate von jener Jubelfeier trennen, welche die Kaiserstadt an der Donau überaus festlich zu begehen bereits rege Vorbereitungen trifft: dem 200jährigen Gedenktage der Befreiung von Wien aus der Belagerung durch die Türken, eine Feier, an welcher sich zu betheiligen die gesammten Länder der Habsburgischen Monarchie, weiter das ganze deutsche Reich, ja die gesammte europäische Christenheit allen Anlaß und alles Recht haben. Denn war die vom Halbmonde drohende Gefahr, wenn auch Wien zunächst, so doch auch dem gesammten christlichen Abendlande nahe, schlugen die rettenden Schlachten Krieger aus allen deutschen Gauen, ja aus fast allen damals christlichen Ländern, freute sich damals — mit einer einzigen Ausnahme — das gesammte christliche Europa der glänzend erfochtenen Siege über die Türken- und Tartarenhorden: dann darf, dann sollte auch das Jahr 1883 die christlichen Völker Europas vereint sehen in der Feier des Gedächtnißtages der Befreiung von Wien, dem damaligen Bollwerke des christlichen Abendlandes gegen die andringende Sturmfluth des Osmanenthums. Grade weil Klopp den universellen Charakter, den jene Gefahren, Kämpfe und Siege an sich trugen, so deutlich und klar hervorhebt, darum möchten wir seinem Werke die allerweiteste Verbreitung wünschen, zumal die Darstellung selbst höchst interessant und anziehend, an nicht wenigen Stellen geradezu spannend und packend ist. Mit welcher Liebe, ja man möchte sagen, mit welcher Be-

---

so viele derselben erhalten sind, befinden sich im k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchive. Von den Briefen des Kapuziner-Vaters an die Kaiserin Eleonora Magdalena ist keiner erhalten. (S. Vorwort S. VI und Anlage I S. 544 f.)

geisterung der Verfasser sein Werk aus- und durchgearbeitet hat, ersieht man aus fast jedem Bogen. Nicht wenig hat sicher hierbei der Umstand mitgewirkt, daß der Verfasser, wie wir auf einer Seite des Buches selbst ersehen, seine Wohnung an derselben Stelle hat, an welcher nicht allein damals das Türkenlager sich befand, sondern die auch bis auf den heutigen Tag in mehr als einer Beziehung von hohem Interesse ist. „Innerhalb des Raumes, den die beiden Türkenlager von Wien, von **1529** und von **1683** bedeckten, gibt es außer den Stätten des christlichen Cultus, welche nachher völlig wieder hergestellt werden konnten, vielleicht nur ein einziges Denkmal von Stein, das, obwohl im täglichen Bereiche der Verwüster, dennoch beide Belagerungen überdauert hat. Gegenüber dem Portale der Kirche von Penzing[1]), welche, damals ausgebrannt, später auf den alten Fundamenten und dem übrig gebliebenen Gemäuer wieder erstand, erhebt sich zur Höhe von sechsundzwanzig Fuß eine schöne Kreuzsäule, in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts im Volksmunde noch richtig als das ewige Licht genannt .... Die Säule des ewigen Lichtes von Penzing jedoch hat das Eigenthümliche, daß sie auch die Darstellung des Bildes des Gekreuzigten trägt. Demnach sind hier die beiden altchristlichen Gebräuche, derjenige des Kreuzes auf dem Friedhofe und derjenige des ewigen Lichtes, in Eins zusammengezogen. Dazu galt die Meinung, daß die Säule die Stelle bezeichne, wo der Apostel Jakobus der Aeltere auf seiner Wanderung nach Spanien hier den Landeseinwohnern gepredigt habe. Die Tradition, daß der Apostel an der Stelle ausgeruht, wo die ihm gewidmete Kirche sich erhebt — noch heute ist der alte Name derselbe: Ecclesia Sancti Jacobi Majoris ad septem quercus in valle sancta — ist uralt. Ebenso gewiß ist, daß die Jakobskirche von

---

1) Penzing ist ein Vorort von Wien, am linken Ufer des Wienflusses gelegen.

Penzing, eine der ältesten von Niederösterreich, zu den Zeiten der Kreuzzüge ihre Bedeutung hatte als Station für die Pilger, welche im Baptisterium der Kirche aus der heiligen Jakobsquelle tranken. Der Kunde der Türken von 1683 lagen solche Dinge fern. Auch vermutheten sie in oder unter der Säule keine Schätze. Dem Feuer bot der Stein kein Material. Darum blieb das Denkmal christlicher Frömmigkeit und Kunst mitten im Türkenlager bestehen. Und so ragt es noch heute. Ist es dem Historiker verstattet, ein Wort über sich selbst zu reden, so ist es dieß, daß diese Säule des ewigen Lichtes in einer Entfernung von etwa fünfzig Schritten in meine Fenster schaut und daher täglich die an ihr haftenden Erinnerungen wachruft . . ." (S. 220 f.)

Die gewaltigsten Kämpfe während der Belagerung im Jahre 1683 tobten um das Burg-Ravelin. Höchst anschaulich namentlich für den Wiener und jeden, der persönlich Wien kennt (man vergl. auch hierzu S. 223 f.; 309; 376), lebendig, ja schwungvoll wird hier die Sprache des Verfassers. „Die Veränderungen der nachfolgenden Zeiten haben jede Spur des einstigen Burg-Ravelins völlig verwischt. Unter den Tausenden, welche täglich dort passiren, wo die Bellariastraße auf den Burgring trifft, oder welche an schönen Sommerabenden im Volksgarten sich an den friedlichen Klängen der Musik erfreuen, kommt sicherlich sehr Wenigen der Gedanke in den Sinn, daß einst in den Sommertagen des Jahres 1683 andere Laute dort vernommen wurden, oder überhaupt, daß sie selber eine Stätte betreten, denkwürdig durch das was dort geschehen, wie wenige in Europa. An andern Orten sind Schlachten geschlagen, einmal oder auch, an wenigen, zweimal. An dieser Stelle aber haben sich vier lange Wochen hindurch die Kämpfe täglich erneuert, auch mehrmals an einem Tage, mit dem Menschenverluste vieler Tausende auf türkischer Seite und mit nicht geringem auch auf kaiserlicher Seite. Aber das Objekt des Kampfes? Man darf sagen, daß in die Kämpfe um diese Stelle, um

das Burg-Ravelin, sich die Belagerung von Wien im Jahre 1683 gewissermaßen concentrirt . . . Daher ist die Stelle des einstigen Burg-Ravelins vergleichbar jedem andern Schlacht- oder richtiger Sieges-Felde der kaiserlichen Monarchie. Denn ob auch zuletzt die Vertheidiger dennoch weichen mußten: an dieser Stelle hatten sie die Angriffskraft der Feinde, wenn nicht gebrochen, so doch bis zur Lahmlegung hingehalten. An dieser Stelle hatten sie die Zeit gewonnen für das Herannahen des Entsatzheeres. Darum haben die Vertheidiger des Burg-Ravelins sich wohl verdient gemacht nicht blos um die Stadt Wien, nicht blos um die Monarchie des Hauses Habsburg, sondern um die gesammte Christenheit des Abendlandes. ‚Denn es handelt sich', ruft ein Zeitgenosse — der Florentiner Malagonelli — aus, ‚unter dem Namen der Burg Wien zum zweiten Male um die Freiheit oder die Knechtschaft des Menschengeschlechtes'. Das Burg-Ravelin von 1683 — so mahnt mit schönen Worten Klopp die Wiener und die gesammte abendländische Christenheit — war das Thermopylä der Christenheit. Aber die Spartaner setzten dem Könige Leonidas und seinen Getreuen ein Denkmal zur Erinnerung an ihre Hingabe für das Vaterland. Kein Stein und keine Inschrift mahnt die Nachwelt an den schuldigen Dank für die einstigen Vertheidiger des Burg-Ravelins und — setzen wir es mit Nachdruck hinzu — der Christenheit. Und selbst die Stätte als solche kennt man nicht mehr." (S. 244 f.)

Nun, wenn den heldenmüthigen Kämpfern von 1683 und den Rettern der Christenheit bis jetzt ein sichtbares Ehrenmal fehlte, heute ist ihnen ein dauerndes Denkmal gesetzt, nicht freilich von Granit und Marmor aufgebaut, sondern in dem vorliegenden herrlichen Geschichtswerke Onno Klopp's.

Zeichnen wir nunmehr, wenn auch in knappem Rahmen, ein übersichtliches Bild der neuesten Klopp'schen Arbeit und stellen wir dabei die wichtigsten Ergebnisse seiner Forschungen in den Vordergrund.

Der Angriff der Türken auf Wien und der Entsatz dieser Stadt ist hier als der Mittelpunkt der europäischen Geschichte des Jahres 1683 ins Auge gefaßt: das eigentliche Drama; das Aufsteigen des Halbmondes bot den Stoff zum Vorspiel und ist in äußerst spannender Weise behandelt, während das Nachspiel uns das Sinken des Halbmondes vorführt. — Große Katastrophen, wie in der Natur, so im Völkerleben brechen nie unvorbereitet, urplötzlich herein, sie haben ihre tieferen Ursachen, ihre näheren Veranlassungen. Brach sich im Jahre 1683 die furchtbar von Osten nach Westen heranrollende und das ganze Abendland bedrohende Woge des Osmanenthums vor Wien, trat ebenfalls bei Wien buchstäblich eine *καταστροφή* ein, so zwar daß der Angriffssturm nunmehr von Westen nach Osten braust, die Türken, wenn auch mit zeitweise wechselndem Schlachtenglück, aus Ungarn weggefegt und sie, die eben noch als Welteroberer auftreten, fast um ihre Existenz in Europa zu kämpfen genöthigt sind, so ist es für den Historiker, der jene Katastrophe darstellt, eine ebenso nothwendige wie lohnende Aufgabe, die tiefliegenden Gründe für Fluth und Gegenfluth aufzudecken. Wie sehr Klopp dieser Aufgabe sich bewußt ist, zeigt einer seiner Sätze, nämlich, „daß eine der wichtigsten Bedingungen für die Erkenntniß der großen Ereignisse der Vergangenheit besteht in dem Sichhinein-denken und Hineinleben in die Anschauungen, in die Ideen, welche die Menschen der betreffenden Zeit beseelten und belebten. Eine Geschichtsdarstellung, welche nicht immer dies Princip sich vor Augen hält, welche dagegen Ideen ihrer Gegenwart hineinträgt in die Vergangenheit, oder gar die letztere bemessen will nach modernen Anschauungen, kann der ersten Forderung der Geschichte, derjenigen der Wahrheit, nicht entsprechen." (Einl. S. 1.)

Atomisirung der Gesellschaft: das ist die Signatur unserer Zeit. Und diese Auflösung, dieses Hinschwinden jedes Gemeingefühls höherer, edlerer Art wird nicht gehemmt,

sondern nurmehr beschleunigt durch das bald gewaltsam mittels Blut und Eisen, bald auf anscheinend harmloserem Wege mittels diplomatischer Schleichwege herbeigeführte Zusammenschweißen von Ländern, Völkern und Nationen. Moderne Einheitsstaaten, in denen jede Provinz, jede Stadt, jede Gemeinde, jedes Individuum aufgeht in egoistischem Streben, in der Sucht nach einzig eigenem persönlichen Gewinn! Dieser argen Ideen-Verirrung der Jetztzeit gegenüber steht als wahrhaft großartige Idee des Mittelalters da das Gemeingefühl, die Solidarität der Christenheit in sich und nach außen. Die Kirche war die Erzieherin der Völker zu einer großen Völkerfamilie, der Papst der Vater dieser allgemeinen europäischen, christlichen Völkerfamilie. Damals kannte man nicht die Schärfe nationaler Gegensätze, damals richtete nicht eine christliche Nation gegen die andere eine ständige Feindschaft — das alles ist zum guten Theile erst die Consequenz der verruchten Politik Ludwigs XIV. — vielmehr sahen die christlichen Nationen damals nur einen gemeinsamen Feind, „der durch Ursprung und Grundsatz kein anderes Recht anerkannte, als dasjenige seines Schwertes, und darum eine Reihe von Jahrhunderten hindurch die gesammte Christenheit mit der Vernichtung bedrohte“: die Türken.

Diese Bethätigung, aber auch das leider sich nach und nach immer mehr zeigende Nachlassen des Gemeingefühls der Christenheit wider die Offensive der Türken, die Zeit des großen Papstes Gregor VII., des eigentlichen Urhebers der Kreuzzüge, die Zeit, in welcher Papst und Kaiser, die Häupter der Christenheit dastehen als die Hauptträger des christlichen Gemeingefühles gegen das Osmanenthum, diese erhebende Epoche, in welche aber bereits dunkle Schatten fallen, als die eine christliche Macht wider eine andere die Türken zu Hülfe ruft, als von Frankreichs Seite direkt die Türken gegen den Kaiser aufgehetzt werden, als bereits ein Heinrich IV. durch seinen Kampf gegen die Kirche sich den

Absichten des Papstes auf einen allgemein-christlichen Krieg gegen die Türken hindernd entgegenstellt, als namentlich durch die „Reformation" eine unüberbrückbare Kluft in die Christenheit gerissen wird, durch welche die Türken fast offenen Weg nach Ungarn und bis ins Herz der habsburgischen Staaten finden — diese Zeit behandelt in großen Zügen der Verfasser in der Einleitung (S. 1—22). Höchst beachtenswerth ist der von Klopp geführte Nachweis, daß eigentlich nur die Führer der politischen Mächte im christlichen Abendlande es sind, welche die Solidarität der Christenheit gegenüber dem Islam lockern; der jahrhundertelange Wunsch der Völker im allgemeinen erhält sich noch immer und geht dahin: Gesammterhebung des Westens gegen den Osten, gegen den Islam. Und neu erwachte das Gefühl der Solidarität der Christenheit wider das Osmanenthum, neu erscholl der Schlachtenruf gegen den Halbmond durch ganz Deutschland, als im Frühling 1663 die Türken die Festung Neuhäusel erstürmten. Selbst in Frankreich litt es den Marschall Turenne nicht mehr, er erinnerte seinen König — Ludwig XIV., den bald darauf intimen Alliirten der Türken wider das Haus Habsburg [1]) — an das glorreiche Vorbild Ludwigs des Heiligen, an das Vermächtniß des Cardinals Mazarin zu Gunsten der Kriege gegen die Türken, an die Kriegsbegeisterung der Völker Europa's gegen die christlichen Erbfeinde. Indessen es war schließlich doch nur das Haus Habsburg, welches allein oder doch hauptsächlich sich der andrängenden Fluth des Osmanenthums entgegenstemmte. Die Habsburgische Dynastie war der Einigungspunkt der sonst disparaten Völker Oesterreichs; stark durch die eigene Hausmacht schien diese Dynastie den deutschen Kurfürsten die einzige zu seyn, die fähig war, gegen-

1) Der französische König hatte freilich seine guten Gründe, nicht offen vor der Welt seine Allianz mit den Türken bekannt werden zu lassen, wie er überhaupt die Türkenmacht nur als sein Werkzeug betrachtete und danach behandelte. (S. 275).

über der drohenden Türkengefahr die Reichskrone zu tragen und zu behaupten. Mit Recht hebt der Verfasser wiederholt hervor, wie in den Habsburgern, wie namentlich in Kaiser Leopold I. fort und fort die hohe Auffassung der Idee des römischen Kaiserthums lebte: Schutz des bestehenden Rechtszustandes im Reiche, in kirchlichen und in weltlichen Angelegenheiten, eine Aufgabe, um so schwerer, ja scheinbar unmöglich, je stärker sich eine Allianz zeigte, die lediglich zu dem Zwecke sich gebildet hatte, diesen Rechtszustand zu je ihren Gunsten zu ändern: böhmische Stände und ungarische Magnaten, deutsche Fürsten und nordische Könige, die Republik Holland und vor allem Frankreichs Herrscher, Ludwig XIV.

So wurde der Verfasser von selbst darauf geführt, im ersten Kapitel (S. 23—60) die zwei gekrönten Häupter in den Vordergrund seiner Darstellung zu rücken und vergleichsweise gegenüberzustellen, welche so zu sagen den Mittelpunkt der Geschichte Europa's jener Zeit bilden: Ludwig XIV. und Leopold I. Klopp entwirft hier, und stellenweise auch in folgenden Kapiteln, mit prägnanten Zügen ein Bild des einen wie des andern, zieht zwischen beiden die feinsten Parallelen, was Politik, innere und äußere, Kirchenpolitik, Charakter und Anlagen betrifft. So steht vor uns Ludwig XIV. als Repräsentant des Principes der Aggressive, der Lüge und diplomatischen Heuchelei, der Staatsomnipotenz, des rücksichtslosesten Egoismus und Absolutismus, der vollständigsten Rechtslosigkeit der Unterthanen, Leopold I. als Repräsentant des Principes der Defensive, der Aufrichtigkeit und unbedingten Vertragstreue, sowie gediegenster persönlicher Frömmigkeit. Bekanntlich war alles Streben Ludwigs XIV. darauf gerichtet, ein Doppeltes an sich zu reißen, die römische Kaiserkrone und den Anspruch auf das Erbe der spanischen Monarchie, was beides von Rechtswegen Leopold I. gebührte. Als nun Ludwig XIV. vom Sultan Mohammed IV. im Jahre 1676 dessen Pläne eines Kriegszuges gegen den Kaiser

erfährt, da wird dieser Türkenplan, um den in ganz Westeuropa Jahre lang nur Frankreichs Herrscher weiß, der Angelpunkt seiner gesammten Politik. Und mit den Türken sucht Ludwig XIV. zugleich Ungarn und Polen wider den Kaiser zu hetzen, um selbst desto freiere Hand zu Gewaltstreichen und Raubzügen wider Kaiser und Reich zu haben. Demgemäß führt uns der Verfasser im Folgenden diejenigen Männer genauer vor, welche die leitenden Persönlichkeiten in jenen Ländern und oft von entscheidendem Einflusse auf die Ereignisse im großen Türkenkriege des 17. Jahrhunderts waren. Zunächst kommen hier in Betracht Johann Sobieski, zuerst General, dann König in Polen, Kara Mustafa, der türkische Großwesir, der zur Expedition gegen Wien drängte (S. 110. 120. 199 f.) und sie leitete, und der Verräther Tököly in Ungarn.

Johann Sobieski wenigstens muß auch hier einige Aufmerksamkeit geschenkt werden. Klopp bemerkt von vorneherein: „Die Mitwirkung von Johann Sobieski zu dem Entsatze von Wien im Jahre 1683 hat um sein Haupt einen Glanz des Ruhmes verbreitet, den man ungern verringert sehen möchte. Aber die Wahrheit der Geschichte fordert, daß der ganze Charakter des Mannes klar gestellt werde. Dieß ist erst möglich geworden in unserer Zeit, nachdem die Krakauer Akademie höchst werthvolle Aktenstücke über sein Thun und Walten ans Licht gegeben hat.“ (S. 44.) Es sind hier gemeint die Acta historica res gestas Poloniae illustrantia (Cracoviae 1879), die allerdings den Charakter und wenigstens zeitweise das Handeln und die Verdienste Sobieski's in sehr zweifelhaftem Lichte erscheinen lassen. Wir erfahren jetzt, daß Sobieski als General mitsammt seiner Gemahlin Marie Casimire nichts anderes gewesen sind, denn Pensionäre, bezahlt von Ludwig XIV., natürlich zum Zwecke, dem französischen Könige zur Erreichung seiner politischen Ziele behülflich zu seyn. In Folge schmählicher Wahlbestechungen, bei denen das Ehepaar Sobieski Hunderttausende,

die aus Ludwigs XIV. Tasche geflossen, vertheilt, wird Sobieski König, Marie Casimire Königin, um auch fortan auf das Angebot hin sich von Ludwig XIV. kaufen zu lassen. Lediglich um Geld zu erpressen, geht das Ehepaar Sobieski sogar so weit, daß es seine französische Dienstbarkeit offen gegen Ludwig XIV. eingesteht. Denn in der That ließ Sobieski das Schüren des revolutionären Feuers in Ungarn gegen den Kaiser durch französisches Gold von Polen aus geschehen. Als Ludwig XIV. eines Tages mit der Zahlung der Löhnung an Sobieski zögerte, erklärte dieser Polenkönig gegenüber dem französischen Botschafter Bethune: „Sie wissen, was ich seit Ihrem Aufenthalte in Polen gethan, um dem Könige von Frankreich meine Freundschaft zu beweisen, und wie ich ihm gedient habe ohne Eigennutz und selbst mit der Gefahr, mich und meine Familie zu Grunde zu richten. Während dieser Zeit haben der König von England und verschiedene deutsche Fürsten beträchtliche Summen von ihm bezogen, nicht weil sie ihn unterstützten, sondern nur, damit sie sich nicht gegen ihn erklärten. Ich bin der Einzige, den man schlecht behandelt und vernachlässigt hat. Dagegen muß ich sehen, daß jetzt der Kurfürst von Brandenburg und diejenigen, welche sich als entschiedene Feinde des Königs bewiesen haben, täglich mit Gnaden und Geschenken überschüttet werden. Alles das hat bisher mich nicht gehindert, die mir gemachten Anerbietungen auszuschlagen, weil ich beständig bleiben will bis ans Ende. Allein wenn man das Verhalten mir gegenüber nicht ändert, so darf man mir keinen Vorwurf machen, wenn ich der Besonnenheit und meinem Interesse entsprechend handle. Frankreich hat viele Feinde und Neider und würde mehr Sicherheit in meiner Freundschaft gefunden haben, als in derjenigen des Königs von England und der deutschen Fürsten, die es so theuer kauft. Ich werde noch die letzte Antwort an meinen Botschafter abwarten, und Sie wissen ja, daß ich meine Entschlüsse nicht überstürze. Aber glauben

Sie denn, daß der Kurfürst von Brandenburg dem Könige getreu bleiben wird? Die Zeit wird es lehren."

Hiernach läßt sich ungefähr ermessen, ob die Motive durchweg rein und edel waren, die Sobieski im Jahre 1683 nach Wien führten. Wir können hier nicht länger bei diesem Manne verweilen, da wir noch andere uns Deutschen näher stehende Persönlichkeiten ins Auge zu fassen haben. Es genügt aber, wenn wir dem Gesagten hinzufügen, daß trotz des Zusammenhaltens Sobieski's mit dem Kaiser im Jahre 1683 und der folgenden Zeit gegen die türkisch-französische Allianz im Jahre 1691 dennoch wieder 70,000 Thaler aus der Tasche Ludwigs XIV. ihren Weg an den polnischen Hof fanden. (Man vergleiche zur Charakteristik Sobieski's noch S. 54 f.; 72 ff.; 162 f.; 291 ff.; 314 ff.; 322 ff.; 352 ff.; 392 f.; 474 f.[1])

Johann Sobieski stempelt in seiner Rede gegenüber dem französischen Botschafter, wie wir soeben vernommen, den **Kurfürsten von Brandenburg** zu einem zweimal treulosen Verräther, einmal an Kaiser und Reich, dann an

1) Klopp macht ausdrücklich noch auf zwei hier einschlägige Quellen, die er benutzen konnte, aufmerksam: die Briefe Sobieskis und ein Diarium Jacobi Sobieski Principis R. Poloniae. Die französische Literatur, deren Aussprüche von derjenigen anderer Nationen aufgenommen sind, feiert nach Ausweis dieser und anderer neuen Quellen, welche die französischen Schriftsteller nicht zur Genüge kannten, mit Unrecht Johann Sobieski als König auf Kosten des Kaisers Leopold, als Feldherr auf Kosten des Herzogs von Lothringen. (Vergl. S. 291 f.) Uebrigens sieht sich der Verfasser, der sonst in seinem Werke nicht polemisirt, sondern offen gesteht: „Eine Polemik gegen Irrthümer . . . erscheint mir weniger zweckmäßig, als eine positive Darstellung, wie ich sie gegeben habe" — genöthigt, dem Herausgeber der obengenannten Briefe Sobieskis, Salvandy, „einem so leichtsinnigen und zugleich gegen den Kaiser Leopold so böswilligen Schriftsteller," wiederholt entgegenzutreten, aus dem Grunde, weil das Buch Salvandy's durch die Briefe Sobieskis einen gewissen Werth habe.

demjenigen, dem er sich verkauft hat, an Ludwig XIV. Für einen Historiker wie Klopp ergab sich hieraus die Nothwendigkeit einer eingehenden Untersuchung, ob ein deutscher Reichsfürst in der That so weit sich vergessen konnte, als ihm imputirt worden, oder ob nicht vielleicht Sobieski dem Kurfürsten von Brandenburg zu nahe gethan habe. Der Verfasser hatte freilich schon in seiner Westeuropäischen Geschichte den Kurfürsten Friedrich Wilhelm mit etlichen deutlichen Strichen gezeichnet, aber in dem vorliegenden Werke mußte er noch näher auf diesen „Großen" Kurfürsten eingehen, auf seinen Charakter, auf sein Thun und Lassen in politischer Hinsicht. [1]) Und man muß sagen, daß in diesem deutschen Fürsten ein geradezu widerwärtiges Bild gemeinster Interessenpolitik und des Verrathes am gemeinsamen Vaterlande hervortritt. So spiegeln ihn die untrüglichsten Quel-

---

1) Bekanntlich ist Onno Klopp namentlich Seitens preußischer Historiker und Geschichtsprofessoren hundertmal vorgeworfen, er stelle die preußische Geschichte, den Charakter, die Handlungsweise gewisser preußischer Fürsten tendenziös dar, er schreibe ab irato u. s. w. Natürlich konnte man thatsächlich Klopp nie eine Fälschung in seiner Darstellung der Ereignisse nachweisen, weil er mit minutiöser Genauigkeit und einer, man möchte sagen, peinlichen Gewissenhaftigkeit bei der Prüfung und Verwerthung der Quellen zu Werke geht und auf Grund derselben die Ereignisse darstellt, nicht sie zurechtlegt und die Geschichte macht. Es freut uns, daß wir den ebengenannten Verdächtigungen gegenüber für Klopp's strenge Objektivität ein Zeugniß anführen können, das uns erst spät und wie zufällig in die Hände gerathen, das aber als durchaus werthvoll zu erachten ist. In der in Berlin selbst erscheinenden Militär-Literaturzeitung, Jahrgang 1879, 9. Heft findet sich eine Recension über Klopps große „Westeuropäische Geschichte", in welcher der Referent ausdrücklich an der Spitze hervorhebt: „Die Darstellung der Begebenheiten wie die Beurtheilung der Persönlichkeiten erscheint durchaus objektiv in diesem lehrreichen, interessanten und wohlgeschriebenen Werke." Dieses Zeugniß wiegt schwerer als die Urtheile der geschichtsbaumeisterlichen Kameraderie.

len. So widerstrebend es einem deutschen Historiker seyn muß, von einem deutschen Fürsten ein solch unerfreuliches Bild geben zu müssen, er durfte sich dieser Aufgabe schon darum nicht entziehen, weil das Verhalten des Kurfürsten für die weitere Entwicklung der Pläne Ludwigs XIV. gegen Kaiser Leopold in der Hoffnung jenes Königs auf den Einbruch der Türken von der höchsten Wichtigkeit ist. Das zweite Kapitel unseres Werkes gibt hier „etwas mehr Licht." Der Kurfürst von Brandenburg bot, wenn er Pommern besitzen dürfe, dafür dem Könige von Frankreich seine Dienste an, ihm die römische Kaiserkrone zuzubringen! Das Dienstverhältniß, in welches der „Große" Kurfürst zum König von Frankreich trat, ergibt sich aus folgendem Schreiben des ersteren an letzteren: „Ich erkenne an, daß, wenn die Streitkräfte Ew. Majestät gegen die meinigen agiren, die Partie allzu ungleich ist, und daß ich erdrückt werden könnte durch einen König, der allein die Last des Krieges gegen die größten Mächte Europa's getragen und sich mit solchem Ruhm und Erfolge herausgezogen hat. Aber wird denn Ew. Majestät Ihren Vortheil dabei finden, einen Fürsten zu Grunde zu richten, der den lebhaftesten Wunsch hat, Ihnen zu dienen, und der, wenn er erhalten bleibt, für Ihren Dienst etwas mehr aufwenden könnte, als nur seinen guten Willen? Wahrlich, Ew. Majestät würden, wenn sie mich verderben, selber zuerst es bereuen, denn Sie würden schwerlich auf der ganzen Welt einen Fürsten finden, der wahrhafter als ich und mit mehr Respekt und Eifer Ihr ergebenster Diener seyn würde."

So redet ein Reichsfürst. Wahrhaft peinlich sind die Geldhändel, die nun zwischen Ludwig XIV. und dem Kurfürsten von Brandenburg abgeschlossen werden. Verkaufsobjekt Seitens des Letzteren ist zuerst die römische Kaiserkrone an Ludwig XIV. (S. 66). Durch weitere Verträge gibt sich der Kurfürst Friedrich Wilhelm dem Franzosenkönig lediglich aus Geldgier als Brandfackel in die Hand zur Entzündung

des deutschen Bruderkrieges, zur Erleichterung für Ludwig XIV. in der Arbeit der verruchten, Deutschland in entsetzliches Elend versetzenden Reunionen. Der Kurfürst von Brandenburg verkauft auf diese Weise dem Könige von Frankreich ungefähr den achten Theil des Reiches. (Vergl. S. 78 f., 83. 117. 134. 265 f.) Ein ehrlicher Haudegen ist der alte brandenburgische Feldmarschall Dörffling, der seinem kurfürstlichen Herrn ins Gesicht sagte, er wolle lieber sich in Stücke hauen lassen, als die Armee commandiren in einem Kriege wider die Ehre und das Gewissen des Kurfürsten und wider die Wohlfahrt des Reiches. (S. 266.) Im Jahre 1683 nämlich unterhandelte der Brandenburger mit beiden, mit dem Kaiser Leopold und mit Ludwig XIV.; nicht wohin die Pflicht ihn rief, sondern wo das Meiste zu haben war, dahin gedachte er sich zu schlagen. Klopp theilt in den Anlagen (S. 547 ff.) hierbezügliche wichtige Aktenstücke mit, die Verhandlungen betreffend zwischen dem französischen Gesandten Rebenac und dem brandenburgischen Minister Fuchs.

Doch genug und übergenug! Wenden wir uns zurück zum Kaiser Leopold und hin nach Wien, woselbst man lange nachher, nachdem im Osten das Unwetter bereits drohend aufstieg, noch keine Kenntniß hatte von dem Kriegseifer der Türken aus sich, namentlich des Großwesirs Kara Mustafa, obschon der Kaiser Leopold offen klagt über die Umtriebe Ludwigs XIV., der die Türken aufreize (S. 59). Der kaiserliche Resident Kunitz ahnt die Gefahr, warnt vor ihr, jedoch vergebens; in Wien glaubt man noch bis tief in das Jahr 1682 hinein, den Frieden mit den Türken bewahren zu können (S. 71. 89. 109. 120. 130.), ein verhängnißvoller Irrthum, den der Verräther Tököly sowie Kara Mustafa zu unterhalten sich lebhaft bemühen, während doch bereits selbst Ludwig XIV., der die Absichten Mustafa's seit dem Jahre 1676 kennt, aber den Türkenkrieg wider den Kaiser durchaus will (S. 135 f.; vergl. auch S. 442. 461. 467. 473. 480 u. s. w.), aus fein berechneter Politik die Gefahr

vor den Türken angedeutet und verkündet hat, nämlich um sich eventuell als Retter Deutschlands aufzuspielen und dafür als Kaiser anerkannt zu werden (S. 96, 142 f.; vergl. S. 171 f.; 193; 263. 276. 331.).

Erst Anfangs December 1682, aber dann auch sehr klar, wurde in Wien die Gefahr erkannt, die der Monarchie Leopolds I. von Osten her bevorstand, und man war auch darüber im Klaren, was ein etwaiger Fall der Stadt Wien bedeute. Die Zeitgenossen täuschten sich nicht mehr darüber (S. 144; vergl. S. 249; 253; 329; 334). Sehr übersichtlich stellt der Verfasser die Hindernisse zusammen für den Entsatz und die Rettung der Stadt Wien (S. 261—280), wobei wir unter anderm erfahren, wie das Haus Hannover durchaus treu zu Kaiser und Reich hielt, aber selbst von Brandenburg bedroht wurde (vgl. S. 93. 265. 279. 325. 487). Ebenso zeigt er, welche Umstände dennoch den Entsatz von Wien und damit die Stellung des christlichen Europa's, speciell Deutschlands vor dem Barbarenthum der Osmanen beziehungsweise vor dem despotischen Regiment Ludwigs XIV. förderten. (S. 280 ff.)

Unter den Hülfsmächten, auf die der Kaiser Leopold in der Türkenbedrängniß bauen konnte, ragt am ersten und meisten hervor der Papst Innocenz XI. Klopp hebt mit Recht wiederholt den Unterschied zwischen dem Jahre 1683 und der Zeit der Kreuzzüge hervor, was die Gesinnung der christlichen Völker betrifft (S. 261. 277. 294. 388); die Gesinnung des Papstes Innocenz XI. war würdig derjenigen der früheren großen Päpste, durch deren Bemühungen vor allem es gelungen war, das heilige Land für die Christen wiederzugewinnen. (Vergl. S. 2 ff.) Rom, der Papst, er war auch jetzt, in diesen Entscheidungskämpfen der Christen wider den Islam, der Mittelpunkt der materiellen und moralischen Hülfe. „Innocenz XI. erließ ein Edikt, welches Gebete anbefahl für den Frieden und die Eintracht zwischen den christlichen Fürsten und für den Schutz der

heiligen katholischen Religion. Um sechs Uhr des Abends luden die Glocken zu diesem Gebete anstatt des Ave Maria. Jedermann entsprach willig. Auf die Mahnung der Glocken warf sich das Volk auf den Straßen in die Knie. Die fahrenden Wagen hielten an und die Insassen stiegen aus, um sich mit dem Volke im Gebete für die Rettung Wiens zu vereinigen. Der Papst selber aber lag Tag und Nacht auf den Knien und vergoß so viele Thränen, daß man die Stelle, wo er gekniet, davon angefeuchtet fand." (S. 281.) Und nicht bloß durch ermahnende Worte an die Christenheit und Gebete kam der Papst in der großen Bedrängniß zu Hülfe; Innocenz XI. lieferte bis zum 10. Oktober 1683 die für die damaligen Zeiten unglaublich hohe Summe von 1,200,000 Gulden ins kaiserliche Aerar. (S. 280.) Wie sehr die Türken den Papst fürchteten und als eine Macht betrachteten, mit der sie zu rechnen hätten, ergibt sich aus folgenden Worten des aus Constantinopel heimkehrenden venetianischen Botschafters Civrano: „In besonderer Beachtung steht bei den Türken der Papst. Ihn halten sie für fähig, die christlichen Potentaten zu einem Bunde wider sie zu vereinigen als dem einzigen Bollwerk wider ihre Macht, das sie fürchten." (S. 147.) Man vergleiche, um die rastlose Thätigkeit des Papstes Innocenz XI. wider das andringende Osmanenthum kennen zu lernen, noch S. 162. 173. 212 ff. 261. 275 f. 280 ff. 315. 329. 333. 339. 350 ff. 360 ff. 373 u. s. w. Innocenz XI. war nämlich keineswegs gewillt, nach dem Entsatze von Wien mit seinen Leistungen wider die Türken nachzulassen und den Erbfeinden der Christenheit Ruhe zu gönnen. War doch der Abschluß der heiligen Liga vom 5. März des Jahres 1684 gegen die Türken vor allem das Werk des Papstes, wie der ganze Tenor des Allianzvertrages es bezeugt. Und scheint es nicht fast, als erfolgte aufs neue ein großartiger edler Aufschwung der Gesinnung in der Gesammtheit der Christen, wie in dem herrlichen Zeitalter der Kreuzzüge, wenn es in dem Art. 2 dieses Allianzvertrages aus-

drücklich heißt: „Damit aber das heilige und fromme Werk mit größerer Kraft und durch ein unauflösliches Band befestigt werde, so erkennen die verbündeten Mächte in Ehrerbietung den gemeinsamen Vater der Christenheit, den Papst, an als den Protektor, als den Bürgen und kraft der Bürgschaft als den Sachwalter des Bündnisses, ihn, sowie seine Nachfolger, die Päpste, indem sie außer Zweifel stellen, Se. Heiligkeit werde dahin wirken, daß keine der Parteien es jemals gereue, den väterlichen und warmen Ermahnungen Sr. Heiligkeit ein williges Ohr dargeboten und söhnliche Folge geleistet zu haben.“ (S. 387.)

„Der Geist Gregors VII.,“ sagt Klopp sehr schön, „ruhte auf Innocenz XI. Es ist ungeschichtlich, die Frage aufzuwerfen, ob Wien hätte erhalten und gerettet werden können ohne den Papst Innocenz XI.: Thatsache ist, daß er vor allem beitrug, daß Wien erhalten und gerettet wurde. Aber er blieb nicht stehen bei diesem einen Rettungswerke. Er umfaßte mit gleicher Liebe alle christlichen Nationen, die Polen wie die Deutschen, die Ungarn wie die Croaten, die Slavonier wie die Italiener. Ihnen allen wollte er die Erlösung bringen vom türkischen Joche, zu diesem Zwecke alle ihre Kräfte einigen unter seiner moralischen Führung. Darum stiftete er die heilige Liga, deren Mitglieder ihn in doppelter Beziehung als den gemeinsamen Vater anerkannten. Die Stiftung war eine That, die bisher in der Geschichte der christlichen Völker ihres Gleichen nicht hatte. Auch in den Kreuzzügen nicht, weil damals das feste Band der gegenseitigen Verpflichtung unter der Obhut des Papstes fehlte, und weil niemals ein Papst zuvor so reichlich seine Mittel gespendet hatte. Es war der Wunsch des Papstes, die Liga — sie war abgeschlossen zwischen dem Kaiser, dem Könige von Polen und der Republik Venedig unter dem Protektorate des Papstes Innocenz XI. — zu einer allgemeinen der Christenheit zu machen.“ (S. 388.) Darum beklagte Innocenz XI. so tief alle jene politischen Vor-

kommnisse, welche hinderten, daß die Christenheit gegen die Türken geeint werden konnte, wie die derzeitige, wenn auch sonst noch so gerechte Kriegserklärung des Königs Karl II. von Spanien an Ludwig XIV. im Herbste des Jahres 1683; darum förderte er nach allen Kräften den Plan Leopolds I., den Frieden zwischen Polen und den moskowitischen Großfürsten herzustellen, damit auch diese letzteren Antheil nähmen am allgemeinen Kriege wider die Türken. „Ein Bündniß dieser Art," bemerkt der Verfasser sehr richtig, „hätte dienen können als Brücke zum Wiedergewinne dieser östlichen Völker für die allgemeine Kirche."

Nicht minder stimmte der Papst darin dem Kaiser Leopold I. bei, daß eine allgemeine Amnestie und Gestattung der freien Religionsübung für die Protestanten in Ungarn gewährt werde, damit sie, wie immer es seyn möge befriedigt, am Kampfe gegen die Türken mit Theil nehmen, zumal da die Gewissen sich nicht zwingen ließen. (S. 374.) Eine umfassende Thätigkeit endlich entwickelte Papst Innocenz XI. in der Fürsorge für die kranken und verwundeten Soldaten durch Errichtung von Spitälern und ambulanten Lazarethen, die er unter Aufsicht der Jesuiten stellte. (S. 389. 561 [Anlage]. 398.)

In allen christlichen Jahrhunderten hat bei allgemeinen Gefahren und Bedrängnissen der Klerus der katholischen Kirche durchweg Hervorragendes geleistet. Das zeigte sich auch in den Türkenkriegen und namentlich bei den Entscheidungskämpfen im Jahre 1683 vor Wien. Klopp, der in vollster Objektivität Verdienst und Mißverdienst nach Gebühr hervorhebt, zeigt uns den Welt= wie den damaligen Ordensklerus an der Hand sicherster Belege als überaus opferwillig und opferfreudig. Wäre er es nicht schon aus sich gewesen, wie hätte das Beispiel des großen Papstes Innocenz ihn nicht dazu entflammen müssen! Mit dem Papste sehen wir Cardinäle, Bischöfe, Priester, Mönche, jeden nach Kräften thätig.

An Jesuitenhetzen und Priesterverfolgungen fehlte es schon damals nicht (S. 205. 254. 290). Die Geistlichen, die Jesuiten, schrie der aufgeregte Pöbel, seien die Urheber des Türkenkrieges. Es kam so weit, daß Welt- und Klostergeistliche, aus Besorgniß, erschlagen zu werden, nicht reisen durften, daß man den Kaiser selbst schmähte, er habe das Kriegsübel heraufbeschworen, weil er dem unzeitigen Religionseifer der Jesuiten zu viel nachgegeben habe. Der Verfasser bemerkt sehr treffend bei dieser Gelegenheit: „Wir sehen, der Sultan Mohammed IV. und Tököly, deren Vertrag vom Sommer 1682 ausdrücklich die Vertreibung der Jesuiten feststellte, würden an der Gelehrigkeit dieser Bürger von Wien ihre Freude gehabt haben. Der Kaiser vernahm die Reden, wie einst der König David diejenigen Simeis. Er wehrte denen, die Einhalt thun wollten.“ Und der gehetzte und verläumdete Klerus? Auf die Aufforderung des Bischofs Emerich von Wien an die Welt- und Klostergeistlichen, bei der bevorstehenden Gefahr für Alle nicht bloß mitzuschanzen, sondern auch, wenn es seyn müsse, die Waffen zu ergreifen, folgte allgemeine Zusage. „Am Morgen des 9. Juli 1683 sah man den Provinzial der Augustiner auf der nächstgelegenen Kärnter Bastei mit dem Schubkarren und der Hacke erscheinen, ihm nach die Patres und Fratres. Ebenso die Insassen der anderen Klöster je an dem angewiesenen Orte. Das dauerte fort auch unter dem Geheul der türkischen Kugeln. Ein anderes Bild boten die bis dahin friedlich stillen Kreuzgänge dar. Sie hallten wieder vom Waffenlärm. Die Mönche stellten dort Scheiben auf, um sich im Schießen zu üben.“ (S. 208.) Als die Türken noch im Juli desselben Jahres die großen Abteien Klosterneuburg, Melk und Lilienfeld bestürmten, wurden sie von den Klosterbewohnern mit blutigen Köpfen heimgeschickt, ja der Prälat Matthäus Kollweis machte viele Ausfälle und Streifzüge und befreite viele Gefangene aus der Hand der Tartaren. (S. 218 f. 284.) Wer stand in den Schreckens-

tagen vom 14. Juli bis 11. September 1683 in Wien auf dem Observationsposten auf der Höhe des Stephansthurmes? Es waren Jesuiten. Sie beobachteten von hier aus die Bewegungen der Feinde, indem Tag und Nacht beständig zwei der Patres ausharrten. (S. 231.) Dieselben Väter der Gesellschaft Jesu waren es, welche voll Seeleneifers sich der vielen in den Spitälern liegenden verwundeten und kranken Krieger annahmen und auch auf dem Schlachtfelde nicht von der Seite der Sterbenden wichen, bis sie selbst den Schwertstreichen der Janitscharen erlagen. (S. 398. 469.)

(Schluß folgt.)

XL.

Dr. Edward Bouverie Pusey.

(† 16. September 1882.)

Die dem Leser des bedeutendsten unter den englischen Tagesblättern, der „Times“, seit mehr denn fünfzig Jahren wohlbekannten Siglen E. B. P. werden fortan nicht mehr erscheinen. Derjenige Mann, dessen Namen sie andeuten, ist vom Schauplatz irdischer Thätigkeit abberufen worden. Dr. Edward Bouverie Pusey, Domkapitular an der Christ-Church in Oxford und Professor der hebräischen Sprache an der dortigen Hochschule, ging am 16. September in den Nachmittagsstunden zu Aston Priory nach kurzer Krankheit in die Ewigkeit ein. Die theologische Gelehrsamkeit des Verblichenen, seine Betheiligung an geistigen Kämpfen, welche

der englischen Hochkirche eine veränderte geistige Physiognomie verliehen, seine Beziehungen zu Männern, welche der katholischen Kirche in England zu unsterblichem Ruhm gereichen, endlich die Thatsache, daß er die Bedeutung des Hauptes einer ganzen Schule sich errungen, rechtfertigen es, wenn wir das Bild des Heimgegangenen hierorts zu zeichnen unternehmen.

Edward Pusey entstammte einer altfranzösischen Familie, welche zur Zeit der Reformation nach England auswanderte. Um die in der Heimath entzogene Freiheit der Religion zu erlangen, setzte Fleming Bouverie mit seiner aus Frankfurt am Main stammenden Gemahlin aus Frankreich nach England über und siedelte sich in der alten Bischofsstadt Canterbury im Jahre 1568 an. Daß er gerade diesen Aufenthalt wählte, mag seinen Grund in dem Umstande besitzen, daß Königin Elisabeth französischen Flüchtlingen die Krypta der Domkirche von Canterbury zum Zweck der Abhaltung gottesdienstlicher Versammlungen einräumte. Im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts gelangten die englischen Bouveries durch ausgedehnte Handelsgeschäfte, namentlich mit dem türkischen Reiche, zu großem Wohlstand. Bald nach der Revolution von 1688 wurde die Familie, welche unterdeß nach London gezogen und in der dortigen City eine große Rolle spielte, durch den Baronentitel von der neuen Regierung ausgezeichnet. Philipp Bouverie, der Vater des Professors, nahm außerdem den Namen Pusey an, nachdem er die dieser bereits 1710 erloschenen Familie zugehörenden Güter geerbt hatte. Aus seiner Ehe mit Lady Lucy Cave, der Tochter des Earl von Harborough, entsprossen zwei Söhne. Philipp Pusey, der ältere Bruder, erwarb sich den Ruf eines literarisch gebildeten Mannes, verfolgte seine Studien aber nicht weiter; die Verwaltung der Pusey-Güter, welche, etwa zwölf englische Meilen von Oxford gelegen, ein ansehnliches Areal bilden, nahm seine fernere Thätigkeit in Anspruch. Der jüngere Bruder Edward

„war ein fleißiger Knabe und von früher Jugend an vom Geiste eines Reclusen erfüllt[1])". Seine Jugend verlebte er auf dem reizenden Landsitz des Vaters in nächster Umgebung angesehener katholischer Familien. Unter ihnen sind zu nennen die Throckmortons, welche das Palladium des wahren Glaubens durch die Stürme der kirchlichen und bürgerlichen Revolution standhaft vertheidigt. Etwa eine Meile von Pusey-House wohnte der katholische Geschichtsschreiber Rerrington, welcher hier im Jahre 1827 verschied. Aber auch Socinianer finden wir in unmittelbarer Umgebung der väterlichen Wohnung. Shute Barrington, der nachmals Bischof von Durham wurde, verwaltete hier in früheren Jahren ein geistliches Amt.

Edward Pusey genoß seine erste Ausbildung auf der berühmten Lateinschule von Eton und trat 1818 als Student in das Christ Church Colleg zu Oxford ein. Seine Fortschritte waren glänzend; bald erhielt er den ersten Preis in den klassischen Sprachen, ferner den Kanzler-Preis für lateinische Prosa und als höchste Auszeichnung 1822 die Stelle eines Fellow im Oriel Colleg. Hier sehen wir Pusey in Verbindung treten mit einer langen Reihe der talentvollsten Jünglinge, welche nachmals zu hohen Stellungen in Kirche und Staat gelangten: William James, John Keble, Tyler, Whately, Hawkins, Robert Wilberforce und Richard Hurrell Froude. In amtlicher Beziehung mit den genannten Männern auf einer Linie stehend, überragte Pusey dieselben nach einer Richtung, welche gerade in England von ausschlaggebender Bedeutung ist. Seine Familienbeziehungen, die dadurch gegebene höhere sociale Stellung und finanzielle Vortheile sicherten dem jungen Fellow ein nicht geringes Uebergewicht.

Auch auf geistigem Gebiete stellte der mit einem gewissen Unabhängigkeitssinn ausgestattete junge Gelehrte sich in einen scharfen Gegensatz zu der in der Theologie herrschenden

---

1) Times. Sept. 18. 1882.

Richtung jener Zeit. Es waren die Tage, in welchen der Evangelikalismus seinen Zenith erreicht hatte, um nach wenigen Jahren von einer damals ungeahnten Strömung verschlungen zu werden. Vergegenwärtigen wir uns kurz die Situation. Nachdem die protestantische Theologie Englands im Laufe des 17. Jahrhunderts unter dem Schutz der theologisirenden Könige aus dem Hause Stuart wieder einen tiefern Gehalt gewonnen, nachdem Männer wie Erzbischof Laud, Bischof Forbes, ferner Montague, Pearson, Thorndike die Sakramente in den Vordergrund gestellt, trat im Jahre 1688 mit der bürgerlichen Revolution auch eine solche auf kirchlichem Gebiet ein. Es war das System des Latitudinarismus, welches, alle Sekten und alle Denkrichtungen als berechtigt anerkennend, nunmehr seine Herrschaft errichtete. Tillotson und Headley sind bekannt als Hauptvertreter dieser Richtung, deren ganze Verkehrtheit der apostolische Vikar Dr. Milner in seinen berühmten „Briefen an einen Pfründner" schonungslos aufdeckte[1]).

Während der Periode des Latitudinarismus aber entwickelten sich im Schooß der Hochkirche jene beiden theologischen Schulen, denen Pusey als junger Gelehrter sich gegenübergestellt sah. Während die eine die Bedeutung der äußersten Formen des Gottesdienstes und der Kirchenzucht maßlos steigerte, nahm die andere eine mehr innere Richtung an; während die Vertreter der ersteren bis zur Langweile trocken und spitzfindig sich erwiesen, waren die Helden der letzteren ebenso fromm wie verworren. Die Meister, an welche diese Schulen sich anlehnten, werden durch die Namen Arminius und Calvin bezeichnet. Die erste Schule huldigte einem semipelagianischen System, die letztere gab sich einem an Antinomismus streifenden fanatischen Pietismus hin. Aber die pietistisch-puritanische Schule sagte der mit tiefem Gemüth ausgestatteten englischen Volksseele unendlich mehr zu

1) Manning, Sermons on ecclesiastical Subjects. (2 edit.) I, 44. 45.

als das langweilige Hochkirchenthum, welches sich auf die Klasse der oberen Zehntausend vornehm beschränkte. Die pietistisch-puritanische Schule beherrschte die Massen. Das war der Evangelikalismus[1]).

Pusey fühlte sich abgestoßen von diesem Muckerthum und zog auf wissenschaftliche Eroberungen nach Deutschland aus. Die protestantischen Universitäten wurden bereist und der hier waltende Geist von dem wahrheitsdurstigen Fellow untersucht. Es war der Geist des Kantischen Kriticismus, der aber allbereits in die neue Hegel'sche Logik überging; von ihm waren die evangelisch-theologischen Fakultäten unseres Vaterlandes damals beherrscht. Kein Wunder, wenn auch Pusey, der von der scholastischen Philosophie keine Ahnung besaß und demzufolge in der Waffenrüstung des hl. Thomas nicht einherschreiten konnte, von dem Zauber der deutschen Philosophie berührt wurde. Die Resultate seiner Studien wurden in einem Werke niedergelegt, welches den Titel führte: „Prüfung derjenigen Ursachen, welche der deutschen Theologie ein vorherrschend rationalistisches Gepräge in der letzten Zeit verliehen haben[2])." In England fand das Werk wenig Beifall. Der dem praktischen Leben zugewandte Sinn des englischen Publikums konnte sich nie mit einer Denkrichtung befreunden, welche nur Ekel und Ueberdruß im Geiste zurückläßt. Dazu kam noch ein anderer Umstand, welcher geeignet war, dem Buche von vornherein die Sympathien der Leser zu entziehen. Das war der keineswegs anmuthige Stil, dessen der Verfasser sich bediente — ein großer Nachtheil, in welchem Pusey seinem Widerpart, dem Cardinal Newman, gegenüber zeitlebens sich befand. „Denn gerade Cardinal Newman", bemerken treffend „Daily News", „ist es gelungen, die zwischen Musik und Sprache aufge-

1) Manning, I, 46.
2) Inquiry into the probable Causes of the rational Character lately predominant in the Theology of Germany.

richteten Schranken beinahe niederzureißen und den Geist des Lesers mit den Perioden seiner überzeugenden Rhetorik wie mit den sanften Tönen einer Symphonie zu erfüllen" [1]).

Aber immerhin galt Pusey's Buch als eine beachtenswerthe Leistung, für welche er im Jahre 1828 durch Berufung zum Professor der hebräischen Sprache in Oxford und Verleihung eines Canonikats an der dortigen Domkirche belohnt wurde. Bis zu seinem Hinscheiden, ein Menschenalter hindurch, hat er diese beiden Stellen bekleidet. Bald darauf ehelichte er eine Tochter des Mr. Raymond Barber; bereits 1839 wurde ihm seine Gemahlin, welche ihm drei Kinder schenkte, durch den Tod entrissen.

In Oxford bereitete sich unterdeß eine große Bewegung vor. Wie auf dem Gebiet der Poesie die Schule der Seedichter die Erinnerungen an das Mittelalter und die Herrlichkeit der Kirche im Geiste des englischen Volkes wachrief, so suchte eine Vereinigung junger Theologen in der alten Musenstadt das „Eis des Evangelikalismus" zu brechen. Bereits seit 1832 ertönte der Ruf nach Kirchenreform. „Bestellet euer Haus" — das war die verhängnißvolle Sprache, welche den oben angedeuteten theologischen Schulen, der hochkirchlich-arminianischen, wie der puritanisch-evangelikalen, entgegentönte. Die zeitgemäßen Broschüren wurden zum Organ, vermittelst dessen die Vertreter der neuentstandenen anglokatholischen Richtung auf das in religiöser Beziehung erstarrte Publikum einzuwirken suchten. Auch Pusey ging vom deutschen Rationalismus zum Anglokatholicismus über und nahm hervorragenden Antheil an der neuen Bewegung, welche alle Schichten der Gesellschaft in tiefste Aufregung versetzte. Aus seiner Feder rühren her die Broschüren über „Fasten" und „Taufe", sowie über „die Gefahr des Lächer-

1) Daily News. Sept. 18. 1882. The charme which has enabled Cardinal Newman almost to break the barrier between music and language. . .

lichen auf dem Gebiete der Religion." Im Jahre 1841 schrieb er außerdem eine Vertheidigung der von Newman verfaßten berühmten neunzigsten zeitgemäßen Broschüre, welche über das ganze System des Anglikanismus den Stab brach und einen Aufruhr erregte, welcher der Fortsetzung des Unternehmens ein Ende machte. In wenigen kräftigen Zügen schildert Cardinal Newman in der „Apologia" sein Verhältniß zu Pusey mit folgenden Worten: „Seit 1827 kannte ich ihn (Pusey) genau und kam ihm mit glühender Bewunderung entgegen. Ich pflegte ihn zu nennen ὁ μέγας. Seine große Gelehrsamkeit, sein unbeschreiblicher Fleiß, seine gelehrte Haltung, die reine Hingabe an die Sache der Religion, setzten mich in Erstaunen und groß war meine Freude, als ich 1833 gewahrte, daß er Neigung zeigte, sich uns anzuschließen. Seine Broschüre über das Fasten erschien am 21. December. Aber voll und ganz schloß er sich uns an erst 1835 und 1836, als er die Schrift über die Taufe herausgab und die ‚Bibliothek der Väter' in Angriff nahm. Er war es, der uns sofort Stellung und Namen verlieh."[1])

Wie ernst Dr. Pusey es mit seinem anglokatholischen Standpunkt nahm, das bekundete er in dem an den Bischof von Oxford im Jahre 1839 gerichteten Schreiben über den den Lehren der englischen Kirche entgegengehaltenen „Vorwurf des Romanismus". Seine Richtung war die anglokatholische. Der katholischen Kirche selbst aber ist er niemals nahe getreten. „Man hält sich zu der Behauptung berechtigt," schrieb der allercompetenteste Richter in dieser Angelegenheit, „daß er (ehedem) der katholischen Kirche näher stand als jetzt. Ich glaube, daß er, so lange ich ihn kannte, was seine religiöse Stimmung und Richtung anlangt, der Kirche überhaupt nie sich genähert hat."[2]) Bei alledem betrieb Pusey

1) Newman, Apologia. (London 1879). 61.

2) Newman, Apologia. 61. For I believe that, in his reason and judgement, all the time that I knew him, he was never near to it (the catholic church) at all.

mit eisernem Fleiße das Studium der ältesten Kirchenväter, deren Lehren für ihn maßgebend blieben, wenn es sich um die Erläuterung der anglikanischen Ritualbücher handelte. „Unsere Reformatoren“, schrieb er 1845 dem Bischof Samuel Wilberforce von Oxford, „unsere Canones und die Theologie unserer ersten Lehrer — sie alle weisen zurück auf die Auktorität der Urkirche. Finden wir in unsern Ritualbüchern Bestimmungen, welche jenem Urbilde widersprechen, sind wir dann nicht verpflichtet, jener Erklärung den Vorzug zu geben, welche mit dem Alterthume am meisten übereinstimmt?“ Ein vortrefflicher Grundsatz, welcher indeß gegen die Willkür des Subjektivismus nur dann einen stauenden Damm bilden könnte, wenn er von einer zu Recht bestehenden Auktorität in Anwendung gebracht würde.

Zugleich mit dem Anglokatholicismus, der romantisch-katholischen Auffassung der Wissenschaft, Kunst und Poesie, keimte in England eine andere Richtung empor. Es ist die moderne rationalistische Schule, deren Träger damals auf dem Gebiet der Literatur Mathew Arnold, in theologischer Beziehung aber Dr. Hampden war. So in den 1832 gehaltenen „Vorlesungen über die scholastische Philosophie und ihr Verhältniß zur christlichen (!) Theologie“, wie in den „Bemerkungen über Dissenters“ hatte Dr. Hampden einen gänzlich unchristlichen Standpunkt eingenommen. Pusey trat gegen Hampden auf, indem er sein theologisches System an den Bestimmungen der 39 Artikel prüfte und außerdem seine Inaugural-Vorlesung als Professor der Theologie in Oxford einer Kritik unterzog. Daneben war er thätig gegen den freigeisterischen Mann im Unterhause der Convocation. Man denke sich aber sein Erstaunen, als er seine Bemühungen gerade an dem Widerstand derjenigen Männer scheitern sah, welche von Amtswegen zum Schutz der Glaubenslehre verpflichtet waren. Seinem Antrag, gegen Hampden ein Votum des Tadels zu erlassen, wollte die Convocation nicht entsprechen; nur das wurde erreicht, daß man

ein Statut erließ, gemäß welchem königliche[1]) Professoren der Theologie bei der Wahl der Festprediger der Universität ein Votum nicht mehr besitzen sollten.

Wie wenig Gewicht die leitenden Kreise der Regierung auf solche Demonstrationen der kirchlichen Behörden legten, sollte bald offenbar werden. Der Minister des Innern, Lord John Russell, berief nämlich den genannten Hampden, obwohl derselbe eine ganze Reihe christlicher Dogmen läugnete und sogar damals noch geistlichen Censuren unterlag, zu dem erledigten Bischofsstuhl von Hereford. Der englische Episkopat machte Miene, wider die der Kirche angethane Schmach Verwahrung einzulegen; aber bei der Drohung blieb es auch, zu einem entschlossenen Vorgehen kam es nicht. Unzählige Streitschriften erschienen; auch Pusey betheiligte sich am Kampf und veröffentlichte dann seine Schrift über die königliche Suprematie. Das Buch enthielt fruchtbare Gedanken, welche indeß, da der Verfasser die letzten Folgerungen seines Standpunktes zu ziehen Bedenken trug, für ihn auch nicht den geringsten praktischen Nutzen brachten.

Als Prediger nahm Pusey in Oxford eine hervorragende Stelle ein. Zur Bedeutung eines Newman ist er allerdings nie gelangt. Das volksthümliche, packende Element, der warme vom Herzen kommende und zum Herzen dringende Hauch, welcher dem wahrhaft großen Orateur eigen ist, mangelte ihm. Seine Predigten besaßen eher einen steifen, professorenmäßigen Ton und litten namentlich an einem großen Mangel — sie waren viel zu lang. Dennoch erzielte er große Erfolge, denn seine Anreden waren sorgfältig ausgearbeitet und zeugten von ausgedehnten Studien in den Werken der Väter. Ein politisches Glaubensbekenntniß legte Pusey in der berühmten, oder vielmehr berüchtigten

1) Regius Professor, im Unterschied von solchen, welche die Universität beruft.

Predigt vom 5. November 1838 ab, welche den Schrifttext: „In Ruhe und in Vertrauen wird euere Stärke seyn," erläuterte und über die Vorsehung in der Welt-Regierung handelte. Im Grunde war sie nichts anderes als eine Verherrlichung der Revolution von 1688. „Sie hätte", bemerken Times, „eben so gut in einem irischen Dorfe als Panegyrikus auf die Landung des Oraniers gehalten werden können."[1]) Pusey gab zu, daß die That des undankbaren königlichen Eidams an sich zwar ruhmlos, aber wohlthätig in ihren Erfolgen gewesen. Für diese habe man dem Himmel zu danken. Anglokatholisch war das nicht.

War diese Rede geeignet den Cerberus der evangelikal-rationalistischen Partei zu befriedigen, dann erschwang sich Pusey zu andern Leistungen, welche seinen hellen Zorn anfachten. Eine Predigt über den paulinischen Text Hebr. 6, 4. wurde vom theologischen Publikum in der Weise aufgefaßt, als behaupte der Redner, „mit Vorbedacht nach der Taufe begangene Sünden fänden keine Vergebung". Die Evangelikalen stempelten den Prediger zu einem Häretiker und schwuren Rache, welche er im Jahre 1843 zu fühlen bekam. Schon in dem Zeitraum zwischen 1838 und 1843 wurde die Kanzel der als Universitätskirche benützten St. Mary's Church der Tummelplatz für die Anglokatholiken und ihre Gegner, die rationalistischen Evangelikalen. Dr. Newman, der Rektor der Kirche, vertrat mit Ueberlegenheit die Richtung der ersteren; den Rationalisten griffen die officiellen Prediger der Universität unter die Arme. Da hielt Pusey, als der Turnus an ihn kam, im Jahre 1843 jene nachmals unter dem Titel „Die h. Eucharistie ein Trost für den Sünder"[2]) edirte Predigt, welche wie ein Funke den lange angesammelten Zündstoff zum Platzen brachte. Der Vicekanzler, das Haupt der evangelikalen Partei, ließ sich das Elaborat

1) Times. Sept. 18. 1882.

2) The holy Eucharist, a comfort to the Penitent.

vorlegen, berief, gestützt auf ein uraltes, aber längst dem Moder und der Fäulniß anheimgegebenes Gesetz, ein Collegium von sechs Doktoren der Hochschule und setzte sich über Pusey zu Gericht. Wenn auch nicht die Lehre von der Transsubstantiation, glaubte man wenigstens die der Consubstantiation oder Impanation in der Predigt zu finden. Im Urtheil hütete die Commission sich allerdings diesen Punkt zu betonen, weil die Impanationslehre vor dem Prinzen Albert im königlichen Palaste selbst gepredigt wurde — für Diener einer Staatskirche allzeit ein höchst bedeutsamer Grund zum Schweigen. Bei alledem lautete das Urtheil für Pusey recht ungünstig; auf drei Jahre wurde er von der Verwaltung des Predigtamtes an der Hochschule ausgeschlossen.

Von der Kanzel vorläufig verbannt, konnte Professor Pusey sich mit um so größerem Eifer den gelehrten Studien widmen. Um die anglokatholische Bewegung zu fördern, edirte er die „Bibliothek der Väter", eine „englische Uebersetzung der Väter" und die „anglokatholische Bibliothek." Seine Gegner antworteten mit neuen Ausgaben der „englischen Reformatoren." Heutzutage sind die literarischen Produkte beider Parteien der Vergessenheit anheimgefallen. „Da liegen sie", rufen die Times, „auf den obersten Brettern unserer Büchergestelle, staubbedeckt, unaufgeschnitten, des Aufschneidens gar nicht werth, denn zum Herzen der heutigen Generation reden sie nicht mehr."[1]) Aber deßhalb war die daran verwandte Mühe doch nicht vergebens; jene Bücher besaßen ihre große Bedeutung als Mittel, um aus liebgewonnenen Principien die letzten Folgerungen, zum Guten oder zum Schlimmen, zu ziehen.

Weit empfindlicher aber als die Ausschließung vom Predigtamt und als die rührige Thätigkeit seiner Gegner traf Dr. Pusey eine Thatsache, welche im Jahre 1845 ein=

1) Times. Sept. 18. 1882.

trat und, wenngleich lange geahnt, dennoch ganz England in Erstaunen setzte. Der glänzendste Geist, welchen die Hochkirche herangebildet, John Henry Newman, kehrte zur katholischen Kirche zurück. In seine Fußstapfen traten Oakley, Manning, die Wilberforces, Palmer, Dodsworth, Maskell, Allies und zahllose andere aufrichtig nach Wahrheit dürstende Seelen. Pusey kam die Nachricht von dem Opfer, welches Dr. Newman zu bringen sich anschickte, unglaublich vor. Wenn aber ‚Times' schreiben: „Sonderbar war es, daß jener Mann, welcher unter den Lebenden und, beinahe möchte man sagen, auch unter den Verschiedenen, der größte Meister in der Handhabung der englischen Sprache ist, Bedenken trug, einem Freunde und Mitkämpfer eine damals für beide weittragende Wahrheit mitzutheilen" [1]), so enthalten diese Worte eine bittere Ungerechtigkeit. Das Weltblatt erachten wir nicht für befugt, sich zur Richterin über Cardinal Newmans Gewissen aufzuwerfen. Viele Gründe mochten den letzteren damals von einer Einweihung Pusey's in den Zustand seiner Seele abhalten. Denn abgesehen davon, daß er einen unsicherern, ja blinderen Führer als Pusey gar nicht hätte finden können, lag einem solchen Verfahren auch nicht im mindesten ein Mangel an christlicher Liebe zu Grunde. Bald darauf nahm Newman in rührender Weise von Pusey Abschied. Vierundzwanzig Jahre verflossen dann, ehe beide Männer wieder sich begegneten; aber auch hier „waren beide von tiefer Achtung gegen einander erfüllt." [2])

Newmans Uebertritt zur katholischen Kirche erhob Dr. Pusey auf den Posten eines Anführers der Anglokatholiken. So oft die königliche Suprematie die Selbständigkeit des Kirchenregimentes, oder die Unversehrtheit der Glaubens-

1) Times, Sept. 18. 1882. Strange it was that the greatest master of the English language, living or even dead one might say, could not tell a very intimate friend . . a truth then most important.

2) Daily News Sept. 18. 1882.

lehre beeinträchtigte, war Pusey bereit, in erster Linie als Kämpfer sich in die Breschen zu werfen. Besondere Erwähnung verdient hier die Herausgabe der berüchtigten „Essays and Reviews." Diese 1860 edirte Sammlung wissenschaftlicher Aufsätze, an welcher ein anglikanischer Bischof, sowie königliche Hofkapläne hervorragenden Antheil hatten, war die Frucht der aus dem Evangelikalismus entsprossenen rationalistischen Schule Arnolds. Einer Kritik dieses häßlichen Elaborats erachten wir uns hierorts für überhoben; es genüge die Bemerkung, daß die neue theologische Schule das ganze Christenthum der Willkür des einzelnen Individuums preisgab und daß das vom kirchlichen Gerichtshof ergangene Urtheil die Verfasser in höchst wichtigen Anklagepunkten freisprach. Nicht weniger als zwölf incriminirte Artikel ließ das Gericht mit dem Bemerken fallen, der Gegenstand könne straflos vom anglikanischen Klerus gelehrt werden.[1]) Pusey empfand diesen Schlag schwer, nicht ohne Bitterkeit lieh er seinem Gefühl in einem Briefe an den „Guardian" Ausdruck, der auch 1861 in Separatausgabe erschien. Aber Anglikaner blieb Pusey dennoch. Deßgleichen legte er 1872 Verwahrung ein gegen die Berufung des damaligen Dechanten der Westminsterabtei, Dr. Stanley, zum außerordentlichen Prediger an der Hochschule von Oxford.

In seiner ersten Phase nahm der Anglokatholicismus einen hohen Schwung. Seine Jünger, von idealem Geist erfüllt, warfen sich mit eisernem Fleiß auf das Studium der Väter, reformirten auf dieser Grundlage ihre Sitten und drohten Oxford ein vorreformatorisches Gepräge aufzudrücken. Im Laufe der Jahre verglühte das Feuer vormaliger Begeisterung, es trat jenes Geschlecht auf den Plan, welchem man den Namen „Ritualisten" beigelegt hat. Verachtung der hierarchischen Obern der anglikanischen Kirche, eigenmächtiges Zurückgreifen auf die von den Reformatoren

1) Manning, I, 52. 54.

mit Berserkerwuth ausgerotteten Cultusformen des Katholicismus, Aufführung der Messe als Maskerade ,(wie Lord Beaconsfield treffend bemerkte) und dabei dennoch eigenwilliges Verharren in der Staatskirche, deren Pfründewesen alle und jede Logik bei diesen Männern zu Boden schlägt — das ist die Signatur einer in erborgtem, falschem, ja blasphemischem Ritus schwelgenden Richtung. Mit ihr hat Dr. Pusey gar nichts zu thun. Wohl empfand auch er lebhafte und herzliche Theilnahme für Männer, welche dem im Jahre 1874 erlassenen Gesetz zur Regelung des öffentlichen Gottesdienstes zum Opfer fielen und Pfründenverlust oder Gefängnißstrafe zu erdulden hatten. Aber die Richtung an sich konnte nie seine Billigung finden. Im Gegentheil veröffentlichte er 1874 einen sehr interessanten Brief, in welchem er seine Beziehungen zu den Ritualisten auseinandersetzte, ihr Vorgehen für verwegen erklärte und den Rath ertheilte, „in erster Linie auf das Volk einzuwirken und darnach an die Vornahme ritueller Veränderungen zu denken."

Pusey durfte sich in dieser Beziehung auf sein eigenes Beispiel berufen. Denn in gewisser Beziehung war auch er ein Mann des Volkes. Seine älteste Tochter, Miß Mary, hatte der Wunsch beseelt, barmherzige Schwester zu werden. Ein frühes Grab hinderte die Erfüllung ihres Wunsches. Nach ihrem Tode war es Miß Sellon, welche sich der Einführung der Krankenpflegerinnen in die anglikanische Kirche widmete. Das vereinte Wirken der genannten Dame, dann Pusey's und des damaligen Bischofes von Exeter rief eine Menge frommer Vereine auf anglikanischem Boden hervor, welche für die Linderung der Armuth und Pflege der Kranken Bedeutendes geleistet haben. Namentlich zur Zeit der Cholera 1866 erwarben sie sich in London große Verdienste. Pusey hat damals in der englischen Hauptstadt zeitweilig Wohnung genommen, um den „Schwestern" Rathgeber und Führer in der Nähe zu seyn. Mit ihrer Hülfe rief er auch das Krankenhaus zu Aston Priory ins Leben. Hier ver-

lebte er bei Armen und Kranken seine Ferien, hier hauchte er seinen letzten Seufzer aus.

Unterdessen erlahmte seine wissenschaftliche Thätigkeit nicht im mindesten. Im J. 1854 erschien aus seiner Feder: „Die Concilien der Kirche vom Concil zu Jerusalem bis zum Concil von Constantinopel (381).“ 1860 gab er einen Commentar zu den kleinen Propheten und 1866 die „Vorlesungen über das Buch Daniel“ heraus, welche drei Auflagen erlebten und auch im Ausland Anerkennung fanden. Dasjenige Werk Pusey's aber, welches die Katholiken am meisten berührt, ist sein „Eirenikon“, welches 1866 in drei Bänden erschien, von denen einer an Keble, die beiden andern an Newman sich wenden. Eirenikon! eine auffallende Bezeichnung für eine Schrift, welche einen durch und durch polemischen Charakter an sich trägt. Katholiken wie Protestanten wurde damals von Pusey der freundliche Rath ertheilt, ihre seitherigen religiösen Ueberzeugungen aufzugeben und einfach — Puseyiten zu werden. Beide Parteien verspürten zu einem solchen Schritt auch nicht die mindeste Lust. Katholischerseits erhielt der Professor von Oxford eine Menge vorzüglicher Erwiderungen, welche namentlich das Unhaltbare seiner Anschauungen über das Wesen der Kirche, Sakramente, Jurisdiktion der hierarchischen Obern in klarer und überzeugender Weise darlegten.[1]) Die heftigsten Angriffe hatte Pusey sich wider den in der katholischen Kirche von altersher üblichen, ja unzertrennlich mit ihr verbundenen Cultus der heiligsten Gottesmutter gestattet. In ebenso warmen wie theologisch correkten Schriften verfochten dem gegenüber die Lehre der Kirche Männer wie Ward[2]), der Jesuit Harper[3]) und mit seiner klassischen englischen Sprache Dr. Newman. „Sie führen Klage“, rief er dem Gegner zu, „daß wir tro-

1) Allies, Per Crucem ad Lucem. I, 273—420.
2) Ward, Essays devotional and scriptural. 1—101.
3) Harper, Peace through the Truth, or Essays on Subjects connected with Dr. Pusey's Eirenicon.

cken, herb und ohne Sympathie sind. Wir erwidern, daß Sie keine Gerechtigkeit üben und uns reizen. Wir aber sind die letzten, welche von einem Eirenikon reden, wenn wir Sie als Gegner behandeln. Die Alten kannten einen Helden, der sein Schwert mit einem Myrthenzweig umgab — mit Verlaub, Sie schleudern uns Ihren Olivenzweig mit einer Katapulte entgegen."[1]) Von da an wagte Pusey sich an die Katholiken nicht mehr heran.

Aber nun die wichtige Frage, ohne deren wenigstens theilweise Lösung das von Pusey gezeichnete Bild nur einen unvollkommenen Begriff von der geistigen Verfassung des Mannes bieten würde. Wie kam es, daß Pusey selber kein Sohn der katholischen Kirche wurde? Wie ging es zu, daß derjenige Mann, welcher zahllosen Schülern durch Unterhaltung lebendigen Verkehrs in Schule und Gesellschaft, sodann Tausenden aus weiteren Kreisen, zu denen sein geschriebenes Wort drang, ein Wegweiser zum Heiligthum der Wahrheit wurde, Meilenstein blieb und im Vorhof verharrte? Fern sei es von uns, das Amt eines ponderator spirituum anmaßlich auszuüben, die Geheimnisse der Herzen kennt nur Einer. Indeß liegen doch Aeußerungen Puseys in hinreichender Zahl vor, welche den Schlüssel zur Erklärung seines Verbleibens im Anglikanismus darbieten. Eines hierhin gehörenden Ausspruchs des Cardinal Newman wurde oben bereits gedacht. Ein Mann, welcher das Ausscheiden der Häresie aus dem Bereich der wahren Kirche für den Bestand der letzteren nicht für unumgänglich nöthig erachtet, der mag den Ruf eines vortrefflichen Gentleman genießen, aber als Theolog befindet er sich in sonnenweiter Entfernung von der katholischen Kirche. Das war eben Puseys Standpunkt im Jahre 1848. „Bei allem", meldet Allies

1) Newman, Difficulties felt by Anglicans in catholic Teaching considered in I. Twelve Lectures. II. [in a Letter to Rev. E. B. Pusey, D. D. on occasion of his Eirenicon. (4. edit.) 360. 361. Deutsch unter dem Titel: „Die hl. Maria." Köln 1866.

in seinem Tagebuch nach einer Unterredung mit Pusey am 29. Februar 1848, „nahm er im voraus an, daß die Zulassung der Häresie eine Einzelkirche aus dem Schooß der allgemeinen Kirche nicht ausscheide[1]."

Ungeachtet aller Gelehrsamkeit im Detail mangelte es Pusey an einem großen, allumfassenden Princip. Theile hielt er in der Hand, fehlte leider nur das geistige Band. Nie konnte er sich dazu erschwingen, die letzten Consequenzen seines Standpunktes zu ziehen. Nicht einmal die berüchtigten Urtheile in Sachen Gorhams und der Essays und Reviews vermochten ihm die Augen darüber zu öffnen, daß die anglikanische Kirche die wahre Kirche Christi unmöglich seyn könne. Stets haftete der arme Mann an Fragen von untergeordneter Art, an Einrichtungen und Lehren, welche auch in ihrem trümmerhaften Zustand für Christus und seine Kirche zeugen, aber doch das kunstvoll zusammengesetzte Ganze nicht zu ersetzen vermögen. Irdische Rücksichten überwogen bei ihm keineswegs, sie erklären sein Verharren in dem anglikanischen Bekenntniß auch nicht im mindesten. Im Gegentheil zeichnete der Verblichene sich durch große Wohlthätigkeit aus, so daß lucrative Absichten bei ihm nicht angenommen werden können. Aber ebensowenig war er ein großer Charakter, der fest und entschlossen dem Rufe der Wahrheit Folge leistet, koste es was es wolle. In diesem geistigen Halbdunkel[2]) verharrte er bis zum Abend seines langgefristeten Lebens, in dieser Verfassung schied er von hinnen.

Für die anglikanische Kirche steht die Bedeutung Puseys außer Frage. Man darf sagen, er hat ihr ein neues Antlitz verliehen. Seine Theorie von der Zusammengehörigkeit der anglikanischen Kirche zur großen katholischen Kirche hat in Tausenden von Herzen tiefen Wiederhall gefunden. Die Funktionen des Gottesdienstes werden mit größerer Würde

1) Allies, A Life's Decision 137. Deutsche Uebersetzung. Köln 1881. S. 139.

2) Tablet 1882. II, 481.

vom Klerus der Hochkirche vollzogen. Der charitativen Richtung hauchte er neues Leben ein. Auch der Anglikanismus besitzt, wovon der Besucher der Weltstadt an der Themse sich beim ersten Ausgange überzeugen kann, seine Klosterbrüder und Klosterfrauen.

Die „Times" schließen ihren Leiter über den Verstorbenen mit folgenden Worten: „Es ist Dr. Pusey, welcher der Reformator oder der Häresiarch des Jahrhunderts war[1])." Wir glauben die Rechtmäßigkeit dieses Dilemma bekämpfen zu sollen. Von einem Häresiarchen hatte Pusey auch keinen Zoll an sich. Dazu gehören sich Männer von der Beredsamkeit, Volksthümlichkeit, Derbheit, Maßlosigkeit des Augustinermönches von Wittenberg, welche an den scharfgeschliffenen Waffen der Raubritter und Territorialherrn ihren Rückhalt finden. Beides fehlte bei Pusey. Ja ihm verschlang der Professor den Volksmann. Wie die Träger der kirchlich-bürgerlichen Gewalt zu seinen Anschauungen sich stellten, ist im Vorigen mehr als hinreichend angedeutet. Die officielle Staatskirche hat Pusey's Theologie mehr denn einmal gerichtet. Aber noch weniger kann Pusey den Ruhm eines Reformators beanspruchen. Die anglikanische Kirche reformiren ist ebenso unmöglich wie die Neubelebung eines Organismus, welchem das informirende Princip entflohen ist. Dem in unaufhaltsamem Fortschritt begriffenen Auflösungsproceß dieser Denomination Einhalt zu gebieten, das vermochte Pusey nicht, das kann überhaupt Niemand.

1) Times, Sept. 18. 1882. It is Dr. Pusey who has been the Reformer or the Heresiarch of the Century.

Köln. Dr. Bellesheim.

XLI.

Zum siebenten Centenarium des hl. Franziskus.

In dem reizend gelegenen Assisi erblickte der hl. Franziskus, mit Recht der „Seraph" [1]) genannt, Ende September 1182 das Licht der Welt. Noch im Jünglingsalter zeigte er der Welt bereits das glänzende Beispiel größter Entsagung und er erreichte, soweit es dem Menschen in diesem Leben überhaupt möglich ist, den Höhepunkt der Liebe zu Gott.

„Von seinem Aufgang war er noch nicht ferne,
„Als er die Erde schon empfinden ließ
„Den süßen Trost von seiner großen Tugend."

(Dante.)

Seine Innigkeit war so groß, daß er in den tiefen Betrachtungen auf dem einsamen Berge Alverno mit den Wundmalen des Herrn ausgezeichnet wurde, 1224.

„Auf rauhen Fels gebettet zwischen Arno
„Und Tiber ward ihm Christi letztes Siegel,
„Das trugen seine Glieder zwei der Jahre."

(Dante.)

Kaum 44 Jahre alt verließ der Heilige bereits dieses Leben, 1226, mit den Worten: „Herr befreie meine Seele aus dem Kerker, auf daß ich preise deinen Namen."

Wenige Heilige haben auf ihre Zeit eine so zündende Wirkung ausgeübt und haben auch die späteren Jahrhunderte

1) „Seraphisch ganz von Liebe voll", sagt Dante (Paradies, 11. Gesang) von dem Heiligen.

so mächtig beeinflußt, wie der hl. Franziskus. Dieß erklärt sich daraus, daß der hl. Franziskus mit dem heroischen Beispiele der Entsagung als ein rettender Engel des Herrn für die Gesellschaft des 13. Jahrhunderts erschien. Die göttliche Weltregierung erweist sich nirgends deutlicher, als in der Geschichte der Heiligen; zeigt sich in der Gesellschaft ein als unausrottbar erscheinendes Laster, so erweckt der Herr ein hellglänzendes Beispiel des Heroismus, welches die Gesellschaft aufzurütteln und auf die Bahn der Tugend zurückzuführen berufen ist. Als im alten Römerreiche Arbeitsscheue und Müssiggang und das Laster der Sklaverei überwunden werden sollten, erstanden in der christlichen Gesellschaft die Mönche, welche einer verweichlichten Welt das Beispiel der Handarbeit lehrten. Der hl. Antonius und der hl. Basilius lebten von der Handarbeit und erhoben dieselbe in ihren Regeln zur Pflicht für alle Mönche. Der hl. Benedikt machte die körperliche Arbeit zum Mittelpunkte seiner goldenen Regel. Volle sieben Stunden des Tages sollten die Brüder der körperlichen Arbeit widmen und nicht bloß den Boden cultiviren, sondern auch alle nöthigen Handwerke ausüben. Und nun begann jene bewunderswerthe Thätigkeit des Benediktinerordens, durch welche die Sümpfe in blühende Felder und prangende Wiesen, die Abhänge in Weinberge, die finstern Wälder in cultivirte Forste umgewandelt und die Gewässer eingedämmt und zu fischreichen Teichen gestaltet wurden. Alles was wir heute an Cultur genießen, verdanken wir der Thätigkeit und der Arbeit oder doch der Anregung und dem Beispiele dieser Mönche. Montalembert hat in seinen „Mönchen des Abendlandes" dieser Thätigkeit der Klöster das glänzendste Denkmal gesetzt.

Durch die Arbeit war die christliche Gesellschaft wohlhabend geworden. Und nun stellten sich die Gefahren des Reichthums ein: nimmersatte Genußsucht einerseits, Habsucht andererseits. Hochmuth und Herrschsucht gesellten sich dazu und die reichen italienischen Städte wurden der Tummelplatz

des Ringens um Macht und Besitz. Da erstand in ihrer Mitte der „leidenschaftliche Liebhaber der Armuth", der hl. Fränziskus, welcher der Welt zeigte, daß sie im Jagen nach Besitz und Genuß die höchsten Güter der Menschheit einzubüßen Gefahr laufe. Dem Jagen nach Reichthum stellte der hl. Franziskus die freiwillige Armuth, der Genußsucht und Herrschsucht die vollständigste Entsagung und Verdemüthigung gegenüber, und zwar in so heroischem Grade, daß er wie der Verlassenste freiwillig nicht bloß selbst als Bettler leben wollte, sondern auch einen Bettlerorden in's Leben rief.

Das ist ja eine furchtbare Uebertreibung, entgegnet man uns. Gewiß seien Genußsucht und Habsucht zu bekämpfen, aber die Bettlerorden mit ihren Forderungen gingen über das Ziel hinaus. Solche Stimmen hört man regelmäßig von jenen beschränkten und schwachen Geistern, welche jeden Heroismus hassen und mit Vorliebe einer Art Mittelmäßigkeit huldigen. Sie sprechen immer von „Mäßigung", welche sie als ganz besondere Weisheit preisen. Freiwilliger Gehorsam, freiwillige Armuth und Keuschheit, alle heroischen Tugenden möchten sie gerne ausrotten, und gerade gegen diese Tugenden richtet sich auch der besondere Haß der verderbten Massen. Daher die Erscheinung, daß in allen Zeiten religiös-sittlicher Entartung jene Klassen, welche in beschränkter Mittelmäßigkeit die höchste Weisheit erblicken, im Bunde mit verkommenen oder mißleiteten Volksmassen ihren ganzen Haß gegen die Mönche richten, denen die höchsten Tugenden zur Pflicht gemacht sind. Diese kurzsichtigen Menschen begreifen nicht die Wahrheit, welche der Heiland in dem Gleichnisse ausgesprochen hat: „Das Himmelreich ist gleich einem Sauerteige, den ein Weib nahm und unter drei Scheffel Mehl vermengte, bis Alles durchsäuert war." (Math. 13, 83). Die große Mehrzahl bleibt mittelmäßig im Laster wie in der Tugend. Sie bildet jene Masse, von der Gott keinen Heroismus, wohl aber jene Entsagung fordert, welche in

der Pflichterfüllung („Halte die Gebote") schon inbegriffen ist. Aber selbst zu dieser Entsagung muß die große Masse erst befähigt werden durch das Beispiel des Heroismus, wozu Gott jene auserwählten Seelen bestimmt, welche zur Vollkommenheit berufen sind, um die große Menge in ihrer Unthätigkeit aufzurütteln und zu jener Höhe mittelmäßiger Tugenden, die von der großen Mehrzahl niemals überschritten wird, emporzuziehen. Die Gesellschaft kann des Heroismus nicht entbehren. An dem hellodernden Feuer des sittlichen Heroismus Einzelner müssen die Flammen des Opfersinnes der Masse des Volkes sich entzünden. Hütet euch, dieses Feuer des Heroismus auszulöschen, denn damit würde auch die alltägliche Tugend der Masse in ihrem Entstehen getroffen und die Grundlage des socialen Lebens in den christlichen Gesellschaften erschüttert. Um die ganz in Selbstsucht und Genußsucht versunkene Gesellschaft für das Christenthum zu befähigen, war das Martyrium, die ewig bewunderenswerthe Tugendkraft der Christen der ersten drei Jahrhunderte nöthig. Um die Gesellschaft christlich zu erhalten, ist das Beispiel des Heroismus nothwendig, wie er sich in der freiwilligen Armuth und Keuschheit und im freiwilligen Gehorsame der Klöster kundgibt. Selbst heidnische Gesellschaften erhielten sich nur so lange, als in Einzelnen die Opferkraft des Heroismus mächtig genug war, die Massen zur Nachahmung anzuspornen. Der heutigen Glorificirung des Krieges liegt gleichfalls eine unklare Vorstellung von der Wahrheit zu Grunde, daß die Gesellschaft des Heroismus nicht entbehren kann.

Der heilige Franz von Assisi und seine Jünger haben durch ihr glänzendes Beispiel und durch ihre heroischen Tugenden in einer Gesellschaft, welche den Gefahren der Habsucht und Herrschsucht zu unterliegen drohte, in Millionen von Seelen die Liebe zur Armuth und Bedürfnißlosigkeit, Einfachheit und Entsagung entfacht und haben damit dem geistigen und wirthschaftlichen Leben der Völker großartige

und unberechenbare Dienste geleistet, welche freilich häufig genug deßhalb nicht gewürdigt werden, weil sie nicht in arithmetische Ziffern und fertige Formeln sich fassen lassen.

Das heroische Beispiel der Entsagung war nicht bloß nothwendig für die Reichen und Wohlhabenden, sondern auch für die Armen und Besitzlosen. Ueberall, wo die Genußsucht und der Luxus sich geltend machen, rufen sie auf der entgegengesetzten Seite das Elend und die Noth hervor; die socialen Gegensätze schärfen sich und spitzen sich zu. Tritt keine Vermittlung ein, welche nach Oben hin Sparsamkeit und Einfachheit, nach Unten Bescheidenheit und Zufriedenheit lehrt, so entbrennt der Klassenkampf. Diese Vermittlerrolle übernahmen die Bettlerorden und deßhalb wurden sie in der christlichen Gesellschaft von so großer Wichtigkeit. Auf die Armen zu wirken, wird nur demjenigen gelingen, der selbst freiwillig arm wurde. Wer inmitten der Wohlhabenheit lebend, den Armen Bescheidenheit und Zufriedenheit lehren will, wird höchstens Hohn ernten und die gegenseitige Erbitterung noch steigern. Der freiwillig Arme dagegen, der Einer von Ihresgleichen geworden ist, wird den Weg zum Herzen der Verlassenen und Elenden finden, und seinen Worten wird es gelingen, in den erbitterten Gemüthern der Armen jenen Stachel zu beseitigen, den der Anblick der launenhaften Vertheilung der Güter selbst in den edelsten und reinsten Seelen zurückläßt. Die armen Brüder wurden aber nicht bloß die Vertrauensmänner der Armen, sondern auch der Reichen, welche ihre Gaben und Spenden dem Bettelorden mit Vorliebe anvertrauten, weil sie ja wußten, daß hier jede Selbstsucht unterdrückt und die volle Garantie für die beste und wirthschaftlichste Verwendung zu Gunsten der Armen gegeben ist. So wurden die armen Franziskaner die rechten Vermittler zwischen Arm und Reich; sie empfingen von den Einen, um den Andern mitzutheilen. Beiden lehrten sie durch ihr Beispiel die Liebe zur Armuth und zur Einfachheit.

Auf socialem Gebiete lag die hervorragendste Bedeutung und der Beruf der Söhne des hl. Franziskus. Dieß hat auch Papst Leo XIII. soeben in beredter Weise ausgesprochen und der hl. Franziskus selbst hat die Nothwendigkeit, durch das Beispiel auf Reich und Arm zu wirken, aufs nachdrücklichste betont. „Meine Brüder", pflegte er zu sagen, „laßt uns mehr durch unser Beispiel, als durch unsere Worte predigen." Trotzdem wurde auch die Predigt nicht vernachlässigt, sie wurde vielmehr neben dem persönlichen Beispiele die zweite Hauptaufgabe des Franziskanerordens. Die äußere und innere Mission setzte der hl. Franziskus sich und seinem Orden zum wesentlichsten Berufe. Nach allen Richtungen sandte er Brüder aus, daß sie nicht bloß den Gläubigen die Heilswahrheiten in volleren Zügen, als dieß damals üblich war, zu kosten gaben, sondern auch den Ungläubigen die frohe Botschaft des Evangeliums verkündeten. Franziskus selbst wandte sich in den Orient, um den Muhamedanern den christlichen Glauben zu predigen. Er schiffte sich mit zwölf Brüdern nach Syrien ein, besuchte das heilige Grab, ließ dort einige Brüder zurück und seitdem sind die Franziskaner die Wächter des heiligen Grabes[1]), ein Beruf, den Viele mit dem Martyrertode büßen mußten. Von Syrien wandte sich Franziskus nach Aegypten und predigte den christlichen Glauben selbst am Hofe des dortigen Sultans, wenn auch ohne bleibenden Erfolg.

Es mangelte damals an einer regelmäßigen Predigt und Katechese auch in den christlichen Ländern. Diese Lücke füllten die neuerstandenen Orden der Franziskaner und Dominikaner aus. Sie wurden die Prediger in Stadt und Land, die Träger der innern Mission; die Macht des Beispiels und die Kraft des Wortes machte sie überall zu den Lieblingen und Vertrauensmännern des Volkes. Gerade in

---

1) Im Jahre 1342 wurden sie von Papst Clemens VI. hierin formell bestätigt.

Bayern strömten die Massen des Volkes Meilen weit zusammen, wenn z. B. Berthold von Regensburg die Worte des Heiles verkündete; 60,000 Menschen und noch mehr sammelten sich, wenn der große Prediger auf seinen Wanderungen erschien, um den Armen das Evangelium zu verkündigen.

Es war ein glücklicher Gedanke, als Festschrift zum siebenten Centenarium des hl. Franziskus die Predigten des seligen Berthold dem Publikum, in erster Linie dem Klerus, wieder zugänglich zu machen. Berthold's deutsche Predigten wurden von Zuhörern niedergeschrieben und sie bilden das Beste und Vorzüglichste, was wir an deutscher Homiletik aus dem Mittelalter besitzen; sie sind bereits vielfach benützt und mehrfach gedruckt.[1]) Berthold selbst hat aber zahlreiche Predigten, wovon gegen 400 handschriftlich erhalten sind, lateinisch niedergeschrieben. G. Jacob hat in seiner ausgezeichneten, gründlichen und eingehenden Schrift: „Die lateinischen Reden des seligen Berthold von Regensburg"[2]) den Beweis erbracht, daß diese lateinischen Predigten nicht bloß Berthold selbst für seine deutschen Predigten dienten, sondern daß sie auch als Vorlage und als Muster für Andere bestimmt waren. Schon die Titel weisen darauf hin: Rusticanus (Landprediger) de Dominicis; Rusticanus de Sanctis; commune Sanctorum Rusticani u. s. w. Außerdem sind noch erhalten sermones ad religiosos und sermones speciales. Schon die deutschen Predigten Bertholds, obwohl nur nach dem Gedächtnisse aufgezeichnet, ernteten vollstes Lob. Klarheit und Anschaulichkeit, die Gewandtheit, durch naheliegende Bilder aus Natur und Menschenleben das Ueber=

---

1) Vgl. namentlich: „Die Missionspredigten des Franziskaners Berthold von Regensburg. Mit unverändertem Texte in jetziger Schriftsprache herausgegeben von Fr. Göbel" (Regensburg 1873, 3. Auflage.)

2) Regensburg bei Manz 1880. — Vgl. darüber Histor.-pol. Blätter Bd. 86 S. 958—61.

natürliche begreiflich und das Uebersinnliche anschaulich zu machen, Größtes und Geringstes, Höchstes und Niedrigstes zu verbinden, vollste Beherrschung der heiligen Schrift und staunenswerthe Kenntniß der Väter, tiefste Menschenkenntniß und seltener Scharfsinn, welcher in alle Verhältnisse des öffentlichen Lebens warnend und mahnend, ermunternd und zurückweisend eindringt, dazu volle Wahrung der Zartheit und Würde, endlich in formeller Beziehung lebhafter Ernst und poetische Frische, heitere Unbefangenheit und züchtigende Strenge: bilden die außerordentlichen Vorzüge von Bertholds Predigten. Die formellen Vorzüge mehren sich bei den lateinischen Predigten, welche nach Anlage und Abrundung für alle Zeiten musterhaft sind, ganz abgesehen von dem reichen Inhalt. Die Einleitung ist immer spannend, seine Eintheilungen und Unterabtheilungen sind durchweg natürlich, faßlich und leicht im Gedächtniß zu behalten, wie schon die Titel der meisten Reden anzeigen; die meisten seiner Predigten sind Muster schöner und ebenmäßiger Ausführung; gleichwohl steht er nicht an, wo der Zweck es mit sich bringt, den einen Theil ausführlich zu behandeln, den andern Theil kurz abzumachen. Der Schluß ist meist sehr kurz und rasch abbrechend, Rekapitulationen finden sich selten.

Der in literarischen Kreisen längst wohlaccreditirte Lektor des Münchener Franziskanerklosters P. Petrus Hötzl hat den Plan gefaßt, die lateinischen Reden des seligen Berthold herauszugeben. Das siebenhundertjährige Jubelfest bot den willkommenen Anlaß, in der Form einer Festschrift mit der Herausgabe den Anfang zu machen. Der Herausgeber wählte sich hiezu außer der Festrede Bertholds auf den hl. Franziskus, womit die Festgabe eröffnet wird, die inhaltreichsten und formvollendetsten Reden Bertholds aus, nämlich die sermones ad Religiosos, wovon auf 112 Druckseiten die ersten zwanzig Ansprachen wiedergegeben sind.[1])

1) Beati Fr. Bertholdi a Ratisbona sermones ad religiosos XX, ed. Fr. Petrus de Alc. Hoetzl, ord. F. F. Min. ref.

Die Ausgabe ist mit seltenem Fleiße, mit größter Genauigkeit und Sorgfalt hergestellt. Daß einzelne Satz- und Druckfehler, welche indeß nicht sinnstörend sind, mitunterlaufen, ist selbst bei der gewissenhaftesten Durchsicht nicht selten unvermeidlich. Die Ausstattung ist geradezu splendid, so daß diese Festschrift eine neue Zierde der im Kunstdrucke hervorragenden M. Huttler'schen Buchdruckerei bildet. Wir wünschen dieser Ausgabe Berthold'scher Predigten beim katholischen Klerus die weiteste Verbreitung, damit Herausgeber und Verleger ermuthigt und in Stand gesetzt werden, den ganzen reichen Schatz, den die Berthold'schen Reden bergen, der Gegenwart vermitteln und für dieselbe fruchtbringend gestalten zu können. Die Berthold'schen Reden sind heute noch, nicht bloß nach Inhalt und Gedankenreichthum, sondern ganz besonders auch nach Form und Anlage mustergiltig, und schon aus diesem Grunde wünschen wir, daß der Klerus, wenn er nach Predigtwerken greift, diesen Perlen katholischer Beredsamkeit, diesen Ergüssen seltener geistiger Kraft und tiefster Frömmigkeit den Vorzug gebe. „Wer Bertholds Predigten studirt, wird ein beliebter Kanzelredner seyn" [1]), pflegte man zu sagen. Dieß gilt auch heute noch, denn Bertholds Auffassung und Behandlung eines Gegenstandes ist immer sinnig und für populäre Ausführung äußerst anregend.

Der Herausgeber verdient vollen Dank und alle Anerkennung, daß er die lateinischen Reden seines berühmten Ordensbruders dem Klerus wieder zugänglich zu machen sich entschlossen hat. Möge er Verständniß und Unterstützung finden, um die Edition fortsetzen und glücklich vollenden zu können. Es wird alsdann ein schönes und dauerndes Monument zur siebenten Säcularfeier des Franziskanerordens seyn.

Prov. Bavar. (Monachii typis et sumptibus instituti Liter. Dr. Max. Huttler.)

1) Quicumque studuerit sermones Rusticani, acceptus erit populo in sermonibus. (Vgl. Jacob, l. c. S. 115.)

XLII.

Zeitläufe.

Aus Anlaß der Landtags-Neuwahlen in Preußen.

Den 14. Oktober 1882.

„Keine Ruh bei Tag und Nacht, nichts was uns Vergnügen macht:“ so haben zehn Jahre lang die Leute vom Centrum mit dem alten Volksliede gesungen; jetzt fällt der einmüthige Chorus aller Parteien in Preußen und im Reich in den Versikel ein. Im Klagen und Jammern alles Volkes, selbst die Juden nicht mehr ausgenommen, in dem allgemeinen Gefühl des Gedrücktseyns ist der strengste Unitarismus hergestellt und aller Partikularismus erstorben. Preußen hat augenscheinlich seinen Ruhepunkt an das Reich abgegeben, in und mit demselben aber nicht mehr gefunden. Nur Eines steht fest und unbewegt da: der Militarismus; wenn aber dieses Reich noch eine andere Aufgabe gehabt haben soll, als sich selbst durch den ungeheuerlichsten Militäraufwand fünfzig Jahre lang gegen „die Feinde ringsum“ zu schützen, dann erscheint diese Aufgabe heute als verfehlt und fast schon unerreichbar.

Wir sagen dieß nicht aus Schadenfreude, und weil wir etwa dächten: um so besser für uns. Denn wir wissen sehr wohl, daß der Verband im Reich unauflöslich geworden, daß für eine Wiederherstellung der Lage vom Tage vorher

keine Basis mehr vorhanden ist, und daß wir alle bei jedem Unglück, das auf dem deutschen Hauptlande lastet, die Kosten mehr oder weniger mittragen müssen. Dafür hat man aber auch das Recht zu fragen: ob es denn in Preußen geradeso gehen mußte und schlechterdings nicht anders gehen konnte? Ja, man kann sogar der kecken Meinung seyn, daß die Regierungen der übrigen deutschen Staaten nur einer Pflicht ihrer eigenen Verantwortlichkeit nachkämen, wenn sie in Berlin die ernstliche Erwägung anregten: wie lange denn dieser innere Krieg Aller gegen Alle noch fortdauern solle?

Allmählig überkommt doch auch andere Leute, als die gebornen Stiefkinder Preußens und des Reichs, die Ahnung, daß es Angesichts der allgemeinen europäischen Lage, oder sagen wir lieber: der Weltlage, hohe Zeit wäre, zunächst wenigstens den inneren Frieden herzustellen. Täuscht nicht Alles, so gehen wir mit raschen Schritten schweren äußeren Entscheidungen entgegen, welche die Concentrirung aller Gedanken und aller Kräfte auf den Einen Punkt dringend erfordern. Der Ruhm einer „europäischen Centralmacht“ kommt der deutschen Nation wahrlich theuer genug zu stehen, und die jüngste Krisis im Orient läßt die Gefahr noch nicht als beseitigt erscheinen, daß das Geld umsonst hinausgeworfen seyn könnte. Fürst Bismarck selbst hat vor vier Monaten ein grau in grau gemaltes Bild entrollt, und es als sein größtes Verdienst geltend gemacht, das neue Reich vor den unablässig drohenden Coalitionen bewahrt zu haben. Das Verdienst war bis dahin ein negatives. Jetzt fordern aber drei Welttheile zu positiver Bethätigung heraus; und in einem solchen Augenblick zankt und schlägt man sich in allen Ecken und Winkeln des eigenen Hauses herum, als ob jenseits der Schwelle nicht auch noch Leute wohnten. Oder ist etwa damit zu viel gesagt von dem kläglichen Schauspiel, das die Gouvernementalen nunmehr im preußischen Wahlkampf gegen alle Parteien und alle gegen sie aufführen? Das ist

wahrlich mehr, als Freund und Feind erwarten oder befürchten zu sollen glaubten [1]).

„Da muß denn doch ein tiefes Weh uns ergreifen“: so lesen wir in einem Organ, das über jeden Verdacht der „Reichsfeindlichkeit“ stets hoch erhaben war. Uns aber ergreift ebenmäßiges Erstaunen, wenn wir in demselben Organ den Satz folgen sehen: „Viel einfacher wäre die Sachlage, wenn unsere Verfassungen, wie im alten Rom, den Diktatur-Paragraphen enthielten; viele vergeblichen Kämpfe wären uns dadurch erspart“ [2]). Dahin wäre es also bereits gekommen! Daß diese Kämpfe vollkommen vergeblich sind, ist allerdings nicht zu läugnen, außer daß die Zeitungsberichte darüber dem ruhigen Beobachter den Magen im Leibe umzukehren geeignet wären. Aber warum sind sie vergeblich? Vor Allem deßhalb, weil wir „die Diktatur“ bereits haben, und zwar nicht erst seit gestern. An wem liegt also die Schuld? Das Parlament ist nur dazu da, um den diktatorischen Willen zu maskiren; folgt diesem eine Mehrheit, dann gut, wenn nicht, dann wird eben nichts. Session auf Session verlaufen völlig unfruchtbar, wie das nun bei mehr als Einer Legislatur-Periode sowohl im Reichstag als im Landtag der Fall gewesen ist.

In solcher Weise ließe sich im Staate der Intelligenz ziemlich bequem Parlament spielen, wenn nur Eines nicht wäre. Die Regierung braucht mehr Geld und wieder mehr Geld, das sich nicht immer nehmen läßt, wo man es findet;

---

1) Vgl. in den Heften vom 1. und 16. Juni, dann vom 1. September d. Js. (Bd. 89. S. 867 f. S. 954 f. Bd. 90. S. 391 f.): „Fünf Monate Parlamentarismus in Preußen und im Reich“, und: „Die Reichstagsreden des Fürsten Bismarck vom 12. und 14. Juni d. Js.“; der erste Artikel unter dem speciellen Titel: „Der Rückschritt von den Maigesetzen und das Compromiß vom 1. Mai d. Js.“

2) „Allg. Zeitung“ (München) vom 3. Okt. Leitartikel: „Unser Constitutionalismus und die Weltpolitik.“

zu diesem Zwecke ist vielmehr eine Mehrheit im Parlament unerläßlich. Läßt sich nun eine bedingungslose Mehrheit nicht erreichen, so ist man zu Bedingungen bereit, welche aber dem diktatorischen Willen conveniren müssen. Die Bedingungen kämen zwischen den sogenannten Extremen nach rechts und links zu liegen, und die Mehrheit, nach welcher bei den bevorstehenden Landtagswahlen von Neuem gefischt wird, ist daher bekannt unter dem Namen der „Mittelpartei". Den protestantisch Conservativen wird dabei zugemuthet, daß sie sich bedingungslos herzugeben hätten; und da man glaubt, daß die guten Leute in der Annäherung an das Centrum von einem gewissen Selbstständigkeitsgefühl angesteckt werden könnten, so soll die „conservativ-klerikale Coalition", mit deren Hülfe die große Zollreform zu Stande gebracht worden ist, wieder getrennt werden. Die sogenannten gemäßigt Liberalen hält man, und hielt man immer, für specifisch geeignet, das Substrat für die dem diktatorischen Willen convenablen Bedingungen abzugeben, und mit der Willenlosigkeit der protestantisch Conservativen zu einer Mittelpartei zusammengeschweißt zu werden. Nur im äußersten Nothfall würde man wieder auf das Centrum reflektiren — gegen die übermächtigen Parteien des Fortschritts und der Secession. Was thut man nun, um der ersehnten Mittelpartei die Wege zu ebnen?

Als wir in diesen Blättern das neue kirchenpolitische Gesetz über die diskretionäre Gewalt vom 1. Mai d. Js.[1]) besprachen, bezeichneten wir dasselbe als „Rückschritt von den Maigesetzen." In der That hätte das Gesetz der Regierung namhafte Rückschritte in dieser Richtung ermöglicht; aber ihr Fuß war kaum aufgehoben, so wurde er wieder zurückgezogen, und es hat sogar den Anschein gewonnen, daß der Culturkampf von vorne wieder aufgenommen werden solle. Bei den Verhandlungen über die neue Vorlage waren nicht nur von den Bänken der Abgeordneten, sondern auch vom Ministertische so starke Worte über die Ungerechtigkeit

1) Dasselbe ist im Monat Juli sanktionirt worden.

der alten Mai=Gesetzgebung gegen die katholische Kirche in Preußen gefallen, daß es unmöglich schien, auf Seite der Regierung die gewährten Vollmachten ungenützt zu belassen. Und doch ist es geschehen. Hr. Dr. Windthorst selbst hat kürzlich in einer Wahlrede gesagt: das Beste an dem neuen Gesetze vom Mai d. Js. sei, daß es nur auf Zeit gegeben wurde, und er fuhr fort: „Wenn ich jemals hätte im Zweifel seyn können, ob diskretionäre Gewalten gegeben werden können oder nicht, so hat gerade diese neue Wendung, wonach Alles, was gewährt worden, unausgeführt bleibt, mir den sattsamen Beweis geliefert, daß es nicht so weiter gehen kann. Hätte man die gegebenen diskretionären Gewalten gebraucht, so wäre vielleicht eine Geneigtheit gewesen, auf diesem Wege weiter zu gehen; nachdem man das aber uns vorenthält, und uns gewissermaßen jederzeit das Schwert über dem Kopfe hängen läßt, da können wir nicht noch fernere Schwerter dazu hängen."

Aber woher die „neue Wendung?" Ist sie etwa von einer unrichtigen Haltung der Katholiken verdient worden? Das behauptet Niemand. Warum also diese Vorenthaltung unter dem eiteln Vorwande, daß es jetzt an dem Papste sei seine Karte auszuspielen, der ja doch durch die „diskretionäre Gewalt" der preußischen Regierung nichts gewonnen hat? Was war somit der wirkliche Grund? Der Gedanke ist so ungeheuerlich, man habe das, was den Katholiken das Heiligste ist, ihre Seelsorge, die Möglichkeit ihre Sakramente zu empfangen, katholisch zu leben und zu sterben — zu Wahlmanövern benützen wollen: daß man fast Anstand nehmen muß, das auszusprechen. Und doch wird der Gedanke nicht nur jetzt ausgesprochen, sondern er ist damals bereits ausgesprochen worden, als die neue Wendung sich zuerst bemerklich gemacht hatte.

Damals schon triumphirte das große Wiener Judenblatt: an diesen diskretionären Vollmachten besitze Fürst Bismarck nicht nur einen coulanten Tauschartikel für ein etwaiges

Handelsgeschäft mit dem Centrum, sondern sie könnten im Bedarfsfalle ihren Dienst auch nach der entgegengesetzten Seite leisten. „Denn mancher Liberale zittert mehr vor der kirchlichen als vor der politischen Reaktion, und er beeilt sich, um die erstere zu verhüten, der letzteren Concessionen zu machen. Fürst Bismarck glaubt, manchen liberalen Wähler durch die neueste Attitüde gewinnen zu können." Für diese empörende Auffassung konnte sich übrigens das Wiener Blatt auch auf das nahestehende Organ in Berlin berufen. Als die „Germania" die Frage aufgeworfen hatte, ob denn die Regierung die Absicht habe, das katholische Volk in Preußen à la Tantalus zu behandeln, fuhr die „Norddeutsche Allgemeine" in einem an die schönsten Zeiten des Culturkampfs erinnernden Artikel mit dem Satze heraus: Die „Germania" müsse wissen, „daß schon die Vermuthung einseitiger Nachgiebigkeit der Regierung, wenn sie im Lande mit dreister Sicherheit verbreitet werde, die Fühlung der Regierung mit den Liberalen und selbst mit den gemäßigten Parteien abschwäche; je stärker aber die Entfremdung zwischen diesen Parteien und der Regierung würde, desto mehr fiele die Opposition des Centrums ins Gewicht." [1])

Eine bedeutsame Aeußerung aus neuester Zeit läßt die Rücksichten und Berechnungen, wie mit dem Culturkampf ein Geschäft zu machen wäre, in noch grellerer Beleuchtung erscheinen. Es ist unwidersprochen geblieben, daß gewisse Aufsehen erregenden Artikel in den Leipziger „Grenzboten" den Chef des Berliner Preßbureau's in eigener Person zum Verfasser hatten. Derselbe Herr hat nun kürzlich die ministerielle „Provinzial-Correspondenz" und ihre Anschauung über die Besteuerung des großen Capitals, womit das Blatt so argen Lärm erregt hat, vertheidigen zu müssen geglaubt, und er hat dabei eine Saite angeschlagen, von der er hoffte, daß

1) „Neue Freie Presse" vom 22. Juli; „Allg. Zeitung" vom 8. Juli d. Js.

sie bei allen Liberalen, wie bei den specifisch preußischen Conservativen den tiefsten Eindruck machen müsse. „Die klerikale Partei“, sagt er, „würde von der Verfolgung des mobilen Capitals, wenn sie die Regierung und die conservative Partei dazu verleiten könnte, den größten Nutzen ziehen. Sie würde beide auf lange Zeit mit der breiten Schicht des gewerblich und geistig produktiven Mittelstandes verfeinden, auf welcher der preußische Staat und die protestantische Bildung ruhen. Der Staat müßte sich der Hierarchie in die Arme werfen und die evangelisch-conservative Partei wäre nur noch ein schwaches Anhängsel der Hierarchie.“[1])

Man mag sich Zwang anthun wollen, um nicht die ganze Wahrheit sich gestehen zu müssen, trotzdem kann man die Augen nicht länger vor den Thatsachen verschließen, welche den wahren Charakter der preußischen Kirchenpolitik gegen die Katholiken immer klarer enthüllen. Neuerlich sind in den Zeitungen wieder allerlei Combinationen über die Entstehung des „Culturkampfs“ aufgetaucht. Der freiconservative Führer Herr von Kardorf hat vor einigen Wochen in einer Wählerversammlung darüber geäußert: „er habe den Culturkampf als ein Naturereigniß betrachtet, welches in Folge der gewaltigen Veränderungen Deutschlands und des Papstthums eingetreten sei; das Centrum habe damals alle centrifugalen und reichsfeindlichen Elemente an sich gezogen und die deutschen Regierungen, welche durch die neuen Ereignisse noch etwas beängstigt gewesen wären, aufgehetzt.“[2]) Wenn es wirklich so gewesen wäre, so war jedenfalls der Culturkampf ein gänzlich fehlgegriffenes Mittel zur Gegenwehr. Freiherr von Ketteler, der damalige Bischof von Mainz, wäre ganz der Mann gewesen, um dem gefürchteten Centrum eine andere Richtung zu geben. Warum hat man ihn mit dem schmerzlichen Bekenntniß in's Grab steigen

---

1) In der „Allg. Zeitung“ vom 3. Okt. d. Js.

2) Berliner „Kreuzzeitung“ vom 9. Aug. d. Js.

lassen, daß er sich in der preußischen Politik grausam getäuscht habe? Er hat für die Katholiken nichts verlangt als Recht und Gerechtigkeit. Warum verweigert man ihnen Recht und Gerechtigkeit auch heute noch, wo doch die eigenen Geständnisse des Fürsten Bismarck vorliegen, daß er die politischen Gefahren auf einer ganz andern Seite entdeckt habe, als wo er sie vor dreizehn Jahren zu ersehen glaubte?

Es mag dahin gestellt bleiben, ob er wirklich damals in Rheims gesagt habe: es erübrige nun bloß noch, den Katholicismus in Deutschland zu vernichten, dann sei von den romanischen Ländern nichts mehr zu besorgen. Daß er es gethan hätte, wenn es mit seinen Gesetzen möglich gewesen wäre, ist freilich um so sicherer. Weiter ist man aber auch heute noch nicht gekommen als bis zu der Einsicht, daß es so doch nicht geht. Recht und Gerechtigkeit um ihrer selbst willen glaubt man den preußischen Katholiken nicht schuldig zu seyn. Sie verbleiben ein politisches Spekulationsobjekt; am Maßstabe der Nützlichkeit wird bemessen, was ihnen gewährt werden könnte, und Alles nur auf Ruf und Widerruf. Anders war es ja auch unter Friedrich Wilhelm IV., vielleicht mit einziger Ausnahme des Königs selbst, nicht gemeint; seitdem aber Preußen seinen „Beruf" durch zwei blutige Kriege erfüllt hat, gilt die Erfüllung als der Sieg des Protestantismus über den Katholicismus. Vae victis; ihnen gebührt unter allen Umständen nur das Gnadenbrod!

Wir wollen und können abermals nicht sagen, daß dieser Geist ausnahmslos alle Träger der preußischen Staatspolitik beherrsche. Es ist auch das möglich, daß wieder einmal ein Umschwung wie der zwischen dem dritten und vierten Friedrich Wilhelm eintritt. Aber es handelt sich leider nicht mehr bloß um den Geist in der Höhe. Wir haben in früheren Betrachtungen über die Landtagsverhandlungen wegen der beiden kirchenpolitischen Vorlagen betreffend die „diskretionäre Gewalt" hervorgehoben, daß beidemal und in beiden Häusern zelotische Stimmen laut wurden, welche mit dem Zorn des

„evangelischen Volkes“ und einer Bewegung in diesem Volke gegen die Regierung drohten, wenn dieselbe dem protestantischen Staat zu Gunsten der „Römischen“ etwas vergeben würde. Man hat diese Drohungen auf die leichte Achsel genommen. Leider aber hat sich gerade jetzt, in dem Moment wo der leidenschaftlichste Wahlkampf in's Leben zu treten begann, gezeigt, daß die zum Werk willigen Geister immer noch wach sind. Die „Germania“ glaubte zwar, ihr Treiben als bloße „Excesse rabiater Theologen“ bezeichnen zu dürfen, und es ist gewiß, daß der Kriegsruf gegen die Juden in der heutigen Lage unendlich mehr Anziehungskraft besitzt, als der zu erneuertem und ewigem „Haß gegen Rom“. Aber die Herren verstehen den Zuruf: „Kusch dich!“ und daß sie das Wort hören zu müssen nicht fürchteten, ist das eigentlich Bedenkliche an der Sache.

Den Anfang hat unseres Wissens die Versammlung des rheinischen Prediger-Vereines mit einer Erklärung gegen die conservative Partei gemacht, weil dieselbe dem Centrum die Hand geboten habe, um das Compromiß vom 1. Mai durchzusetzen. Die Resolution lautete: „In ächtprotestantischen Kreisen, welche sich über die von dem Centrum vertretenen staatsgefährlichen Tendenzen und dessen weiter zu verfolgenden verderblichen Ziele keiner Täuschung hingeben, wird dieß als eine schwere Schädigung der evangelischen Kirche und der nationalen Zukunft unseres Vaterlandes tief empfunden.“ Die „Kreuzzeitung“ rügte zwar damals, daß eine Versammlung protestantischer Geistlichen in dasselbe culturkämpferische Horn mit den Liberalen stoße, und erinnerte die Herren, daß der Unglaube der schlimmere und deßhalb vor Allem zu bekämpfende Feind der evangelischen Kirche sei.[1]) Aber die Erhitzung steigerte sich von einer Synode und einer Conferenz zur andern, bis endlich bei der Berliner Conferenz der „positiven Union“ der Hofprediger Baur den Vogel ab-

1) Berliner „Kreuzzeitung“ vom 10. Juni d. Js.

schoß mit der Erklärung: „Ich für meinen Theil sehe das Antichristliche nirgends schärfer ausgeprägt als in dem unfehlbaren Papst; ich finde das Antichristenthum auch in dem Materialismus und dem Socialismus, aber ich sehe es doch vor Allem in dem unfehlbaren Papste". Die beschlossene Resolution hat die Sentenz des Herrn Baur nur etwas verwässert.[1])

In der Zwischenzeit hatte der Zufall gewollt, daß auch noch eine besondere Hetze entbrannte, welche selbst weniger „rabiate" Leute als die ebengenannten in ihre verhexten Kreise hinein zog. Es ist hier nicht der Ort, auf die katholische Lehre und Praxis von den Mischehen näher einzugehen; genug, daß hierin, und im katholischen Eherecht überhaupt, weder in der Diöcese Breslau noch im Delegatur-Bezirk Berlin irgendeine Neuerung eingetreten war, vielmehr nur aus Anlaß der Einführung der Civilehe die bestehenden kirchlichen Vorschriften neuerdings eingeschärft worden waren. Es ist kaum begreiflich, wie daraus auf einmal die Entdeckung gemacht werden konnte, die katholische Kirche erkläre die protestantischen Ehen für ungültig und die Kinder aus solchen Ehen für illegitim. Mit dem Feuerlärm: „Bastarde vom Kaiser bis zum Bauer!" schickte man die Blätter durch das Land; man forderte die Gesetzgebung, die Zwangs- und Strafgewalt des Staats zum sofortigen Einschreiten auf, und stellte sich stocktaub gegen alle Darlegungen des wahren Sachverhalts: daß es sich immer nur um katholisch-kirchliche Gültigkeit und Erlaubtheit, um protestantische Ehen aber gar nicht handle, welche vielmehr, in ihrer Art gültig geschlossen, vor dem katholischen Forum für ebenso unauflöslich erachtet sind wie die katholischen.

Der Staat[2]) hielt sich allerdings still bei dem Lärm

---

1) S. „Germania" vom 28. September d. Js.

2) Die rohen Ausfälle der „Norddeutschen Allg. Zeitung", wie gewöhnlich reichliches Futter für den Verfasser eines Schimpflexikons, glauben wir nämlich auf höhere Rechnung nicht setzen zu dürfen.

und auch die Liberalen befleißigten sich kühler Reserve, beides wohl in der Erinnerung an die eifrigen Constatirungen bei der Vorlage des Gesetzes über die obligatorische Civilehe: daß nämlich diese Institution gerade das Gute habe, es jeder Kirche völlig frei zu lassen, auf dem geistlichen Gebiete ihr Eherecht nach eigenen Grundsätzen zu ordnen. Wenn die Herren vom „Reichsboten" etwa wieder mit Petitionen wegen Abschaffung der Civilehe an den Reichstag kommen wollen, so wird man liberalerseits nicht versäumen, sie auf den von ihnen selbst geschaffenen Präcedenzfall zu verweisen, der ja sonnenklar zeige, wie unentbehrlich diese Institution für die Erhaltung des kirchlichen und bürgerlichen Friedens sei. So hat sich der unüberlegte Fanatismus in's eigene Fleisch geschnitten.

Dem Liberalismus konnte überhaupt eine unbändigere Freude gar nicht bereitet werden als durch diese Ausbrüche des confessionellen Hasses auf Seite der protestantisch Conservativen. Die sogenannte „klerikal-conservative Coalition" war von Anbeginn der schmerzlichste Dorn im liberalen Auge; die Liberalen hoffen nun zuversichtlich auf die Auflösung der gefürchteten Verbindung, und damit trösten sie sich sogar über die Thatsache, daß die Zersetzung in ihren eigenen Reihen unaufhaltsam um sich greift und die Secession nun auch in der Fortschrittspartei einreißt, die bis dahin wie eine undurchdringliche Mauer dastand. Die deutschen Katholiken können ihre Hände in Unschuld waschen; sie haben die politische Gemeinsamkeit mit den protestantisch Conservativen nicht gestört und in allen ihren Versammlungen, zuletzt noch bei dem großen Katholiken-Meeting in Frankfurt, ist nicht Ein Wort gefallen, welches die Gefühle auf jener Seite irgendwie hätte verletzen können.

Um das conservative Unglück voll zu machen, ist der Partei auch noch von oben, um einen salonfähig gewordenen Ausdruck zu gebrauchen, „in die Suppe gespuckt worden". Die Conservativen glaubten bis dahin für ihre Programme

in Bezug auf die steuerpolitischen und socialreformerischen Grundsätze des Beifalls der Regierung sicher zu seyn. Fürst Bismarck selbst ist seit seiner großen Wendung in der Zollpolitik als der Mann der Agrarier und Socialreformer betrachtet worden. Plötzlich wie ein Donnerschlag bei heiterm Himmel fiel nun die „Provinzial-Correspondenz" mit ihrer Schutzrede für den Capitalismus in das conservative Concert. Das allgemeine Aufsehen war um so peinlicher als, trotz der nachgefolgten Erläuterungen und Abschwächungen, doch keine bestimmte Angabe gewährt wurde, auf welchem Wege denn nun die Beschaffung der 188 Millionen neuer Steuern ermöglicht werden solle, deren Aufbringung das letzte Verwendungsgesetz erfordert hat. Erst recht weiß jetzt Niemand mehr, wie man mit der Regierung daran ist; die allgemeine Verwirrung ist complett, und in dem dichten Nebel geht es zu den Wahlen.

Im Kerne der langen Erklärung des ministeriellen Organs heißt es: „Wollte der Staat seinen Bedarf überwiegend dem großen Capital entnehmen, mittelst hoher progressiven Vermögenssteuern, Erbschaftssteuern, procentualer und progressiver Besteuerung der Börsengeschäfte ꝛc., so würde er den größten materiellen Hebel jeder eigentlichen Civilisation, nämlich die Capitalbildung und das zu derselben gehörige Operationsfeld des Capitals auf seinem Boden zerstören". Das Blatt schreibt sich in ein förmliches Entsetzen vor derartigen Vorschlägen hinein. „Die Folge einer solchen Steuerpolitik würde seyn, daß das deutsche Volk zum Theil sich der Capitalbildung entwöhnte, um wirthschaftlich und ebenso in allen Beziehungen unaufhaltsam auf die Stufe der Barbaren zu sinken. Ein anderer Theil, welcher dem Trieb der Capitalanlage als dem Erbtheil einer langen Culturgewohnheit zu folgen fortfahren würde, dürfte sich dazu den Boden des Auslandes aufsuchen, ohne dadurch der zunehmenden heimathlichen Barbarei zu steuern".

Was sollte nun diese originelle Demonstration eigentlich

bezwecken? Der „Germania“ war es noch dazu nicht schwer nachzuweisen, daß dieselbe mit wiederholten Aeußerungen des Reichskanzlers selbst, seit 1879 (und auch schon früher), in grellem Widerspruch stehe. In der That corrigirte sich das Organ insoferne, daß das „mobile Capital“ allerdings angezogen werden solle, nur nicht „zu hoch“. Ohnedieß weiß Jedermann, daß, nach dem Fall des Tabakmonopol-Projektes, keine Möglichkeit besteht, aus indirekten Steuern allein Mehrerträgnisse in der beanspruchten enormen Höhe zu erzielen. Also wozu die Demonstration? Die Antwort lautete allgemein: um eine auf festen Grundsätzen beruhende Steuerpolitik der Regierung handle es sich gar nicht, sondern abermals nur — um ein Wahlmanöver.

Hr. Eugen Richter hat dem allgemeinen Eindruck zu einer frappanten Formel verholfen: die Regierung, sagte er, habe zwei Mausefallen aufgestellt, die Eine für den armen, die andere für den reichen Mann, jene für die Reichstags-, diese für die Landtagswahlen. Das heißt: wie bei den ersteren, wo wegen des allgemeinen Stimmrechts die Masse der Wähler aus dem Volke gewonnen werden soll, die Parole vom „Patrimonium der Enterbten“ ausgegeben wurde, so sucht man bei den Landtagswahlen, wo das Dreiklassen-Wahlsystem in Wirksamkeit tritt, durch Beschmeichelung des Capitals die einflußreichere erste und zweite Klasse der Wähler zu gewinnen. Die „Norddeutsche Allgemeine“ ist sogar mit der Bemerkung herausgeplatzt: das ministerielle Organ habe bei der Vertretung der Interessen des Capitals besonders die Juden im Auge gehabt, und dieselben gegen die Firma Stöcker und Consorten in Schutz nehmen wollen. Der Antisemitismus ist nämlich bei den letzten Wahlen den Conservativen zu Gute gekommen, mit dem Semitismus und, was eigentlich dasselbe ist, dem Culturkampf-Geist will man jetzt dem Herrn von Bennigsen und der ersehnten „Mittelpartei“ zu Hülfe kommen.

Wir wollen nicht noch einmal, wie Eingangs, diese innere

Zerrüttung auf der dunkeln Folie der allgemeinen europäischen Zerrüttung und ihrer Gefahren erscheinen lassen. Aber die Frage drängt sich schließlich doch auf: wie nehmen sich auf einem solchen Hintergrunde die kaiserlichen Proklamirungen der großen Socialreform vom 17. November und 27. April aus? Ein Staatsmann, der die Hand an den Pflug der Socialreform legt, darf nicht rückwärts schauen, sonst weiß er entweder nicht, was er thut, oder es ist ihm nicht Ernst!

XLIII.

Schweizer Skizzen und Bilder.

V. Das alte Basel.

Es war noch in der voreisenbahnlichen Zeit, als ich das erstemal auf der langen hölzernen Brücke saß und Basel anstaunte. Der Rhein wogt mit ruhiger Majestät heran, Großbasel von Kleinbasel oder Neubasel, wie es nunmehr heißt, trennend und unterhalb der Stadt bald nach rechts verschwindend. Basel erschien von jeher weit größer als es in Wirklichkeit ist; wo 1827 erst 16,400 Menschen lebten und noch heute keine 60,000 hausen, da kann von einer Großstadt nicht die Rede seyn. Der imponirende Eindruck hat allerlei Gründe. Der Rhein selbst scheint von seiner Majestät einen Theil herzugeben, mancher stattliche Bau würde in seinen Fluthen sich spiegeln, wären diese nur nicht stets trübe. Viele Häuser der innern

Stadt sind von geräumigen Höfen und Gärten umschlossen, auch fehlt es weder an öffentlichen Plätzen noch an Thürmen, obwohl gar mancher Thurm und manches Thor verschwinden mußte. Einen effektvollen Anblick gewährt vom rechten Rheinufer aus wie von den Höhen des Jura herab das hochgelegene Münster mit seinen zwei Thürmen. Daß die Minarets der modernen Cultur, Fabrikschlote nämlich, auch in Basel blutwenig zur Verschönerung beitragen, wird der Leser zugeben. In jüngster Zeit hat die Großartigkeit der Stadt eine sehr erhebliche Verstärkung erhalten, indem außer der Verbindungsbrücke zwischen dem Centralbahnhof und dem badischen Bahnhof noch zwei steinerne Brücken gebaut wurden.

Basels Ursprung reicht in das vierte Jahrhundert christlicher Zeitrechnung zurück. Die Sage nennt sogar den heiligen Pantalus, welcher um das Jahr 238 die elftausend Jungfrauen aus Italien nach Köln geleitet haben soll, als ersten Bischof. Die Stadt wurde zehnmal neu aufgebaut, nachdem einmal der Krieg, einmal das Erdbeben und achtmal das Feuer sie mehr oder minder vollständig zerstört hatten. Den unverdrossenen Wiederaufbau erklärt schon die sehr günstige geographische Lage. Nebenbei hat man Basel viermal neu befestigt und siebenmal erweitert, zuletzt in Folge der neuen Aera, welche das Jahr 1848 gebracht.

Wir lassen uns nicht auf die Geschichte der Stadt oder gar des Bisthums ein. Die Geschichte des letzteren war schon lange vor Oekolampad's Zeit keine besonders erfreuliche. Der Magistrat war stets darauf erpicht, die Gewalt der Bischöfe zu schmälern; zur Zeit des Burgunderkrieges stund er bereits auf dem Sprunge, dem Bischof allen Gehorsam aufzukündigen. Philipp von Gundelsheim verlegte seinen Bischofssitz im Jahre 1528 von Basel nach Pruntrut, weil er den Abfall von der Kirche voraussah. Er war einer von den nur allzu zahlreichen Kirchenfürsten adeligen Herkommens, welche im 16. Jahrhundert die kirchliche Revolution zwar nicht mitmachten, derselben aber auch keineswegs energisch entgegentraten. Die Geschichte Basels selbst war im Ganzen die aller Bischofs- und Reichsstädte im heiligen römischen Reiche. Wir beschränken uns auf Culturgeschichtliches.

Basel war von jeher reich in mehr als einer Beziehung. Es war und ist noch reich an Verdiensten um Handel und Wandel wie um das Geldgeschäft. Es war und ist noch hochverdient um die Pflege der Wissenschaften und Künste; nicht bloß in den Tagen des Desiderius Erasmus, sondern in der ärgsten Zopfzeit hatte Basel auffallend viele ausgezeichnete Männer, von denen wir später reden. Und reich war und ist Basel an wohlthätigen und gemeinnützigen Anstalten, an Vereinen aller Art wie an kostbaren Sammlungen. Reich an Geld war und ist Basel noch heute, reich als Stadt und reich an Reichen, worunter jedenfalls weit über 100 Millionäre. Nicht Börsenschwindel oder unsolide Unternehmungen haben viele Baseler reich gemacht, wohl aber Geschäftstüchtigkeit, Fleiß und Sparsamkeit. Freilich half Anderes bei. Aeußerst selten heirathete Jemand aus Basel hinaus, selten überstieg die Zahl der Kinder einer Familie die Zahl Vier, in der Regel mußten einige derselben ledig bleiben, um dereinst von Neffen und Nichten beerbt zu werden.

Reich, überreich waren bis in die letzten Jahrzehnte herauf die Baseler aber auch an Eigenheiten und Sonderbarkeiten; sie waren dadurch so weltbekannt wie heute ihre „Leckerli". Schon die mittelalterlichen Baseler waren ein eigenes, durch Liebenswürdigkeit nicht hervorragendes Völklein, doch erst der Abfall von der Kirche hat den specifischen Baseler-Charakter ausgebildet.

Aus eigener Erfahrung weiß ich, daß noch in den vierziger Jahren über Stadt und Umgegend etwas ganz Eigenthümliches und Träumerisches, eine gewisse Melancholie lagerte. Allerdings fühlte man sich auf republikanischem Boden, man athmete in der That eine neue Luft; allein diese Luft war keine frische, freie Alpenluft, eher die einer Krankenstube; sie hatte etwas Beengendes, eine gewisse Kälte an sich, die anfröstelte. Und eine eigene Stille, eine gewisse Melancholie herrschte auch in den Straßen; sie fiel selbst in jenen Stunden auf, in welchen die Comptoir's und Fabriken ihre Gefangenen verschlangen oder ausspieen.

Diese Thatsache stund sicher im geheimnißvollen Zusammenhange mit der geistigen und sittlichen Atmosphäre. Abneigung gegen alles Fremde und gegen jeden Nichtbaseler, die Franzosen

eher ausgenommen als die Eidgenossen, Abgeschlossenheit des Lebens in engen Kreisen und Geldstolz waren Charakterzüge schon der mittelalterlichen Baseler. Seit dem 16. Jahrhundert aber gesellte sich dazu eine schwärmerische und düstere Gefühlsreligion, sich gefallend in puritanischen Sittenmandaten, Kirchenbesuch und besonderen Andachten, namentlich auch im Propagandamachen. Zu letzterem stachelte tiefe Abneigung wider alles Rationalistische und ganz besonders wider alles Katholische. Bis in unsere Zeit herauf ließen Mariot und Compagnie ihre ebenso christusseligen als haßdurchwehten Traktätlein los und wurden Bibeln massenhaft ausgetheilt; gleichzeitig konnte aber bis 1873 in Basel kein Narrenzug stattfinden, dessen Quintessenz nicht auf mehr oder minder rohe Beschimpfungen der katholischen Kirche hinausliefen. Als um der Abwechslung willen einmal der dritte Napoleon verhöhnt wurde, da legten französische Offiziere in Civil mittelst ihrer Reitpeitschen ein gründliches Veto ein; die katholische Kirche aber hat unsers Wissens in Basel niemals werkthätige Ritter gefunden. Ich selbst habe an Schauläden der frommen Stadt manche schandbaren Dinge gesehen, beispielsweise die wohlgetroffene Büste des neunten Pius mit einer Zipfelkappe und Vatermördern, einen Ulmer Tabaksgloben im Munde!

Es gab aber noch andere Dinge, welche schier nur in Basel vorzukommen vermochten. Ich habe noch den „Lälli" bewundert, der hoch vom Brückenthor gemäß den Pendelschwingungen der Uhr die Zunge unabläßig herausstreckte. Er verlieh ursprünglich dem Hasse zwischen Großbasel und Kleinbasel Ausdruck, die Kleinbaseler haben es an einer unqualifizirbaren Antwort keineswegs fehlen lassen. Genau erwogen war jedoch der Lälli das naive Symbol Basels selbst, das der ganzen übrigen Menschheit gegenüber Tag und Nacht Mißachtung bethätigte. Als man ihn beim Abbruche des Thores in den Raritätenkasten verbannte, so war dieß eine unhistorische That. Schon viel früher wurde manche den Baseler kennzeichnende Häuserinschrift beseitigt, z. B.:

„Wacht auf ihr Menschen und thut Buß,
Ich heiß zum goldnen Rinderfuß."

Oder:

„Auf Gott ich meine Hoffnung bau
Und wohne in der alten Sau."

Allerdings verfiel man nicht bloß in Basel, sondern auch anderwärts, z. B. in Schaffhausen, auf den kuriosen Gedanken, über die Verleihung von Aemtern das Loos entscheiden zu lassen; Menschenalter hindurch entschied dasselbe in Basel sogar über die Verleihung von Professuren, deren Inhaber unbedingt Baseler seyn mußten. — Noch ist es kein halbes Jahrhundert, daß die Stadtuhren Basels denen der übrigen fünf Erdtheile um eine volle Stunde vorangingen. Die Obrigkeit gedachte dem Unsinn mit Neujahr 1778 ein Ende zu bereiten, aber die Aufregung darob ward so gewaltig, daß man rathsam fand, sich zeitig nach rückwärts zu concentriren. — Der Dom, dessen Inneres ebenso schön als kahl ist, erscheint in der Nähe als ein romanisch gothisches und anderweitiges Sammelsurium, woran freilich die Zerstörungen durch Erdbeben die Hauptschuld tragen. Zum Ueberfluß wurde derselbe in irgend welchem ästhetisch kranken Jahr auswendig roth angestrichen. Im Jahre 1879 endlich entstand ein Münsterbauverein, der sicher Gutes leisten wird.

Daß die Gottesfurcht zu Allem nütze, bewies das fromme Basel auch in Geldsachen. Nur Fünf vom Hundert galt als ein „christlicher" Zins; die sich mit weniger begnügten, wurden gebrandmarkt als „eigennützige, vortheilsüchtige und schädliche Leute." Und warum? Antwort: weil durch „ihren Geiz" Gotteshäuser, Spitäler, Kirchengüter, arme Wittwen und Waisen beeinträchtigt würden.

Gleich andern Städten hatte auch Basel seine Luxusgesetze und Sittenmandate, allein schwerlich anderswo in der Welt traf man so in das Kleinlichste hinein Bestimmungen über Stoff und Schnitt der Kleider, Zahl und Art der Speisen und Getränke bei Gastereien, Zahl der Gäste und Kutschen u. s. f. Dieselbe Obrigkeit, welche 1758 das Frisiren der Frauenzimmer durch Männerhände als „höchst unanständig und unehrbar" verbot, hat in Sachen des sechsten Gebotes von jeher lieber beide Augen zugedrückt als nur eines. Streng freilich wurde seit alter Zeit darauf gehalten, daß die Dirnen fleißig den Gottesdienst besuchten. Eine förmliche Verordnung erklärte Mädchen

für ehrbar und züchtig, welche notorisch geschlechtlichen Umgang pflogen, bloß mußte vor zwei gültigen Zeugen die Ehe versprochen worden seyn.

Das an und für sich nicht großstädtische Basel repräsentirt doch eine Großstadt in commerzieller, finanzieller und anderweitiger Hinsicht. Es dürfte nicht uninteressant seyn, die alte Stadt von den Vertretern verschiedener Jahrhunderte und Völker schildern zu lassen.

Eingänglich schilderte im Jahre 1438 Aeneas Sylvius Basel, wo er sich des Conciles wegen lange aufhielt. Vom alten Basel sah er freilich wenig, denn die Erdbeben von 1346 und 1356, welche den Dom bis auf den Chor und Kern des Schiffes zerstört, hatten kaum 100 Gebäude übrig gelassen. Kleinbasel fand er ziemlich hübsch und von vielen Bächlein durchschnitten, Großbasel aber zierlicher und prächtiger. Selbst an Werktagen seien die Kirchen gefüllt. Altäre und Priester fand er wenig geschmückt, die Gemäldepracht der Kirchen Italiens vermißte er fast gänzlich. Schöner fand er die Kirchhöfe, namentlich aber bewunderte er den Glanz, welchen die mit bunten Glasurziegeln gedeckten Dächer der meisten Kirchen und mancher Bürgerhäuser im Sonnenschein verbreiteten. Das Innere der Häuser fand er vortrefflich eingetheilt, reich aufgeputzt und so zierlich wie etwa in Florenz. Man bringe viel Silbergeschirr auf die Tafel, fröhne jedoch keineswegs dem Luxus der Italiener. Schmucke Straßen und viele öffentliche Plätze, wo jede Art von Handel und Vertrag abgeschlossen wurde. Herrliche Brunnen voll köstlichen Wassers, zahlreicher als selbst in Viterbo. Die Ringmauer der innern Stadt bestund theilweise aus Grabsteinen der vertriebenen Judenschaft. Auf zahlreichen mit Bäumen bepflanzten Rasenplätzen übte sich die Jugend im Rossetummeln, Wettlauf und allerlei Kampfspiel, die Frauenwelt komme hier zusammen zum Reigentanz und Saitenspiel.

Die Macht des Oberzunftmeisters sei keine geringe; über die Dauer der Aemter entscheide das Verdienst, kein Beamter werde von der Stadt besoldet. Man lebe ohne bestimmtes Gesetz, ohne Rechtsgelehrtheit, ohne Kenntniß des römischen Rechts; man halte sich einfach an das Herkommen, sowie an die Einsicht der Richter. Die Strafrechtspflege sei ebenso rasch

als streng; man wende die schrecklichsten Arten der Folter an und die Todesstrafen seien grausam, aber man bestrebe sich gerecht zu seyn; weder Geld noch Bitten, weder Verwandtschaft noch das öffentliche Ansehen brächten dem einmal Verurtheilten Nutzen. Um Wissenschaft und altklassische Literatur kümmere man sich wenig, man beschränke sich auf Grammatik, Dialektik und Musik. Der Adel befleißige sich der strengsten Abgeschlossenheit; er habe seine eigenen Zechhäuser, sowie einen großen Palast, worin nur die angesehnsten und reichsten Bürgerfamilien Einlaß fänden. Die vornehmen Baseler gingen stets in schwarzer Tracht einher.

Aeneas Sylvius faßt sein Gesammturtheil also zusammen: „Die Baseler leben zu Hause köstlich und bringen einen großen Theil des Tages mit Essen zu. Dem Weine und der Wollust sind sie ergeben, im Uebrigen jedoch rechtschaffen, dem gegebenen Worte treu, sparsam, ohne nach fremdem Gute zu trachten."

Gegen das Ende des 15. Jahrhunderts trieb man es in Basel wie anderwärts in der Schweiz. Glückliche Feldzüge hatten reiche Beute gebracht und die Schweizer mit dem dolce far niente bekannt gemacht. An die Stelle der einfachen Lebensweise trat mehr und mehr eine üppige; man versank in ein wahres Phäakenleben. Als im Jahre 1503 einige Hundert Luzerner kamen, um den entführten lustigen Bruder „Fritschi" wiederum heimzuholen, da ging es in der „ehrwürdigen Stadt Basel" besonders hoch her, die „edeln, strengen, frommen, festen, fürsichtigen, ehrsamen, weisen Herrn" vom Rathe aber mit flottestem Beispiel voran. Die Kleiderpracht gedieh dahin, daß sie manche Familie arm machen half, gleichzeitig wurden die Trachten ärgernißerregend. Seit 1492 regnete es Verbote gegen den Kleiderluxus sowie gegen das Kartenspielen um Geld. Schon lange vor dem Jahre 1482 bestunden in der „ehrwürdigen" Stadt Frauenhäuser, deren Dirnen ihr Gewerbe öffentlich betrieben. In den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts soll in Basel Jedermann geschworen, gelästert, geflucht und nicht sowohl getrunken als gesoffen haben.

Von solchen Zuständen scheint der grundgelehrte Simsentanzer Erasmus keine Ahnung besessen zu haben; er war bekanntlich viel zu vornehm, um sich mit einem Pöbel abzuge-

ben, der weder lateinisch, griechisch und hebräisch verstund noch für die Götterwelt und die klassischen Autoren der Humanisten Sinn und Verständniß besaß. Er lebte zu Basel in einem wahren Elysium und schrieb 1526 einem Freunde, er genieße des täglichen Umgangs der verdienstvollsten Gelehrten, ein dermaßen entzückend lehrreicher Umgang sei ihm noch nirgends zu Theil geworden und dabei sei Alles nur ein Herz und eine Seele.

In höherem Grade als anderwärts haben Hochschule und Buchdruckerkunst in Basel das geistige Leben gefördert. Daß aber dieses geistige Leben kein kirchliches mehr gewesen, das zeigte sich bald. Weder die Väter der Stadt noch der Kern der Bürgerschaft förderten den Abfall von der alten Kirche, wohl aber das Gelehrtenthum mit Hülfe der aufgehetzten Volksmassen. Der rastlose Agitator Oekolampad war es, welcher den Bildersturm des Jahres 1529 anfachte; durch diesen wurde eine Unmasse von Kunstschätzen zerstört und verschleudert, zugleich aber auch der Sieg der Reformation endgültig besiegelt. Die Bewohner Kleinbasels waren kirchentreu; in mehr als einem Hause der Spalenvorstadt hat man die alten Heiligenbilder bis in unsere Zeit herein aufbewahrt. Die alte Kirche hatte keinen geringen Anhang; allein wie anderwärts verstund es die Revolution auch in Basel, Gewalt zu Recht zu machen und ihre Getreuen an das Ruder zu bringen. So ist der reformirte Glaube Basels Staatsreligion geworden.

Lob über Lob spendete der gelehrte Hugenotte Petrus Ramus im Jahre 1571 den Baselern. Er fand die Stadt in evangelischer Frömmigkeit gefestigt, von Dieben, Unzüchtigen, Schlemmern, Verschwendern und andern liederlichen Leuten keine Spur. Bezüglich der Lebensweise und Kleidung seien Einfachheit und Sparsamkeit weniger in den Gesetzen als in den Sitten begründet. Man sehe Senatoren, welche von der Feldarbeit heimkehren und Beamte, die jedem Rathsbedürftigen selbst auf der Straße zugänglich seien. In ganz Basel gebe es nur einen einzigen gelehrten Juristen, nämlich den Syndicus, bei welchem man sich in besonders schwierigen Fällen Raths erhole. Petrus Ramus ist wohl der Einzige, der sich zu der kühnen Behauptung verstieg, Basel sei gegen alle Fremden gleich freundlich und gastfrei und deßhalb gewissermaßen ein gemeinsames Vaterland

Aller. — Anders als Ramus urtheilte dessen Landsmann Montaigne, der um 1580 in Basel sich aufgehalten. Die Einwohner seien in Religionssachen nichts weniger als einmüthig, Manche trügen noch die römisch-katholische Religion im Herzen; er vernahm Klagen ob der eingerissenen Völlerei wie ob der Ungebundenheit des weiblichen Geschlechtes.

Daniel der Eremite, dessen Beschreibung der Schweiz im Anfang des 17. Jahrhunderts gedruckt worden, fand in Basel die Häuser durch Malereien ungemein geziert, „schier beispiellos“ die Schönheit der Frauen, nicht minder aber auch deren Schönheitspflege und Kleiderpracht.

Einen herben Kritiker fand Basel im Jahre 1658 an dem Berner Graviset. Das gemeine Volk sei ziemlich grob, selbst Kinder höre man fluchen. Die Tracht sei prächtiger als irgendwo in der Schweiz, namentlich bei Kaufmannsfrauen. Ohne die Prediger stünde es in Basel selbst mit der Gerechtigkeitspflege schlimm. Graviset schließt mit einer Anekdote: Eine von Straßburg kommende Kutsche mit Baseler Kaufherrn hielt Einkehr. Der Wirth hieß einen Kellner eine gebratene Gans auf den baseler Tisch stellen. Wo ist der baseler Tisch? Wo man sich am unverschämtesten benimmt und am unfläthigsten redet! Der Kellner habe diesen Tisch gar bald gefunden.

In Briefen aus der Schweiz klagte im Jahre 1685 ein Sachse ob der Ungeselligkeit der Baseler; er bestätigt, was 1779 einem Engländer, Dr. Moores, am meisten aufgefallen, daß die ältern Leute in ihrem ganzen Benehmen bei den gewöhnlichsten Vorfällen und Geschäften etwas Gravitätisches, Steifes und Ceremonielles zur Schau trügen. In vortheilhafterem Lichte als die Männerwelt erscheinen die Frauenzimmer, doch besäßen nur wenige Töchter Basels guten Ton. Auf Bällen erblicke man eine Menge schöner Frauengestalten, selten aber mehr die nationale baseler Tracht.

G. P. H. Norman hat im Jahre 1786 eine geographisch-statistische Darstellung des Schweizerlandes in Hamburg erscheinen lassen. Auch in dieser Darstellung werden die Baseler als wohlgestaltet geschildert, doch sei manche Familie mit Kröpfen ausgestattet. Eine Art Streit bestünde zwischen der alten Einfalt und den Sitten des Jahrhunderts, namentlich bei den Vor-

nehmen seien französische Gewohnheiten und Trachten in Aufnahme gekommen. Der gemeine Mann fröhne der Völlerei. Allerdings herrsche der den Handelsstädten eigene kalte und stolze Kaufmannsgeist, doch auch unter den Kaufherren gäbe es prächtige Ausnahmen. Man stoße auf ausschließlichen Familiengeist oder eine gewisse Absonderungsliebe, nebenbei auf eine große Eifersucht unter den Familien, welche durch die demokratische Verfassung fortwährend gereizt werde. Gegen den Ausländer äußere man zwar keine hervorstechende Verachtung, wohl aber eine phlegmatische Nichtachtung, eine sehr lebhafte Widersetzlichkeit gegen Jeden, der Bürger werden wolle. Ausgeschlossen sei der Fremde vom Bürgerrecht, von den Ehrenstellen, vom freien Handel, von allen Gewerben. Im Laufe der Zeit sei eine große Familienverbindung entstanden und in Folge davon würden die althergebrachten Begriffe, Meinungen und Vorurtheile verewigt. Sehr zahlreich seien die Herrenhuter; das stille einfache Wesen derselben sowie ihre Andächtelei übe großen Einfluß auf die Bevölkerung. Die eben so zahlreichen als widerspruchsvollen und wunderlichen Gesetze gegen Pracht und Ueppigkeit wisse man ganz vortrefflich zu umgehen.

Wir sind beim laufenden Jahrhundert angekommen. Im Herbst 1833 brachte das Stuttgarter „Morgenblatt" Skizzen zu einem Sittengemälde Basels, deren Inhalt von Baselern selbst als „sehr billig" erklärt wurde. Der Verfasser constatirt zunächst, daß die Baseler seit alter Zeit im Ausland wie in der Schweiz wenig beliebt seien und meint, solche Ungunst müsse immerhin durch gewisse Eigenthümlichkeiten veranlaßt worden seyn. Der Vorwurf übertriebener Sparsamkeit treffe höchstens die Reichen, denn daß sich der Mittelstand nichts abgehen lasse, könne man an jedem Sonntag wahrnehmen. Die Reichen und Reichsten dagegen leben auffallend eingezogen; man gibt wenig Feste, hält wenig Dienstboten, hat einen einfachen Tisch, geht in kein Theater, auch in keine Spielhäuser, und macht in Kleidung und Mobilien wenig Aufwand. Solch' übermäßige Oekonomie entspringt indessen aus mehreren Ursachen. Die meisten Vermögen sind durch Ersparnisse entstanden und man fährt fort zu sparen; der ächte Baseler glaubt umsonst gewirthschaftet zu haben, wenn er am Schluß des Jahres nicht Etwas zurücklegen

kann. Ferner pflegen die Eltern das ganze Vermögen bis zu ihrem Tode zu behalten. Die meisten Baseler werden daher erst im vorgerückten Alter reich und mögen dann ihre einfache Lebensweise nicht mehr gegen eine splendidere vertauschen. Auch die Söhne der reichsten Familien werden nie gebildet, um dereinst lediglich von den Renten zu leben, und Ehrenstellen gewähren in einem so winzigen Staatswesen keine Laufbahn. Manche endlich sind sparsam, um durch Aufwand keinen Tadel oder Neid zu erregen; sie freuen sich im Stillen ihres Reichthums.

Habsüchtiger als in andern Handelsstädten ist man in Basel nicht, Geldheirathen kommen allenthalben vor. Die meisten Baseler sind auch nicht geizig, sondern vielmehr durch ihren Wohlthätigkeitssinn ausgezeichnet. Aber ihre Freigebigkeit hat nichts Großartiges. Bei jedem Sterbefall werden die wohlthätigen Anstalten und oft ansehnlich bedacht, gemeinnützige, wissenschaftliche oder sociale Stiftungen pflegen leer auszugehen. Kein Baseler, mag er auch kinderlos und noch so reich seyn, scheint sich entschließen zu können, durch Gründung einer Anstalt zum Wohl seiner Mitbürger oder zur Verschönerung ihres Lebens ihre Liebe und ihren Segen bei Lebzeiten zu verdienen. Erst der Tod macht ihn nobel, mit dem Gelde glaubt er vorher wohl einen Theil seines Ich's einzubüßen.

Aehnlich verhält es sich mit dem Geselligkeitsinne. Ungesellig kann man die Baseler nicht nennen, sie kommen im Gegentheil in ihren abgeschlossenen Kreisen fleißig zusammen. Aber auch nur ein öffentliches geselliges Leben, geschweige ein höheres, veredeltes, sucht man vergebens. Selten in Privathäusern eine Soirée, niemals eine öffentliche trotz der schönen Casinogebäude. Die Concerte im Winter nur von Reichen besucht, drei oder vier Bälle verdienen kaum ihren Namen. Keine allgemeinen Vergnügungsorte, keine Kaffeegärten, leere Spaziergänge; nur Sonntags geht oder fährt Alles nach den benachbarten Dörfern oder Wirthshäusern und da erlebt man freilich, daß gar viele Baseler keine Kopfhänger sind. Bei solcher Lebensweise findet der Fremde seine Rechnung am wenigsten und es wird begreiflich, daß Basel seiner Ungeselligkeit wegen verschrien ist. Unläugbar ist der Baseler gegen den Fremden nicht zuvorkommend, sondern beinahe froh, wenn er seiner los wird. Der

Verfasser der Skizzen wagt nicht zu entscheiden, ob Stolz und Selbstgenügsamkeit oder aber Bequemlichkeit, Gleichgültigkeit und Mangel an wahrer Bildung die Ursachen seien.

Zur Abgeschlossenheit tragen zwei Umstände sehr bei. Für's Erste haben die Baseler auswärts wenig freundschaftliche und soviel als gar keine familiären Verbindungen. Unter den Reichen ist es fast ohne Beispiel, daß Jemand außerhalb der Stadtmauern sich verheirathet, und ähnlich haben die Mittelklassen selbst gegenüber der Landschaft sich verhalten. Die zweite noch wirksamere Ursache der Abneigung liegt in dem Handwerkszwange. Jeder Handwerker ist ein entschiedener Feind alles Fremden; in jedem Fremden wittert er einen schädlichen Concurrenten, fremde Handwerkswaare wird von ihm nicht geduldet. Der Zunftzwang schadet dem Handwerker nicht wenig selbst, indem die Leute aus Furcht vor Uebertheuerung sich möglichst ohne Handwerk behelfen.

Gewiß ist, daß der Baseler, wenn er seine Behaglichkeit oder Indolenz einmal überwunden hat, dann Alles aufbietet, um sich durch Gastfreundschaft auszuzeichnen. So haben die verschiedenen schweizerischen Vereine, Schützen, Sänger u. s. f. die Aufnahme in Basel niemals genug rühmen können.

Eingewurzelte Gewohnheiten lassen sich nicht plötzlich umändern, selbst durch Revolutionen nicht. Der Verfasser der Skizzen aus dem Jahre 1833 bezweifelte sehr, daß die soeben erlebte politische Umwälzung einen günstigen Einfluß auf die socialen Lebensverhältnisse Basels haben werde. Die Baseler seien nunmehr schier ganz und gar auf ihre Stadtmauern beschränkt, da könne nur schwer die Engherzigkeit und der Zunftgeist sich verlieren und ein großartiger und weltbürgerlicher Sinn erwachen. Die ungerechte Behandlung, welche Basel erfahren, sowie die Lieblosigkeit, mit der es allgemein beurtheilt wurde, seien wenig geeignet, die Denkungsart humaner und den trüben religiösen Sinn der Einwohner heiterer zu machen.

Der letzte Punkt, welchen die Skizzen erörtern, war der religiöse Geist der Baseler. Gerade in dieser Hinsicht stehe Basel in einem sehr üblen Rufe und der Verfasser möchte es nicht unternehmen, der öffentlichen Meinung hierin zu widersprechen, wenn sie gleich auch zu ungünstig urtheile. Pietisten

oder Anhänger der Brüdergemeinde gibt es in Basel seit langer Zeit. Sie stehen mit Herrenhut in enger Verbindung und bilden eine wirkliche Sekte, welche zwar die Kirche besuchen, nebenbei aber ein eigenes Bethaus und einen eigenen Vorsteher haben. Die Pietisten sind die Stillen im Lande, welche unter sich zusammenhalten, keine öffentlichen Gesellschaften besuchen und selten von sich reden machen. Neben ihnen war die Sekte der Methodisten oder Momiers bereits aufgekommen. Viele Baseler sind Mitglieder der Missions- und Bibelgesellschaft und unterstützen die Institute lebhaft. An ihnen wurde mit Grund nur mißbilligt, daß sie geistlose Traktätlein in alle Welt ausstreuen und nicht bloß die römisch-katholische Kirche, sondern jede etwas freiere Religionsansicht und Bibellehre befehden.

Die Skizzen des „Morgenblattes“ schließen damit, der größere Theil der Baseler seien keine Sektirer, wohl aber sehr fleißige Kirchengänger. Der Verfasser möchte die Frömmigkeit der Baseler keineswegs Frömmelei oder gar Heuchelei nennen, wohl aber den herrschenden religiösen Geist einen trübsinnigen, lebensscheuen und egoistischen. Auch zweifelt er keineswegs daran, daß bei aller äußeren Demuth eine gute Dosis geistlichen Stolzes sich miteinmische.

XLIV.

Die katholische Diaspora Norddeutschlands.

3. Die nordischen Missionen.

(Schluß.)

II. Schleswig-Holstein zählte 1880 unter 1,124,862 Einwohnern 8879 Katholiken, während 1871 deren sich 6152 fanden. Die meisten davon wohnen in Altona, welches schon geschildert ist. Für die übrigen im Lande zerstreuten werden gegenwärtig acht ständige Missionsstationen gehalten, während an anderen Orten regelmäßiger, periodischer Gottesdienst stattfindet.

Die bedeutendste Stadt, welche uns hier begegnet, ist Kiel, 43,496 E., welches als Provinzialhauptstadt, Universitätsstadt und Kriegshafen einen starken Aufschwung genommen hat. Seit 1875 ist ein Zuwachs von 16,78% der Bevölkerung zu verzeichnen. Katholiken werden in Kiel circa 1200 seyn, von denen 400 auf die Militärgemeinde entfallen. Die Missionsstation ist alt und wurde im Anfange dieses Jahrhunderts von Glückstadt aus versehen, bis dieses selbst ohne Priester war. Jetzt wurde lange Jahre interimistischer Gottesdienst von Fridericia, Friedrichstadt und Hamburg aus gehalten. 1839 machte man den Anfang zur Errichtung einer selbstständigen Seelsorgsstation, indeß war die staatliche Genehmigung nicht zu erlangen und deßhalb ließ ein Privatmann, der Kaufmann Cetti, den für 650 Thlr. gekauften Baugrund auf seinen Namen eintragen

und in derselben Weise für 9400 Thlr. eine Kirche erbauen, welche mit der Wohnung des Priesters und der Schule unter einem Dache vereinigt, äußerlich nicht den Charakter eines Gotteshauses trug. Hierfür war direkt vom Könige von Dänemark gegen den Widerstand der Behörde die Genehmigung erlangt. Als Glückstadt 1842 in der Person des Dr. Frankmann nach dreißigjähriger Vakanz wiederum einen Pfarrer erhielt, welcher am 3. Juni 1843 von der Regierung als solcher anerkannt wurde, hatte Kiel wieder regelmäßigen Gottesdienst. Dr. Frankmann wohnte wechselweise in Kiel und Glückstadt. Da aber in ersterer Stadt die kleine Gemeinde sich besser entwickelte als im eigentlichen Missionsorte, so siedelte er 1845 dauernd nach Kiel über. Die Mission führt daher noch immer den Titel „Glückstadt-Kiel" und bezieht der Pastor zu Kiel die für Glückstadt festgesetzte Einnahme aus der Fürstenberg'schen Stiftung. Die Stellung des katholischen Pastors zur Regierung war bis 1863 keine angenehme, erst da wurde, wie Eingangs hervorgehoben, nach Muster der sächsischen Verhältnisse die Lage etwas besser.

Kiel hatte 1864 etwa 200 Katholiken und 23 katholische Schulkinder. Gegenwärtig sind zwei katholische Schulen da, eine Knabenschule mit 68, eine Mädchenschule mit 77 Kindern, außerdem nehmen 22 Kinder, welche höhere Schulen besuchen, am Religionsunterrichte Theil. Die Einrichtung einer dritten Schulklasse ist bereits ins Auge gefaßt, aber das nothwendige Geld fehlt noch. Für die katholische Schule leistet Stadt und Staat keinen Beitrag, die Katholiken müssen sie selbst erhalten und außerdem noch in der Form von Communalsteuer für die protestantischen Stadtschulen steuern, indem diese aus Communalmitteln erhalten werden. Die obenerwähnte Kirche genügt nicht zur Hälfte. Ein Bauplatz für eine neue Kirche ist zu 62,000 Mark erworben, worauf aber nur 2000 Mark abbezahlt sind. Von einem Baukapitale ist noch keine Rede. — Taufen gab es 1881 57, Copulationen 8 und Beerdigungen 21; Ostercom-

munionen 450. Die katholische Gemeinde, aus allen deutschen Gauen zusammengewürfelt, gehört größtentheils dem Arbeiterstande an und manche davon sind kirchlich kaum zu rechnen. Auch Bayern sind daselbst vertreten, allein über 20 Braugehülfen. Da neue Festungswerke in der nächsten Zeit um Kiel aufgeführt werden, so werden noch viele arme Arbeiter aus Polen und Schlesien in Kiel einrücken und die katholische Gemeinde zwar an Kopfzahl aber nicht am Besitzthum und Festigkeit mehren. Auf dem jenseitigen Ufer des Kieler Hafens, wo die großartigen Werft-Etablissements sind, finden sich ebenfalls viele Katholiken, namentlich im Dorfe Gaarden, welches bereits zu einer Einwohnerzahl von 8000 herangewachsen ist. In demselben waren bislang viele Bierhäuser und Branntwein-Schenken, aber keine Kirche. Gegenwärtig wird eine protestantische gebaut [1]), möchte bald eine katholische folgen! — Für die katholischen Marinesoldaten ist in Kiel ein eigener Divisionspfarrer angestellt, für die Katholiken in der Gefangenenanstalt ist aber eine Seelsorge nicht eingerichtet. Kiel würde dem Gesagten zufolge ein allgemeines Interesse beanspruchen, namentlich wäre der Bau einer katholischen Kirche in dieser Provinzialhauptstadt sicher am Platze. — In der Nähe von Kiel wohnt auch die katholische Familie des Grafen Hahn auf Neuhaus.

Die zweite ältere, wenn auch nicht bedeutende Mission der Provinz ist Friedrichsstadt, deren Ursprung oben angegeben ist. Die Stadt hat 80 K. unter 2300 E., die Umgegend vielleicht 90 K. Die Schule mit eigenem Lehrer hat 12 Kinder. Taufen gab es 1880 fünf, 1881 nur zwei, Copulationen eine, Beerdigungen 1880 zwei, 1881 keine. Auf der 1851 neu erbauten Kirche ruhen 1800 Mark Schulden. Die Einnahme des Pastors aus der Fürstenberg'schen Stiftung und dem Bonifaziusvereine beträgt 1350 Mark. — Die dritte ältere Missionsstation ist Nordstrand,

1) Evangelisch-lutherische Kirchenzeitung 1882, S. 707.

deren Ursprung ebenfalls schon mitgetheilt ist. Nachdem die kleine Gemeinde im vorigen Jahrhundert durch die Jansenisten arg gelitten und von diesen auch ihres Kirchleins beraubt war, zählt dieselbe gegenwärtig wieder 270 Seelen. Alle weiteren Missionen sind erst unter preußischer Herrschaft bis zum Culturkampf errichtet.

Die älteste (seit 1864) ist Flensburg, wo nach der letzten Volkszählung unter 30,956 E. 460 Katholiken sich befanden. Außerdem wohnen im Landbezirke Flensburg noch 55 und den nördlich gelegenen Städten Hadersleben, Appenrade und Sonderburg c. 50 K., so daß der ganze Missionsbezirk über 560 Katholiken zählt. Flensburg hat seit 1875 eine stärkere Bevölkerungszunahme als Kiel, nämlich 16,93%. Die katholische Kirche, Schule und Pfarrwohnung genügen und sind bis auf 3000 Mark schuldenfrei. Dagegen ist keine Dotation für den Seelsorger vorhanden. Die Schule mit 51 Kindern ist zweiklassig und hat nur privaten Charakter, Stadt und Staat leisten keinen Zuschuß. Außerdem befindet sich in Flensburg seit 1865 ein katholisches Krankenhaus, wo gewöhnlich 40 Kranke gepflegt werden. Dasselbe wird von 13 Schwestern besorgt, welche auch in der Stadt ambulante Krankenpflege ausüben. Die Taufen begannen 1864 mit drei, 1881 waren bereits eilf. Im ganzen sind seit jener Zeit 251 Kinder daselbst getauft und 62 Ehen geschlossen, von denen die Hälfte gemischt ist. Zum Missionsbezirke Flensburg gehört auch das Schloß Gelting, wo der katholische Baron von Hobe, Freiherr zu Gelting, wohnt. Die Familie, welche Gelting als Fideicommiß besitzt, ist durch Conversion des Barons Bertram von Hobe seit 1812 katholisch.

Die nächstgrößte Stadt der Provinz, Schleswig mit 15,444 Einwohnern, ehemals ein katholischer Bischofssitz, hat seit 1870 wieder eine kleine katholische Gemeinde. Nach der letzten Volkszählung fanden sich daselbst 219 Katholiken und 40 katholische Soldaten, im Missionsbezirke außerdem

noch c. 100 Katholiken. Ein Missionshaus faßt Betsaal, Pfarrwohnung und Schule, ist für 27,000 Mark angekauft und jetzt schuldenfrei. Da indeß der Betsaal nur gewöhnliche Zimmerhöhe hat, so wäre eine Kirche nothwendig und mit Rücksicht auf die Stadt auch sehr wünschenswerth. Die Schule hat durchschnittlich 35 bis 40 Kinder. Taufen gab es im Vorjahre 10, Copulationen 2 und Beerdigungen 4. Eine Dotation für den Pastor ist nicht vorhanden.

Südlich von Schleswig liegt Rendsburg mit 12,774 Einwohnern, unter denen sich 439 Katholiken mit Einschluß von 64 Soldaten befinden. Außerdem wohnen im Missionsbezirke noch 105 Katholiken. Seit 1871 ist hier eine Seelsorgsstation errichtet, welche seit 1874 ein kleines, schuldenfreies Kirchlein besitzt, das bequem 250 Menschen faßt. Das Pfarrhaus, welches auch zugleich die Schule enthält, ist dagegen noch mit 12,000 Mark Schulden belastet. Die Schule, welche mit 12 Kindern 1872 beginnen konnte, hat gegenwärtig 45 Kinder. Die Zahl der Taufen betrug im Vorjahre 10 — im Jahre 1880 dagegen 16 —, die der Copulationen 5, die der Beerdigungen 6. Als der gegenwärtige Missionär die Station eröffnete, waren in Rendsburg 150 katholische Soldaten, derenwegen hauptsächlich ein Geistlicher hingesendet wurde, Civilpersonen waren nur wenige vorhanden. Jetzt hat sich eine ganz lebensfähige Gemeinde zusammengefunden; der Bau einer größeren Schule und die Dotation der Stelle wären wünschenswerth. Seit einigen Jahren ist in Rendsburg ein katholischer Divisionspfarrer. Da nämlich die Garnisonen wegen der früheren Uebertritte der Holsteiner nach Dänemark mit Preußen ergänzt werden mußten, welche größtentheils aus Westfalen und Rheinland genommen wurden, so sind in fast allen schleswig-holstein'schen Regimentern Katholiken. Hierfür ist zur Zeit nur ein Militärpfarrer angestellt, der bald in Schleswig, Neumünster, Sonderburg u. s. w. zu fungiren hat.

Der Hauptknotenpunkt des holstein'schen Eisenbahnnetzes

ist Neumünster, das alte Faldara, wo vor vielen hundert Jahren der heilige Vicelin zuerst ein christliches Gotteshaus errichtete. Jetzt ist Neumünster Fabrikstadt und zählt 11,626 E. Seit 1875 hatte es eine Bevölkerungszunahme von 15,02%. Als 1866 die katholische Missionsstation ins Leben gerufen wurde, waren nur wenige Katholiken daselbst, 1872 zählte man c. 100; 1880 aber bereits 166 Civil- und 50 Militärpersonen. Die Gemeinde vermehrt sich alljährlich durch Zuzug und ist lebensfähig. Im Missionshause, welches für 16,300 M. erworben wurde und schuldenfrei ist, befindet sich der Betsaal, in dem um 15,000 M. angekauften Nachbarhause die Schule. Falls ein Kirchenbau nothwendig wird, ist im Missionsgarten ein hinreichender Bauplatz vorhanden. Die Schule, welche öffentlich ist, zählt gegenwärtig 26 Kinder. Das vorige Jahr brachte sechs Taufen, eine Copulation und drei Beerdigungen. — Seit 1872 besteht auch in Heide eine Missionsstation. Die Stadt zählt 7486 E., seit 1875 ein Zuwachs von 10,54%, darunter c. 100 Katholiken. In dem westlich belegenen Wesselburen arbeiten oft 200 Katholiken auf der Zuckerfabrik, für welche der Missionär alle Monate einmal Gottesdienst in einem photographischen Atelier hält. Fünf Meilen südlich an der Eisenbahn liegt Michaelisdom mit einer Zuckerfabrik, wo oft 40 katholische Arbeiter sind, denen der Missionär seelsorgerische Dienste leistet. Die Mission besitzt ein eigenes schuldenfreies Haus, welches Betsaal und Pfarrwohnung enthält. Vorigen Winter ist auch die Concession zur Errichtung einer katholischen Privatschule ertheilt. Schulkinder sind daselbst 16. Taufen gab es seit der Errichtung 59.

In Glückstadt befinden sich unter 5576 E. — seit 1875 ein Zuwachs von 10,83% — c. 50 Katholiken, c. 100 Individuen in dem Correktionshause und der Gefangenenanstalt. Die früheren Schicksale Glückstadts sind bereits mitgetheilt. Es steht daselbst noch die alte im 17. Jahrhunderte erbaute,

jetzt aber sehr desolate Pfarrkirche, in welcher der Reisemissionär von Hamburg alle Monat einmal Gottesdienst hält, an dem sich durchschnittlich 15 Erwachsene betheiligen. Zweimal monatlich an Wochentagen ist auch Gottesdienst im Gefangenenhause. Die Anstellung eines eigenen Geistlichen ist hauptsächlich wegen der Gefangenenanstalt nach Beilegung des Culturkampfes dringendes Bedürfniß, um so mehr als derselbe dann auch mit Leichtigkeit die in etwa 20 Minuten durch Eisenbahn zu erreichenden Katholiken in Itzehoe pastoriren könnte. Daselbst befinden sich nämlich unter 9853 Einwohnern — seit 1875 ein Zuwachs von 0,79% — 100 bis 120 meist dem Arbeiterstande angehörige Katholiken, für welche jetzt der Reisemissionär alle 6—8 Wochen einmal Gottesdienst hält. Hierfür hat der Stadtmagistrat bereitwilligst die protestantische St. Jürgens-Kirche überlassen. Es fehlen fast alle Paramente, selbst auch das Meßbuch. Für die dortigen 12 katholischen Schulkinder ertheilt der Geistliche zu Heide wöchentlich einmal Religionsunterricht. Ferner findet periodischer Gottesdienst in Oldesloe bei Lübeck statt, wo 150 Katholiken sind, von denen 50 regelmäßig am Gottesdienste theilnehmen. Den katholischen Kindern ertheilt der Reisemissionär wöchentlich einmal Religionsunterricht. Für die Mission ist vor 15 Jahren ein Garten mit Haus angekauft, in welchem die Kapelle angelegt ist. Es lasten aber noch Schulden auf demselben. Einigemale im Jahre ist Gottesdienst zu Pinneberg, an dem regelmäßig 10 Erwachsene Theil nehmen. Hierfür ist ein Zimmer gemiethet. Den katholischen Kindern daselbst wird wöchentlich einmal Religionsunterricht ertheilt.[1]) Auch sonst sollen

1) Am rechten Elbufer ist noch eine Missionsstation in Cuxhafen, wo etwa 25 Katholiken sich befinden. Ebenso auch in den zur Diöcese Hildesheim gehörigen Freiburg und Otterndorf, woselbst der Reisemissionär jährlich einige Male Gottesdienst hält. Die größte Station, wo derselbe ebenfalls fungirt, ist das öfters erwähnte Burtehude. Daselbst findet alle 6 bis 8 Wo-

sich an manchen Orten zerstreut und versteckt Katholiken aufhalten, welche gesammelt werden müßten. Ich nenne nur die größeren Orte Hadersleben 8026 E., Appenrade 6212 E., Sonderburg 5863 E., Eckernförde 5321, Segeberg 5007 E. und Elmshorn 7962 E. Man kann annehmen, daß bei dem heutigen Verkehre in allen solchen Städten einzelne Katholiken sich finden. Auch selbst auf dem platten Lande trifft man solche.

III. Lübeck und Eutin. Die Stadt Lübeck hat unter 50,975 E. neben 49,709 Protestanten 684 Katholiken und der ganze Staat unter 63,571 E. neben 62,092 Pr. 807 K.[1]) Die früheren Verhältnisse der Mission sind berührt. Eine katholische Kirche ist in Lübeck noch nicht, sondern man begnügt oder vielmehr muß sich begnügen mit einem Betsaale. Das Grundstück, auf welchem sich die nöthigen Missionsgebäude erheben, ist im Jahre 1873 für 64,800 M. angekauft, um auf demselben später eine Kirche zu bauen. Indeß lasten noch Schulden auf demselben und ein Baufonds ist nicht vorhanden. Es ist gewiß sehr zu bedauern, daß in

---

chen einmal Gottesdienst statt, an dem regelmäßig bis 30 Personen Theil nehmen. Als Gottesdienstlokal wird ein größeres Zimmer in einem Hintergebäude benützt, welches sonst Gesangvereinen 2c. als Clublokal dient. Der Aufgang ist, wie der Missionär mir schreibt, und ich aus eigener Anschauung weiß, kein sehr erbauender. Seit Jahren ist der Reisemissionär bemüht, ein besseres Lokal zu finden, aber umsonst. Es bleibt nichts anderes übrig, als ein Haus zu kaufen oder eine Kapelle zu bauen, allein dazu fehlt das Geld. „Welch' traurigen Einfluß, schreibt mir der Missionär, diese Zustände auf Katholiken ausüben, die nicht fest im Sattel sitzen, kann man sich leicht denken. Gebe doch der liebe Gott bald eine Wendung zum Bessern!" — Da das Dotationskapital des Reisemissionärs in österreichischen Staatspapieren angelegt war, so ist durch die eingeführte Couponsteuer eine erhebliche Minderung eingetreten und genügt wegen der vielen Reisen nicht mehr.

1) Gefällige Mittheilungen des statistischen Büreau's zu L. vom 21. Juli 1882.

der alten Bischofsstadt, wo die herrliche Marienkirche und viele andere Prachttempel in den Händen der Protestanten sich befinden, die katholische Gemeinde ohne Gotteshaus ist. Die Schule, welche nur privaten Charakter hat, ist dreiklassig mit zusammen 58 Kindern. Stadt und Staat leisten keinen Zuschuß. Seit vorigem Jahre ist ein zweiter Priester in Lübeck, welcher in der obersten Schulklasse zugleich den Unterricht ertheilt. Wenn man aus der Zahl der Taufen einen Schluß machen darf, so hat sich die Lübecker Gemeinde in den letzten Jahren stark gemehrt. 1800 sind keine Taufen verzeichnet, 1805 deren 2, 1825: 8, 1850: 9, 1875: 31, 1881: 34. Die Eheschließungen waren früher dem katholischen Geistlichen staatlich verboten, die erste geschah am 23. April 1805, welcher dann im selben Jahre noch zwei folgten. 1825 waren 2, 1850: 4, 1875: 7 und 1881: 3. Die erste Beerdigung ist ins Kirchenbuch für das Jahr 1807 eingetragen, 1825 war ebenfalls nur eine, 1850 drei und 1875 deren elf. Die Zahl der hl. Communionen in Lübeck war im Jahre 1880: 2110, im letzten Jahre 2380. Im Jahre 1874 wurden drei graue Schwestern aus Neisse zur ambulanten Krankenpflege eingeführt, gegenwärtig sind 9 da, es könnten 20 beschäftigt werden, wenn das Mutterhaus nur so viel stellen könnte. Die grauen Schwestern haben im Jahre 1880 im Ganzen 154 Kranke gepflegt und dazu 1740 Tage und 1158 Nächte verwendet. Von den Kranken waren 110 Protestanten und 44 Katholiken. Die „Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Kenntnisse" hat darum beschlossen, ihnen jährlich 600 Mark zukommen zu lassen.[1]) Die grauen Schwestern leben nur von Almosen und wohnen in dem Hause einer sehr wohlthätigen Dame. Von Lübeck aus werden auch die Katholiken im südlichen Theile des Fürstenthumes Eutin und in dem angrenzenden Theile von Mecklenburg-Strelitz pastorirt. Die Kirchhofs-

1) Germania, Jahrgang 1881 Nr. 11.

affaire, welche der Pastor Dr. Markus daselbst in Schönberg hatte, wird noch in aller Erinnerung seyn.

In Eutin wurde im Frühjahr 1868 eine katholische Missionsstation errichtet, hat aber noch kein Eigenthum. Für 396 Mark jährliche Miethe ist Kapelle, Priester und Schule in einem Privathause untergebracht. Miethe und Cultuskosten bestreitet die Gemeinde, der Gehalt des Missionärs (750 Mark und 277 Mark für 44 gestiftete Anniversarien) kommt von Osnabrück. Ein Katholik hat in günstigster Lage der Stadt für 13,000 M. Haus und Garten gekauft, welche er seinerzeit zu selbigem Preise der Gemeinde abtreten will. Indeß fehlt dieser das nothwendige Geld zum Ankaufe, obgleich sie im Falle einer Hülfe von Außen selbst 3000 bis 6000 M. beisteuern wollte. Auch sind mit Vorbehalt für Lebenszeit 6000 M. der Gemeinde von einem Wohlthäter testirt. Die Zahl der Katholiken in Eutin ist 47 unter 4000 E. Im Umkreise leben noch etwa 50 zerstreut. Für sechs Kinder ertheilt der Missionär Schulunterricht, sieben Kinder müssen der weiten Entfernung wegen die protestantischen Ortsschulen besuchen. Rein katholische Familien gibt es nur acht. Taufen waren im Vorjahre drei, Beerdigungen vier und Copulationen keine.

IV. Das Gebiet der freien Reichsstadt Bremen zählte 1880 unter 156,229 Einwohnern 5322 Katholiken, welche sich folgendermaßen vertheilen:

Stadt Bremen	4480 K.
„ Vegesak	59 K.
„ Bremerhaven . .	451 K.
Landgebiet	332 K.[1])

Im Jahre 1875 waren 4849 K. unter 142,200 E., von denen 4164 K. auf die Stadt Bremen entfielen.[2]) Es

1) Gefällige Mittheilung des statistischen Büreau's in Bremen vom 1. Mai 1882.

2) Herzogs Realencyclopädie II, 605, wo die weitere kirchliche Statistik von B. zu finden ist.

ist mithin ein Zuwachs von 9,86 % für die Gesammtbevölkerung und nur von 9,75 % für die Katholiken zu verzeichnen Als Pfarrkirche besitzen die Katholiken in der Stadt Bremen die ehemalige Franziskanerkirche zum hl. Johannes, welche in einfach aber edlem gothischen Stile zu Anfang des 14. Jahrhunderts erbaut und nach der sogenannten Reformation ein Packhaus war, bis sie 1825 der katholischen Gemeinde restituirt wurde. Dieselbe reicht nur knapp, indem sie höchstens nur 2000 Menschen faßt. In den siebziger Jahren ist dieselbe einer gründlichen Restauration unterzogen, weßhalb 16,000 M. Schulden auf ihr lasten. Auch die übrigen kirchlichen Gebäude sind mit 100,000 M. Schulden beschwert, wobei das Krankenhaus und Waisenhaus nicht mitgerechnet sind. Obgleich die Katholiken in der großen Stadt unter 112,158 Einwohnern beinahe verschwinden, so herrscht doch im Großen und Ganzen ein sehr guter kirchlicher Geist unter ihnen. Drei Fünftel bilden den eigentlichen Kern, welche regelmäßig am Gottesdienste Theil nehmen und fleißig zu den hl. Sakramenten kommen. Ein Fünftel ist mittelmäßig und kommt zur Osterbeichte, das letzte Fünftel ist kirchlich nicht zu rechnen. Dieß sind meist Eingewanderte. Mit dem irdischen Reichthum der Gemeinde steht es allerdings nicht gut, dieselbe ist arm im eigentlichen Sinne des Wortes und zählt nur etwa zehn begüterte Familien. Trotzdem bringt sie doch alles auf, was für Schule und Kirche nothwendig ist. Die Dotation aus der Fürstenberg'schen Stiftung beträgt nur 800 M. jährlich. Im Jahre 1860 waren 120 katholische Schulkinder in Bremen, gegenwärtig besuchen 450 die katholische Schule, welche sieben Klassen mit vier Lehrern und drei Lehrerinen zählt. Dieselbe hat öffentlichen Charakter, erhält aber keinen Zuschuß von Stadt und Staat, obgleich der bremische Senat jährlich 1 Million Mark für die protestantischen Schulen verausgabt. Ungefähr 60 katholische Schüler finden sich in den höheren protestantischen Anstalten. Das Wachsthum der katholischen Gemeinde läßt

sich deutlich aus den Casualien erkennen. Es fanden nämlich 1800 36, 1825 40, 1850 55, 1870 96, 1881 137 Taufen statt, während in denselben Jahren 6, 13, 8, 33 und 29 Paare copulirt wurden. Beerdigungen waren 1800 23, von 1806 bis 1859 sind keine im Kirchenbuche eingezeichnet, 1870 waren 28 und im Vorjahre 48 Leichen. Die Beerdigungsziffern sind so niedrig, weil nach Bremer Sitte Kinder unter drei Jahren sehr selten ein eigenes Begräbniß erhalten, sondern einer andern Leiche beigelegt werden. Priester sind in Bremen gegenwärtig vier, von denen einer ausschließlich für die Auswanderer vom Raphaelsvereine angestellt ist. Im katholischen St. Josephsstifte wirken 31 Krankenschwestern, welche im Jahre 1880 in der Anstalt selbst 68 Katholiken, 308 Protestanten und einen Juden pflegten, in Privathäusern besorgten sie 29 Katholiken, 308 Protestanten und einen Juden. Dafür hatten sie 613 Nachtwachen in der Anstalt und 5946 außerhalb derselben, im Ganzen 6559, macht durchschnittlich auf eine Schwester 212 Nachtwachen im Jahre.[1]) — Für die Gemeinde erscheint wöchentlich einmal ein kirchlicher Anzeiger, der „Roland".

In dem seit 1827 angelegten Bremerhaven ist 1863 eine katholische Gemeinde begründet. Bremerhaven liegt am Einflusse der Geeste in die Weser und bildet eine Enclave in der Provinz Hannover. Unmittelbar nördlich an die Stadt gränzt Lehe mit 9085 E., südlich Geestemünde mit 4000 E. und daran schließt sich Geestendorf mit 8378 E., so daß also der ganze Complex 36,463 E. hat, unter denen sich 1736 Katholiken befinden. Davon entfallen auf Bremerhaven 451; diese allein gehören den nordischen Missionen an, während die 395 K. in Geestemünde, die 487 K. in Geestendorf und die 403 K. in Lehe zur Diöcese Hildesheim gehören.[2]) Außerdem halten sich auch die nördlich und süd-

1) Germania. Jahrg. 1880 Nr. 10.

2) Vergl. meine frühere Abhandlung in diesen Blättern, Band 89 S. 761.

lich zerstreut wohnenden Katholiken an die Kirche in Bremerhaven. Diese betragen auch noch einige Hundert; so wohnen z. B. in dem eine Stunde südlich gelegenen Wulsdorf c. 90 Katholiken. Die katholische Kirche ist 1866/67 erbaut, faßt 800 Menschen und kostete mit Inventar 37,000 Thlr., welche vollständig bezahlt sind, dagegen lasten auf dem Pfarrhause noch einige Tausende Schulden. Für die beiden Geistlichen ist das Gehalt nicht dotirt. Die katholische Schule hat vier Klassen, von denen sich drei in Geestemünde und eine in Lehe befindet. Dieselbe wird von 277 Kindern besucht. Taufen gab es im Vorjahre 68, Copulationen 11 und Beerdigungen 22. Der seit 1880 bestehende Gesellenverein hat 55 Mitglieder. Ein katholisches Privatkrankenhaus wird von acht Schwestern geleitet; dasselbe ist noch in einem Miethshause untergebracht. Die Verhältnisse in Bremerhaven sind nicht schlecht. Sobald die Gehälter dotirt sind, kann die Gemeinde sich selbstständig erhalten. Die Katholiken in Vegesak sind näher der hildesheim'schen Missionsstation Blumenthal als der Stadt Bremen und werden von dort aus pastorirt.

V. Die beiden Mecklenburg hatten nach der Volkszählung von 1875 unter 649,458 E. 2258 Katholiken[1]), welche jetzt wohl auf 2350 gewachsen sind. Seelsorgsstationen sind folgende: In Schwerin, 30,147 E., sind zwei Geistliche angestellt. Die Zahl der Katholiken beträgt daselbst 584, die der Schulkinder 84. Von hier aus wird auch die Stadt Wismar versehen, woselbst seit 1870 wieder katholischer Gottesdienst gehalten wird. Katholiken gibt es daselbst 147 unter 15,260 E. Die Mission besitzt ein noch mit Schulden belastetes Haus, alles übrige fehlt noch. In

1) Mecklenburgischer Staatskalender von 1877. Vgl. dazu die Bemerkungen bei Lesker S. 113, welcher die Zahl der Katholiken höher schätzt. Andree's Handatlas, Text S. 32 gibt nur 1503 Katholiken an.

Ludwigsluft, 6269 E., ist eine Mission mit 80 Katholiken, zu denen noch einige zwanzig in der Umgegend kommen. Die Stadt Rostock, 36,982 E., ist seit 1872 im Besitze eines katholischen Priesters. Die Mission zeigt sich durchaus lebensfähig und wird bald in den Besitz einer Kirche gelangen. Die Zahl der Katholiken in der Stadt betrug 1877 bereits 335. Eine neue Station soll im Ostseebade Doberan auf dem sogenannten hl. Damme errichtet werden. Eine halbe Stunde von dem ehemals berühmten Cisterzienserkloster Doberan will man jetzt eine Herz-Jesu-Kirche für 18,000 Mark erbauen. An der Spitze des Comité's steht der Kammerherr von Suckow zu Dresden. Die Hälfte der Baukosten ist bereits gesammelt. Für die Sommermonate zum wenigsten müßte alsdann der katholischen Badegäste wegen auch ein ständiger Priester daselbst seyn. Auf Schloß Matgendorf hält der Herr von der Kettenburg einen Hausgeistlichen, die Zahl der Katholiken, welche von dort aus pastorirt werden, beträgt 75. Diese genannten sechs Missionsstationen liegen in Mecklenburg-Schwerin. In Mecklenburg-Strelitz ist es bis jetzt noch unmöglich für einen katholischen Priester, sich daselbst aufzuhalten. In Neustrelitz wohnen unter 9407 E. über 300 Katholiken, welche von dem Geistlichen in Wittstock in der Provinz Brandenburg pastorirt werden. Derselbe darf aber nur 10 Tage im Monat sich in Neustrelitz aufhalten.

VI. Zu den nordischen Missionen gehören endlich noch die Katholiken des Fürstenthums Schaumburg-Lippe mit zwei Missionsstationen, nämlich in der Stadt Bückeburg mit 260 K. unter 5088 E. und in Stadthagen mit c. 200 Katholiken. Diese Stationen führen ein Stillleben und deßwegen gehören sie jedenfalls noch den nordischen Missionen an, während die kleinen Fürstenthümer rings umher der Diöcese Paderborn zugewiesen sind.

Werfen wir nun einen Rückblick auf die nordischen Missionen, so ergibt sich folgende Statistik:

Zahl der Katholiken:

1.	Staat Hamburg	12,063
2.	Provinz Schleswig-Holstein	8879
3.	Staat Bremen	5332
4.	Herzogthum Mecklenburg	2285
5.	Staat Lübeck	807
6.	Fürstenthum Eutin	100
7.	Fürstenthum Schaumburg-Lippe	500
	Summa:	29,966

d. h. in runder Zahl 30,000 Katholiken.

Seelsorgsstationen und Priester:

1.	Hamburg	mit	4	Stationen	und	8	Priestern
2.	Schleswig-Holstein	„	14	„	„	13	„ [1]
3.	Bremen	„	2	„	„	6	„
4.	Mecklenburg	„	7	„	„	5	„
5.	Lübeck	„	1	„	„	2	„
6.	Eutin	„	1	„	„	1	„
7.	Lippe	„	2	„	„	2	„

Summa: 31 Stationen und 37 Priester.

Schulklassen und Schulkinder:

1.	Hamburg	17	Schulen	mit	780	Kindern
2.	Schleswig-Holstein	15	„	„	650	„
3.	Bremen	11	„	„	730	„
4.	Mecklenburg	4	„	„	120	„
5.	Lübeck und Eutin	4	„	„	64	„
6.	Schaumburg-Lippe	2	„	„	50	„

Summa: 53 Schulen mit 2394 Schulkindern.

Die meisten dieser Missionsstationen und Schulen sind erst im Laufe dieses Jahrhunderts ins Leben gerufen. Gewiß eine erfreuliche Thatsache. Aber es gilt nun diese Stationen noch vollständig zu festigen, die Schulden zu tilgen und die Gehälter zu dotiren. Kirchen müssen fast überall noch gebaut werden. Das wird noch viele Millionen Mark erfordern, allein es muß geschehen. Diese Hülfe muß aus

1) Hier sind 2 Militärpfarrer mit eingerechnet.

den rein katholischen Gegenden Deutschlands kommen, da ja auch aus ihnen die Mitglieder jener Diasporagemeinde stammen. Besonders möchte ich das Augenmerk nochmals auf Hamburg-Altona lenken. Da gibt es ein großes Arbeitsfeld, aber der Arbeiter sind noch zu wenige. Sind die genannten und geschilderten Missionsstationen materiell fest gegründet, dann heißt es eine Anzahl neuer Stellen errichten; kurz, das katholische Deutschland wird in den nordischen Missionen noch lange Zeit ein bedürftiges Pflegekind haben.

Wie ich mit Fleiß stets hervorgehoben habe, müssen die Katholiken überall auf Staats- und Stadtzuschüsse verzichten. Obgleich überall dem Buchstaben des Gesetzes gemäß Parität existirt, so werden die Katholiken nicht bloß ignorirt, sondern mit ihren berechtigten Forderungen überall zurückgewiesen. Man vergleiche einmal die Behandlung der Protestanten Münchens mit der der Katholiken Hamburgs, Bremens, Kiels, Altona's u. s. w.? In München unterhält die Commune alle Stadtschulen, sowohl die der Katholiken wie der Protestanten vollständig gleichmäßig. Ganz anders ist es in den genannten Städten. Was würde gesagt werden, wenn eine katholische Stadt Süddeutschlands die protestantische Minorität wohl gleichmäßig zur Communalsteuer heranzöge, aus dieser ihre katholischen Stadtschulen unterhielte und die Protestanten mit leerer Hand abwiese? Und doch geschieht dieß umgekehrt mit fast allen katholischen Schulen in den protestantischen Städten Norddeutschlands. Wo ist nun die viel gerühmte Parität zu suchen? Ja noch mehr, wenn man auf Communalkosten die herrlichsten protestantischen Schulanstalten schafft und unterhält, die Katholiken wohl beitragen, aber ihre Schulen dann selbst unterhalten läßt, dann rühmt man sich auch noch, daß die Protestanten weit mehr Intelligenz besitzen und weist mit Verachtung darauf hin, daß die katholischen Schulen auch von ferne sich mit den protestantischen nicht vergleichen können. Man gebe nur einmal den Katholiken die gleichen Mittel und dann

wollen wir sehen, ob dieselben nicht an Schulen und Schulbildung dasselbe leisten wie alle anderen Confessionen.

Die Protestanten in katholischer Gegend stehen sich weit besser, als die Katholiken in protestantischer. Denn in jeder größeren katholischen Stadt gibt es auch eine liberale Zeitung, welche stets mit sittlicher Entrüstung über die „Ultramontanen" herfällt, sobald sie meint, die Protestanten werden nicht genug protegirt. Und dann wird dieser Schrei der Entrüstung von allen liberalen Sprechern aufgenommen und hallt wieder bis in jede Dorfschenke des deutschen Vaterlandes. Dagegen besitzen die Katholiken in rein protestantischen Städten kein „ultramontanes" Organ. Ihrer nimmt sich niemand an, und falls einmal ein größeres auswärtiges katholisches Blatt offenbare Ungerechtigkeiten hervorhebt, wird von anderer Seite die Sache todt geschwiegen oder dieselbe nur noch mit beleidigenden Ausdrücken abgethan. Man denke nur an den Fall in Tyrol, als die Bischöfe gegen die staatliche Anerkennung von protestantischen Pfarreien, keineswegs gegen die Duldung der Protestanten protestirten. Wer aber redet von Neustrelitz in Mecklenburg, wo noch heute ein katholischer Geistlicher nicht einmal wohnen darf? Je mehr solche Fälle todt geschwiegen werden, desto mehr muß von unserer Seite darauf hingewiesen werden. Möge die vorstehende Abhandlung mit dazu beitragen, um die Lage der Katholiken in den nordischen Missionen ihren eigenen Glaubensbrüdern etwas mehr bekannt zu machen.[1])

Der Klerus in den nordischen Missionen ist aus verschiedenen Diöcesen zusammengesetzt. Nach dem Verzeichnisse

1) Wie unbekannt die nordischen Verhältnisse noch vielfach sind, möge eine Notiz im Eichstädter Schematismus 1882 Seite 7 zeigen: „Mit diesem Bisthum (nämlich Osnabrück) ist die nordische Mission verbunden, welche in Mecklenburg, Holstein, Lauenburg, Schleswig, Hamburg, Lübeck, Bremen, den dänischen, schwedischen und norwegischen Ländern 14 Missionsstellen, 23 Priester und 15,000 Katholiken zählt."

desselben vom Jahre 1882 stammt derselbe aus folgenden Diöcesen: aus Münster 19, aus Osnabrück 12, aus Paderborn 2, aus Hildesheim 1, aus Culm 1, aus Köln 1 und von einem ist die Herkunft nicht angegeben. Es sind also vorwiegend Westfalen, welche die Thätigkeit in den nordischen Missionen auf sich genommen haben. Und das ist zum wesentlichen Vortheil für dieselben, denn der Westfale ist überzeugungstreu katholisch im vollsten Sinn, ist zäh und ausdauernd, nicht viel Geschrei erhebend und Aufsehen machend, sondern ruhig und unverdrossen in der Arbeit. Dazu paßt er seines oft etwas sehr stillen Wesens wegen viel besser zu den kältern Nordländern als der lebhafte Rheinländer oder der gemüthliche Bayer. Die Geistlichen bleiben nicht zeitlebens in den Missionen, sondern es rücken stets frische Kräfte nach. Sollten indeß die Einwanderungen in unser Gebiet sich noch mehren und die Zahl der Seelsorgsstationen auf das Doppelte steigen, dann müßte mit einer durchgängigen Organisation auch die Errichtung eines Gymnasiums und eines Seminars ins Auge gefaßt werden. Hierfür würde sich der ehemalige Sitz des hl. Ansgar, die Stadt Hamburg, am besten eignen. Vorläufig aber sind das bloße, fromme Wünsche. Was zunächst am meisten noththut, werden die vorstehenden Ausführungen zur Genüge gezeigt haben[1]).

1) Während vorstehende Abhandlung größtentheils gedruckt war, brachte die „Germania“ Nr. 433 d. Js. die Nachricht, daß der Bischof von Osnabrück zum apostolischen Provicar der nordischen Missionen ernannt sei. Danach wären die Angaben S. 406 dieser Blätter zu vervollständigen.

XLV.

Onno Klopp's neuestes Geschichtswerk.

Das Jahr 1683 und der große Türkenkrieg.

(Schluß.)

Welch leuchtende Beispiele von Patriotismus und großartigster Opferwilligkeit gab zu gleicher Zeit der Episcopat! Noch am letzten Tage, ehe die Tartaren vor Wien streiften, hatte der Erzbischof von Salzburg Wien mit tausend Centner Pulver versorgt. Der Erzbischof Georg Szeleptseny von Gran, Primas von Ungarn, bereits 83 Jahre alt, ein besonderer Freund und Wohlthäter der Jesuiten und zugleich Hauptkämpfer wider den französischen Cäsaropapismus, spendete zur Vertheidigung der Stadt Wien die damals mächtige Summe von 400,000 Gulden und zum Besten eines Krieger-Hospitals in Gran weitere 180,000 Gulden, eine That, die von nur wenigen Zeitgenossen gekannt, bei der Nachwelt völlig in Vergessenheit gerathen, von Klopp aber verdientermaßen wieder in Erinnerung gebracht ist. (S. 211. 398.) Und der Nachfolger jenes Kirchenfürsten auf dem Stuhle von Gran, der Primas Szechenyi, blieb hinter seinem Vorgänger nicht zurück, er vermachte dem Kaiser zum Zwecke des Türkenkrieges den Betrag einer Million und alle seine übrige Habe zum Besten eines Hospitals für Kranke und verwundete Soldaten. (S. 499.) Noch vielseitiger zeigte sich der Patriotismus des Bischofs von Wiener-Neustadt, Graf Leopold Kolonitsch. „Als die Andern aus Wien flüchteten, zog er dort ein, nicht um, wie einst in Candia, das Schwert

zu schwingen, obwohl er auch damals noch, 52 Jahre alt, in der Vollkraft seines Lebens stand, sondern um, wie er selber sagte und wie einst Gregor VII. es gewollt, sein Leben einzusetzen für seine Brüder. Und in der That war, im Falle der Einnahme, sein Leben vor allen anderen gefährdet; denn Kara Mustafa, dem die Thätigkeit von Kolonitsch nicht unbekannt blieb, und der in ihm den schärfsten Gegensatz seiner selbst erblicken mochte, verschwor sich, daß er im Falle der Einnahme mit eigener Hand dem Kolonitsch den Kopf herunter schlagen wolle." Dieser Bischof war es vor allen andern, der im belagerten und umstürmten Wien durch Wort und Beispiel den Muth der Vertheidiger aufrecht erhielt, der die Eintracht zu bewahren wußte unter den verschiedenen Häuptern und Führern, der die Leitung übernahm in der Pflege der Verwundeten und Kranken, der namentlich das durchaus nöthige Geld für den Sold der Krieger beschaffte. (S. 209 ff.) In Kolonitsch' Hände flossen ungeheuere Summen, gespendet vor allem von Innocenz XI., und setzten den Bischof in den Stand, in Preßburg, Raab, Komorn, Gran, Budă Spitäler zu errichten, von denen das erstere allein im Jahre 1685 an 4000 kranke und verwundete Soldaten aufnahm. Die Thätigkeit, die der Bischof Kolonitsch für die Erhaltung der Stadt Wien entwickelte, hat sein Biograph (Hansiz) in die Worte zusammengefaßt: „Wie der Commandant Graf Starhemberg dem Bischof Kolonitsch den Ruhm der Erhaltung der Stadt beimaß, so müssen Alle mit Dank anerkennen, daß ihm wenigstens ein großer Theil davon gebührt." Klopp vergißt auch nicht den bekannten, poetisch gefeierten und der poetischen Verherrlichung so würdigen Zug aus dem Leben dieses Kirchenfürsten als eine geschichtlich begründete Thatsache zu erwähnen. Als nach der Flucht des türkischen Heeres vor Wien die Soldaten des Entsatzheeres die Zelte der Türken nach Beute durchwühlten, da kamen auch viele Menschen aus der Stadt zu gleichem Zwecke hervor. Auch der Bischof Kolonitsch wollte da nicht zurück-

stehen. Er wollte seine Beute machen, reicher noch als diejenige, welche Sobieski und die Polen in den Zelten des Großwesirs gefunden, eine Beute, seiner würdig als eines Bischofs der christlichen Kirche und des vom Kaiser ihm verliehenen Amtes eines Vormundes aller Waisen. Er zog hinaus; er raffte Fuhrwerke zusammen; er durchwanderte die langgestreckten Reihen der Zelte, drang in sie ein, holte hervor, was sich da fand an noch lebenden Kindern, Frauen, Greisen, zum großen Theile verletzt und verwundet. Er lud die Kleinen, die Kranken, die Schwachen auf seine Wagen. Er führte die Andern, welche die hohe Gestalt ihres neuen Vaters im kindlichen Vertrauen umdrängten. In Allem waren es Fünfhundert. „Es war ein Triumphzug, den nicht blos die Menschen, sondern auch alle Chöre des Himmels freudig begrüßten“[1]).

Wir müssen nun besonders einen Mann erwähnen, dessen Bedeutung erst Klopp hervorgehoben und ins rechte Licht gerückt hat, der eine der gewichtigsten Persönlichkeiten derzeit für den Kaiser und seine Monarchie war: den Kapuzinermönch Fra Marco d'Aviano aus Venedig. Vom 7. Capitel an tritt uns dieser schlichte Mönch fast auf jeder Seite entgegen, und wir möchten auf ihn fast anwenden, was man von einzelnen gefeierten Kriegshelden oder Strategen wohl gesagt hat: ihr Schwert, ihr Genie wog eine ganze Armee auf. Hätte der Papst Innocenz XI. dem Kaiser Leopold eine Armee von 30,000 Mann senden

1) In der amtlichen „Wiener Zeitung“ schrieb im März d. Js. der k. k. Minister für Cultus und Unterricht, Conrad-Eybesfeld, eine Concurrenz zur Gewinnung von Entwürfen für ein im St. Stephansdome in Wien zu errichtendes Monument aus, welches dem Gedächtnisse der kommenden Geschlechter die Heldenthaten des Jahres 1683 überliefern soll. Es hat uns gefreut, als wir lasen, daß unter der Zahl derjenigen Persönlichkeiten, denen „unter allen Umständen in dem Monumente eine Stelle einzuräumen“ sei, auch der Bischof Leopold Kolonitsch aufgeführt war.

können, er hätte damit dem Kaiser, der Stadt Wien, der Christenheit nicht solch erfolgreiche Hülfe gebracht, wie durch die Sendung Marco d'Aviano's. Es erscheint als ein Paradoxon, daß Männer, die sich aus dem Getümmel der Welt, von dem Leben und Treiben der Menschen vollständig zurückziehen, die sich in die stille Klosterzelle vergraben, um einzig Gott zu leben, grade an erster Stelle wahrhaft zündend auf die Zeitgenossen einwirken und gleichsam von der Klosterzelle aus die Welt in Bewegung setzen. Und doch ist das mehr als einmal in der Geschichte verzeichnet. Wer denkt hier nicht an einen Peter von Amiens, an einen Bernard von Clairvaux? Und so ähnlich erscheint die gesegnete Thätigkeit Marco d'Aviano's in jenen gefährlichen stürmischen Zeiten. Nichts liebte dieser Mönch mehr als die Stille seines Klosters, und doch sehen wir ihn überall thätig, in München wie in Rom, in Frankreich wie namentlich in Wien; und als er nicht mehr wandern, nicht mehr öffentlich predigen, mahnen und warnen konnte, da sehen wir ihn in seiner Zelle die Arme gleich einem zweiten Moses zum Himmel erheben, und so lange zum allmächtigen Schlachtenlenker flehen, bis der glänzende Sieg sich heftet an die kaiserlichen Fahnen.

Was speciell das Verhältniß des Kaiserpaares, des Kaisers Leopold und der Kaiserin Eleonora Magdalena zu Marco d'Aviano betrifft, so kommt der Verfasser wiederholt eingehend darauf zu sprechen, und gerade diese Partien des Buches möchten wir zu den schönsten und anziehendsten zählen. Gleich zu Anfang, wo der Verfasser den Kapuzinerpater einführt, gibt er vorab eine kurze Skizze jenes Verhältnisses: „Der Charakter dieses Verkehres ist, daß von der ersten Begegnung an bis zuletzt der Kaiser und der Mönch, oder vielmehr das Kaiserpaar und der Mönch unzertrennliche Freunde waren. Denn die Kaiserin Eleonora Magdalena theilte wie die Neigung des Gemahls zu Marco d'Aviano, so das Vertrauen auf ihn. Der Kaiser wie die Kaiserin reden zu dem stillen Mönche wie zu ihrem Beichtvater, nicht blos

mündlich sondern auch schriftlich. Sie schütten vor ihm ihre Sorgen aus, die großen des Völkerlebens, wie die kleinen des Hauswesens, um von ihm Rath und Trost zu empfangen und vor Allem seinen Segen. So oft dann auch Marco d'Aviano in den späteren Jahren sich entschließen will, für immer sich in die Stille seines Klosters zu begraben: er kann der Bitte des Kaiserpaares und seiner eigenen Sehnsucht, dasselbe noch einmal wiederzusehen, bevor er sterbe, nicht widerstehen. So pilgert er denn noch öfters nach Wien, zum letzten Male im Jahre 1699. Dort ward sein letzter Wunsch erfüllt. An seinem Sterbebette dort kniete das Kaiserpaar, um, nachdem es zum letzten Male seinen Segen empfangen, ihm den Heimgang zu erleichtern durch ihre Gebete für ihn." (S. 255). Die Liebe aber Marco d'Aviano's zum Kaiserhause, sein Eifer für die Sache Leopolds I., sie waren nur darum hauptsächlich so groß und feurig, weil ihm die Sache des Kaisers Leopold gleichbedeutend war mit der Sache, mit dem Wohle der Christenheit. „Das ist der Grundton, der durch alle Aeußerungen des unscheinbaren und dennoch so gewaltigen Kapuzinerpaters hindurch klingt." Darum hält dieser Pater auch keineswegs zurück, sondern spricht offen und freimüthig, ja ernst und eindringlich zu seinem kaiserlichen Freunde, wo er sieht, daß öffentlichen Schäden und Mißständen abgeholfen werden kann und muß. (Vgl. S. 257. 449. 485 f. 492. 495 f. 504.) Eine wahrhaft verlotterte Finanzwirthschaft bestand damals in Wien und überhaupt in den österreichischen Ländern, und Kaiser Leopold zeigte sich hierin leider zu übertrieben nachsichtig. Litt doch das brave kaiserliche Heer oft Mangel an dem Allernothwendigsten, während ungetreue Beamte sich von den freudig und opferwillig gebrachten Steuern der Unterthanen die Taschen füllten. (Man lese nach, was der Verfasser hier beibringt S. 37. 76. 448 f. 466. 485. 490 f. 503 f. 508 u. s. w.) Wie viel Marco d'Aviano's Rath übrigens bei

dem Kaiser galt, zeigt sich u. a. bei der Gelegenheit des Entsatzes von Wien und der Frage, ob der Kaiser persönlich zur Armee sich begeben solle oder nicht. Der Kaiser wünschte es, aber der ehrgeizige Sobieski wünschte es nicht, und Marco d'Aviano fiel die schwierige Aufgabe zu, vermittelnd und ausgleichend zwischen beiden zu stehen. Auch sonst trat mahnend der Pater dem Polenkönige gegenüber (S. 292. 393); war er doch selbst ehemals kriegskundiger Officier gewesen (S. 258), weßhalb der Kaiser dringend wünschte, der Pater möge zur Armee kommen und sie begleiten.

In der That hat Marco d'Aviano Jahre lang die kaiserliche Hauptarmee auf ihren Märschen begleitet; er drang nach dem gelungenen glänzenden Entsatze von Wien darauf, daß der Türkenkrieg offensiv fortgesetzt werde; er war hervorragend thätig beim Abschluß des kaiserlich-venezianischen Bündnisses; er gab wichtige Winke bei den Belagerungen und Bestürmungen Buda's durch die Kaiserlichen, er ermunterte zum Angriffe auf Belgrad, er zeigte als großartiges Siegesziel für die kaiserlichen Waffen bereits die türkische Hauptstadt Constantinopel; er war wiederholt bei den Nachfolgern Innocenz' XI. auf dem Stuhle Petri thätig, um dieselben zur Zahlung von Subsidien an den Kaiser zur Fortsetzung des Türkenkrieges zu veranlassen, während er zugleich dem Kaiser bei den schwierigsten politischen und kriegerischen Fragen, wie bei der Frage der Gutheißung der englischen Umwälzung, der Uebertragung des Oberbefehls über das kaiserliche Heer u. s. w. die glücklichsten Rathschläge gab. Und was hat der demüthige heiligmäßige Ordensmann der Sache der kaiserlichen Waffen, der Sache der Christenheit genützt durch sein Gebet! Am Morgen des entscheidenden 12. Septembers 1683, am Feste der göttlichen Vorsehung, las er auf der Höhe des Kahlenberges, von wo dem bedrängten Wien Rettung kommen sollte, die heilige Messe, bei der der Polenkönig Sobieski ihm ministrirte; und wo später der Kampf am heftigsten wogte, da sah man

die allen Soldaten bereits wohlbekannte Gestalt des ehrwürdigen Paters auftauchen, mit dem Crucifixe in der Rechten eine Anhöhe erklimmen und dort im Angesichte Aller den Sieg erflehen. (S. 308.) Und was für ein Sieg wurde errungen! Seit dem Jahre 1688 nahm er an den Feldzügen nicht mehr Theil. „Allein auch in der stillen Abgeschiedenheit seiner Klosterzelle folgten seine Gedanken der Armee, und wie er in früheren Tagen so oft in Person seine Hand segnend über die Kämpfenden gebreitet hatte, so war er auch fortan auf den Wunsch des Kaisers immer bereit, von dem Altare seiner Klosterkirche aus im Geiste dasselbe zu thun. Tag und Stunde dafür wurden bestimmt. Dießmal, 11 Uhr Morgens am 15. August, Maria Himmelfahrt. Ein Tagesbefehl des Feldherrn that der Armee vorher die Stunde kund und forderte würdige Vorbereitung. Vor 11 Uhr Morgens am 15. August stand die gesammte kaiserliche Armee in Parade aufmarschirt. Auf das gegebene Zeichen der elften Stunde kniete sie nieder, um so den Segen des fernen Mönches zu empfangen. Mit einem wahren Jubelrufe meldete es ihm dann die Kaiserin Eleonora, freilich mit Bezug auf die Ereignisse der folgenden Tage." Es war die furchtbare Schlacht, der glänzende Sieg der Kaiserlichen bei Salankemen 1691. (S. 477.) Und als für den erprobten kaiserlichen General Caprara in dem kritischen Jahre 1697 ein Ersatzmann gesucht werden mußte, bat speciell der Kaiser den Pater um dessen Gebet, damit Gott Erleuchtung dem Kaiser verleihe, die beste Wahl zu treffen. Und „die rechte Wahl ward getroffen. Durch eine merkwürdige Verkettung der Dinge sehen wir rasch den Helden emporsteigen, dessen Namen fortan auf lange Jahre hin für den Kaiser Leopold, für seine Söhne, die Kaiser Joseph I. und Karl VI. und ihre Monarchie gleichbedeutend war mit Sieg nach Osten und Westen." Es war der damals erst zweiunddreißigjährige Prinz Eugen, der in demselben Jahre noch die türkische Heeresmacht bei Zenta fast bis zur Vernichtung schlug und

Wien und die Christenheit von einer bereits nahe drohenden neuen Gefahr und zwar für immer rettete. Marco d'Aviano hatte gebetet, und der 12. September 1683 brach die Fluthwellen des bis dahin siegenden Osmanenthums, Marco d'Aviano betete, und am 11. September 1697 drückte der neue, größere und entscheidendere Sieg bei Zenta das Siegel der Bestätigung auf den Niedergang der osmanischen Macht. Der Allmächtige hatte Macht gegeben der segnenden Hand des unscheinbaren Ordensmannes. Am Morgen des 13. August des Jahres 1699 erhob sich diese Hand zum letzten Segen auf Erden über dem Haupte des Kaiserpaares, das am Sterbelager Marco d'Avianos kniete. Ob dieser letzte Segen des heiligmäßigen Mönches über das Kaiserhaus, über das Haus Habsburg unfruchtbar geblieben ist?

Hinter dem Altare der Mater dolorosa des Kapuziner-Klosters in Wien, an der Epistelseite, erblickt man eine glatte Steintafel mit eingeschnittenen Buchstaben. Dort ruht Marco d'Aviano. Den Stein haben ihm gesetzt der Kaiser Leopold, die Kaiserin Eleonora, die beiden Söhne Joseph und Karl. Die Inschrift, vom Kaiser Leopold verfaßt, verkündet in einfach würdiger Weise das Verdienst Marco d'Aviano's. Sie lautet wie folgt: „Epitaphium, quod Patri Marco de Aviano Augustissimus Imperator Leopoldus ipse fecit. Patri Marco ab Aviano Capucino concionatori evangelicis virtutibus exornato Viennae Austriae in oculo Domini sui suaviter expiranti Leopoldus Augustus, Augusta sua filiique moesti posuere.“ Der Kaiser Leopold sandte sodann, wie Klopp weiter bemerkt, mit seinem Berichte über den Tod Marco d'Aviano's diese Inschrift in eigenhändiger Copie zum Gedächtnisse dem Pater Cosmo in Venedig ein, welcher ein Viertel-Jahrhundert hindurch der Gefährte Marco d'Aviano's gewesen war. Der Convent des Kapuziner-Klosters in Venedig legte das kaiserliche Dokument zu den andern, welche dort verwahrt wurden, zum ewigen Gedächtnisse Marco d'Aviano's und für den Fall, an welchem

man damals nicht zweifelte, daß einmal die Oberen des Ordens diejenigen Schritte thun würden, welche, nach dieser Auffassung, sie der Ehre Gottes schuldig seien, damit die Kirche das Andenken Marco d'Aviano's ehre nach Verdienst. Diese Schritte sind bis zum Jahre 1882 nicht geschehen. (S. 529. 564 ff.) — Möchte die großartige Jubelfeier des Jahres 1883 den Anlaß geben, daß das Langversäumte nachgeholt werde!

Wir dürfen nicht noch einmal zurückgreifen, sonst würden wir aus der Klopp'schen Darstellung noch besonders hervorheben die interessante Figur des Exkapuziner-Ingenieurs, der in dem Jahre 1682 und 1683, namentlich vor Wien, keine unwichtige Rolle spielte (S. 137. 180. 187. 201. 221 ff. 228 f.); den edlen Charakter des Herzogs Karl von Lothringen (S. 363. 464 f.), den schmählichen Egoismus der Engländer und Holländer, die ihre Handelsinteressen über das gemeinsame Wohl der Christenheit stellten (S. 489 f. 498). Aber drei Momente aus dem Leben des Kaisers Leopold, die der Verfasser verzeichnet hat, mögen auch hier noch ihre Erwähnung finden. Sie reichen aus, um ein Ehrendenkmal für den Kaiser Leopold I. abzugeben.

Im Oktober des Jahres 1679 verheerte eine schreckliche Pest die Stadt Wien, weßhalb der dortige Gemeinderath zur Abwendung des Uebels auf einem der Hauptplätze der Stadt zu Ehren der allerheiligsten Dreifaltigkeit eine hölzerne Denksäule hatte errichten lassen. Als Kaiser Leopold wieder in die Stadt, in der die Pest im November bereits erloschen war, einzog, gelobte er vor dem Hochaltare von St. Stephan, statt der hölzernen Säule an derselben Stelle eine Dankessäule von Marmor zu Ehren der allerheiligsten Dreifaltigkeit zu errichten. Am 30. Juli 1687 legte er den Grundstein. Er selbst verfaßte die Inschriften, die Dank und Preis verkündigen für die Gnaden und Segnungen Gottes. Das geschah fast zu derselben Zeit als ein anderes gekröntes Haupt, Ludwig XIV., gestattete, daß ihm zu Ehren und Preis ein

Standbild errichtet wurde mit der Inschrift: Viro immortali! (S. 423.) — Der Kaiser Leopold hatte eine besondere Verehrung zum heiligen Joseph, er hatte seinem ältesten Sohne den Namen dieses Heiligen gegeben und sich, sein Haus und Land dem Schutze desselben befohlen. Der Berg, über den herab am 12. Sept. 1683 Wien Rettung gebracht wurde, führte damals neben dem Namen des Kahlenberges auch den Namen Josephsberg. Daher lebte im Kaiser die feste Ueberzeugung, daß er den glücklichen Ausgang jenes Entscheidungstages der Fürbitte dieses Heiligen zu verdanken habe. In Folge davon richtete er an den Papst Innocenz XI. die Bitte, es möge der Name des heiligen Joseph in die Litanei von allen Heiligen aufgenommen und das Patrociniumsfest desselben, wie es bereits bei den unbeschuhten Karmelitern gefeiert werde, für die ganze Kirche eingeführt werden, wie es für den dritten Sonntag nach Ostern wirklich festgesetzt ist. (S. 335; vgl. S. 556 Anlage V.) — Auf Anregung Marco d'Aviano's hatte der Kaiser Leopold sich zu einem Gelübde entschlossen, das er am 15. August 1693, dem Tage der Himmelfahrt Mariä, vor einem Bilde der hilfreichen Jungfrau Maria ablegte. Das Gelübde, ein Monument, wie Klopp sehr richtig hervorhebt, der Gesinnungen des römischen Kaisers Leopold I. in Betreff dieses ganzen großen Türkenkrieges, lautet folgendermaßen:

„Allmächtiger, ewiger Gott, durch den die Könige herrschen und in dessen Hand die Macht und das Recht aller Königreiche beruht, ich Leopold, Dein demüthiger Diener, hier im Staube liegend vor Deiner göttlichen Majestät, bringe Dir meinen unendlichen Dank dar, daß Du durch die Kraft und die Macht Deines Armes die Heere der Türken und Barbaren von der Hauptstadt Oesterreichs und dessen Grenzen abgetrieben, daß Du das herrliche Königreich Ungarn, welches einst von seinem Könige, dem heiligen Stephan, meinem Vorfahr, der Königin des Himmels und der Erde dargebracht, hernach jedoch unter der Tyrannei der Türken dem Cultus derselben fast ganz entrissen war, mir gnädigst wieder verliehen hast — dafür, sage ich, bringe

ich meinen Dank dar Dir, dem unsterblichen Gott, dem Spender aller Siege, und das mir von Deiner mächtigen Rechten zurückgegebene Königreich schenke, widme, weihe ich zum zweiten Male der heiligsten und bewunderungswürdigen Gottesmutter, der Königin des Himmels und der Erde, der großen Herrin Ungarns, und befehle es ganz und gar ihrem Schutze, mit der demüthigsten Bitte, sie wolle auf dasselbe, als nun zum zweiten Mal das ihrige, die Augen ihrer Barmherzigkeit lenken, und wolle die Schaar der Heiden, die im Trotze auf ihre Wildheit nicht ablassen gegen dasselbe anzustürmen, durch die Macht ihrer Tugend zerschlagen, und wolle endlich beide Kriege durch einen allgemeinen, sicheren und dauerhaften Frieden zur Erhöhung Deiner Ehre beendigen. Dazu gelobe ich und verspreche für mich und meine Nachfolger Deiner göttlichen Majestät, daß ich zur Ausbreitung des Ruhmes Deines Namens und zu Ehren Deiner Mutter, unserer Herrin, die Pfarrkirchen im Königreich Ungarn, die theils durch die Tyrannei der Barbaren, theils durch die Unbill der Zeiten verfallen sind, wieder aufrichten und mit zulänglichem Unterhalte für die Pfarrer dotiren will, damit alle Völker, die Deine Gnade meiner Herrschaft untergeben hat, lernen, Dich als den wahren Gott mit gebührendem Cultus anzubeten und Deine heiligste Mutter, unsere große Herrin, würdig zu verehren. Ferner verspreche ich, daß ich zum ewigen Gedächtnisse der so großen Wohlthat die Capelle des hl. Leopold auf dem Kahlenberge, von wo aus zuerst der besondere Schutz Deiner Hülfe in der Abtreibung der Feinde sich kundbar erwies, herstellen und in derselben der heiligen Jungfrau einen Altar unter dem Namen der Christenhilfe widmen werde. Nimm also, gnädigster Gott, die Gelübde Deines in Demuth Dich anbetenden Dieners auf und wache über mich, meine Gemahlin, meine Kinder und mein Haus, meine Völker, meine Armeen, über alle meine Königreiche und Länder mit dem beständigen Schutze Deiner Barmherzigkeit, regiere, führe und vertheidige uns. Amen." (S. 495 und 563 Anlage III.)

Der Friede, nach dem Kaiser Leopold sich sehnte, um den er zum Himmel flehte — die Seemächte urtheilten in diesem Punkte nach wie vor wenig ehrlich und wahrheitsliebend (vgl. S. 517) — kam, da auch die Türken aus

mehrfachen Gründen (S. 514) sich zu demselben neigten, nach dieser Seite hin zu Carlowitz im Jahre 1699 zu Stande. Es war das erstemal seit der Anwesenheit der Türken in Europa, daß sie sich einließen auf eine formelle Friedenshandlung durch Vermittler, als welche der Engländer Lord Paget und der Holländer Colyer auftraten. Leider war die äußere Politik der beiden Nachfolger von Innocenz XI. auf dem päpstlichen Stuhle, der beiden Päpste Alexander VIII. und Innocenz XII. keine glückliche. In kirchlichen Fragen erwiesen sie sich zwar nicht minder fest als ihr großer Vorgänger, sie wahrten voll und ganz dem französischen Könige gegenüber das Recht und die Freiheit der Kirche, ja sie hatten durch ihre Festigkeit in dieser Hinsicht erreicht, daß Ludwig XIV. den französischen Bischöfen, die sich zu Werkzeugen des Cäsaropapismus gemacht und dienstwillig die gallikanischen Artikel verkündet hatten, nun anbefahl, sie zu widerrufen und zwar jeder einzeln und mit den von Rom aus vorgeschriebenen Formeln. Aber — es zeigt sich auch hier wieder die Verkettung der Dinge im Völkerleben — sie hatten nicht den gleichen Muth und die gleiche Kraft bewiesen, auch ferner, wie ihr Vorgänger, das Protektorat und die Bürgschaft der heiligen Liga von 1684 durch die That geltend zu machen und dadurch moralisch die Führung der wider die Türken kämpfenden Christenheit zu behaupten. Sie hatten gar vermeint, die Sache des flüchtigen Königs Jakobs II. als diejenige der Religion ansehen zu müssen und die aus diesem Irrthume ihnen erwachsende Pflicht in eine gewisse Parallele mit derjenigen der Leistungen für den Türkenkrieg zu stellen. Die Folge war, daß, wie von Jahr zu Jahr der Glanz und der Ruhm, den das Bestreben von Innocenz XI. gegen die Türken dem päpstlichen Stuhle erworben, in Vergessenheit gerieth, auch das Protektorat und die Bürgschaft des päpstlichen Stuhles für die heilige Liga sehr an Bedeutung verlor. (S. 518. vergl. S. 459 ff. 480 ff. 484 f. 504. 518 f.)

Uebrigens war der Friede von Carlowitz mit seinen Länderverlusten für die Türken der Beweis, daß die osmanische Macht im Niedergange begriffen war. Und dieses für die gesammte Christenheit wichtige Resultat, daß das Osmanenthum von nun an in die Defensive gedrängt wurde, hatte man in erster Linie dem Kaiser Leopold und den Völkern seiner Monarchie zu danken. Oft schon haben Eroberer und ruhm- und ländersüchtige Weltenstürmer ihren per fas et nefas erzielten Erfolgen in den Augen ihrer Völker eine höhere Weihe zu geben versucht, und oft schon ist Unfug getrieben mit den heiligen Worten: „Haec mutatio dexterae Excelsi!“ Faßt man aber die furchtbare Uebermacht ins Auge, gegen die Leopold I. sich zu wenden, die Arglist, den Verrath, die Tücke, mit der er zu kämpfen hatte, dann konnte dieser Kaiser voll Dank gegen Gott wohl ausrufen: „Haec mutatio dexterae Excelsi!“ An ihm hatte sich „das große Gesetz der Weltgeschichte erfüllt, welches einst im alten Testamente Joseph, als er sich seinen Brüdern zu erkennen gab, in die Worte kleidete: Ihr gedachtet es böse zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen.“ (S. 524.)

Fassen wir die Vorzüge, die diesem neuesten historischen Werke Klopp's eigen sind, zum Schlusse kurz zusammen, so ist es zunächst der, daß der Verfasser eine namhafte Menge neuer, bisher unbenützter, zum Theil gänzlich unbekannter Quellen für seine Arbeit flüssig gemacht hat. Das streng kritische Verfahren, die überaus große Sorgfalt und minutiöse Genauigkeit, mit der der Verfasser bei solchen Gelegenheiten vorgeht, ist bekannt genug. Durch das neu gewonnene Material wurde Klopp sodann in den Stand gesetzt, uns bei vielen der „leitenden“ Kreise und Persönlichkeiten einen überraschend tiefen und klaren Einblick thun zu lassen in die Motive des Handelns derselben, und so kann es nicht ausbleiben, daß gewisse „Größen“ nunmehr erbärmlich klein erscheinen, und der Mantel der Religiosität, des Patriotismus, der Loyalität sich zuweilen recht fadenscheinig ausnimmt.

Ganz vortrefflich und höchst instruktiv sind die geschichtlichen Uebersichten, die der Verfasser gibt, nicht bloß über den Türkenkrieg als solchen, sondern über die Hauptvorkommnisse in der gesammten europäischen Völkerfamilie, die, bei welchem Gliede immer sie sich ereignen, „direkt und indirekt ihre sofort wohl erkennbare Wirkung auch auf die andern" üben. Was speciell das Jahr 1683, die Belagerung und den Entsatz von Wien anbetrifft, so wird die Bedeutung dieses Ereignisses für das deutsche Reich, für das gesammte West-Europa, für die damalige Christenheit überhaupt klargelegt in einer Weise, wie es bisher nie geschehen ist, auch aus den oben angedeuteten Gründen nicht geschehen konnte. Ist also das Werk Klopp's begreiflich zunächst vom höchsten Interesse für den Wiener, für den Oesterreicher, so doch nicht minder namentlich für die Deutschen, und wir wünschen deßhalb dieser ausgezeichneten Arbeit die weiteste Verbreitung auch noch über Deutschlands Grenzen hinaus. — Ein sehr genaues Inhaltsverzeichniß sowie vollständiges Namen- und Sachregister erhöhet den Werth des Buches, sowie namentlich auch die zahlreichen Anlagen, in welchen die sämmtlichen wichtigeren Aktenstücke, Urkunden ꝛc. im Originaltexte mitgetheilt werden, willkommen erscheinen müssen.

Die Ausstattung des Werkes ist wahrhaft glänzend; die sehr rührige Verlagsbuchhandlung Styria in Graz beschenkt uns auf diese Weise zum Jubiläum des Jahres 1883 mit einer wirklichen Prachtausgabe. Professor und Historienmaler L. von Kurz hat die sehr geschmackvollen und passenden Kopfleisten und Initialen componirt und gezeichnet; daneben finden wir ausgezeichnete Porträts von Kaiser Leopold I., dem Großwesir Kara Mustafa, dem gefährlichen ungarischen Rebellen Emerich Tököly, dem großen Papste Innocenz XI., von Johann Sobieski und dem Türkensieger Karl von Lothringen, ein Medaillonbild der Mitglieder der heiligen Liga, auch drei sehr anschauliche Belagerungs- resp. Schlachtpläne.

XLVI.

Dr. Anton Ruland.

Am 8. Januar dieses Jahres waren es acht Jahre, seit der k. Oberbibliothekar der Würzburger Universitäts-Bibliothek und Landtagsabgeordnete Dr. Anton Ruland nach eintägiger Krankheit der damals in München herrschenden Cholera zum Opfer fiel. Wie ein elektrischer Schlag durchzuckte am Morgen des 8. Januar München und ganz Bayern die Nachricht: „Ruland ist todt"; politische Gesinnungsgenossen und Gegner des Verlebten fühlten gleichmäßig, daß die Kammer um einen ganzen Mann ärmer geworden sei, diesem Gefühle gab auch der damalige I. Kammerpräsident Freiherr von Stauffenberg in der Sitzung vom 12. Januar mit warmen Worten Ausdruck. Nachdem er Rulands Thätigkeit in der Kammer und namentlich in den Ausschüssen hervorgehoben hatte, sagte er wörtlich: „Es würde schwer seyn, diesen farblosen Daten, welche ich hier vor Ihnen aufgeführt habe, durch nähere Ausführung ein besseres und anschauliches Leben zu geben. So viel kann ich aber doch sagen, es ist schon in der Verlesung dieser Daten an uns das Bild der gesammten neueren Entwickelung Bayerns vorübergezogen. Wir sehen in ihnen den Uebergang von alten liebgewordenen Formen zur Neuzeit. Und das ist ganz zweifellos, daß unser hochverehrter verlebter Collega an diesen alten Formen nicht bloß mit dem Verstande, sondern mit seinem ganzen Herzen hing, daß ihm der Uebergang

in vielen Fällen ein tief schmerzlicher gewesen seyn muß. Ich kann sagen, und ich bitte das nicht mißzuverstehen, wie aus einer andern, aus einer vergangenen Zeit, ragte er in unsere Neuzeit herein. Ich will das so verstanden haben, daß ihm alle jene Eigenschaften, welche wir in der Idee der guten alten Zeit zulegen, wirklich eigen waren. Ich rechne dazu die Unerschütterlichkeit seiner Ueberzeugung, seiner Charakterstärke und Charakterfestigkeit, sein einfaches, kernhaftes, schlichtes und wahres Wesen und endlich das letzte, aber nicht das geringste, seine unerschütterliche Pflichttreue. Darüber, über diese Anerkennung der Eigenschaften des Verlebten, bestand und besteht auf keiner Seite dieses Hauses auch nicht der Schatten eines Zweifels. Wir werden alle miteinander — und nicht bloß seine Parteigenossen — noch oft mit Wehmuth auf jene Stelle blicken, welche er Jahre hindurch in der Kammer eingenommen hat, und wo er gewissermaßen auf der Wacht stand, um jedem Angriffe zu begegnen gegen das, was ihm ehrwürdig und was ihm als das unter allen Umständen zu Erhaltende erschien. Wir werden ihm aber auch alle miteinander nie vergessen, daß er selbst im Feuereifer der Rede nur die Sache und nie die Person zu treffen suchte. Ich glaube es aussprechen zu können, der verlebte Collega konnte wohl in seinem politischen Leben Gegner finden, allein er hat niemals Feinde gefunden."

Oft mag es im Laufe der jüngst verflossenen acht Jahre vorgekommen seyn, daß in schwieriger Lage und in hitzigen Kämpfen mit Wehmuth und mit der unwillkürlichen Frage auf jene Stelle geblickt wurde, was würde Ruland bei dieser Debatte gesprochen, wie würde er gestimmt haben?

Diesem stillen und unausgesprochenen Gefühle verlieh in der Sitzung vom 31. März l. J., in welcher über einen Staatszuschuß zu dem 300jährigen Jubiläum der Universität Würzburg berathen wurde, der Abgeordnete des Wahlkreises Würzburg, Landgerichtsrath Herz, lebhaften Ausdruck in fol-

genden Worten: „Säße unser leider zu früh verstorbener College Dr. Ruland noch auf seinem Platze, mit überwältigender Beredsamkeit, mit zündenden, flammenden Worten würde er darthun und auseinandersetzen, was in einem solchen Falle Pflicht und Aufgabe eines guten Franken und guten Bayern ist!“ [1])

Anknüpfend an diese Aeußerung hat der Bamberger Bibliothekar Dr. Friedrich Leitschuh, der unter Rulands Leitung seine bibliothekarische Thätigkeit an der Würzburger Universitätsbibliothek begann, in einer Festschrift eine Seite von Rulands Thätigkeit behandelt und gab als Beitrag zum Universitätsjubiläum die Schrift: „Dr. Anton Ruland, k. Oberbibliothekar der Universität Würzburg, als Schriftsteller. Eine Erinnerungsgabe zum 300jährigen Jubiläum der Universität Würzburg. Von Dr. Friedrich Leitschuh. München, Dr. M. Huttler. 1882“ (31 S. mit Porträt) heraus.

War Ruland auch als Schriftsteller allerorten bekannt, so ist es doch ein großes Verdienst des Hrn. Dr. Leitschuh, mit vieler Mühe aus den 24 Zeitschriften, in denen Rulands werthvolle, für die Literärgeschichte so wichtige Arbeiten zerstreut sind, welche häufig gar nicht seine Unterschrift tragen, ein fast vollständiges Verzeichniß der Ruland'schen Arbeiten hergestellt zu haben. Man sollte nun allerdings nach dem Titel vermuthen, es sei in der Schrift eine Würdigung der Arbeiten Rulands gegeben. Dem ist aber nicht so, dieselbe gibt mit bibliographischer Genauigkeit nur das „Verzeichniß

1) Ja wohl! Nach welcher Richtung hin er es aber gethan haben würde, mag aus der Philippika entnommen werden, die er in diesen Blättern (Jahrg. 1863. Bd. 51. S. 598—621, 645—74) gegen die Wegele'sche Rektorats-Rede vom 2. Januar 1863 veröffentlicht hat. Jene Rede führte den Titel: „Die Reformation der Universität Würzburg.“ Unser seliger Freund hat seine Entgegnung überschrieben: „Die Reformation der katholischen Universität Würzburg.“ Anm. d. Red.

der gedruckten Schriften Dr. Anton Rulands in chronologischer Ordnung", welchem eine kurze, sehr gute Charakteristik des Mannes und Schriftstellers vorhergeht. Das beigegebene Porträt ist nach der letzten Photographie, welche der Verlebte aufnehmen ließ, gegeben und es wäre nur zu wünschen, daß anstatt der einfachen gedruckten Unterschrift „Dr. Anton Ruland" ein Facsimile seiner ebenso schönen als charakteristischen Handschrift beigegeben wäre.

Als Nachtrag zu dieser trefflichen Bibliographie wäre noch zu erwähnen für das Jahr **1874**: „Schleswig-holsteinische Kirchengeschichte von Jensen-Michelsen", Rulands letzte Arbeit in diesen Blättern Bd. 73 S. 215—227 [1]) und „Die Anschauungen des Weihbischofs Dr. Gregor Zirkel und des Professors Dr. Andreas Metz zu Würzburg über das Verhältniß des Staates zur Kirche" in Vering's Archiv für katholisches Kirchenrecht. Bd. 31 S. 260—309.

Am Schlusse führt der Herr Verfasser noch fünf „bemerkenswerthe Aufsätze, welche über Dr. Ruland erschienen sind", auf. [2]) Diesen dürfte vor Allem die leider unvollendete Biographie von Dr. Theodor Wiedemann in der Oesterreichischen Vierteljahrsschrift für katholische Theologie Bd. 13.

1) Es war wohl seine letzte literarische Arbeit überhaupt. Die Besprechung erschien unmittelbar nach seinem Tode in dieser Zeitschrift, der er ein treuer Mitarbeiter gewesen. Mehr als dreißig Artikel in den Jahrgängen 1859—1873 stammen aus seiner Feder. A. d. R.

2) Es mögen hier auch die kürzeren Aufsätze über R. erwähnt seyn. Solche brachten das Freiburger Kirchenblatt 1874, Nr. 4. Das Salzburger Kirchenblatt 1874, Nr. 4. Das Beiblatt z. Landshuter Zeitung 1874, S. 15. 46—47. Das Augsburger Sonntagsblatt 1874, S. 44—46. Der schwäbische Postbote 1874, S. 90—92. Sion 1874, Nr. 8. Literar. Handweiser 1874, Sp. 48. Petzholdt's Neuer Anzeiger f. Bibliographie 1874, S. 80. 295. 336. 1875, S. 126. Deutscher Hausschatz 1875, S. 211—214 (mit Porträt aus jüngeren Jahren). Unsere Zeit. N. F. X, 2. 1874. S. 144. Le Bibliophile Belge IX. 1874.

1874. S. 407—48. 481—552 nachzutragen seyn. Mit dem 13. Bande hörte die Oesterreichische Vierteljahrsschrift auf und so schließt denn die Wiedemann'sche Biographie, das Vollständigste, was bisher über Dr. Ruland erschienen ist, mit dem 15. Januar 1859.

Liest man den Eingangs erwähnten Nachruf in der Abgeordneten-Kammer über das politische Leben, überblickt man die reiche literarische Thätigkeit Rulands, welche uns Hr. Dr. Leitschuh vorführt, erwägt man, daß Ruland eine höchst ersprießliche 13jährige pfarramtliche Thätigkeit entwickelt hat, betrachtet man sein 24jähriges Wirken als Universitätsbibliothekar: so nimmt es in der That Wunder, daß dieses thätige, politisch wie literarisch gleich interessante Wirken eines Biographen noch immer entbehrt. Einen Anfang hiezu hatte die eben erwähnte Biographie Dr. Wiedemanns gemacht. Ein weiterer Versuch (oder nenne man auch diesen einen Anfang) war gemacht durch das Buch: „Gesammelte Schriften von Dr. Anton Ruland. Herausgegeben von Dr. Frdr. Leitschuh. 1. Band. Predigten. Bamberg, Schmidt, 1875", welchem leider bisher noch kein 2. Band gefolgt ist. Im letzten Bande wäre jedenfalls eine ausführliche Biographie zu erwarten.

Durchgeht man diesen 300 Seiten umfassenden Band, so liegt schon in diesen Predigten eine volle Charakteristik des Mannes, denn nur ein Ruland, ein Mann von so vielem

---

p. 75—76; endlich „Der Vasenmaler Brygos und die Ruland'sche Münzsammlung von Dr. L. Urlichs. Würzburg. 1874". Fol. Allerdings sind manche dieser hier aufgeführten Nekrologe nur Abdrücke aus dem so warm und mit großer Pietät geschriebenen Nachrufe des H. Benefiziaten Dr. P. B. Glück in Mellerichstadt, welcher unter dem ersten Eindrucke der erschütternden Todesnachricht in Nr. 3 des Würzburger Katholischen Sonntagsblattes 1874 und dann erweitert als Sonderabdruck erschien, doch dürften sie in einer Bibliographie über R. nicht fehlen.

Gemüthe, solchem Wissen und so festem unerschütterlichen Charakter konnte so sprechen. Wie Ruland in den dreißiger und vierziger Jahren war, so war er noch an seinem Todestage. Mit Recht bemerkt der Herausgeber in der Vorrede, daß mit diesem Bande Predigten das Publikum ein Stück des Lebens des Predigers erhält. Jedes Wort ist aus dem Herzen gesprochen, keine Silbe bedeutungslos! Es wäre ein Leichtes, aus diesen theils nur im Entwurfe gegebenen, theils vollständig ausgeführten Reden, ohne jede weitere Kenntniß von dem Leben und Wirken des Mannes, ein vollständiges Bild von dem Wesen und Charakter desselben zu entwerfen, und doch war die Thätigkeit Rulands eine so vielfache. Dreizehn Jahre war Ruland Pfarrer, 28 Jahre hindurch Bibliothekar, 42 Jahre war er als fruchtbarer Schriftsteller thätig und 27 Jahre wirkte er als Volksvertreter.

Vor Allem war es aber die Würzburger Universitäts-Bibliothek, an der er am 27. März 1833 als Bibliothekar angestellt wurde und zu der er nach 13jähriger Entfernung am 16. August 1850, nachdem er hohe kirchliche Würden ausgeschlagen hatte, wieder berufen wurde, welche seine ganze Liebe und Pflege in Anspruch nahm. Ruland war aber auch ein geborener Bibliothekar, der die Aufgabe eines solchen nicht im Büchertrödeln und-Schachern erkannte. Bei seinem Wiedereintritte in die Würzburger Bibliothek fand er dieselbe durch Unthätigkeit des früheren Vorstandes und schnöde Gewinnsucht eines gewissenlosen Beamten im traurigsten Zustande vor, so daß er nach der ersten dreistündigen Revision zur Aeußerung genöthigt war, „der Dieb ist im Hause". Es waren Rulands Berufung im Jahre 1850 schon die sonderbarsten Gerüchte über den Zustand der Bibliothek vorausgegangen, die man kaum für glaublich hielt, leider bestätigten sie sich alle. Es war keine kleine Aufgabe, eine solche in höchste Unordnung gerathene Anstalt wieder in Ordnung zu bringen. Ruland war hiezu der richtige

Mann. Als nach seinem unerwarteten Tode die Revision vorgenommen wurde, war Alles in vorzüglichster Ordnung, kein Buch fehlte.

Welche strengen und correkten Grundsätze Ruland in der Bibliothekverwaltung hatte, zeigte er in dem Werkchen „Die in der Schrift des Hrn. Oberbibliothekars und Direktors Dr. Karl Halm: Erläuterungen zu den Verhandlungen der bayer. Kammer der Abgeordneten vom 10. März 1859, die k. Hof- und Staatsbibliothek in München betreffend, gegen die Kammerverhandlungen vom selben Tage gemachten Angriffe zurückgewiesen von Dr. A. Ruland. Würzburg, Druck von C. J. Becker 1859.“ 8°. (100 S.) Ueberschlägt man den polemischen Theil dieser werthvollen Schrift und durchgeht die darin aufgestellten Grundsätze bei Ausscheidung von Doubletten, über die Anforderungen, welche Ruland an den Bibliothekar und dessen Thätigkeit stellt, so kann man dieses kostbare Schriftchen wohl mit Recht als ein werthvolles Supplement zu den Schriften über Bildung von Bibliothekaren von Ebert, Molbech u. s. w. bezeichnen.

Ruland war aber als Schriftsteller eben so gewissenhaft und genau, wie als Bibliothekar. So zeigt z. B. sein Aufsatz „Ueber das verbrannt geglaubte Original der Annales Hirsaugienses des Johannes Trithemius“ (Serapeum 1855) einen außerordentlichen Scharfsinn und legt einen Beweis von der glücklichen Gabe des Verfassers ab, aus den unbedeutendsten Dingen die richtigen Schlüsse zu ziehen. Wie Ruland in diesem Aufsatze zwei ganz interessante Handschriftenbände der Münchener Hof- und Staatsbibliothek beschrieben hatte, so boten ihm noch öfter die manchfachen literarischen Schätze derselben Stoff für seine schriftstellerische Thätigkeit. Es sei hier nur an den Aufsatz „Wolfgang Hungers teutsche, in Paris erschienene, Uebersetzung von Andr. Alciati Emblemata“ (Serapeum 1854) und mehrere andere ähnliche Arbeiten erinnert. Ruland war auch ein Kenner namentlich der handschriftlichen Schätze der Mün-

chener Bibliothek. Mit dem berühmten Bibliothek-Kleeblatte Schmeller-Krabinger-Föringer[1]) war er sehr befreundet und zu Ende der vierziger und Anfang der fünfziger Jahre benutzte er jeden freien Augenblick, den ihm seine Kammerthätigkeit ließ, um Schmellers einzig in seiner Art dastehenden Handschriftenkatalog vollständig durchzugehen. Bei dieser Gelegenheit möchten wir auf eine Aeußerung des Hrn. Dr. Leitschuh zurückkommen, welche sich in der Vorrede seiner Jubiläumsschrift findet. „Im Nachlasse Rulands fand sich nur ein einziges für den Druck bestimmtes Manuskript wissenschaftlichen Inhalts vor." So richtig dieser Satz ist, insoweit er die Druckfertigkeit betrifft, so wollen wir doch auf zwei Arbeiten hinweisen, welche von Ruland noch handschriftlich vorhanden sind. Einmal liegt die Abschrift einer Münchener Handschrift mit lateinischen Gedichten, welche mit großer Wahrscheinlichkeit aus der Feder des Paulus Melissus (1539—1602) stammen, vor, sodann sind die Sammlungen zu einer Franconia literata, wie sie bei Rulands Tode lagen, zu einem stattlichen Bande gediehen, der allerdings nicht druckreif, aber so reichhaltig ist, daß kaum ein irgend literärisch bekannter Name Frankens darin unvertreten ist.

Ueberblickt man ein so reiches, in jeder Beziehung interessantes, dem Dienst der Kirche, dem Wohle des Staates und der Mitmenschen gewidmetes Leben, so dürfte der Wunsch, eine des Verlebten würdige Biographie zu erhalten, die allerdings bei der vielfachen Thätigkeit desselben nicht so leicht zu schreiben ist, gewiß als ein sehr gerechtfertigter erscheinen.

Um aber noch ein volles Bild des ganzen Mannes zu gewinnen, so möge zum Schlusse noch der erste Abschnitt seines Testamentes vom 16. Februar 1873 hier eine Stelle finden: „Vor Allem danke ich Gott meinem Schöpfer, in

---

1) Hiebei möge an die treffliche Biographie Föringers vom H. Reichsarchivrath Dr. Christian Häutle im 42. und 43. „Jahresberichte des histor. Vereines v. Oberbayern" erinnert seyn.

dessen Hände ich meinen Geist empfehle, für seine Führungen. Er, welcher zur Sühne aller Sünden und damit Niemand zu Grunde gehe, seinen Sohn in die Welt sandte, möge mir bei seinem Gerichte gnädig seyn und mir verzeihen, gleichwie auch ich allen meinen Gegnern, offenen und heimlichen Beleidigern, zu allen Zeiten immer sogleich im Herzen verziehen habe. Ich sterbe übrigens als treuer Bekenner des Römisch-Katholischen Glaubens. Confiteor unam sanctam catholicam et apostolicam Ecclesiam."

XLVII.

Historische Miscellen.

Beiträge zur Geschichte des deutschen Volkes.

(Sauer. — F. Otto. — V. Gramich. — A. Czerny. — Th. Wiedemann.)

Die Geschichte des deutschen Volkes und Reiches muß sich, soll sie auf soliden Grundlagen ruhen, auf der Geschichte der einzelnen Territorien, Fürstenthümer und Städte aufbauen. Der Schwerpunkt der gesammten Entwicklung unseres Volkes liegt, bis in die Neuzeit herein, in dem Leben und in der Ausgestaltung der einzelnen Glieder; der Zusammenhang und Zusammenhalt dieser Glieder im Ganzen des Reiches war ein sehr loser und mangelhafter und bestand fast niemals die Probe der Gefahr. Die härtesten Bündnißverträge an das Ausland wurden den Pflichten an Kaiser und Reich vorgezogen, bis es schließlich dahin kam, daß ein großer Theil vom Norden (Pommern, Schleswig-Holstein) und vom Westen (Elsaß-Lothringen) in dauernde Abhängigkeit vom Auslande gerieth. Mehr noch, als für die äußere Geschichte, ist für die innere Entwicklung die

Kenntniß der einzelnen landesherrlichen und städtischen Verfassungen nöthig, da die Reichsverfassung frühzeitig verkümmerte und auf die innere Ausgestaltung nur geringen Einfluß ausübte. Der Forschergeist wendet sich auch mit Vorliebe kleineren Kreisen zu, um uns ein klares Bild des einst Bestandenen in allgemeinen Umrissen sowohl als in detaillirten Schilderungen zu gewähren. Die Wichtigkeit einzelner dieser Arbeiten veranlaßt uns, sie hier im Zusammenhange den Lesern vorzuführen.

1. Dr. Sauer, Staatsarchivar zu Wiesbaden, bietet uns die „ältesten Lehnsbücher der Herrschaft Bolanden[1]), und zwar das älteste Lehnsbuch aus dem Ende des 12. und ein jüngeres, aus der Mitte des 13. Jahrhunderts. Ersteres wurde von Kremer für sein „Urkundenbuch zur Geschichte der Herrschaft Kirchheim" abgeschrieben und in dieser Abschrift von Köllner, Geschichte von Kirchheim-Bolanden, und von Lehmann, Geschichte der Herrschaft Bolanden, im Auszuge und in deutscher Uebersetzung bereits benützt. Diese Benützung war aber eine vielfach fehlerhafte, sowohl in der Wiedergabe des Textes als in den Erläuterungen; auch war Kremer bezüglich der Zeit der Abfassung des Lehnsbuches in einem Irrthum begriffen, und Köllner und Lehmann hatten sich ihm angeschlossen. Sauer bestimmt die Entstehungszeit sehr genau und zwar mit überzeugenden Gründen, die sich aus dem Inhalte des Lehnsbuches selbst ergeben. Das Verzeichniß der ehemals rheingräflichen Lehen setzt den im Jahre 1194 erfolgten Tod des Rheingrafen Embricho voraus. Da aber, wie Sauer nachweist, die Aufzeichnung noch unter Werner II. von Bolanden, welcher 1198 starb, erfolgte, so ist die Abfassungszeit in den Jahren 1194—98 genau bestimmt. Als Schreiber und Verfasser des Verzeichnisses nennt sich am Schlusse der einem Bolanden'schen Ministerialengeschlecht angehörige Johann von Flomborn, dessen Name sich im Verzeichnisse selbst mehrfach unter den Lehensleuten findet.

Das zweite Lehensbuch stammt aus der Mitte des 13. Jahrhunderts, ohne daß die Zeit genau bestimmt werden könnte.

Für die Genealogie der damaligen rheinischen Geschlechter, für die Kenntniß der Lehensverhältnisse und für die mittel-

1) Wiesbaden 1882.

alterliche Topographie am Rhein bieten die Bolanden'schen Lehensbücher sehr reichhaltige Beiträge, welche durch die zahlreichen Noten des Verfassers, sowie durch ein Register der Personen- und Ortsnamen für die praktische Benützung leicht zugänglich gemacht werden.

2. Daran reihen wir sofort das im selben Verlage (Julius Niedner) in Wiesbaden erschienene „Merkerbuch der Stadt Wiesbaden" von Friedrich Otto, Professor am Wiesbadener Gymnasium. Das älteste Stadt- und Gerichtsbuch von Wiesbaden führt den Namen „Merkerbuch" (Merker = die an einer Mark Berechtigten.) Die Gerichtsverhandlungen begann man erst im 13. und 14. Jahrhunderte aufzuschreiben und zwar zuerst so, daß man nicht den Gang der Verhandlung, sondern nur das Resultat aufzeichnete. Das Merkerbuch enthält aber nicht nur in dieser Weise verzeichnete Gerichtsverhandlungen, sondern auch Weisthümer und Urkunden über Schenkungen; es gewährt einen Einblick in die städtischen Eigenthumsverhältnisse, macht mit zahlreichen Personen und Vorgängen bekannt und gestattet eine genaue Kenntniß der städtischen Topographie, der Lage und Oertlichkeiten von Kirchen und Kapellen, Häusern und Instituten, Straßen und Plätzen. Die Beiträge des Wiesbadener Merkerbuches beschränken sich auf das 14. und 15. Jahrhundert. Der Verfasser hat nicht bloß durch erklärende Noten die Brauchbarkeit der Schrift erhöht, sondern hat auch im Anhange die neuen Ergebnisse für die Genealogie der Grafen von Nassau und des Adels von Wiesbaden, für die Reihenfolge der städtischen Beamten, für die Eigenthumsverhältnisse der benachbarten Klöster und Stifte, der städtischen Hospitäler und Bruderschaften zusammengestellt und hat namentlich auch dem damaligen Münzwesen, sowie den Bädern zu Wiesbaden bis zum dreißigjährigen Kriege eingehende Aufmerksamkeit geschenkt.

3. Auf kleinem Raume ein sehr umfassendes und lehrreiches Material zu bieten, ist Hrn. V. Gramich gelungen in seinem Universitäts-Jubiläumsbeitrage: „Verfassung und Verwaltung der Stadt Würzburg vom 13. bis 15. Jahrhundert." [1]) Der Leser erlangt ein gedrängtes, aber treues Bild der allmähligen

1) Würzburg 1882. (Stuber.)

Entwicklung der städtischen Verfassung. Würzburg gelang es nicht, wie Augsburg und Nürnberg freie Reichsstadt zu werden, sondern die Stadt mußte sich nach vergeblichen, Jahrhunderte lang fortgesetzten Kämpfen der Landeshoheit des Bischofs beugen, welcher zuletzt alle Hoheitsrechte in seiner Hand vereinigte. Vor allem war er der alleinige Gerichtsherr, aber auch die Verwaltung wurde in den wesentlichsten Befugnissen durch den bischöflichen Oberrath, bestehend aus Dom- und Stiftsherren, Ministerialen und Bürgern, geführt. Nur die Verwaltung des Gemeindevermögens und Einhebung der Abgaben wurde dem Stadtrathe und Bürgermeister zugewiesen, während die Statutargesetzgebung, die gesammte Handels- und Gewerbepolizei, die Oberaufsicht über die Zünfte, die Festsetzung der Taxen und Löhne, Marktordnung, Maß- und Gewicht, Schiffahrts- und Hafenpolizei, Bau- und Sicherheitspolizei, öffentliche Gesundheitspflege, endlich Feld- und Weinbergspolizei innerhalb der Stadtmarkung in die Competenz des Oberrathes fielen. In all' diesen Beziehungen entfaltete der Oberrath eine reiche Thätigkeit, welche von Gramich an der Hand der Quellen eingehend und klar geschildert wird, so daß wir ein interessantes Bild der städtischen Wirthschaftsordnung und der obrigkeitlichen Fürsorge erlangen. Alle Stadtbewohner fühlten sich als Gemeinschaft mit solidarischen, sorgsam geschützten Interessen gegenüber den Fremden. Oberster Gesichtspunkt der obrigkeitlichen Leitung war: einerseits ausreichende und gute Versorgung jedes Einzelnen mit dem Nöthigen; andererseits möglichst entsprechende Vertheilung des Vorhandenen an Alle. Niemand sollte Gelegenheit erhalten, Andere durch Uebermacht an Kapital oder durch sonstige Vortheile auszubeuten. Daher kommen namentlich die zahlreichen Bestimmungen gegen Vorkauf und Wucher, zum Schutze der ärmeren Bevölkerung und zur Sicherung der Consumenten. Zu diesem Behufe wurden eingehende Vorschriften über den Vollwerth und die Güte der Arbeit, über Preis und Maß der Waaren erlassen; ein ganz bedeutendes Controlpersonal war nöthig, um alle Verordnungen zur praktischen Durchführung zu bringen.

Besondere Aufmerksamkeit schenkte Gramich der Entwicklung des Zunftwesens in Würzburg, sowie den Arbeitsverhältnissen

und dem Arbeitslohne, welch letzterer, ohne übermäßig hoch zu seyn, im Verhältnisse zum Preise der Lebensmittel reichlich bemessen war. Nach dem Gerhard'schen Tarif für Zimmerleute, Steinmetzen, Dachdecker sollten der Meister 24 Pfennige, der Geselle 20, der Handlanger 12 Pfennige für den Arbeitstag erhalten. Dagegen betrug der Preis für 1 Pfund besten Schweine- oder Kalbfleisches 3 dl., für geringeres 2½ dl., für 1 Pfund Rindfleisch 2 dl., für 1 Pfund Butter 6 dl.; für einen einfachen kurzen Rock 26 dl., für gefüttertes Paar Hosen 9 dl. u. s. w.

Gramich kommt zu folgendem Schlußresultate: „Die Verwaltungsthätigkeit in einem mittelalterlichen Gemeinwesen läßt sich nur schwer mit dem Verwaltungsmechanismus des modernen Staates in Vergleich stellen. Das Gebiet ist zum großen Theile ein sehr verschiedenes. Weite Strecken desselben, auf welche sich die neuzeitliche Verwaltung mit Vorliebe geworfen hat, blieben ganz unberührt, so das Schulwesen. Für Handel und Gewerbe, welche zuletzt dem Eingreifen der öffentlichen Gewalt völlig entzogen werden wollten, wurde damals eine nach jeder Richtung hin sich geltend machende Leitung unentbehrlich erachtet. Hier wie dort stoßen wir auf Fesseln und Plackereien, die heute unerträglich drücken, daneben aber auf socialpolitische Gesichtspunkte und wirthschaftliche Ordnungen, welche dem modernen Staatswesen nur zu seinem und des Volkes Schaden fremd geworden sind."

Allen denjenigen, welche auf dem Gebiete der Wirthschaftsordnung einer mittelalterlichen Stadt Orientirung suchen, können wir Gramichs Schrift aufs beste empfehlen. Selbstständige und quellentreue Forschung, klare, übersichtliche und knappe Darstellung und fließende Diktion zeichnen die kleine Arbeit aus, welcher, wie Hr. Gramich in der Vorrede ankündigt, „in nicht zu langer Zeit eine umfassendere Darstellung der Verfassung und Verwaltung Würzburgs im Mittelalter" folgen wird. Wir werden uns freuen, dem fleißigen und begabten Forscher auf dem Gebiete der geschichtlichen Entwicklung des wirthschaftlichen Lebens öfter zu begegnen.

4. Albin Czerny, regulirter Chorherr und Bibliothekar von St. Florian, hat von dem reichen Schatze culturgeschicht-

lichen Materials in seiner Stiftsbibliothek schon Vieles verwerthet in verschiedenen Schriften.[1]) Er hat daran soeben zwei neue Werke[2]) gereiht, welche großes Interesse bieten. Das erstere Werk gibt uns eine übersichtliche Darstellung der geistlichen Geschäftszweige im 15. Jahrhunderte und zwar in bunter Auslese. Bald ist es der Kaiser, der Landesherr, der niedere gewaltthätige Ritter, bald sind es päpstliche Legaten, Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte und Pfarrgeistliche, an welche Briefe abgehen oder von denen sie einlaufen. Damit wechseln die Geschäfte der Klosterwirthschaft. Wir lesen, daß das Stift St. Florian das Holz zu seinem Orgelbaue in den Forsten von Lambach sucht oder seine Butter im Spital am Pyhrn, Ochsen und Schafe aus Ungarn in Niederösterreich einkauft. Daran reiht sich der Briefwechsel in Seelsorgsangelegenheiten: Osterbeicht und Beichtzettel, Ehedispensen, Empfehlung von Wallfahrern, von Studirenden, Aufnahme von Candidaten, Verleihung von Tischtiteln und Präsentation, Vergabung von Pfründen und Pfründentausch u. dgl. Dami wechseln Freundschafts- und Trostbriefe, Recommandationen und Bitten um geziemende Todtenfeier für verstorbene Mitbrüder.

So bunt der Inhalt, so mannigfaltig sind auch Ton und Sprache. In vielen Briefen, welche vom Scholasticus in St. Florian ausgehen, finden wir die Darstellung gebildeter Humanisten. Dieselbe ist aber nicht mehr zu erkennen, wenn er in Weinangelegenheiten von der Wachau an seinen Prälaten schreibt oder ihm politische Neuigkeiten mittheilt. Die Briefe zwischen den Prälaten und Bischöfen verrathen feine Bildung und Herzlichkeit. In dem Schreiben zwischen Geistlichkeit und Adel ist der Ton respektvoll und höflich, aber auch die Briefe untergeordneter Personen athmen Ehrerbietung, Freundlichkeit und Liebe.

1) Die Handschriften der Stiftsbibliothek St. Florian. 1871. — Die Bibliothek des Chorherrenstiftes St. Florian. 1874. — Die Klosterschule von St. Florian. 1873. — Das älteste Todtenbuch des Stiftes St. Florian. 1878. — Das Calendarium Necrologicum des Propstes Heinrich II. von St. Florian.

2) Aus dem geistlichen Geschäftsleben in Oberösterreich im 15. Jahrhunderte. Linz 1882. — Der erste Bauernaufstand in Oberösterreich 1525. Linz 1882.

Der Verfasser bietet nicht bloß Auszüge und Referate, sondern läßt die Personen selbst reden und erzählen; er bemerkt mit Recht: am besten werde die Zeit durch die Zeit geschildert, die Lektüre einer Briefsammlung im Original biete mehr Belehrung, als das geistreichste Referat über dieselbe. Die Sprache des brieflichen Verkehres in geistlichen Kreisen war damals die lateinische. Zur Erleichterung des Verständnisses hat der gelehrte Verfasser nicht bloß erklärende Einleitungen, sondern auch zahlreiche Anmerkungen und Erklärungen beigegeben, so daß wir ein klares Bild über die damaligen politischen Wirren, kirchlichen Verhältnisse, über die gesellschaftlichen Zustände und die wirthschaftliche Entwicklung gewinnen.

Die zweite Schrift des Herrn A. Czerny ist hoch verdienstvoll nicht bloß wegen der aktenmäßigen Darstellung des ziemlich harmlosen Verlaufes des ersten oberösterreichischen Bauernaufstandes 1525, sondern auch wegen der ausgezeichneten, auf eingehendem Quellenstudium beruhenden Einleitung (S. 1—74). Wir erhalten da eingehende Berichte über die agrarischen Zustände zu Ausgang des Mittelalters, über die damalige Bodenbewirthschaftung, über die Herrenforderungen, namentlich Robot, Freigeld, über Urbarien u. s. w. Das Verhältniß zwischen Herrschaft und Unterthanen wird eingehend geschildert und gezeigt, daß die Ursachen der Entzweiung nicht immer auf Seite der ersteren waren, daß vielmehr im Großen und Ganzen Milde vorherrschend war, daß die Grundlasten nichts weniger als rücksichtslos, sondern den wirthschaftlichen Fähigkeiten sorgfältig angepaßt erschienen. Am berechtigtsten waren die Klagen der Unterthanen über die Jagd. Dazu kam, daß ein Theil des verarmten Adels sich der Raubsucht ergab, worunter die Bauern viel zu leiden hatten. Der Verfasser beweist mit überzeugenden Gründen, daß die Ursache des Aufstandes 1525 nicht in wirthschaftlichen Zuständen lag, daß vielmehr die Bauern eines verhältnißmäßigen Wohlstandes sich erfreuten. Der wahre Grund der aufrührerischen Gesinnung des Landvolkes lag einestheils in den gesteigerten Staatslasten, herbeigeführt durch die Nothwendigkeit größeren Heeresaufwandes, anderntheils in der revolutionären Gesinnung, welche durch die Predigt des „reinen Evangeliums" und durch die aufreizen=

den Ansprachen der lutherischen Prädikanten hervorgerufen, gepflegt und zu thatsächlicher Auflehnung fortgeführt wurde. Der tiefe Verfall des kirchlichen Lebens, Habsucht und Unsittlichkeit des Klerus boten zahlreiche Angriffspunkte und an Elementen, welche Autorität genug besessen hätten, um der Bewegung Halt zu gebieten, mangelte es fast gänzlich. Volksthümliche „evangelische" Prediger, namentlich aus den Bettelorden, reizten das Volk immer mehr auf, eine sehr ausgebreitete revolutionäre Flugschriftenpresse formulirte die Klagen und Beschwerden der Bauern und gab populäre Schlagwörter aus, welche auf die aufgeregte Masse zündend wirkten. Die Predigt des reinen Evangeliums wurde immer in Zusammenhang gebracht mit der Abschaffung von Robot und Freigeld; die Selbstsucht der Bauern wurde durch den religiösen Fanatismus gestachelt und gesteigert bis zum Wahnsinne des Aufruhrs. — Der Verfasser versteht es, durch gewandte und spannende Darstellung den Inhalt hoch interessant zu gestalten, er bietet dem Leser nicht bloß Belehrung, sondern auch Genuß.

5. Von Dr. Theodor Wiedemann, zur Zeit in Salzburg, ist soeben der dritte Band seiner „Geschichte der Reformation und Gegenreformation im Lande unter der Enns" erschienen.[1]) Er beschäftigt sich mit der „reformatorischen Bewegung im Bisthume Passau" und zwar speciell mit den (neun) österreichischen Dekanaten: An der Krems, am Egenburger Feld, an der Kamp und an der Schleinitz, an der Hohenleithen, auf dem Marchfeld, an der March, ob dem Bisamberg, an der Leytha, auf der Neustädter Haide.

Das Bild, welches uns entrollt wird, ist ziemlich gleichförmig und nicht sehr erfreulich. Wir sehen in den Schlössern der Adeligen lutherische Prädikanten auftauchen, sich in die Pfarreien eindrängen und den Geist der kirchlichen Revolution verbreiten. Mittelst des socialen Einflusses des Adels durch die unablässige Agitation der Prädikanten wurden viele Pfarreien ganz zum Abfall gebracht, andere geriethen in Zwietracht und Spaltung. Es waren selten Eingeborne, sondern aus Schwaben,

1) Prag, Verlag von F. Tempsky 1882. (695 S.)

Franken und Sachsen zugereiste Exmönche und Theologen, welche an der Verbreitung des Lutherthums in den österreichischen Theilen des Passauer Bisthums thätig waren. Erleichtert wurde die Thätigkeit der lutherischen Sendboten durch die ganz unglaubliche Sorglosigkeit und theilweise durch die sittliche Schwäche des katholischen Seelsorgsklerus. Was hierüber vom Verfasser an Material geboten wird, ist sehr abstoßender Natur, und uns schien es, daß nicht Weniges davon vielleicht ebenso gut in den Akten begraben geblieben wäre. Die chronique scandaleuse läßt sich in der Culturgeschichte nicht gänzlich vermeiden, und der historischen Wahrheit soll nirgends Abbruch geschehen, aber es kann doch nicht Aufgabe des Historikers seyn, allen Schmutz von Untersuchungsakten vor dem großen Publikum auszubreiten.

Mit Ferdinand II. griff eine kräftige Hand in die kirchliche Bewegung ein. Die lutherischen Prädikanten mußten ihre Thätigkeit in den Pfarreien einstellen und hatten sich auf die Schlösser zu beschränken. Damit war auch der „neue Glaube" wieder verschwunden. Er hatte im Volke keinen Boden, sondern war vom Adel und Prädikantenthum dem Lande theilweise aufgedrungen worden; er verschwand, sobald der Agitation Zügel angelegt wurden.

Ein reichhaltiges Personen-Register (S. 677—95) unterstützt die Brauchbarkeit des Buches.

XLVIII.

Mejico und die Vereinigten Staaten.[1])

Am 16. September ward der mejicanische Congreß mit einer Botschaft des Präsidenten eröffnet, worin dieser das Land zu der großen Vermehrung seiner Einnahmen beglückwünscht, die nun dreißig Millionen Dollars betragen und einen Ueberschuß ergeben. Auch soll die Regierung sich eifrig mit der Frage beschäftigen, wie der Nationalkredit wieder gehoben werden könne, oder mit anderen Worten, sie soll beabsichtigen, nächstens wieder die Zinsen der Staatsschuld zu bezahlen.

Auf diese Nachricht hin stiegen die mejicanischen Papiere auf der Londoner Börse sofort auf 27¼. Bedenkt man aber, daß Mejico seit seiner Unabhängigkeitserklärung mehr als zweihundert Revolutionen gemacht hat, daß es sich zehnmal mit seinen Gläubigern abgefunden und seit dem Sturze des unglücklichen Kaisers Maximilian keinen Pfennig Zinsen mehr bezahlt hat, so dürfte man wohl vermuthen, daß die biederen Börsianer wieder einmal auf die Leichtgläubigkeit des Publikums spekulirt haben. So viel ist sicher, daß man in Mejico selbst kein allzu großes Vertrauen auf eine lange Fortdauer der Ruhe im Lande hegt, wenigstens haben sich bis jetzt fast noch keine Mejicaner — und auch in Mejico gibt es sehr bedeutende Capitalisten und geriebene Geschäftsleute — an den großen Eisenbahnspekulationen betheiligt,

1) Nach „Saturday Review“ und „New-York Herald“.

die jetzt in so großem Maßstabe von der nordamerikanischen Haute-Finance in Mejico betrieben worden. Allein gewiß ist es auch, daß Mejico in den letzten zwei oder drei Jahren große materielle Fortschritte gemacht hat, und daß dieses zum Theile der größeren Ruhe zuzuschreiben ist, die jetzt im Lande herrscht, indem schon längere Zeit dort keine Revolution mehr stattgefunden hat.

Der Hauptgrund des Fortschritts dürfte indeß dem Hereinströmen nordamerikanischen Capitals und nordamerikanischer Unternehmungen zu verdanken seyn. Als nämlich vor drei Jahren das Eisenbahnfieber in Nordamerika seinen Höhepunkt erreicht hatte, beschlossen gewisse Gründer-Consortien, ihre neuen Linien bis nach Mejico hinein auszudehnen. Demgemäß wußten sie von der mejicanischen Regierung große Concessionen zu erlangen, wobei ihr Hauptunterhändler niemand Geringerer als General Grant selber war, und machten sich auch ohne Zeitverlust an die Ausführung ihrer Pläne. Von diesen jetzt im Baue begriffenen Linien sind namentlich zwei ganz besonders wichtig, die beide von der Hauptstadt Mejico nach der nordamerikanischen Grenze führen, die eine in nordwestlicher Richtung nach Paso del Norte, die andere in nördlicher Richtung nach Laredo. Bei diesen Punkten erreichen sie das nordamerikanische Bahnnetz und bringen so die Stadt Mejico in direkte Verbindung mit New-York, New-Orleans und San Francisco. Ein großer Theil der beiden Linien ist bereits gebaut und man glaubt, daß binnen zwölf Monaten beide Bahnen fertig gestellt und dem Verkehr übergeben werden können. Dann wird man ohne Unterbrechung von New-York nach der Hauptstadt Mejico reisen können, woraus höchst wichtige politische und ökonomische Folgen resultiren dürften.

Man weiß, einen wie großen Einfluß der Eisenbahnbau auf die Entwicklung überseeischer Länder geübt hat, wenngleich nicht überall die gehegten übermäßigen Erwartungen erfüllt wurden, wie z. B. in Peru, wo die Hälfte der mit

so großen Mühen und Kosten gebauten Eisenbahnen jetzt verlassen dasteht und völligem Verfalle entgegengeht. In Nordamerika und Australien aber gaben die Eisenbahnen Ländereien, die vorher werthlos waren, plötzlichen Werth, weil sie den Ansiedlern Märkte eröffneten, die früher für dieselben unerreichbar waren, und es zugleich ermöglichten, die Ansiedlungen in bisher unbewohnte Regionen vorzuschieben. Aehnliches geht jetzt in Mejico vor sich, obschon auch in diesem von Nordamerika und Australien so sehr verschiedenen Land die gehegten Erwartungen, im Anfange wenigstens, nicht sehr entsprechen dürften. Der größte Theil des Landes liegt fünf- bis achttausend Fuß über dem Meere und bringt in dem trockenen Klima nur dann Ernten, wenn der Boden bewässert werden kann. Auch ist nur wenig Regierungsland vorhanden, so daß die Regierung den Eisenbahnen nicht wie in Nordamerika Ländereien zu Colonisationszwecken überlassen konnte. Das mejicanische Tiefland aber, das ein feuchteres Klima und sehr fruchtbaren Boden besitzt, ist für europäische oder nordamerikanische Ansiedler zu ungesund. Von der zehn Millionen Köpfe zählenden mejicanischen Bevölkerung sind gut drei Viertheile Indianer, die nicht lesen und schreiben können, nie in einem Bette schliefen oder Schuhe und Strümpfe trugen und billiger zu halten sind als ein Ackergaul in Nordamerika täglich kostet. Demnach wird es wohl so kommen, daß die Eisenbahnen im Anfange wenigstens keinen sehr großen Gütertransport zu besorgen haben, wenn auch die Aus- und Einfuhr jetzt schon 70 bis 80 Millionen Dollars im Jahre beträgt. Ohne Zweifel wird sich alles dieses mit der Zeit bessern, aber im Anfange ist es sehr wahrscheinlich, daß sich die Eisenbahnen schlecht rentiren werden.

Jedoch kann man jetzt schon den heilsamen Einfluß der Eisenbahnen in Mejico merken, abgesehen davon, daß in neuester Zeit schon sehr bedeutende Capitalien aus Nordamerika in das Land geströmt sind. Große Menschenmassen werden bei dem Eisenbahnbau beschäftigt und große Summen sind

bereits für das Material ausgegeben worden. Ferner befindet sich jetzt eine bedeutende Anzahl nordamerikanischer Ingenieure, Bauunternehmer, Aufseher, Handwerker u. dgl. mit ihren Familien in Mexico, die viel Geld verzehren. Die unmittelbare Folge davon war, daß jetzt mehr Geld als zuvor im Lande cirkulirt, die Löhne in die Höhe gingen, eine große Nachfrage nach Landesprodukten entstand und überhaupt Handel und Verkehr angeregt wurden. Auch ist es kaum zweifelhaft, daß nach Beendigung der Eisenbahnbauten jene günstige Wirkung noch klarer hervortreten wird; die großen nordamerikanischen Handelsplätze werden neue Märkte für mexicanische Produkte abgeben, was hinwieder zur Hebung der mexicanischen Industrie beitragen wird. Die Banquiers von New-York, New-Orleans und San Francisco werden den großen Bergwerks- und Plantagenbesitzern in Mexico Vorschüsse gewähren, ebenso wie sie dieß jetzt bei den südlichen Baumwollenpflanzern und den großen Weizenproducenten des Westens thun. So werden sie aber auch in commercieller Beziehung Mexico den Vereinigten Staaten tributpflichtig machen. Die Mexicaner, welche Credit erhalten wollen, werden genöthigt seyn, den Geschmack und die Bedürfnisse der nordamerikanischen Käufer zu berücksichtigen, sie werden sich bei der Erzeugung ihrer Produkte hauptsächlich nach dem nordamerikanischen Markte richten, und nach und nach werden sie nordamerikanische Ideen und Sitten einsaugen. Unzweifelhaft werden auch Nordamerikaner in großer Zahl sich in Mexico niederlassen; die reichen Silberminen werden viele anziehen, anderen wird die Schönheit und die gesunde Luft des Hochlandes gefallen, noch mehr Leute aber werden von der Fruchtbarkeit und den noch unentwickelten Hülfsquellen angezogen seyn, und durch die Ankunft nordamerikanischer Einwanderer werden die Industrie und der Fortschritt überhaupt einen neuen Anstoß erhalten. Außerdem wird Mexico auch in das europäische Verkehrssystem gezogen werden. Was malerische Landschaften betrifft, so

wird Mejico kaum von einem andern Lande übertroffen, und reiche Touristen können in ein paar Wochen sich von London oder Paris nach Mejico begeben (wozu ich in meiner Jugend in Segelschiffen und auf dem Rücken von Maulthieren viele Monate brauchte), wie es denn auch an reichen amerikanischen Touristen in Mejico nicht fehlen wird.

Noch auf eine andere Weise wird der Eisenbahnbau Einfluß auf das Land äußern. Die Bahnen werden einer großen Zahl von Nordamerikanern Anstellung und Beschäftigung geben, die sich längs dieser Bahnen ansiedeln und denselben dadurch mehr Sicherheit gewähren werden, was gar nicht so unwichtig ist. Denn noch neulich sprach im „New-York Herald" ein Correspondent aus Mejico seine Ansicht dahin aus, daß, wenn jetzt die Eisenbahnfrage dem mejicanischen Volke zur Abstimmung vorgelegt werde, eine überwältigende Majorität dafür stimmen würde, die zwei Bahnen wieder zu zerstören, welche Mejico mit dem nordamerikanischen Bahnnetze verbinden — so groß sei das Mißtrauen und der Verdacht auf die wahren Absichten der Nordamerikaner. Nun werden freilich die großen nordamerikanischen Capitalisten mit General Grant an ihrer Spitze, welche sich in das mejicanische Eisenbahngeschäft eingelassen haben, nicht so ruhig zuschauen, wenn sie sehen, daß ihr Vermögen durch Rebellen oder aufrührerische Soldaten gefährdet wird; sie würden ihren ganzen Einfluß aufbieten, daß die Ruhe möglichst bald wieder hergestellt werde, und im Nothfalle würden auch die längs der Bahn angesiedelten Amerikaner die Sicherheit der Bahn mit Gewalt zu erzwingen suchen. Alles dieß haben die amerikanischen Spekulanten gewiß vorausgesehen und in den Bereich ihrer Berechnungen gezogen. Sie scheinen ihrer Sache ziemlich sicher zu seyn, daß sie mit der mejicanischen Regierung nach Belieben werden umspringen können, und daß ihnen im äußersten Falle auch die Unterstützung ihrer eigenen Regierung nicht fehlen wird. Andernfalls wären die mejicanischen Staatspapiere

sicherlich nicht in der Zeit von zwei Jahren um 250 Proc. gestiegen. Auf der Londoner, Pariser und New-Yorker Börse ist man eben überzeugt, daß der nordamerikanische Einfluß jetzt in Mejico bald für eine bessere Verwaltung des Landes sorgen werde.

Sind einmal die Eisenbahnen fertig gestellt, so werden nothwendiger Weise die Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und Mejico eine Veränderung erleiden. Selbst wenn die Regierung von Washington, was zu bezweifeln ist, den ehrlichen Wunsch hegen sollte, die Unabhängigkeit von Mejico zu respektiren, immerhin werden die Herrscher von Mejico es fühlen, daß ihre Unabhängigkeit nur von der Gnade des mächtigen Nachbarn abhängt. Wollen die Vereinigten Staaten einen Streit suchen, so können sie auf den Eisenbahnen sofort eine Anzahl von Truppen nach Mejico werfen, weßhalb die Mejicaner bald die Nothwendigkeit begreifen würden, den ihnen aus Washington zukommenden Befehlen unbedingt Folge zu leisten. Ehe die Pacificbahn gebaut war, konnte der Mormonen-Häuptling Brigham Young es wagen, der nordamerikanischen Regierung zu trotzen, aber im selben Augenblicke wo die Bahn vollendet war, fühlte er, daß es mit seiner Macht vorbei sei. Ob nun nordamerikanische Einwanderer in solcher Anzahl nach Mejico strömen werden, daß sie die Macht in ihre Hände bekommen und, wie es in Texas der Fall war, durch ihre Abstimmung den Anschluß Mejico's an die Union bewerkstelligen können, oder ob die zwei Republiken getrennt bleiben, immerhin muß in Wirklichkeit Mejico in Abhängigkeit zu den Vereinigten Staaten gerathen. Daß dieß schließlich der Mehrzahl des mejicanischen Volkes zum Vortheil gereichen werde, ist unzweifelhaft, wenn auch im Anfange, wie es in Californien und Texas geschehen, viele der jetzigen Landbesitzer um ihr Land beschwindelt werden dürften; denn eine bessere Regierung und materielle Prosperität wären eine sichere Folge des Anschlusses. Und selbst die katholische Religion würde, so

unwahrscheinlich es dem oberflächlichen Beobachter erscheinen mag, großen Vortheil daraus ziehen, wenn in Mejico dem spanischen Staatskirchenthum ein Ende gemacht und die nordamerikanische Trennung der Kirche vom Staat eingeführt würde. Durch die Einwanderung von europäischen und nordamerikanischen Geistlichen würde dann unter dem leider so verkommenen mejicanischen Klerus bald eine heilsame Reform angebahnt werden. Auch ist es keine Frage, daß die Annexion Mejico's an die Vereinigten Staaten der ganzen Welt Nutzen bringen würde. Je mehr Mejico prosperirt, desto mehr wird es auch zum Fortschritt des Handels und der Industrie der civilisirten Welt beitragen.

Auf der anderen Seite aber ist es mehr als zweifelhaft, ob dieser Länderzuwachs den Vereinigten Staaten selbst zum Heile gereichen würde. Dieselben sind ohnehin schon groß genug und jede Vergrößerung des Gebietes macht die Erhaltung der Union schwieriger. Wenn aber die Vergrößerung des Gebietes auch noch eine fremdartige Bevölkerung und eine niedriger stehende Race mit sich bringt, so werden die Schwierigkeiten noch unendlich größer. Deßhalb dürfte eine förmliche Annexion große Opposition in den Vereinigten Staaten selber finden; aber auch ohne Annexion dürfte die Abhängigkeit Mejico's von den Vereinigten Staaten den letzteren große Verlegenheiten bereiten und könnte möglicher Weise zur Annahme einer Politik führen, die mit den jetzigen Institutionen Nordamerika's sehr wenig im Einklang steht.

v. S.

XLIX.

Zeitläufe.

„Rußland, Polen und die deutsche Wirthschaftspolitik."

Am 24. Oktober 1882.

Unter vorstehendem Titel ist kürzlich eine Schrift erschienen[1]), die uns in Versuchung geführt hat, wieder einmal einen „Flug der hohen Politik" mitzumachen. Die Schrift geht von einer Anschauung aus, die uns von vornherein sympathisch berühren mußte, ganz abgesehen von ihrer besonderen Tendenz. Es sind auch dem Verfasser schon deßhalb viele aufmerksamen Leser zu wünschen, weil die wenigen Seiten seines Büchleins vorzüglich geeignet sind, einen ernsten Blick über den engen Reichshorizont hinaus zu veranlassen und den deutschen Denkern zum Bewußtseyn zu bringen, daß eine „deutsche Centralmacht", wenn sie wirklich seyn will, was dieß besagt, denn doch noch Anderes zu thun hätte, als Culturkampf zu führen, an der „Vollendung der Reformation" zu arbeiten, die preußische Bureaukratie zu einem socialen Monstrum zu machen und eine Million Soldaten gegen den westlichen Nachbar Schildwache stehen zu lassen. Für eine Erzstatue ist es ja ein ganz hübsches Motiv um die Jungfrau Germania, wie sie auf ihr Schwert gestützt,

1) Die Schrift ist uns „als Manuscript gedruckt" zugegangen, nun aber auch im Buchhandel erschienen (Berlin bei Heinicke), und als Verfasser hat sich Herr Philipp von Nathusius-Ludom genannt.

unbeweglich danach ausschaut, ob da draußen Keiner ein deutsches Hoheitszeichen anremple, im Uebrigen unbekümmert, daß die Völker ringsum ihre Geschäfte machen und eine Mission erfüllen, während die eigenen Reichsangehörigen schon aus Langeweile in unaufhörlichem Hader sich gegenseitig die Haare ausraufen. Als Provisorium mag das noch passiren; daß aber des grausamen Spiels endlich genug wäre, ist auch des Hrn. Verfassers zielsetzende Meinung.

In dem Augenblicke, wo wir diese Zeilen schreiben, bringt die Berliner „Germania" [1]) eine Zuschrift von einem seit Langem im Auslande lebenden Deutschen, welche in lebendigen Farben schildert, wie sich die „deutsche Centralmacht" von außen und von der Fremde aus gesehen eigentlich ausnimmt. Er weist darauf hin, wie selbst das zerschlagene Frankreich sich in Asien und Afrika ausdehne und an Tunis einen äußerst werthvollen Besitz errungen habe; wie England nun auch in Aegypten sich die besten Handelsstraßen und die wichtigste strategische Stellung der alten Welt sichere; wie Rußland in Asien Ein Land nach dem andern verschlinge; wie dagegen Deutschland sich nicht einmal in den von der Türkei abgetrümmerten Ländern der untern Donau ein Absatzgebiet zu schaffen gewußt habe, sich überhaupt mit derlei Kleinigkeiten nicht abgebe, denn das Reich brauche sein Geld, seine Beamten und sein Militär, um culturzukämpfen. „Die Welt um uns herum zieht es vor, der Weltgeschichte ihren natürlichen Lauf zu lassen und sich in allen Erdtheilen bestens einzurichten. Wenn Alles, und auch der Culturkampf, fertig seyn wird, dann wird Deutschland hoffentlich noch einen Stangen [2]) besitzen, welcher Gesellschaftsreisen nach Aegypten, Indien, dem Congo u. s. w. veranstaltet, damit die Deutschen sehen können, wie

1) Nr. 465 vom 11. Oktober.
2) Herr Stangen in Berlin ist der Inhaber des bekanntesten Bureau's „für Veranstaltung von Gesellschaftsreisen."

die anderen Nationen ohne sie es fertig gebracht, sich dort behaglich einzurichten."

Herr Nathusius sieht die Lage, namentlich was die Glorie des Culturkampfs betrifft, in ähnlichem Lichte. Aber sein Augenmerk ist in der Hauptsache keineswegs auf die vielbesprochene Colonialpolitik in überseeischen Ländern gerichtet. Die Reichsregierung hat vor einigen Jahren mit den Samoa-Inseln einen Versuch zu machen gewünscht; aber der Reichstag ist umsoweniger darauf eingegangen, als unter der Decke des Projekts eine bankerotte Handelsfirma geargwohnt wurde. Der Reichstag hat wohl daran gethan. Das deutsche Reich zählt nicht zu den großen Seemächten und wird denselben niemals ebenbürtig werden; überseeische Colonien desselben würden daher immer in der Luft schweben. Das Reich ist aber eine große Landmacht, und zu Land muß es seinen weltumgestaltenden Beruf, wenn es einen solchen hat, bis zu Ende erfüllen.

An einen solchen Beruf glaubt Herr von Nathusius, und auch wir haben uns seit Jahren derartigen Ideen, wenn auch schüchtern, genähert. Der Verfasser spricht darüber aus voller Brust und ohne ein Blatt vor dem Mund. Allem Anschein nach hat er damit die Leute zunächst nur erschreckt; das müssen wir aus der Art schließen, wie die Zeitungen mit ein paar Zeilen um seine Schrift herumgehen. Das ist aber auch gar nicht zu verwundern. Das deutsche Publikum studirt die drei Bände Bismarck'scher Correspondenzen aus der Zeit, wo er Preußen im Bundestag vertrat; man lernt daraus, wie viel und allerlei Geistesarbeit es gekostet hat, den Tag vorzubereiten, an dem Oesterreich aus Deutschland hinausgeworfen und der alte Bund eingesargt werden konnte. Das Alles hat der Gesandte am Bund gethan von wegen des „deutsch-nationalen Berufs Preußens". Nachdem aber im Jahre 1871 dieser Beruf erfüllt war, so hat sich das deutsche Publikum, unter liberaler Leitung, in die Anschauung eingelebt, daß dem neuen Haus nun bloß noch wenige inneren

Einrichtungsgegenstände fehlten; im Uebrigen sieht man das Reich an, wie Unserherrgott am sechsten Tage die Weltschöpfung: „Er betrachtete Alles, was er gemacht hatte, und es war sehr gut."

Im Grunde steckt das Reich noch fest in den Schuhen des alten Bundes. Seitdem im Jahre 1879 das „Verhältniß" zu Oesterreich hergestellt worden ist, scheint sogar der Hauptunterschied gegen früher nur darin zu bestehen, daß jetzt der Ton in Berlin und nicht mehr in Wien angegeben wird. Dem alten Bunde hat man jede Belebung und jeden Aufschwung mißgönnt, er sollte sich als unbewegliche Macht ausleben. Aber mehr als er nach außen zu leisten vermochte, hat das Reich bis jetzt auch nicht verheißen; und wenn es dafür den Ruhm einer eminent „friedenerhaltenden Macht" anspricht, so hätte es für diesen Zweck der unermeßlichen Opfer an Geld, Blut und Rechtszertretung nicht bedurft, denn diesen Ruhm hat der alte Bund wirklich verdient. Der Gang der Weltgeschichte hat die große Veränderung zugelassen, aber doch wohl nicht bloß zu dem Zweck, daß das neue Reich, nach dem Programm des Grafen Moltke, mit einer Million marschbereiter Soldaten seine Existenz „fünfzig Jahre lang gegen die Feinde ringsum" vertheidige, und sonst nichts.

Wir brauchen Hrn. von Nathusius nichts zu unterschieben; aber sein Gedankengang ist ungefähr derselbe, wenn er von der deutschen Veränderung sagt: der Schlußakt des großen Drama's stehe noch aus und die Probe auf das ganze Exempel sei erst noch zu machen. „Solange das nicht erreicht ist, muß Deutschland und Oesterreich, und wird Frankreich, in Waffen starren, werden ganz besonders wir in Deutschland genöthigt seyn, ohne Murren und ohne Bedenken von unserer Armuth die letzten Millionen herzugeben für ein Militär-Budget, welches sich mehr und mehr einer halben Milliarde nähert und ungefähr den dritten Theil des Gesammtbudgets aller Bundesstaaten und des Reichs aus-

macht, einschließlich der durch die Staatsschulden verursachten Ausgaben. Sieht man von den letzteren ab, so verschlingt das Militär- und Marine-Budget ziemlich 40 Procent von allen laufenden Ausgaben des Reichs und der Einzelstaaten."

Wie soll die Nation auf die Länge solche Ausgaben erschwingen? Diese Frage führt Herrn von Nathusius auf die volkswirthschaftliche Seite der Aufgabe, die er dem Reiche zuerkennt. Mit bloßen ausgleichenden Steuerreformen, meint er, sei da nicht zu helfen. „Denn wird man sich auf das Renten-Capital als wesentlich mehr heranzuziehende Steuerquelle so weitgehend verlassen können, wenn die Volkswirthschaft nicht immer neues Capital schafft? Wird dieß aber in erheblichem Maße der Fall seyn, bevor die Industrie des Landes einen sehr beträchtlichen Aufschwung genommen hat, bevor dadurch auch die Landwirthschaft wieder in eine günstigere Lage versetzt worden, die Arbeitskraft der sich rasch vermehrenden Bevölkerung nach beiden Richtungen hin nutzbar und damit auch an sich steuerfähig gemacht worden ist? Denn die steigende Bevölkerungsdichtigkeit unseres Vaterlandes und die landwirthschaftliche Concurrenz unseres Hinterlandes, ganz abgesehen von Amerika, zwingt uns dazu, mehr und mehr Industrie-Staat zu werden, wenn der wachsenden Verarmung gesteuert werden soll." Möge sich, so schließt er, die sorgsamste Zollpolitik noch so sehr bemühen, die Industrie zu schützen und großzuziehen, was helfe das Alles, wenn kein großes natürliches und sicheres Absatzgebiet für die Fabrikate vorhanden sei?

So bringt Hr. von Nathusius die deutsch-volkswirthschaftlichen Fragen in logischen Zusammenhang mit der hohen Politik. Wir halten diese Logik für ganz richtig, und haben diese Meinung noch jüngst gegenüber der Krisis in Aegypten vertreten. Die sociale Frage ist weder national noch landsmannschaftlich; der Spielraum zu ihrer Lösung muß größer seyn, so groß wie die ganze Welt. Warum ist denn gerade Deutschland von unlösbaren socialen Problemen am meisten

geplagt? Weil es am wenigsten Raum besitzt zur Evolution. Die anderen Nationen haben sich über die Meere hin in den Welthandel getheilt, ihr volkswirthschaftlicher Athem ist weniger beengt. Die deutsche Nation ist seit der Glaubensspaltung auch aus ihrer großen Position im Weltverkehr hinausgedrängt worden; es droht ihr der Tod der Erstickung, und zwar nicht im eigenen Fett.

Wo sucht nun Hr. von Nathusius das natürliche und sichere Absatzgebiet? Das besagt der Titel seiner Schrift: er sucht es im Osten. Auch in seinen Augen liegt die deutsche Zukunft im Orient, nur daß ihn mehr der nordöstliche Theil, als, wie uns bisher, der südöstliche Theil beschäftigt. Er weist historisch nach, welche ungemeine Bedeutung der deutsche Verkehr dereinst bis Nowgorod hin besaß und er will, daß es wieder so werde. „Das natürlichste und das nächstliegende Absatzgebiet der deutschen und der österreichischen Industrie ist das große sarmatische Hinterland, das uns in erster Linie mit den mangelnden Brodfrüchten versorgt, ohne daß wir diese, wie es natürlich wäre und wie es eine vernünftige Staatswirthschaft absolut erfordert, mit unseren Industrieprodukten bezahlen. Dieses Hinterland hat uns die räuberische Politik Rußlands seit zwei Jahrhunderten mehr und mehr verschlossen, bis endlich durch dieselbe nicht volle vierzig Meilen von Berlin und von Wien entfernt eine wirthschaftliche Mauer aufgerichtet worden ist, an der unsere gesammte Volkswirthschaft kranken und unser östliches Grenzland verarmen muß.“

Als Mittel zum Zweck fordert daher der Verfasser die Wiederherstellung — Polens. So soll der natürliche Grenzwall wieder aufgethürmt werden, welcher Rußland von Europa zu trennen bestimmt sei. Um gleich saubere Arbeit zu machen, müßte die Linie von den Mündungen der Düna bis an die westlichen Gestade des schwarzen Meeres mit den Mündungsgebieten des Dniestr und des Bug sich erstrecken. In den Einzelnheiten will der Verfasser allerdings nicht Maß geben,

aber die volkswirthschaftliche Nothwendigkeit betont er mit aller Schärfe. „Nur dieses große Gebiet der sarmatischen Tiefebene, bis zu den Gestaden des schwarzen Meeres hin mit Mitteleuropa verbunden, kann ein Wirthschaftsgebiet bilden, das sich gegenseitig ergänzt und neben einer mehr und mehr fortschreitenden und den Consum vollauf befriedigenden Landwirthschaft eine Industrie lohnend beschäftigen kann, wie sie die Entwicklung Mitteleuropa's verlangt."

Indirekt käme die Reduzirung des europäischen Rußland auf die ehemaligen Großfürstenthümer Moskau und Nowgorod, also auf das eigentliche Großrußland, der wirthschaftlichen Lage Deutschlands und Oesterreichs auch wieder durch Beseitigung der Coalitions-Gefahr zu Gute. Die Nationen könnten dann abrüsten. Hr. von Nathusius bemerkt mit Recht, daß jene Gefahr, trotz der bisherigen Erfolge des Reichskanzlers, stets imminent bleibe, so lange Frankreich nicht definitiv auf dem Continent isolirt sei. Selbstverständlich würde dann auch das Gespenst des Panslavismus, welches bei den grauenhaften Zuständen im Czarenreich von einem Tag zum andern Fleisch werden kann, für immer beseitigt seyn. Hr. von Nathusius weist auf die berüchtigten Reden des Generals Skobeleff, und wie er kurz vor seinem schmutzigen, aber ächt russischen, Ende in Warschau die Polen für den Panslavismus haranguirt hat. Dieses Auftreten des Zukunftshelden der russischen Nationalpartei scheint auch die Abfassung der vorliegenden Schrift zunächst veranlaßt zu haben. Es war der geeignete Moment, um den frechen Redereien gegenüber laut auszusprechen, daß das Polenthum die historische Mission noch immer nicht verloren habe, als einzige und letzte Reserve zur politischen Neuordnung aller Stellungen im Abendland und Morgenland zu dienen.

„Das größte Hemmniß einer panslavistischen Entwicklung im östlichen Europa besteht in der römisch-katholischen Confession der Polen und Czechen. Da aber der römische Katholicismus der Czechen durch den hussitischen Geist, wel-

cher noch heute in diesem Volke lebt und welcher dem deutsch-feindlichen Moskowiterthum so nahe verwandt ist, immer etwas in Frage gestellt ist, so concentrirt sich dieser geistige Gegensatz wesentlich in der Stellung der von Katkoff und Aksakoff geführten Moskowiter, welche nur das gelten lassen, was zur ‚Religion ihrer Nation' gehört, zu den römisch-katholischen Polen. Die Polen fühlen instinktmäßig, daß ihr Festhalten an der katholischen Religion sie als Zöglinge der abendländischen Cultur von den slavisch sprechenden Vertretern des Mongolen- und Tartarenthums unterscheidet."

Also Krieg gegen Rußland, und zwar zu dem ausgesprochenen Zweck, um die jetzige europäische Existenz des Czarenreichs gründlich zu corrigiren! Dazu bekennt sich der Verfasser wiederholt und ohne Umschweif. „Diesen Proceß im gegebenen Falle auch wirklich bis zu diesem Punkte durchzuführen, kann die allein nennenswerthe Aufgabe der deutsch-österreichischen Politik des nächsten Zeitraumes seyn. Diese Aufgabe schließt aber so sehr die günstige Lösung der unerträglich drückenden politischen und wirthschaftlichen Zustände Centraleuropa's ein, daß die maßgebenden Kreise, welche diesen Zusammenhang übersehen, der allergrößten Mäßigung und der strengsten Loyalität bedürfen, um nicht den ersten, auch nur geringfügigen, von Rußland gegebenen Anlaß zu benützen, die Krisis herbeizuführen."

Der Erfolg macht dem Verfasser keine Sorge. Frankreich, glaubt er, würde durch das Aufwerfen der Polenfrage vor eine peinlichere Wahl gestellt werden, als jüngst wegen Aegyptens, und jedenfalls würde die eingefleischte republikanische Uneinigkeit jede Aktion lähmen. Skrupel macht ihm nur die Frage, ob die Wiederherstellung eines Polenreichs gleich von vornherein affigirt, mit anderen Worten die Polen förmlich zur Insurrektion aufgerufen werden sollten. In so großen Dingen darf man sich aber nicht in Zwirnsfäden verwickeln lassen. Der Verfasser rechnet denn auch selber der Kriegspartei in Frankreich und der Macht Rußlands gegen-

über auf die verbündete Macht von Deutschland, Frankreich — und Polen.

Enfin: es ist sehr gut, daß dieß Alles einmal gesagt ist, und zwar gerade jetzt von dem Orte aus und dem Manne, der es sagt. Der Gedanke ist zwar nicht neu, und die mörderische Behandlung Polens durch die Moskowiter, unentwegt bis zum heutigen Tag, hat der polnischen Frage Anspruch auf Unsterblichkeit verliehen. Aber der Mann, der dieselbe jetzt so energisch als eigentlich deutsch-österreichische Lebensfrage aufwirft, ist nicht etwa ein gewöhnlicher Literat oder müßiger Conjektural-Politiker. Herr von Nathusius, aus einer streng conservativen, auch literarisch renommirten Familie von Landedelleuten stammend, war schon in jungen Jahren geraume Zeit hindurch Chefredakteur der „Kreuzzeitung". Er hat sodann das verbreitetste Organ der preußisch Conservativen, den Berliner „Reichsboten" gegründet, in dessen Spalten die vorliegende Schrift auch zuerst artikelweise erschienen ist, selbstverständlich ohne daß die Redaktion sich mit allen Einzelnheiten identificirt hätte. Der Verfasser ist somit eine politische Persönlichkeit, deren Schritte nicht unbeobachtet bleiben. Als Gutsbesitzer in der Provinz Posen ist er auch mit dem Polenthum sehr genau bekannt; im Reichstag vertrat er indeß einen westfälischen Wahlkreis.

Daß gerade jetzt von solcher Seite die deutsche Zukunft an die Wiederherstellung Polens geknüpft wird, hat schon bei den Veröffentlichungen des „Reichsboten" berechtigtes Erstaunen erregt. Herr von Nathusius weiß auch selbst sehr wohl, wie schwer es vielen altpreußischen Conservativen fallen würde, sich in die von ihm eröffnete Perspektive zu finden. Es ist dieß die Partei, welche zur Zeit des Krimkriegs im Landtag erklärte: ein Anschluß an die Westmächte gegen Rußland käme gleich dem „Verbrechen des Vatermords". Freilich meint der Verfasser, seitdem sei viel Wasser die Newa hinabgeflossen. Für den jetzigen Czaren hegt er die herzlichste Sympathie; er hält ihn für den besten aller deutschen

Beherrscher[1]) Rußlands, der nun aber einmal in die tragische Lage gekommen sei, und Deutschland mit ihm, daß das Kugelpfeifen in offener Feldschlacht eine wahre Erquickung für ihn seyn müßte.

Aber die maßgebenden Kreise in Berlin! Nach diesen hat man auch im Jahre **1866** gefragt, und eine von Vielen für unmöglich erachtete Antwort erhalten. Für jetzt ist jedenfalls so viel gewiß, daß sich unbedingt erst zwei greise Augen schließen müßten. Ein sonderbares Zusammentreffen liegt indeß in dem Umstande, daß vor Kurzem durch alle Zeitungen der Bericht über eine Conferenz ging, die Fürst Bismarck mit einem polnischen Magnaten, der eigens hiezu berufen worden sei, gehabt haben soll. Die Nachricht wurde wie gewöhnlich dementirt; aber ein diplomatisches Witzwort behauptete: die Angaben seien unwahr, jedoch ganz richtig. Die Erkundigung des Fürsten soll ungefähr dahin gegangen seyn, ob es denn für gewisse Fälle unter den Polen eine vernünftige Partei gäbe, mit der sich reden ließe. Nebenbei gesagt, ist Hr. von Nathusius der Meinung, einen solchen vernünftigen Polen, der seine Landsleute von allen Extravaganzen zurückgehalten und dafür ihre innere Kräftigung befördert habe, hätte Fürst Bismarck bereits gehabt, und zwar an dem Cardinal Ledochowski, Erzbischof von Posen. Der Verfasser spricht denn auch ziemlich unverblümt von der unbegreiflichen Kurzsichtigkeit, mit welcher dieser Mann unversöhnlich verfolgt, und überhaupt die Polenfrage, die preußisch-revolutionäre nämlich, ganz unmotivirt und allseitig verbitternd, in den preußischen Kirchenstreit hineingezogen werde.

Uebrigens war schon früher einmal davon die Rede, daß unter den reichen Auskunftsmitteln im Geiste des Für-

---

1) „deutsch", weil in seinen Adern kaum noch russisches Blut fließe; denn unter seinen 32 Ahnen, also 64 Vorfahren, finde sich nur Eine Russin, die Mutter Peters III.

sten Bismarck auch Polen nicht fehle. Auch damals erfolgte ein schneidiges Dementi der Angabe, als wenn Preußen jemals seine Augen auf das linke Weichselufer geworfen habe. Dagegen ist aber an eine Erzählung der „Kölnischen Zeitung" vom 22. Februar 1863 über eine Unterredung erinnert worden, die zwischen Herrn von Bismarck und dem Kammer-Vicepräsidenten Behrends auf einem Hofball stattgefunden, und bei der sich der Minister folgendermaßen geäußert habe: Die durch den Aufstand in Fluß gebrachte polnische Frage könnte auf doppelte Weise gelöst werden: entweder müsse man die Insurrektion schnell im Verein mit Rußland unterdrücken und den Westmächten mit einem fait accompli zuvorkommen, oder auch könnte man die Situation sich entwickeln und erschweren lassen, um abzuwarten, bis die Russen aus dem Königreich vertrieben und gezwungen wären, sich preußische Hülfe zu erbitten; dann müßte man kühn vorgehen und das Königreich für Preußen occupiren. Hr. Behrends erzählte noch, der Minister habe allen Ernstes beigefügt: Czar Alexander sei Polens selber überdrüssig, und „binnen drei Jahren wäre da unten Alles germanisirt."

Als damals, im Jahre 1877, diese Reminiscenz wieder aufwachte, erhielt die Berliner „Germania"[1]) aus Prag die Bestätigung des Berichts in Klaczko's Buch von den „Zwei Kanzlern", wornach allerdings Herr von Bismarck durch seinen Vertrauten, den jetzigen Botschafter in Rom, Herrn von Keudel, der selber große Güter in Polen besitzt, mit polnischen Notabeln Verbindungen gesucht und durch einen derselben der Emigration in Paris die Frage vorgelegt habe: ob sie eine preußische Occupation der russischen Herrschaft und ihren Gräuelthaten vorziehen würde. Der Berichterstatter bemerkt indeß: im Hotel Lambert zu Paris habe man Hrn. von Bismarck noch nicht ernst genommen und die an-

---

1) vom 22. September 1877.

getragene Verbindung fallen lassen. Um dieselbe Zeit erschien in München ein Buch aus subventionirter Feder, worin der dringende Rath begründet wurde: Preußen sollte Polen bis Warschau anneriren, dafür aber die deutschen Bundesstaaten mit seinem „nationalen Beruf" in Ruhe lassen.

Es kam anders. Das deutsche Nationalreich kann nun nicht geneigt seyn, noch mehr Polen in seinen Schooß aufzunehmen. Hr. von Nathusius verlangt auch nur, daß Posen, das ohnehin bereits größtentheils germanisirt sei, bei Preußen verbleibe. Ebenso entschieden verlangt er aber auch, daß die tyrannische Germanisirungs-Politik unter den Polen ein Ende nehme, und die Berliner Regierung sich das Königswort vom 23. Dezember 1822 vor Augen halte: „Religion und Sprache sind die höchsten Heiligthümer einer Nation." Dagegen verhehlt er sich nicht, daß Galizien allerdings einem wiedererstandenen Polenreiche nicht fehlen dürfe; aber er glaubt, die Entschädigungsobjekte lägen in der Türkei zur Hand, namentlich in Albanien, und eventuell durch eine österreichische Secundogenitur in Polen.

Ohne Zweifel: wenn Oesterreich zur Wiederherstellung Polens die Hand bieten würde, so müßte es entschlossen seyn, Galizien an das neue Reich polnischer Nation abzugeben. Man kann aber auch sagen, daß es für die Habsburgische Monarchie auf die Länge unmöglich seyn werde, Rußland gegenüber den Besitz Galiziens im Frieden festzuhalten. Galizien ist der eigentliche Herd, auf dem der polnische Nationalgeist warm gehalten, und der Kern, aus dem die Entwicklung seiner Zukunft vorbereitet wird. Oesterreich läßt seinen Polen volle Freiheit der nationalen Gebahrung, dieselben spielen überdieß eine bedeutsame Rolle im Gesammt-Staat. Die Deutschliberalen, auf deren Einfluß eifersüchtig, drohen von Zeit zu Zeit mit den Folgen dieser Begünstigung: es könne ein Tag kommen, an dem man, nämlich die andern Mächte, welche andere Polen unter ihr hartes Joch gezwungen haben, Oesterreich für seine Polen verantwortlich machen

werde, und es sei nicht zu glauben, daß Oesterreich Anlaß habe, sich einen solchen Tag zu wünschen.[1])

Auf der andern Seite zeigt sich gerade jetzt mit jedem Tage mehr, wie kläglich die Berechnungen des Grafen Andrassy bei den Abmachungen des Berliner Congresses zu Schanden geworden sind. Die aus dem Leibe der Türkei geschnittenen neuen Staaten entpuppen sich sammt und sonders als die Todfeinde Oesterreichs, und machen insbesondere seine Stellung in Bosnien und der Herzegowina auf die Länge unhaltbar, wenn dieselben nicht durch einen endgültigen Kaiserschnitt vom russischen Einfluß und von den Hoffnungen auf das Czarthum gewaltsam losgerissen werden. Bei dem jetzigen Zustande vermag selbst der kleine Fürst von Montenegro auf seinem russischen Vorposten das mächtige Oesterreich zu verhöhnen, und dieses Reich wird an seinen südöstlichen Grenzen niemals wieder Ruhe haben, ehe die interessanten Nationalitäten jenseits derselben durch eine Zwischenmacht von Rußland getrennt sind, die sich als Prügel vor den Hund legt.

Daß sich die Zukunftspolitik des Hrn. von Nathusius auf die ganze Türken-Frage erstreckt, ist selbstverständlich. Denn wer von dem Schicksal Rußlands redet, redet von dem der Türkei und umgekehrt. Die glücklichste Lösung der türkischen Frage aber wäre allerdings ein neues Polen. Der Herr Verfasser hat ganz recht; Fürst Bismarck aber hatte unrecht, wenn er nichteinmal die „Knochen eines pommer'schen Musketiers" an den Orient wagen wollte. Auch Rußland ist Orient, und wo anders will das Reich hinaus, wenn die Noth endlich zu einer Evolution zwingt, die dem unerträglichen Provisorium ein Ende macht? Umsonst redet nicht alle Welt von dem unvermeidlichen Entscheidungskampf schon seit Decennien; es fragt sich nur, wer anfangen wird, und nachdem man in Rußland schon sagen hörte: „wir selbst!" dürfte die Saat heranreifen zum Schnitt.

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 30. Sept. d. Js.

L.

Schweizer Skizzen und Bilder.

V. Das alte Basel.

(Schluß.)

Basilea illustris! Eine bischöfliche Schule bestand am Domstifte zu Basel wahrscheinlich schon im 9. Jahrhundert, mindestens hat Bischof Hatto Vorschriften über den Volksunterricht hinterlassen. Neben der Domschule war die aus einer Pfarrschule hervorgegangene Peterstiftsschule bis in das 16. Jahrhundert hinein hoch angesehen. Eine Schule bei St. Leonhard kommt um das Jahr 1290, eine bei St. Martin um 1390, bei St. Alban 1440 vor; weit älter als letztere war die Schule bei St. Theodor. Alle diese Schulen waren Lateinschulen, welche künftigen Geistlichen Vorunterricht ertheilten. An der Spitze standen als Rektoren Geistliche, häufig Mönche, mit magerem Einkommen und geringem Schulgeld sich begnügend. Neben den Geistlichen lehrte mitunter auch ein Provisor, in der Regel ein fahrender Schüler. Lehrgegenstände waren wie damals allenthalben Lesen, Singen und der Festkalender, später auch Grammatik, Logik oder Dialektik und Musik. Der Elementarunterricht war frei und wurde Kindern wie Erwachsenen von Schulmeistern ertheilt, welche herumzogen und bald da bald dort ihre Schule aufschlugen. Höhere Bildungsanstalten scheinen in mehreren Klöstern bestanden zu haben; namentlich in denen der Dominikaner und der Barfüßer.

Das geistige Leben Basels, schon durch das langwährende Concil nicht wenig angeregt, begann sofort lebhaft zu pulsiren, als im Jahre 1460 die Universität gegründet und die Stadt bald darauf zu einem Hauptsitze der neuerfundenen Buchdruckerkunst sowie der mit dieser verbundenen Handwerke und Künste wurde. Als Stifter der Hochschule gilt Aeneas Sylvius, der erste Rektor war Georg Andlow. Die ersten Bücher erschienen um das Jahr 1474, die frühesten Buchdrucker waren Bernhard Richel und Michael Wensler. Berühmte Namen erwarben sich im 15. und 16. Jahrhundert die Buchdrucker Amerbach, Froben, von Olpe, Henric Petri, Oporinus, Herwagen, Cratander; im 17. und 18. Jahrhundert aber die König, Deker, Genath, Thurneisen, v. Mecheln, Schweighauser, Battier, Haas. Von all diesen Buchdruckergeschlechtern ist heute keines mehr übrig. Im Jahre 1880 besaß Basel 12 eigentliche Buchdruckereien, 2 Tretpreßgeschäfte, 1 Fabrik von Buchdruckerei-Utensilien, 37 Buchbinder, 21 Buchhändler, 3 Colportagegeschäfte, 5 Kunsthandlungen und mehrere Antiquare.

Die Blüthezeit der Universität war die vom Stiftungsjahre an bis 1529, binnen welcher Frist 5193 Studenten immatrikulirt wurden. Beim Ausbruche der Reformation kehrten viele Gelehrte Basel den Rücken. Die Universität wurde 1532 der Kirche untergeordnet; die in den Jahren 1542 und 1550 eingeführte strenge Censur war dem freien Aufschwung der Wissenschaft nichts weniger als förderlich. Die beengende Richtung in Kirche und Schule führte dazu, daß Fremde von der Universität, einheimische Professoren aber von allen bürgerlichen Aemtern ausgeschlossen wurden. Die Hochschule sank zu einem geschlossenen Alumnat herab, durch Einführung des Looses verwandelten sich die Lehrstellen in bloße Pfründen, deren Inhaber mit der Verwaltung von Fonds sowie mit Vormundschaften dermaßen beschäftigt wurden, daß sie sich mit der Wissenschaft wenig abzugeben vermochten. Nachdem man im vorigen Jahrhundert wiederholt aber vergeblich die Restauration der Universität angestrebt, kam eine solche endlich in den Jahren 1818 und 1834. Man richtete die Hochschule nach deutscher Art ein; aber die Hoffnung, daß Studenten aus Deutschland und Frankreich her-

beiströmten oder daß Basel zur Gesammthochschule der Schweiz sich erheben würde, ist nicht in Erfüllung gegangen. Die Frequenz blieb trotz nicht selten vortrefflicher Lehrer bis heute eine sehr bescheidene.

Den ungünstigen Verhältnissen zum Trotze zählte aber Basel auffallend viele Männer, welche fast in allen Gebieten der Wissenschaft sich auszeichneten; in dieser Hinsicht lassen sich höchstens Zürich oder Genf mit Basel vergleichen. Viele der hervorragenden Männer nannten Basel ihre Vaterstadt, gar mancher Baseler mußte in die Fremde wandern, weil er daheim nicht ankommen konnte.

Von den berühmten Philologen des 15. und 16. Jahrhunderts seien hier genannt Johannes Heynlein a Lapide, der zuerst römische Klassiker erklärte, Johannes Sichard, dann Simon Grynäus, der Wiederhersteller klassischer Studien, fleißiger Schriftsteller und Vater eines um die Wissenschaften hochverdienten Geschlechtes. Ferner: Konrad Wolfard, der am Pädagogium lehrte; Sebastian Castellio, ein Privatgelehrter, der so arm war, daß er im Rhein geflößtes Holz auffischen mußte. Cölius Secundus Curio aus Turin lockte von 1546 ab viele fremde Studenten nach Basel. Im 18. Jahrhundert war S. B. Merian ein ausgezeichneter Philolog, der 1750 zu Berlin einen Wirkungskreis fand und 1807 daselbst starb. In unserm Jahrhundert zeichneten J. D. Gerlach und W. Roth sich aus.

Auch nach Basel soll die Kenntniß der griechischen Sprache und Literatur zuerst durch einen flüchtigen Griechen, Andronikus Kontoplakas, eingewandert seyn. In diesem Gebiete glänzten Johannes Herbster (Oporinus), dann zwei Wetsteine, Anton Bier, in unserer Zeit Emil Linder und Wilhelm Vischer. — Das Hebräische lehrte schon im 15. Jahrhundert Johann Wessel, das „Licht der Welt" genannt. Ein tüchtiger Grieche und Hebräer war Konrad Kürschner (Pellicanus), Guardian des Barfüßerklosters († 1556). Der beste Orientalist war der Westfale Johann Burtorf, seit 1588 in Basel, wo er 1629 starb. Sein gleichnamiger Sohn und Nachfolger im Lehramte pflanzte den Ruhm seines Namens fort († 1664).

Geschichtsforscher und Geographen lieferte Basel

zahlreicher als irgend eine andere Stadt. Schon in den Tagen des Concils und des Burgunderkrieges schrieb der bischöfliche Official Heinrich von Benheim die Geschichte seiner Zeit. Ritter Hermann von Offenburg, der Kaplan Nikolaus Gerum, drei Ryff, sowie der Karthäuser Georg waren tüchtige Chronisten. Der erste eigentliche Geschichtschreiber war der durch seine Kosmographie bekannte Sebastian Münster, der 1552 zu Basel starb, wo er drei Jahrzehnte hindurch gelehrt. Heinrich Pantaleon, als Geschichtsschreiber besonders durch sein Heldenbuch bekannt, war Theolog, Mediziner und Philolog, dazu noch gekrönter Dichter († 1595). Als der tüchtigste Kenner der Stadtgeschichte, dessen Chronik noch heute beliebt ist, gilt der Theologe, Mathematiker und Stadtschreiber Christian Wurstisen (1544—1588). Ihm ebenbürtig war der Staatsarchivar D. Bruckner, von welchem die Chronik fortgesetzt wurde († 1781). Der ebenso gelehrte als wohlberufene J. J. Grasser hinterließ viele Schriften, namentlich das schweizerische Heldenbuch und die historische Schatzkammer († 1629). Der Baseler Jakob Christoph Iselin, Verfasser des bekannten historischen Lexikons, vereinigte in seiner Person den Historiker, Theologen und Orientalisten mit dem Weltmanne. Der 1838 verstorbene Antistes Hieronymus Falkeisen gilt als der dritte Geschichtsforscher Basels; von seinen zahlreichen Handschriften ist aber erst wenig gedruckt, wahrscheinlich war er zu unparteiisch. Professor C. Hagenbach, der Rathsherr A. Heusler, die Professoren Gerlach, Vischer, Brömel, Kortum u. s. f. haben sich als Historiker mehr oder minder namhaft gemacht; W. Wackernagel als Germanist.

Bezüglich der Philosophie besaß Basel einen Lehrstuhl für die Ethik seit 1512, für die Logik seit 1532, für die Dialektik seit 1542. Heynlin a Lapide brachte den Streit zwischen den Nominalisten und Realisten nach Basel; berühmter als er war Loriti (Glareanus), der von 1514—1519 gelehrt hat. Loriti war nicht allein Philosoph, sondern zugleich Sprachgelehrter, Mathematiker und Dichter.

In den mathematischen Wissenschaften haben die Bernouilli's Basels während des 17. und 18. Jahrhunderts den ersten Rang in Europa eingenommen; die Meister überflügelte

aber Leonhard Euler aus dem nahen Richen († 1783 in Petersburg).

Auch an Naturforschern war Basel nicht arm. Theophrastus Paracelsus war der Erste, welcher in Basel eine Chemie lehrte, die lange verpönt in unsern Tagen wieder zu Ehren gelangt. Besonders die Botanik fand Pflege. Die Gebrüder Bauhin (Johann † 1613, Kaspar † 1624) haben als Sammler und Schriftsteller Namhaftes geleistet. Ludwig Burckhard (1784—1817) aber hat lange genug gelebt, um als einer der ersten und gründlichsten Durchforscher von Egypten, Syrien, Palästina, Arabien und Nubien berühmt zu werden. — Schon im 14. Jahrhundert traf man in Basel Stadtärzte, welche weder Geistliche noch Juden waren. An der Universität jedoch lehrte bis 1529 nur ein einziger Professor die Arzneiwissenschaften. Paracelsus gab 1525 bis 1529 Anstoß zur Besserung, und Andreas Vesalius aus Brüssel war es, der in den Jahren 1542—1545 in Basel zuerst Skelette aufstellte und sein unsterbliches anatomisches Werk herausgab. Als tüchtiger Arzt und Lehrer brachte Felix Plater, der von 1570—1614 in Basel lehrte, die medizinische Fakultät zu großem Flore; namentlich wurde das Studium der Anatomie gefördert. Unter den eingebornen Baselern haben in den Tagen der Bernouilli fünf „Zwinger" als praktische Aerzte und medizinische Schriftsteller sich ausgezeichnet.

Im 16. und 17. Jahrhundert genoß das Juristen-Collegium Basels eines solchen Rufes, daß es aus weiter Ferne um Rath angegangen wurde und daß in der Schweiz das Sprichwort aufkam: „Man wird nach Basel schicken müssen." Der erste bedeutende Jurist, von welchem auch die früheste Theorie des deutschen Staatsrechts aufgestellt wurde, war Peter von Andlaw, einer altadeligen Familie Basels angehörig. Im 16. Jahrhundert glänzten als Rechtsgelehrte Bonifacius Amerbach, der „Papinian Basels" († 1562), sowie dessen Sohn Basilius († 1591); im 16. und 17. Jahrhundert mehrere Iselin und Fäsch, im 18. Johann Steck, N. Passavant und J. Wetstein.

Mit in ihrer Art oft trefflichen Theologen und Kirchenvorstehern versahen seit dem 16. Jahrhundert ihre fromme

Vaterstadt vorzugsweise die Geschlechter Grynäus, Wetstein, Burckhard, Iselin und Merian. Von den Staatsmännern des winzigen Basel ist freilich wenig zu berichten. J. R. Wetstein hat auf dem Congreß von Münster und Osnabrück mit Hülfe Frankreichs der Eidgenossenschaft die Anerkennung Europa's, seiner Vaterstadt aber die Befreiung von der Gerichtsbarkeit des Reichskammergerichtes verschafft. Im Dienste des Auslandes schwangen sich H. R. Fäsch († 1751) sowie Lukas Schaub († 1758) zu hohen Stellungen empor. Ueber die staatsmännischen Leistungen des Peter Ochs († 1822) wirft man am passendsten den Mantel der christlichen Liebe.

Nur wenige Baseler haben es zu großartigen militärischen Ehren gebracht, wahrscheinlich deßhalb, weil der kleine Kanton den auswärtigen Potentaten eben nur wenige Compagnien zu liefern vermochte. G. R. Fäsch, welcher den siebenjährigen Krieg mitfocht, brachte es in kursächsischen Diensten zum General; J. R. Fäsch († 1762) war französischer Oberst und hat 1748 ein schweizerisches Armeecorps commandirt. H. Linder († 1763) machte als General in niederländischen Diensten mehrere Feldzüge mit. J. B. Merian († 1784) brachte es in dänischen und preußischen Diensten zum Generalmajor. J. J. Iselin († 1772) war französischer Brigadegeneral; in unserem Jahrhundert galt Wieland als ein ausgezeichneter Oberst und militärischer Schriftsteller.

Bezüglich der Künste hat Basel niemals einen hervorragenden Rang eingenommen. Es hat nicht an Minnesängern gefehlt, welche innerhalb seiner Mauern sangen; doch sind aus diesen nur spät einige Dichter erstanden. Im 15. Jahrhundert hat Sebastian Brant fast zwei Jahrzehnte als Professor der Dichtkunst gewirkt; im 16. wurden Heinrich Loriti und Heinrich Pantaleon vom Kaiser zu Dichtern gekrönt, im 18. kann J. J. Spreng genannt werden; dichterische Begabung bewiesen in unserer Zeit die Professoren Wilhelm Wackernagel und K. R. Hagenbach. Vom Letzteren möge eine Probe der baseler Mundart hier Platz finden, welche von allen Gebildeten, auch in den Verhandlungen in Rath und Gericht gesprochen wird:

Isch's nit, as wäre d'Lit verrukt?
Wär's no so dumm, isch's numme 'drukt,
Wär's no so wiest, es het kai Noth,
's mueß schen sy, wil's im Druck so stoht.

Wenn Eine = n = ünne = n = Ehrema
E Schletterli ahenka ka,
So spart er's nit, isch's druckt, was g'schicht?
E jede glaubt, was 'druckt er sicht.

Auch große Musiker oder Maler hat Basel nicht aufzuweisen. Durch die kirchliche Umwälzung des 16. Jahrhunderts geriethen die Künste rasch in solchen Zerfall, daß die Maler Basels sich zu Anstreicherarbeiten hergeben und froh seyn mußten, Anfangs 1526 die Larven für die Fastnachtsnarren ohne Concurrenz malen zu dürfen. In demselben Jahre trieb Mangel an Erwerb Hans Holbein den Jüngeren aus Basel nach England, wohin ihm Desiderius Erasmus ein Empfehlungsschreiben an den Kanzler Thomas Morus mitgab. Als Porträtmaler erwarb Mathäus Merian (1621—1687) einen Namen; seine Schwester Sibylla aber (1717) war eine sehr gewandte Miniatur- und Blumenmalerin. Der Historienmaler Gregor Brandmüller († 1691), ein Schüler von Le Brun, errang dreimal den Preis der Pariser Malerakademie, sein College J. R. Huber aber († 1748) soll außer historischen Bildnissen nicht weniger als 3065 treffliche Porträte gemalt haben. J. L. Fäsch wurde zu Paris ein Löwe des Tages, indem er Schauspieler auf dem Theater darstellte. Gute Landschaftsmaler waren Marquart Wocher († 1825), J. Miville († 1834), die beiden Bürmann und Ludwig Burckhard; ein vorzüglicher Carrikaturenzeichner Hieronymus Heß, als Genremaler Rudolf Braun und J. B. Guzwiller. Ein Basler Kind war auch die Malerin Emilie Linder.

Daß in Basel früher treffliche Glasmaler, Bildhauer und Holzschnitzer thätig waren, beweisen noch vorhandene Leistungen. Fast alle Namen der Arbeiter sind jedoch vergessen, weitaus die meisten ihrer Werke sind mit den kunstreichen Leistungen der baseler Goldschmiede und anderer Metallarbeiter dem Vandalismus der Bilderstürmer zum Opfer gefallen.

Hervorragende Kupferstecher waren die Baseler Mathäus Merian (1593—1650), Christian von Mecheln (1737—1818), J. J. Thurneisen († 1717) vielleicht der beste von allen, und Theodor Falkeisen († 1814). In unserem Jahrhundert lieferten treffliche Kupferstiche der Maler F. Salathé in Paris, J. J. Falkeisen, Cherbouin und H. Gelhaar in Basel. Ausnehmende Pflege hat daselbst von jeher die Siegelstecherkunst gefunden und zwar sowohl durch ausübende Meister als auch durch Dilettanten und Gönner. Zu letzteren gehörten die Juristen Amerbach, welche eine sehr reiche Sammlung von Kunstgegenständen besaßen; dann die Fäsche, von denen ein eigenes Museum gestiftet und fortwährend bereichert wurde; im 18. Jahrhundert besonders die Reber, P. Vischer und S. J. Bachofen, welche werthvolle Gemälde- und Kupferstichsammlungen hinterließen.

Die Millionenstadt ist überhaupt reich an Anstalten, Vereinen und kostbaren Sammlungen, welche den Wissenschaften und Künsten dienstbar sind.

LI.

Angelo Secchi über die Größe der Schöpfung.

Im literarischen Nachlasse des am 26. Februar 1878 zu Rom verstorbenen berühmten Astronomen und Astrophysikers P. Angelo Secchi, haben sich außer dreizehn populärwissenschaftlichen Vorträgen über „die Grundzüge der physischen Erdkunde" noch zwei Vorträge über die „Größe der Schöpfung" vorgefunden, welche neuestens von C. Güttler in fließender Uebersetzung auch dem deutschen Publikum zu-

gänglich gemacht worden sind [1]). Secchi feiert hier die Größe der Schöpfung zuerst in räumlicher Hinsicht.

Wir stehen zwischen einer doppelten Unendlichkeit, einer unermeßlich großen, die uns das Telescop enthüllt, und einer ebenso kleinen, welche uns das Microscop offenbart, und sowenig wir die Sterne eines Nebelflecken zählen können, so wenig können wir auch die Atome einer Zelle oder die einzelnen Theile einer Flimmerspore in Zahlen ausdrücken. Man hat versucht, die Menge von Sauerstoff- und Wasserstoffatomen zu berechnen, die zur Bildung eines kleinen Wasserwürfels von $\frac{1}{1000}$ Zoll Breite nöthig sind und hat 3900 Billionen gefunden. Und doch ist das Wasser einer der minder zusammengesetzten Naturkörper! Die beiden Unendlichkeiten vorbezeichneter Art sind indessen keine wahren Unendlichkeiten, wie ein stoffanbetender Materialismus will, sie sind nur scheinbare, sofern wir unsererseits selbst bei aller künstlichster Bewaffnung weder im Großen noch im Kleinen ein Ende wahrzunehmen vermögen; das wahrhaft Unendliche steht über ihnen.

Auch in zeitlicher Hinsicht erscheint das Universum als eine für unsern forschenden Blick unermeßbare Größe. Am deutlichsten kommt sie zum Ausdrucke in den geologischen Formationen. Schon die außerordentliche Mächtigkeit der bis zu 40,000 Meter emporsteigenden paläozoischen Ablagerungen legt uns für deren Entstehung eine so hohe Ziffer von Jahren nahe, daß der Sand des Meeres zu spärlich wäre, sie zu registriren. Rechnen wir noch die Reihe der jüngeren Erdschichten dazu, so werden die Jahrhunderte nicht

---

1) Die Größe der Schöpfung. Zwei Vorträge gehalten vor der Tiberinischen Akademie zu Rom von P. Angelo Secchi. Aus dem Italienischen übertragen nebst einem Vorwort von Carl Güttler. Leipzig bei E. Bidder. 1882. (IV. 52 S.)

mehr nach Tausenden sondern nach Millionen zählen. Das dichte kalkhaltige Thonlager, welches der Mont-Cenis-Tunnel durchschneidet, hat allein eine Dicke von mehr als sieben Kilometer; wird für die Bildung eines Millimeters ein Jahr angenommen, was sehr wenig ist, wenn man die dünne Lage der ursprünglichen Schichten berücksichtigt, aus denen sie zusammengesetzt sind und die wahrscheinlich das Ergebniß jährlich wiederkehrender Anschwemmung sind, so würde man sieben Millionen Jahre erhalten. Der Materialismus nahm hievon Anlaß, eine Ewigkeit des Stoffes zu folgern; doch die fortgesetzten Entdeckungen der modernen Physik, welche für die Erhaltung und Umwandlung der mechanischen Kräfte sprechen, machen in umgekehrter Weise die Wahrheit einleuchtend, daß die Welt in einem bestimmten Zeitpunkte geschaffen wurde. Aus der Theorie der Umwandlung derselben folgt nämlich, daß alle gespannten Kräfte dem Zustande des Gleichgewichtes zustreben, ohne deßhalb unterzugehen; wenn aber die Welt von Ewigkeit existirte, so würden bei dem unaufhörlichen Kraftumsatze sämmtliche gespannte Kräfte bereits den Zustand des Gleichgewichts erreicht haben, folglich würde auch die Welt nicht mehr seyn.

Hält Secchi seinerseits auch fest an dieser Umwandlungslehre, wie er sie früher schon vertreten und ausgebildet hatte in der Schrift über die „Einheit der Naturkräfte", so wendet er sich doch mit Entrüstung gegen deren Mißbrauch von Seiten des Materialismus, welcher das organische Leben und dessen aufsteigende Entwicklungsformen, ja selbst das geistige Leben als bloßes Combinationsspiel der Atom- und Molecularkräfte erklärt. Die Größe der Schöpfung leuchtet gerade auch hervor aus der Unermeßlichkeit der nicht bloß zufälligen sondern planmäßigen Stoffverbindungen. Schon die unorganische Welt und in gesteigertem Maße die organische Welt erweist sich als ein bewunderungswürdiger Kosmos solcher einem höhern und höhern Ziele zustrebenden

Verbindungen, beherrscht durch die weisheitsvolle Macht eines allordnenden Schöpfers.

Will Secchi die atomistisch-mechanische Naturansicht auf derartige Weise auch durch eine teleologische ergänzt wissen, so hat er andererseits doch dem Aristotelisch-Thomistischen Begriffe von der Wesensform und den Wesensformen die gebührende Berechtigung und Würdigung vorenthalten. In gegenwärtigen Vorträgen tritt dieses indessen weniger hervor. Sie wollen nur die Größe der Schöpfung nach verschiedenen Seiten hin unserm Auge näher rücken und haben diesen Zweck auch in einer ebenso beredten wie anziehenden Weise erreicht. Sie bilden sozusagen das Testament eines großen Naturforschers.

A. S.

LII.

Liber de causis.[1])

Im neunten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, als die griechische Philosophie im Reiche des Propheten festeren Fuß zu fassen begann, scheint einem orthodoxen Muhamedaner, welcher in Bagdad oder Basra gelebt haben mag, eine arabische Uebersetzung von des Proklus „Theologischer Unterweisung“ in die Hände gefallen zu seyn.

Proklus war der bedeutendste unter den späteren Neuplatonikern (411—485). Das „fein gesponnene Gewebe logisch-mystischer Phantasien über die Geister- und Götterwelt“, welches Plotinus und Jamblichus begonnen hatten, brachte er zur letzten Vollendung. Mit grübelndem Scharfsinn, mit logischer Schulung, die er dem Studium der Aristotelischen Schriften verdankte, mit umfassender Belesenheit verband er eine kühne Phantasie, welche auch die leersten Gebilde des abstrahirenden Denkens mit dem Scheine von Realität zu umkleiden weiß. Er selber wenigstens bewegt sich unter seinen Abstraktionen „mit der Sicherheit eines Traumwandlers“, einem nüchternen Sinne dagegen fällt es schwer, unter ihnen „das Gleichgewicht zu behaupten und nicht vom Schwindel ergriffen zu werden.“[2]) Das Hervorgehen alles Seien-

1) Die pseudo-aristotelische Schrift über das reine Gute, bekannt unter dem Namen liber de causis. Im Auftrage der Görres-Gesellschaft bearbeitet von Otto Bardenhewer, Dr. d. Phil. u. d. Theol. Freiburg, Herder 1882.

2) Brandis, Gesch. der Entwickelungen der griechischen Philosophie. II, S. 421 f.

den aus der überfließenden Kraft der obersten Ursache bildet bei ihm wie bei seinen Vorgängern den Grundgedanken des Systems. Mit ihnen legt er das Hauptgewicht nicht auf die sinnlich-körperliche, sondern auf die intelligible, geistige Welt, in der die Ideen Plato's zu selbstdenkenden Wesen erhoben sind. Der Rhythmus des Entwicklungsganges muß den Mangel der Beweisführung ersetzen.

Die „Theologische Unterweisung", eine Jugendschrift des Verfassers[1]), gibt einen gedrängten Abriß seiner Lehre. Daß sie ins Arabische übertragen wurde, läßt sich zwar aus den Zeugnissen nicht entnehmen, welche bisher irriger Weise dafür angeführt wurden[2]), eher vielleicht aus der Form der Bearbeitung, welcher der zu Anfang genannte Muslim sie unterwarf. Er verfertigte eine Art von Auszug. Die Sätze, welche ihm die wichtigsten scheinen mochten oder aus irgend einem Grunde besonderes Interesse boten, stellt er neben einander, oder er versucht auch mehrere Abschnitte der Vorlage in einen einzigen zusammenzufassen. Wie schülerhaft er dabei verfuhr, zeigt die Vergleichung mit dem Original. „Ein bestimmter Plan, welcher das Ganze durchherrschte und die Wahl und die Anordnung des Stoffes im Einzelnen bedingt hätte, läßt sich schlechterdings nicht ausfindig machen." [3]) Die Ausdrucksweise ist vag und unbestimmt, ab und zu der Kürze wegen dunkel, meistens aber von ermüdender Weitschweifigkeit. Mag dabei Grundtendenz und Wortlaut der Vorlage von dem Bearbeiter so völlig mißverstanden worden, oder mag dieser, was wenig glaublich, von bewußter Absichtlichkeit geleitet gewesen seyn, — das Produkt einer durch und durch pantheistischen Denkweise wird unter seinen Händen — äußerlich wenigstens — dem mono-theistischen Standpunkte angenähert.

1) Zeller, Philos. der Griechen V (3), S. 779. Anm.
2) Bardenhewer a. a. O. 41 ff.
3) A. a. O. S. 13.

Das seltsame Machwerk ist in einer Handschrift der Leidener Bibliothek erhalten. Hier führt es den Titel: Buch der Auseinandersetzung des Aristoteles über das reine Gute. Wie kam der Name des Aristoteles an diese Stelle? War jener unbeholfene Stümper zugleich ein Fälscher? Bei seinen eigenen Stammesgenossen hat er dann jedenfalls nicht viel Glück gemacht. Es sind nur zwei und dazu sehr späte Spuren des Werks in der arabischen Literatur zu finden gewesen. Ibn-Abu-Ussaibia (gest. 1270) führt in seiner Bibliographie unter den Schriften des Aristoteles ein „Buch der Auseinandersetzung des reinen Guten" auf, und Ibn Sabin, der junge Philosoph, mit welchem Kaiser Friedrich II. in Beziehung trat, weiß in seinem Schreiben an den letzteren zu berichten, Aristoteles habe in reiferen Jahren nach Ausweis seiner späteren Schriften die Lehre von der Ewigkeit der Welt fallen gelassen. Unter diesen späteren, sämmtlich apokryphen Schriften erscheint „das Buch des reinen Guten."

Um so überraschender sollte sein Erfolg unter den Lateinern seyn. Gerhard von Cremona, dessen Verdienst um die Uebertragung griechischer durch arabische Uebersetzungen hindurch gegangener Literaturwerke erst neuerlich gebührend gewürdigt worden ist, übersetzte dasselbe zwischen 1167 und 1187 zu Toledo. Als liber Aristotelis de expositione purae bonitatis kam es zu den Aristotelikern des christlichen Abendlandes.

Bei Alanus von Lille wird es zum ersten Male citirt; Wilhelm von Auvergne, der unmittelbare Vorläufer der großen Scholastiker, macht in seinen Schriften De universo und De anima bereits mehrfach Gebrauch davon; Alexander von Hales endlich, der Begründer der Franziskanerschule, führt es recht eigentlich in die theologische Literatur ein. Von ihm stammt aller Wahrscheinlichkeit nach die Benennung, die von da an die übliche blieb: liber de causis, Buch von den Ursachen. Noch hervorragender aber ist die Beachtung,

welche Albert der Große und Thomas von Aquin dem Werke schenken.

Daß es in der ihm vorliegenden Gestalt nicht von Aristoteles herstamme, weiß Albert allerdings, aber er meint, daß die meisten Sätze einer Schrift des Stagiriten entnommen seien und die übrigen auf arabische Commentatoren zurückgingen. Er hält dasselbe daher nicht nur für einen zuverlässigen Ausdruck Aristotelischer Lehrmeinung, sondern für den unentbehrlichen Abschluß des Systems, wie man treffend gesagt hat: für das letzte Wort der peripatetischen Metaphysik. In dieser Meinung paraphrasirt er es gleich den übrigen, die er zu seiner Darstellung des peripatetischen Lehrgebäudes zusammenfaßt; es bildet die Vorlage für das zweite Buch seiner Schrift De causis et processu universitatis. Daß er darin keineswegs eine Darlegung seiner eigenen Ueberzeugungen bezwecke, sagt er hier wie an andern Stellen ausdrücklich. Aber auch in den Schriften, welche als authentische Urkunden seiner Lehrmeinung zu gelten haben, insbesondere in der theologischen Summe, findet das Buch von den Ursachen ausgiebige Verwerthung, erscheint es als maßgebende Auktorität.

Alberts großes, unbestreitbares Verdienst liegt in der Vermittlung des unermeßlich erweiterten Lehrstoffs, wodurch der Aufschwung der Scholastik im 13. Jahrhundert bedingt war. Den Mangel an Kritik und historischem Verständniß wird man ihm im Hinblicke auf den allgemeinen Geist der Zeit und die Mittel des damaligen wissenschaftlichen Betriebs gerne zu Gute halten. Thomas von Aquin, sein großer Schüler, sah ungleich schärfer. Er weiß, daß das Buch von den Ursachen aus des Proklus theologischer Unterweisung geflossen ist. Mit einer Sorgfalt und Vollständigkeit, worin ihm auf lange hinaus kein zweiter gefolgt ist, führt er die Paragraphen der Bearbeitung auf die entsprechenden des Originals zurück. Er verschmähte es trotzdem nicht, das untergeschobene Werk in einem besonderen Commentar

einer ebenso eingehenden Analyse zu unterziehen, wie die ächten Schriften des Aristoteles, und auch bei ihm spielt es in hervorragender Weise die Rolle einer wichtigen Auktorität. Man kann sagen, daß das Buch ihn durch seine ganze schriftstellerische Laufbahn hindurch begleitet hat, von der kleinen Erstlingsschrift De ente et essentia an bis zu der ruhmvollen Schöpfung seiner letzten Lebensjahre, der theologischen Summe. Bardenhewer zählt in der letzteren, ohne für Vollständigkeit eintreten zu wollen, einige dreißig Citate. „Viermal sind die dicta probantia, welche den voraufgeschickten Gründen für das videtur quod non als schlagende Auktoritäten entgegengestellt werden und im Voraus das Ziel und die Richtung der nachfolgenden responsio anzeigen, dem Buche de causis entnommen . . . . Sechsmal werden Anführungen aus unserm Buche oder Anspielungen auf dasselbe in die responsio auf die jedesmalige quaestio oder in das corpus articuli verflochten; ebenso oft in die nachfolgende Beantwortung, bez. Abweisung der Eingangs aufgeworfenen Schwierigkeiten."

„Am häufigsten aber erscheint unser Buch zur Begründung des videtur quod non benützt. Es ist dieß nämlich nicht weniger als sechszehnmal der Fall. Zur richtigen Würdigung dieser Verwendung des Buches de causis erinnere man sich an die Bedeutung der voraufgeschickten Gegengründe oder Einwürfe für das Ganze der jedesmaligen Frage oder des jedesmaligen Artikels. Dieselben bilden nicht — und eben hierin liegt ja wesentlich das Kunstvolle der Anlage der Summa theologica — bloß äußeres Beiwerk, vielmehr ist die ganze nachfolgende thetische Entwickelung wesentlich auf sie gestützt. Die schließlich angehängten Resolutionen oder Verständigungen bilden einen integrirenden Bestandtheil des Ganzen, sie verfolgen die responsio in ihre letzten Ausläufer, sie enthalten die Applikation des im corpus articuli gewonnenen Resultates. Diese häufige Entlehnung der Objektionen aus dem Buche de causis ist in besonderer Weise

geeignet, Licht zu werfen auf die Schätzung und Würdigung des Buches von Seiten der Schule." [1])

Für Jahrhunderte war ihm durch das Verhalten der berühmtesten Scholastiker seine Stellung angewiesen. Duns Skotus schenkte ihm in seinen Quaestiones disputatae de rerum principio hervorragende Beachtung. Bernhard von Trilia benützt es in der Vertheidigung der thomistischen Erkenntnißtheorie. Von Peter von Auvergne existiren Quaestiones de causis, welche ohne Zweifel sich auf unser Buch beziehen. Aegidius Colonna hat es in einem umfangreichen Commentar erläutert. Der Dichter der göttlichen Komödie verräth seine gründliche Vertrautheit mit der Lehre und Weise der Scholastik auch durch den wiederholten Gebrauch, den er von dem Buche de causis macht. In den Schriften der Mystiker zeigen sich frappante Anklänge an dasselbe. Das 14. und 15. Jahrhundert bringen neuerdings Erläuterungsschriften, und noch bei den Theologen des 17. Jahrhunderts wird sein Andenken durch gelegentliche Citate aufgefrischt.

Der ausgiebigen Benützung entspricht die Fülle von Handschriften, in denen die Uebersetzung des Gerhard von Cremona erhalten ist. Gedruckt wurde der lateinische Text zum ersten Male 1482 zu Venedig unter den lateinisch herausgegebenen Opera Aristotelis. Seitdem bildete er einen regelmäßigen Bestandtheil der lateinischen Gesammtausgaben.

Als ein letzter Beleg für das hohe Ansehen, dessen der Liber de causis im Mittelalter genoß, muß endlich die Beachtung gelten, welche ihm seitens der jüdischen Wissenschaft geschenkt wurde. Drei hebräische Uebersetzungen lassen sich nachweisen, die erste 1284 nach dem arabischen Text, zwei andere nach der lateinischen Uebertragung gefertigt.

Bardenhewer hat seiner Bearbeitung das hundertmal gebrauchte Wort des Terentianus Maurus als Motto vor-

1) A. a. O. S. 276.

gesetzt: Habent sua fata libelli. Man wird zugeben müssen, daß dasselbe kaum je auf ein anderes Schriftwerk mit mehr Fug angewandt worden ist, als auf das räthselhafte Machwerk, welches ein Stümper oder Fälscher als ein Erzeugniß des großen Philosophen von Stagira auszugeben für gut fand.

II.

Wie aber ist dieser Sachverhalt zu erklären, dieses schreiende Mißverhältniß zwischen dem inhaltlichen Werthe eines Buches und der Rolle, die es in der Literatur vor Jahrhunderten gespielt hat? Wie konnte es geschehen, daß der dürftige Auszug, den ein Unwissender aus den methodischen Träumen eines Grüblers zusammenstellte, in den Augen der größten mittelalterlichen Lehrer ein solches Ansehen gewann, daß sie nicht glaubten, daran vorübergehen zu dürfen, daß sie bald seine Aussprüche ernstlich zurückzuweisen für nöthig fanden, bald es für einen Gewinn erachteten, durch die Auktorität derselben ihre Ausführungen stützen zu können?

Ich habe anderwärts[1]) unter Bezugnahme auf die Untersuchungen Bardenhewers geglaubt, mich dahin aussprechen zu können, daß die Werthschätzung des Liber de causis in den Schulen des Mittelalters „mehr zu einer decorativen Verwerthung der tiefsinnig klingenden Aussprüche, als zu einer inhaltlichen Beeinflussung der Scholastik geführt habe.“ In der That wird man eine Reihe von Citaten bei Thomas von Aquin nicht anders auffassen können.

In §. 15 unseres Buches wird von der Intelligenz, dem ersten aus der obersten Ursache hervorgegangenen Seienden gelehrt: virtus eius non est facta infinita nisi inferius, non superius. Aus dem Gedankengange des neuplatonischen Originals ist mit Bardenhewer zu erklären:

---

1) Albertus Magnus (Köln 1880), S. 68.

„nach oben hin ist sie nicht infinita, denn sie wird umgrenzt und umschlossen von dem ersten Einen, welches sie nur in beschränktem Maße in sich aufnehmen kann; nach unten hin aber ist sie infinita, denn es folgt auf sie eine endlose Reihe von Seienden, welche von ihr umgrenzt und umschlossen wird.“ [1])

Der hl. Thomas aber bedient sich jenes Ausspruches, um einen völlig anderen Sinn damit auszudrücken. Ja, was das Auffallendste ist, es sind auch bei ihm wieder zwei, sehr weit von einander abliegende Lehrpunkte, welche durch den gleichen Ausspruch illustrirt werden.

Eine bekannte scholastische Lehre, in welcher man den Nachklang Platonischer Denkweise nicht verkennen wird, scheidet das absolute göttliche Seyn von dem der Geschöpfe dadurch, daß sie die letzteren nur gleichsam am Seyn theilnehmen, das ihnen mitgetheilte in sich aufnehmen läßt, während Gott das Seyn selbst ist [2]). Während aber die Geschöpfe sämmtlich hierin übereinkommen, unterscheiden sich die geistigen Wesen, die Engel, von den körperlichen dadurch, daß die letzteren noch in einer zweiten Weise ein esse receptum besitzen, sofern ihre Wesenheit nämlich an einem materiellen Substrate haftet, während das Seyn der Engel in dieser Beziehung ein absolutes genannt werden kann. Esse earum, lehrt Thomas De ente et essentia cap. 6 von den reinen Geistern, non est absolutum sed receptum et ideo limitatum et finitum ad capacitatem naturae recipientis, sed natura vel quiditas earum est absoluta non recepta in aliqua natura, *et ideo dicitur in libro de causis, quod intelligentiae sunt finitae superius et infinitae inferius.* Sunt enim finitae quantum ad esse suum, quod a superiori recipiunt, non tamen finiuntur inferius, quia earum formae non

1) A. a. O. S. 258.

2) Wie wenig damit einer pantheistischen Auffassung das Wort geredet werden sollte, zeigt Kleutgen, Philosophie der Vorzeit II. (2.), S. 21.

limitantur ad capacitatem alicuius materiae recipientis eas. Die gleiche Anwendung kehrt wieder De potent. Q. 6. a. 3 ad 9. und Summa theol. I, Q. 50 a. 2 ad 4. In dem Commentar zu den Sentenzenbüchern des Petrus Lombardus aber (In libr. III dist. 13 Q. 1 a. 2 sol. ad 2. Q.), wo es von der gratia Christi heißt, sie sei unendlich — infinita — auch quantum ad effectum, denn Christus könne durch seine Gnade unendlich Viele erlösen, wird hinzugefügt: *sicut dicitur in libro de causis, quod virtus intelligentiae est infinita inferius.*

Die Macht zu schaffen, eignet ausschließlich der göttlichen Causalität. In seiner Darlegung der Schöpfungslehre wendet sich Thomas wiederholt gegen die Behauptung „einiger Philosophen", wonach Gott die niederen Geschöpfe durch Vermittlung der höheren geschaffen, den letzteren also die Schöpfungsmacht gleichsam übertragen habe. Zu den Vertretern dieser Ansicht rechnet er ausdrücklich den Verfasser des Buches de causis, und er spricht ihm demgemäß jegliche Auktorität an dieser Stelle ab. Damit soll nun aber bekanntlich nicht gesagt seyn, daß den geschöpflichen Dingen keinerlei Causalität eigne. Können sie auch niemals den Dingen das Seyn verleihen, das sie vielmehr überall voraussetzen, so beeinflussen sie einander doch in mannigfacher Weise, sie wirken auf einander und leiden von einander. Sie sind „zweite Ursachen" und haben als solche die ihrer Natur und Wesenheit entsprechende Fähigkeit des Wirkens, aber sie wirken nur in Kraft der obersten göttlichen Causalität als der „ersten Ursache". Wo Thomas sich in diesen letzteren Gedanken vertieft, zieht er die gleichen Sätze aus dem Liber de causis heran, die er anderwärts nach ihrer Tendenz wie nach ihrem Wortlaute aufs entschiedenste verwirft. So De potent. Q. 3 a. 1 corp. und a. 7 corp. und Q. 7 a. 2 corp. Ja noch mehr! Als hätte ihm der fremde Sinn, in dem er sich gewöhnt hat jene Sätze zu deuten, den ursprünglichen vollkommen verdrängt, beruft er sich in der theologischen Summe

auf dieselben zur Stütze eben jener Lehren von der ausschließenden Schöpfermacht Gottes, um derentwillen er ihnen an der zuerst angeführten Stelle jede Auktorität abgesprochen hatte. Man lese nur S. th. I, Q. 45 a. 4 corp.: Creare non potest esse propria actio nisi solius Dei. Oportet enim universaliores effectus in universaliores et priores causas reducere. Inter omnes autem effectus universalissimus est ipsum esse, unde oportet quod sit proprius effectus primae et universalissimae causae quae est Deus. *Unde etiam dicitur lib. de Causis prop. 3, quod neque intelligentia nec anima nobilis*[1]) *dat esse nisi inquantum operatur operatione divina.* Aus den Worten des Autors wird das Gegentheil dessen entnommen, was sie besagen.

Unsern literarischen Gewohnheiten erscheint nun freilich ein derartiges Verfahren außerordentlich auffallend, und es bedarf einer nachdrücklichen Vergegenwärtigung der mancherlei Motive, welche die Denkweise des Mittelalters bestimmten, um dasselbe einigermaßen zu begreifen. Man erinnere sich also, daß es fertige, wenn auch zum Theil recht minderwerthige Erzeugnisse einer fremden, in ihren treibenden Kräften längst erstorbenen Culturperiode waren, an welche in Kunst und Wissenschaft die mittelalterliche Uebung anknüpfte, welche als Vorbilder bewundert, als Lehrmittel pietätvoll benützt wurden; daß auch die Probleme des philosophirenden Denkens zunächst nicht aus dem eigenen Bedürfnisse des unbefangen in die Weltwirklichkeit gestellten Geistes erwachsen, sondern mitsammt ihren Lösungsversuchen den Schriftwerken entnommen waren, die man aus dem Alterthume erhalten hatte; daß eine historische Auffassung, welche den Charakter der vergangenen Jahrhunderte und die auszeichnende Eigenthümlichkeit ihrer Erscheinungen, ihre Verschiedenheit und ihren Zusammenhang unter einander, genau zu würdigen verstanden hätte, ganz allgemein gebrach; daß

1) So ist wohl zu lesen statt des hergebrachten völlig leeren nobis.

man darum völlig naturgemäß das Ueberlieferte nicht in dem Sinne nahm, in dem es ursprünglich gemeint war, sondern jederzeit in dem, welcher dem Zwecke entsprach, dem es augenblicklich zu dienen hatte. Wenn antike geschnittene Steine mit Göttergestalten und Heroenköpfen unbedenklich als Zierde von Reliquienschreinen verwandt wurden, warum nicht einzelne, aus ihrer Verbindung gelöste Aussprüche eines nach Standpunkt und Tendenz dem christlichen Dogma widerstreitenden philosophischen Traktats zum literarischen Schmuck einer theologischen Lehrschrift?

Ein anderer Vergleich liegt vielleicht noch näher. Mittelalterliche Historiker lieben es, für ihre Schilderungen und Charakteristiken Ausdrücke und Redewendungen aus klassischen Schriftstellern zu entlehnen. Mit den Worten Suetons zeichnet Einhart das Bild Karls des Großen. Was der römische Schriftsteller von Oktavian oder Titus, von Tiberius oder Caligula berichtet, wird herübergenommen, jetzt die Uebereinstimmung und dann die Verschiedenheit des großen Frankenkönigs von den heidnischen Cäsaren damit zu bezeichnen.[1])

Ursprünglich entsprang eine solche enge Anlehnung an fremde Auktorität ohne Zweifel dem begründeten Mißtrauen in das eigene Vermögen. Aber allmälig mag daraus eine literarische Gewohnheit geworden seyn, welche es liebte, mit den Worten eines Anderen zu reden, und Aussprüche eines angesehenen Auktors auch da citiren hieß, wo sie sich nur gezwungen dem Sinne fügten, den sie belegen sollten.

Aber die Frage bleibt noch immer zurück, wie es kam, daß eine Schrift, von der der neueste Herausgeber bemerkt[2]): „An und für sich, d. h. abgesehen von dem Interesse, welches seine Geschichte ihm verleiht, würde das Buch de causis es nicht verdienen, dem Staube der Handschriften entrissen zu

1) Vgl. Jaffé in der Vorrede zu seiner Ausgabe von Einharti vita Caroli Magni p. 17 ff.

2) A. a. O. S. 13.

werden" —, die Stelle einer angesehenen Auktorität einnehmen konnte?

Die Antwort ergibt sich, wie ich glaube, wenn man erwägt, welcher Art die Schriften waren, die auf Inhalt und Umfang der philosophischen Schulthätigkeit in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts einen so bedeutsamen Einfluß ausübten. Von den Werken der arabischen Commentatoren ist dabei abzusehen. Es war die wichtigste Arbeit und das erste Verdienst der maßgebenden Lehrer, den Einfluß derselben zu beschränken, wenn nicht ganz zu beseitigen. Was nun aber die ächten Schriften des Aristoteles betrifft, welche dem christlichen Abendlande zuerst durch Vermittlung der Araber und dann von Constantinopel her zugeführt wurden, so boten sie bei allem Reichthume an Lehrgehalt doch nur eine sehr ungleichmäßige Behandlung der philosophischen Probleme. Insbesondere ließen die unter dem Namen der Metaphysik zusammengefaßten Bücher eine ausführliche Entwicklung gerade der Fragen vermissen, welche dem Interesse der Zeit zunächst standen, der Fragen aus dem Bereiche der natürlichen Theologie. Aristoteles führt bis zur Anerkennung eines obersten Princips, eines ersten Bewegers, einer höchsten absoluten Wirklichkeit, und tiefsinnig zeichnet er die Richtung vor, in welcher jede Erörterung des Wesens Gottes sich zu bewegen hat. Aber an den einschlagenden Stellen zieht sich die Darlegung zur äußersten Knappheit zusammen, und die kurzen abgebrochenen Sätze scheinen weit eher nur dem Verfasser selbst den reichen Inhalt seiner Gedanken in die Erinnerung zurückrufen, als denselben Anderen erschließen zu sollen. Und an den wichtigsten Punkten stoßen wir auf unausgefüllte Lücken. Sichere Anhaltspunkte, welche uns deutlich erkennen ließen, wie Aristoteles über das Verhältniß Gottes zur Welt dachte, lassen sich nicht auffinden. Wir vermissen eine ausdrückliche Zusammenfassung der in der Welt wirksamen Causalreihen in der Spitze einer höchsten wirkenden Ursache. Wir vermissen mehr noch fast eine Ver-

mittlung zwischen dem einen Gedanken, in welchem wechsellos ruhend Gott sein eigenes Wesen erfaßt, und der Vielheit der Weltdinge, denen doch nach der teleologischen Grundrichtung der Aristotelischen Philosophie der ideale Gehalt nicht fehlen darf. Und warum besteht überhaupt die Welt mit ihrer Vielheit und Mannigfaltigkeit, das minder Vollkommene neben dem einen Höchsten, Vollkommensten?

Wenn bei Aristoteles ein befriedigender Aufschluß über solche und ähnliche Fragen nicht zu gewinnen war, so entsprach es nur der herrschenden Sinnesweise, wenn man nach einer andern Vorlage griff, welche ausdrücklich deren Behandlung gewidmet erschien. Die ungenießbare Form konnte Forscher nicht abschrecken, welche gelernt hatten, einen verständigen Sinn Texten abzugewinnen, in denen der Gedanke des Auktors verhüllt und verunstaltet in Folge wiederholter Ueberiragung des Ausdrucks in eine andere Sprache ihnen entgegentrat. Daß der Standpunkt des ursprünglichen Verfassers von dem Aristotelischen grundverschieden war, würde nach dem zuvor Bemerkten auch dann wohl schwerlich von der Benützung seiner Auslassungen abgehalten haben, wenn man sich dieser Verschiedenheit deutlicher bewußt gewesen wäre.

Diese Auslassungen selbst enthielten zudem manches, was den Anschauungen der christlichen Denker völlig entsprach. Die Universalität der obersten Ursache und die völlige Abhängigkeit alles Andern von ihr bilden das Grundthema, das immer auf's neue in Bildern und Begriffsentwickelungen zur Darstellung gelangt. Nicht minder aber auch die Erhabenheit der obersten Ursache über alles Andere. Die Vielheit und Verschiedenheit der Weltwesen endlich wird in einer bestimmten Weise abzuleiten unternommen. Gedanken, welche die christliche Spekulation seit den Zeiten der Väter beschäftigt hatten, fand man in dem Traktat eines unbekannten Philosophen wieder, und der fremdartige Ausdruck, das formelhafte Gepräge schien den Werth der einzelnen Aussprüche nur zu erhöhen.

Und selbst dieser Ausdruck mitsammt den einzelnen Vorstellungsweisen und Gedankenverknüpfungen war den Gelehrten jener Zeit so fremdartig nicht, wie er uns erscheint. Deutlich fanden sie sich in beiden Beziehungen an einen andern pseudonymen Auktor erinnert, dessen Werke schon seit Jahrhunderten einen christlich-modificirten Platonismus dem Ideenkreise des Abendlandes vermittelten, an Dionysius, den vermeintlichen Areopagiten. Bei dem letzteren bildet der hyperbolische, den Neuplatonikern entlehnte Ausdruck nur die durchsichtige Hülle für die orthodoxe kirchliche Lehre.[1]) Um so näher lag es, die Lehrsätze des Liber de causis, wenn auch mittels mehr oder minder gewaltsamer Deutung in ähnlichem Sinne zu verstehen. Bei Thomas von Aquin werden Dionys und der Verfasser des Buches de causis wiederholt als verwandte Auktoritäten neben einander gestellt.

Ich will auch jetzt nicht sagen, daß eine inhaltliche Beeinflussung der Scholastik durch das vielgenannte Buch stattgefunden habe. Gehört es zu den Quellen, aus denen neuplatonische Elemente in sie eindrangen, so waren es doch der Hauptsache nach nur die gleichen, die bereits von anderer Seite her in Umlauf gebracht worden waren. Das aber scheint mir allerdings, daß einzelne Lehren und Anschauungen, welche sich schon vorher innerhalb des scholastischen Gedankenkreises entwickelt hatten, aus dem Liber de causis mit der charakteristischen schulmäßigen Formel zugleich die letzte Bestätigung erhielten, welche sie von da ab als anerkannte Inventarstücke der Schule erscheinen ließ.

---

1) Vgl. Fr. Hipler, De theologia librorum qui sub Dionysii Areopagitae nomine feruntur I—III im Lektionskatalog des Lyceum Hosianum zu Braunsberg, 1871. 1874/5. 1878. Hoffentlich beschenkt uns der Verfasser bald mit einer erschöpfenden Monographie über den Pseudoareopagiten.

Es mag genügen, dieß durch ein paar Beispiele zu erläutern.

Wie Thomas berichtet (De potent. Q. 8 a. 9), war die gewöhnliche Meinung der Schule, daß die Engel die Erkenntniß der geschöpflichen Welt nicht dadurch besitzen, daß sie gleich dem Menschen die den Dingen entsprechenden Erkenntnißbilder aus den Dingen selbst gewinnen, sondern dadurch, daß die Ideen der Dinge ihrem Geiste anerschaffen sind. Auf zwei Gewährsmänner konnte man sich hierfür berufen. Zunächst auf Augustinus; die Begründung, welche der heilige Thomas an jener Stelle beibringt, führt er selbst anderwärts (Summa theol. I, Q. 89 a. 3) auf den großen Kirchenvater zurück. Sodann auf Dionys, den Pseudo-Areopagiten, der ja auf diesem ganzen Gebiete die vornehmste Auktorität bildete. Zu ihnen trat nun noch der Liber de causis hinzu. Mit einer jeden Zweifel von vorneherein abweisenden Sicherheit behauptet §. 9 (entsprechend dem §. 177 bei Proklus): Omnis intelligentia plena est formis, jedes rein geistige (creatürliche) Wesen ist erfüllt von Ideen. Immer und immer wieder wird dieser Satz von Thomas angerufen, wo es sich darum handelt, den ausreichenden Vorzug der englischen Erkenntnißweise zu erörtern.[1])

Dionysius lehrt weiter, die Erkenntniß der verschiedenen Engel sei eine verschiedene, die der höheren eine vollkommenere, allgemeinere, die der niederen eine minder vollkommene, mehr partikuläre. In dem Buche von den Ursachen wird der gleiche Gedanke weitläufig ausgesponnen und mit dem zuvor angeführten Satze in Verbindung gebracht. Thomas, der ihn aufnimmt und in präciser Weise durchführt, beruft sich dabei stets auf seine Auktorität: in libro de causis dicitur quod intelligentiae superiores continent formas magis universales.[2])

---

1) Bardenhewer a. a. O. 266.

2) A. a. O. 267.

Ein scholastischer Grundsatz, welcher seine hauptsächlichste Anwendung in der Erkenntnißlehre findet, in der Allgemeinheit seiner Formulirung aber weit darüber hinausreicht, lehrt, das Aufgenommene müsse sich in dem Aufnehmenden finden nach Weise des Aufnehmenden. Man kann nicht sagen, daß dieser Satz eine Consequenz aus Aristotelischen Principien darstelle. Wenn bei Aristoteles die Materie in vorzüglicher Weise als das Aufnehmende (τὸ δεκτικόν De gen. et corr. 328b 11. De an. 414a 10. Met. 1015a 16. 1023a 12.) erscheint, so ist die Meinung keineswegs, daß das, was sie in sich aufnimmt, die Form oder die gegensätzliche Bestimmtheit, aufgenommen werde „nach Weise der Materie." Denn diese letztere ist das völlig passive Substrat, die bloße Möglichkeit, die keine Wirkungen setzen kann; sie ist lediglich dazu da, Träger der Wirklichkeit zu seyn. Die Beschaffenheit dessen, was sie aufnimmt, ist ausschließlich bedingt durch die Beschaffenheit der wirkenden Ursache, die die Form oder Qualität an dem Substrat hervorbringt. Daß freilich Aristoteles diese Auffassungsweise nicht festhält, daß ihm die Materie, welche im Sinne der ursprünglichen Ableitung nichts seyn sollte als die verselbständigte Möglichkeit, mehr und mehr zum sinnlich-greifbaren Stoffe wird, der mit seinen Eigenschaften nothwendig einen positiven Einfluß auf das aus ihm oder an ihm hervorgebrachte Produkt ausüben muß, — ist bekannt und braucht hier nicht neuerdings aufgezeigt zu werden.[1]) Was aber bei Aristoteles nur als nothgedrungenes Zurückweichen der aus traditionellen Elementen und begrifflichen Erörterungen erwachsenen Theorie vor der Macht der Thatsache erscheint, die Anerkennung, daß auch das, was eine Wirkung in sich aufnimmt oder an sich erfährt, positiv das Resultat mitbestimme, tritt in jenem Satze der Scholastik in grundsätzlicher Formulirung auf.

Den Werth desselben und seine Bedeutung für eine

1) Hertling, Materie und Form (Bonn 1871). S. 72 ff.

fruchtbare Erklärung der realen Vorgänge habe ich hier nicht zu untersuchen. Noch eine ganz neuerlich im Geiste der alten Schule unternommene Darstellung der Naturphilosophie hat geglaubt, ihn nicht übergehen zu dürfen.[1]) Thatsache ist, daß die Scholastik, wo sie ihn proklamirte, nicht gewillt war, darum den Boden Aristotelischer Naturerklärung zu verlassen und einer principiellen Gleichstellung der causa materialis mit der causa efficiens das Wort zu reden. Hier interessirt nur der Umstand, daß der hl. Thomas jenen Satz ausdrücklich auf das Buch von den Ursachen zurückführt (De potent. Q. 3 a. 3 obj. 1.). In demselben ist allgemein ausgedrückt, was dort mit speciellem Bezug auf die Erkenntniß gelehrt wird, welche die Intelligenzen von einander und von der obersten Ursache haben.

III.

Noch erübrigt, ein Wort über die Arbeit Bardenhewers zu sagen.

Die Nothwendigkeit einer von umfassenden Gesichtspunkten aus unternommenen Bearbeitung erhellt deutlich, wenn man die Aussprüche über das Buch de causis von Männern wie A. Jourdain, Haureau, Renan, Joel u. A. liest, welche der Verfasser in der Vorrede zusammenstellt. Jenes Buch erscheint in ihnen fast wie eine mythische Gestalt; mit dem Mangel genauer Kenntniß seiner wirklichen Bedeutung verbindet sich eine weitgehende Ueberschätzung des Einflusses, den es angeblich auf die Spekulation der christlichen Denker des Mittelalters ausgeübt habe.

Sollte die Bearbeitung erschöpfend seyn, so mußte sie sich nothwendig nach zwei Richtungen hin erstrecken, sie mußte ebenso das arabische Original wie die lateinische Uebertragung desselben ins Auge fassen. In einem dritten Theile hat

1) Pesch, Institutiones philosophiae naturalis sec. principia S. Th. Aq. p. 364.

dann Bardenhewer auch noch die hebräischen Uebersetzungen in den Kreis seiner Erörterungen hineingezogen. Die Aufgabe war keine leichte, es galt sich durch ein außerordentlich umfassendes, zum Theil sehr weit abliegendes Material hindurchzuarbeiten. Sie konnte nur von einem Manne unternommen werden, der mit den Kenntnissen und der Sicherheit des geschulten Orientalisten ausreichende Vertrautheit mit der Denkweise des christlichen Mittelalters verband.

Der erste Theil handelt in einem ersten Abschnitte von der handschriftlichen Ueberlieferung des arabischen Textes. Dieselbe beruht, wie bereits an früherer Stelle bemerkt wurde, auf einem einzigen, der Universitätsbibliothek in Leiden angehörenden Manuskript. Dasselbe stammt aus dem Jahre 1197 n. Chr., ist aber im höchsten Grade mangelhaft, durch Fehler und Verstöße der schlimmsten Art entstellt. Ein alter arabischer Leser hat bereits durch charakteristische Randbemerkungen seinem Unmuthe darüber Luft gemacht. Wesentliche Hülfe bei der Herstellung des Textes leistete die lateinische Uebersetzung, welche sich dem Original mit sklavischer Treue anschmiegt. Es folgt eine Würdigung des Buches selbst nach Form und Inhalt und eine eingehende Erörterung seines Verhältnisses zur „Theologischen Unterweisung" des Proklus, sodann als dritter Abschnitt die Untersuchung über den Ursprung des Buches und seine Spuren in der arabischen Literatur. Das Ergebniß der hier niedergelegten, überaus mühsamen Forschung ist oben kurz zusammengestellt. — Seite 58—118 folgt hierauf der arabische Text nebst beigefügter deutscher Paraphrase.

Der zweite Theil berichtet zunächst über den Ursprung der lateinischen Uebersetzung. Nach Beseitigung irriger Annahmen wird Gerhard von Cremona als Uebersetzer und ausschließlicher Hersteller des Textes erwiesen, welcher den mittelalterlichen Schulen vorlag. Des Weiteren wird sodann über die handschriftliche Ueberlieferung desselben und die bisherigen Drucke, sowie über das der nachfolgenden Edition

zu Grunde gelegte Material das Nöthige beigebracht. S. 163 bis 191 bringt den kritisch bearbeiteten Text. Angehängt ist eine Charakteristik und Kritik der Uebersetzung, die sich als ängstliche Nachbildung der arabischen Vorlage darstellt.

Einen breiten Raum (S. 204—302) nimmt hierauf eine Abhandlung zur Geschichte der lateinischen Uebersetzung ein, welche die Arbeit Gerhards von Cremona auf ihrem Wege durch die lateinische Literatur der Folgezeit begleitet und damit zugleich die Verwerthung des Buchs von den Ursachen in der christlichen Spekulation des Mittelalters zur Darstellung bringt. Ich habe oben versucht, kurz zusammenzufassen, was sich als Resultat dieser sorgfältigen und gründlichen Untersuchung herausstellt. Der Verfasser nimmt dabei Anlaß auf die Frage einzugehen, ob das Buch unter die von dem Pariser Provinzialconcil 1210 verbotenen Bücher zu rechnen sei und kommt zu einem verneinenden Resultat.

In ähnlicher Weise handelt der dritte Theil von dem Ursprunge der hebräischen Uebersetzungen und geht den Spuren des Buchs in der hebräischen Literatur des ausgehenden Mittelalters nach.

Soweit das Bardenhewer'sche Werk ins Gebiet der orientalischen Literatur einschlägt, entzieht es sich meiner Würdigung. Im Uebrigen glaube ich nicht zuviel zu sagen, wenn ich es als ein Muster methodischer, den Gegenstand soweit dieß bei der Beschaffenheit und dem Umfang der Quellen möglich ist, erschöpfender Behandlung bezeichne.

v. H.

LIII.

Der Schweizer Künstler Paul von Deschwanden.[1])

(1811—1881.)

Neben Ludwig Vogel, dem Zeit= und Strebensgenossen Overbecks, aus Zürich steht Paul von Deschwanden aus Stans als der bedeutendste Historienmaler der Schweiz in der Neuzeit da. Während Vogel sein Talent der vaterländischen Geschichtsmalerei, der Schilderung des Lebens und der Thaten des eidgenössischen Volkes zuwandte, hat der um zwei Jahrzehnte jüngere Deschwanden das Feld der religiösen Malerei sich erkoren, und auf diesem Gebiete während eines wohlangewendeten Lebens eine so außerordentliche und erfolgreiche Produktionskraft entfaltet, daß er weitaus der volksthümlichste Künstler seines Heimatlandes geworden ist. Es wird wenige Gegenden des Alpenlandes, namentlich der inneren Schweiz, geben, in denen die Kunst des Stanser Malers nicht durch ein Bild — in Kirchen und Kapellen, Klöstern oder Privatwohnungen — vertreten wäre. Zahllos waren die Aufträge, womit der Künstler überallher angegangen und überschüttet wurde, und denen zu genügen er um so eifriger bereit war, wenn es galt, zur Verherrlichung des Glaubens, zur Erbauung des Volkes, zur Belebung des

1) Melchior Paul von Deschwanden. Ein Leben im Dienste der Kunst und der Religion. Von Dr. P. Albert Kuhn. Mit 9 artistischen Original-Illustrationen und mehreren Stahlstichen. Einsiedeln, Gebr. Benziger 1882. 296 S. (10 M.)

religiösen Sinnes mit beizutragen. Dazu kamen die zahllosen Wiederholungen seiner schönen rein empfundenen Andachtsbilder durch den Holzschnitt, Stahlstich, Stein- und Farbendruck, welche seinen Namen in die Hütten wie in die Paläste trugen. Paul von Deschwanden hat der religiösen Malerei seiner engeren Heimat durch Jahrzehnte hindurch ein bestimmtes Gepräge verliehen.

Es ist darum nicht zu verwundern, daß dem verdienten Künstler schon so bald nach seinem Tode von einem Landesgenossen ein biographisches Denkmal gesetzt wird. Vogel hat in den Neujahrsblättern der Künstlergesellschaft in Zürich ein Ehrengedächtniß erhalten; Deschwanden fand seinen Biographen in einem kunstsinnigen Mitgliede des Stiftes, mit welchem er von jungen Jahren an in dem herzlichsten Verkehre gestanden, in dem er sich so heimisch und glücklich fühlte, daß er längere Zeit sogar mit dem Gedanken umgegangen, selber als Mitglied in dieses Kloster einzutreten.

Wenn P. Albert Kuhn zu der Aufgabe, die er übernommen, „sich nicht herbeigedrängt", so war er jedenfalls der rechte Mann, um die Aufgabe würdig und befriedigend zu lösen. Er hat uns eine urkundlich treue und zugleich anmuthig zu lesende Biographie geliefert — ein aus sorgfältigen Studien und persönlichen Erinnerungen, aus einem ausgebreiteten Briefwechsel und Mittheilungen befreundeter Zeit- und Kunstgenossen, sowie endlich aus den hinterlassenen Schriften und Papieren des Malers aufgebautes und liebevoll ausgeführtes Lebensbild, zu dem auch die wahrhaft prächtige, mit Illustrationen geschmückte Ausstattung des Buches im Einklang steht. Ist das Werk zunächst ein Denkmal der Pietät, welches ein Schweizer dem biedern Stanser Meister, in rühmenswerthem Einvernehmen mit den alten Kunstverlegern der Deschwanden'schen Werke, setzte, so ist es doch kein einseitiger Panegyrikus. Der Verfasser hat die Pflicht des Historikers, Licht und Schatten nach Gebühr zu vertheilen, nirgends verletzt; mit ruhiger Sachkenntniß hebt

er auch die Schwächen und Fehler hervor, untersucht die Ursachen und Gründe, aus denen sie hervorgingen, und würdigt so, indem er sich bemüht, die Kunstrichtung Deschwandens im Zusammenhang mit der religiösen Natur und dem Lebensgang des Malers den weiteren Kreisen verständlich zu machen, in mild gerechter Abwägung die Vorzüge und die Grenzen dieses merkwürdigen Kunsttalents.

Melchior Paul v. Deschwanden war der Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns zu Stans, dem Hauptorte Unterwaldens, am 10. Januar 1811 geboren. Ungemein früh regte sich in dem phantasievollen Knaben der Künstlerberuf; sein liebstes Spielzeug war die Kreide, die Kohle, die Bleifeder. „Mein erstes Erwachen galt der religiösen Malerei", äußert er selbst in einem Briefe an Führich. Sein erstes Ideal war „die liebe Mutter Gottes mit dem Jesuskinde", von der er behauptete, in seine „sechsjährige Rechte den Segen erhalten zu haben". Während des Abendsegens hatte sich der Kleine nämlich in die nahe Kirche geschlichen, und als er in das elterliche Haus zurückkam, hielt er sein rechtes Händchen fest geschlossen und sagte: „die Mutter Gottes hat mir den Segen darein gegeben". Auch die Nacht über hielt er die Hand fortwährend geschlossen und hatte Fieber. Die Mutter erzählte später oft den Vorgang, der ihm selbst aus dem Gedächtniß entschwunden war. Er ist denn auch vorzüglich ein Madonnenmaler geworden. Von der Mutter hatte er, wie die Züge, so auch den Charakter als Erbtheil empfangen: in einer zarten, aber schwächlichen Gestalt ein sanftes gefühlvolles Wesen. „Wie man dem Knaben den festen Körperbau, der seinen Landsleuten eigen, hätte wünschen mögen, so auch einen reicheren Zusatz an männlicher Kraft zu seiner sonst ganz vortrefflichen Begabung." (S. 10—11.)

Seiner Neigung zum Zeichnen wurde von Seite der Eltern kein Hinderniß entgegengesetzt; die ersten Produkte, Familienbildnisse, gewannen den Beifall der Eltern und

Freunde. Mit vierzehn Jahren kam der angehende Kunstjünger zu Maler Moos in Zug, der Heimat seiner Mutter, mit sechszehn Jahren nach Zürich, wo er bei Ludwig Vogel als Schüler einzutreten wünschte. Da Vogel damals (1827) keine Schüler mehr annahm, so wies er ihn an den Maler Schinz (geb. 1798, gest. 1832), der in München sich gebildet, dann in Rom sechs Jahre gelebt und im Umgang mit Overbeck und den Brüdern Veit die eigene Richtung gefestigt hatte. Deschwanden blieb nur ein halbes Jahr in Zürich, empfing indeß die wohlthuendsten Eindrücke von seinem stillen, religiös gestimmten Lehrer, unter dessen Einflusse die zwei ältesten Bilder Deschwandens, welche vervielfältigt wurden, entstanden und große Verbreitung fanden: „Das Wiederfinden Christi im Tempel" und „Christi Abschied von Maria und Johannes". Die dem Buch beigegebenen Nachbildungen rechtfertigen das Urtheil des Biographen: „Wer sich an den Deschwanden gewöhnt hat, wie er sich in den Bildern der Blüthezeit und der schönsten Herbstgaben seines künstlerischen Schaffens zeigt, dem werden diese Zeichnungen etwas fremdartig scheinen; merkwürdig, von einem hohen Schönheitssinne durchweht und eingegeben sind sie jedenfalls. Am treuesten hat der Künstler den Typus der Madonna beibehalten, aber ihn veredelt, am wenigsten den des heiligen Joseph. Und doch möchte man wünschen, etwas mehr von diesen kräftigen, männlichen, vollen Formen in den späteren Bildern wieder zu finden. Dagegen ist der Fortschritt in Bezug auf Draperie und Faltenwurf selbst in den geringeren Bildern der Spätzeit recht auffallend." (S. 29—30.)

Im Mai 1830 kam Deschwanden nach München an die Akademie, die er aber aus Gesundheitsrücksichten schon nach einem kurzen Semester wieder verließ. Seine Lehrjahre waren überhaupt durch häufige Krankheiten vielfach unterbrochen und beeinträchtigt, so daß sein Bildungsgang mangelhaft und lückenvoll blieb und einen Zug des Autodidaktischen beibehielt. Die künstlerische wie die religiöse Weihe empfing

er in Rom, wohin er im Mai 1838, im Alter von 27 Jahren, sich aufmachte, von Maler Vogel in Zürich, seinem stets wohlwollenden Berather, mit Empfehlungsbriefen versehen.

Während eines sechsmonatlichen Aufenthaltes in Florenz brachte Deschwanden ein Oelgemälde, „das Elysium", wozu ihm Klopstocks Messiade die Anregung gegeben, auf die dort im September eröffnete Kunstausstellung. Es machte überraschend Glück, fand sofort einen Käufer und trug ihm Bestellung von zwei Copien des Bildes ein. (S. 45—49. 67.[1]) In Rom, wo er am 27. Dezember 1838 eintraf, pries er sich glücklich, einen Kreis deutscher Künstler vorzufinden, die als Schüler und Freunde Overbecks eine ihm sympathische Richtung verfolgten. An sie schloß er sich zumeist an. Es waren darunter mehrere, die sich bereits einen glänzenden Namen erworben, Vertreter der religiösen Richtung an der Düsseldorfer Akademie, wie Deger, Karl und Andreas Müller, ferner Settegast, Becker, Rhoden. Joseph Tunner aus Oesterreich (1792—1877), ein Schüler Führichs, hatte einen Compositions-Verein gegründet, welchem Deschwanden ebenfalls beitrat. (S. 52. 62. 70.) Unter allen Kunstgenossen wurde ihm jedoch der Tyroler Karl Blaas (geb. zu Nauders 1815) im Umgang der liebste. Seine Bekanntschaft hatte er bereits in Florenz gemacht. Schon damals war er mit ihm besonders vertraut geworden. „Sein Charakter", schreibt er in einem Briefe, „ist gutmüthig, fest und unverdorben, und sein Temperament etwas feurig. Im Zeichnen, Malen und Componiren ist er schon ziemlich weit vorgerückt . . . . Am meisten freute mich sein Geständniß, um glücklich zu seyn, müsse man an Gebet und Glaube halten." In Rom wurde ihr freundschaftliches Verhältniß noch intimer, so daß Deschwanden ganz zu Blaas ins Quartier zog und in einem Thurm des Palazzo di Venezia mit ihm hauste.

1) Eine photographische Reproduktion der ersten Skizze in Wasserfarben ist dem vorliegenden Buche beigegeben.

Zwei ganz verschieden angelegte Naturen, förderten sie sich gegenseitig in ihren Bestrebungen und Erfahrungen; jeder bekennt, vom andern gelernt zu haben.

Wie Blaas über den neuen Freund urtheilt, findet man in dessen Selbstbiographie, welche Herrn P. Kuhn, wie es scheint, unbekannt geblieben. Obgleich Blaas später ganz andere Wege ging und obgleich ihm manches an Deschwanden einen befremdlichen Eindruck hinterlassen, nennt er ihn doch seinen „geistigen Leiter". „In der Zeichnung und Malerei", sagt Blaas, „war ihm etwas Zopfiges, Flaues geblieben, aber für seine Compositionen wählte er immer verklärte himmlische Geister in edlen Jünglingsgestalten und stellte sie dar wie Engel ohne Flügel, die Madonna oder Christus umschwebend, und das mit so viel Schönheitssinn, daß ich oft bezaubert wurde. Selbst in den Engeln Raphaels konnte ich den Ausdruck nicht finden wie in den seinen. Ich besuchte die vielen schönen Kirchen und Paläste, wo ich die Kunstschätze der alten Florentiner Schule zum erstenmale sah. Durch Deschwanden lernte ich trotz der steifen kindischen Formen den streng religiösen erhabenen Sinn und Geist in den alten Fresken entdecken; ja ohne seine geistige Vorbereitung würde ich selbst die frommen Bilder des Fra Angelico nicht so verstanden haben, viel weniger die des Giotto, Cimabue u. a. Die Fresken Masaccios machten mir einen unvergeßlichen Eindruck."[1])

Die beiden Freunde malten mit einander im Vatikan nach den Fresken der Stanzen und waren überall beisammen. Mit Blaas machte Deschwanden nicht nur seine Wanderungen durch die Herrlichkeiten Roms, sondern auch größere und kleinere Ausflüge. So am Osterdienstag nach Frascati, dem alten Tusculum. Ein andermal ging es mit Deger,

---

1) Selbstbiographie des Malers Karl Blaas 1815—1876. Herausgegeben von Adam Wolf. Wien 1876. S. 113. 124. Weiteres vgl. 134—136. 141. 143—44.

A. Müller und andern Düsseldorfern nach Subiaco — ein zehntägiger beglückender und ergiebiger Künstlerzug. Das Skizzenheft war natürlich überall der unzertrennliche Begleiter. Deschwanden galt als derjenige, der beim Copiren alter merkwürdiger Bilder am schnellsten, besten, schönsten zeichnete. Er hatte die Skizzen immer zuerst beendigt und so sauber und genau gezeichnet, daß sie schließlich auch den übrigen als Vorlage dienten. (S. 54. 71—72.) Noch bedeutsamer gestaltete sich eine mit Blaas unternommene Sommerfahrt nach Perugia und Assisi. Hatten in Florenz schon die Meister der vorraffaelischen Zeit eine nachhaltige Wirkung auf ihn ausgeübt, so ward er durch den Aufenthalt an diesen klassischen Stätten umbrischer Kunst auf der neuen Bahn vollends befestigt. „Wenn man", schreibt er am 14. Juli 1839 in Perugia, „entzückt von den Madonnen Raffaels weggeht und zu denen des Beato Angelico da Fiesole sich wendet, muß man gestehen, daß diese einen viel richtigeren, reineren Eindruck machen als jene, und man verwundert sich, in Raffaels Madonnen dasjenige nicht vermißt zu haben, was einem nun in denen von Fiesole als nothwendiger Hauptzug eines so himmlischen Charakters klar wird, nämlich Reinheit, Einfachheit, Unschuld. Ich will nicht sagen, daß diesen Darstellungen Raffaels jene Eigenschaften abgehen, aber sie sind durch die wirklich üppigen Formen, durch die so glücklich gewählten Stellungen und die Anordnung der Kleider überstrahlt, und man glaubt, besonders in seinen letzten Arbeiten, etwas Gefallsucht durchstechen zu sehen." (S. 66.)

Auf diesem Standpunkt befand er sich, als er mit Overbeck in nähere Berührung kam. Er besuchte ihn in seinem Studio und empfing schon aus seinen Werken einen tiefen Eindruck. Als besonders folgenreich aber bezeichnet er die Begegnung, welche er mit dem Altmeister christlicher Kunst am 16. Februar 1840 hatte, als er ihm sein zweites in Oel ausgeführtes Elysium zur Beurtheilung vorlegte.

Deschwanden erzählt darüber in einer späteren Aufzeichnung: „Sehr aufmerksam betrachtete er (Overbeck) die Zeichnung, und ich ebenso aufmerksam den Ausdruck seiner freundlichen, aber schweigsamen Miene. Ich seh' ihn noch, diesen hohen hagern Fünfziger, diese Ehrfurcht und Vertrauen einflößende schlichte Gestalt, die so ruhig sich bewegte, diesen länglichen feinen Kopf mit dem gescheitelten, feinen, in den Nacken niederhängenden Haar, das hinter die Ohren gestrichen ihn einem alten Obwaldner ähnlich machte, dieses starke Hervorragen von Stirne und Nase und die über sein ganzes Wesen ausgegossene Milde. Seine Persönlichkeit, der ich in meinem Leben keine ähnlichere als die Hirscher's sah, imponirte mir schweigend so sehr, daß ich von vornherein seinen Ausspruch als Autorität betrachtete. Endlich begann er freundlich und schonend: ‚Es spricht mich angenehm an, und doch wage ich es nicht, diesem angenehmen Eindruck mich hinzugeben, aus Furcht, in das Unbestimmte hinein mich zu verlieren. Es ist dieß zwar noch ein unschuldiger Anfang, aber in dieser sentimental religiösen Richtung fortfahren, führte zu weit ab vom Positiven, das wäre schade für Ihr Talent.' So mild und schonend dieses gesagt war, berührte es mich hart, ich erkannte aber bald die Wahrheit des Gesagten und konnte nicht länger widerstehen. Der Ausdruck ‚vom Positiven hinweg' war mir verständlich genug, um einzusehen, daß es ein unkatholisches Unterfangen sei, Selige darstellen zu wollen mit Weglassung des Gegenstandes ihrer Seligkeit, des persönlichen Gottes, und mit Verschmelzung jener bestimmten Ordnungen und Unterschiede von Engeln und erkennbaren, wirklichen Heiligen, von denen wir wissen, warum sie heilig geworden. Es war dieses für mich ein Wendepunkt, nachhaltig für das ganze Leben." (S. 68—69).

Als Deschwanden im Juni 1840 seine Heimreise antrat, kehrte er, wie sein Biograph sagt, als ein Künstler mit entschiedener Richtung und eigenthümlicher Technik zurück, und das bisherige Schwanken wich von Jahr zu Jahr mehr

einem bewußten grundsätzlichen Streben. Es begann jetzt die eigentliche Blüthezeit seines Schaffens, welche „voll und ganz bis zu den sechziger Jahren", also reichlich zwei Decennien anhielt. (S. 73.)

Zu Stans, in den Räumen des herrschaftlich gebauten väterlichen Hauses richtete er sich eine Künstlerwerkstätte ein, die er einige Jahre später in den Garten verlegte, und machte sich sofort an seinen ersten großen Auftrag, den er noch in Rom erhalten, die Herstellung von fünf Altarbildern für die Peterskapelle in Luzern. Ein überschwänglicher Schaffenstrieb hatte sich seiner bemächtigt, und die Bestellungen kamen der Befriedigung desselben von allen Seiten entgegen. Wie sich bei der ungemeinen Produktionskraft des Malers seine Werkstätte rasch mit einer Fülle lieblicher Schöpfungen und idealischer Gestalten bevölkerte, so wurde sie bald, schon in den vierziger Jahren, ein Anziehungspunkt für die schweizerische Touristenwelt, und gehörte mit ihren schönen Madonnen und Engeln zu den Sehenswürdigkeiten der Urschweiz. Um die Mitte der vierziger Jahre hatte er auch bereits eine angehende Malerschule, einen kleinen Kreis von Kunstjüngern um sich, von denen indeß nur wenige zu namhafter Bedeutung gelangten; am meisten sein Vetter Theodor von Deschwanden (1826—1861), der aber leider im kräftigsten Lebensalter dahinstarb. (S. 252. 257 f.)

Zur geistigen Auffrischung und zur Erweiterung seines künstlerischen Horizontes unternahm der Maler von Zeit zu Zeit größere Reisen: 1842 eine Rheinfahrt bis Düsseldorf, 1843 zur Kunstausstellung nach Paris, 1845 nach München, 1851 nach Brüssel. Diese Fahrten erwiesen sich ihm in verschiedener Weise fördersam, während seine staunenerregende Fertigkeit, in fast spielender Weise ausdrucksvolle und sprechend ähnliche Porträte mit der Bleifeder zu zeichnen, ihm allerwärts Freunde und Gönner erwarb. (S. 77 ff. 83. 106.) Ein oft und gern gesehener Gast war er in Einsiedeln, das ihm mit den Jahren mehr und mehr eigentliches Asyl und

Erholungsort ward. Das freundschaftliche und herzliche Verhältniß, in welchem er zu den meisten Stiftsherren, namentlich zum Abt Heinrich Schmid und dem Dichter Gall Morel, auch zu seinem späteren Kunstgenossen P. Blättler u. A. stand, machte ihm das Stift gleichsam zu einer zweiten Heimat, welche in seinem Herzen sogar die Sehnsucht nach dem Klosterleben entzündete. (S. 75. 111. 145. 162. 218 ff.)

An die Schilderung seiner Blüthezeit knüpft der Verfasser einen allgemeinen Excurs über die ästhetischen Grundsätze und das künstlerische Schaffen Deschwandens, über die Methode seines Malens und Componirens, über seine Technik (S. 100—122), wobei er den Vortheil hat, den Maler vielfach aus seinen eigenen Briefen und Bekenntnissen selber sprechen zu lassen. Denn dieser, im mündlichen Verkehr zurückhaltend, hatte einen auffallenden Drang zur schriftlichen Mittheilung.

Die Haupttypen und Lieblingsgestalten Deschwandens werden näher charakterisirt, vor allen seine Madonnenbilder und seine Engel. In der Darstellung der letzteren war er besonders glücklich[1]), und nach dem Urtheil des Verfassers hält Deschwanden hierin „kühn den Vergleich mit jedem andern Meister aus"; ein Kritiker im Berner „Bund" meinte sogar, seine Engelsköpfe werden seinen Künstlerruhm am dauerhaftesten machen. Von seinen Madonnen äußert P. Kuhn: „Gewiß, andere große Meister der Palette faßten Maria strenger, größer, erhabener auf, andere stellten sie in sinnlich schöneren Formen und in glänzenderer Weise dar; zum wenigsten aber kann man von Deschwanden sagen, daß er zu denjenigen gehört, welche das Ideal Maria's einzig und allein unter dem Eindruck religiöser Gefühle ohne jegliche Nebenabsicht, also am erbaulichsten, reinsten, frömmsten in

1) Eine reizende Gruppe von Studienköpfen, welche Deschwanden für seine Engelsfiguren gezeichnet, befindet sich unter den Kunstbeilagen des Buches.

ihrer Seele und auf der Leinwand ausgestaltet haben. Dem Umfange seiner Kunst und seines Talentes entsprechend, schaut er Maria nicht als die erhabene, verherrlichte Königin der Engel und Heiligen in den Wundern ihrer Größe und Begnadigung, sondern als die demüthige Magd des Herrn und als die bescheidene, liebende Mutter des Erlösers. Sein Typus ist ein ihm ganz eigener und eigenthümlicher, leicht erkennbarer. Ihr Blick ist fast immer gesenkt, auch wenn sie auf Wolken thronend das Diadem trägt; eine sanfte Röthe scheint über ihr Antlitz zu fliegen, während der Beschauer und Beter den Blick zu ihr erheben; eine milde Güte und Liebe spricht aus allen Zügen und weckt Vertrauen und Hoffnung; die innere Größe, Tugend und Gnade offenbart sich in den überaus reinen, einfachen, anspruchslosen Formen, verklärt von einer mit den Jahren nicht alternden Jugendblüthe . . . . Was man wünschen möchte, ist, Deschwanden hätte zuweilen die heilige Jungfrau weniger geziert dargestellt und sich etwas weniger den modernen Typen angeschlossen." (S. 127—28.)

Betrachtet man die Wahl wie die Behandlung dieser Lieblingsgestalten Deschwandens, so ist man nicht im Zweifel, wo die Stärke seiner Begabung ruhte. Kühnheit der Conception, männliche Kraft und Strenge des Stils war weniger seine Sache. Der Gesammtcharakter seiner bestgelungenen Schöpfungen vielmehr zeigt, daß sein Talent „das Weibliche, Zarte, Innige und Seelische am leichtesten erfaßte und in Formen ausprägte." (S. 129.)

Die Fruchtbarkeit des Stanser Malers in dem bezeichneten Zeitabschnitt grenzt ans Märchenhafte: von 1840 bis 1861 malte er nicht weniger als 700 Oelbilder (Altarblätter, Zimmergemälde und Porträte). Der Biograph sucht die Erklärung für diese Thatsache einmal in dem außerordentlichen Talent Deschwandens — der Raschheit in seinen Entwürfen kam die „beispiellose Sicherheit" gleich, „mit der ihm ohne Correktur die Linien aus der Hand floßen" — sodann

in der Einfachheit seiner Darstellungen und Gruppen, endlich und nicht zum wenigsten in seiner idealistischen Richtung. Es konnte gleichwohl nicht ausbleiben, daß solche überfruchtbare Arbeitsweise, wenn sie auch den edelsten Motiven entsprang, in der Composition und Technik sich mehr und mehr fühlbar machen mußte, daß Werke aus seinem Atelier hervorgingen, die an Flüchtigkeit und Monotonie litten, an denen die Einheit der Composition oder die Sorgfalt in der Ausführung vermißt wurde. Sie hat auch in der Folge die Kritik vielfach herausgefordert und ihm den Vorwurf der „Schnellmalerei" zugezogen. Gerade die große Leichtigkeit im Schaffen wurde ihm zur Versuchung, indem sie ihn, nach Degers Ausdruck, häufig verleitete, den mühsamen Weg ernsten und tiefen Studiums, nicht ohne Schaden für seine Leistungen, zu verlassen. (S. 251.)

Wenn aber dieser Vorwurf, den der Biograph keineswegs verhehlt, sondern mit allem Freimuth beleuchtet (S. 164—180), nicht unbegründet ist, so fällt die Mitschuld davon zum Theil auch auf die Zudringlichkeit und die Ungeduld so vieler Besteller, welche die Gutmüthigkeit des ebenso frommen als unermüdlichen und uneigennützigen Künstlers, der für die christliche Erbauung seine Kraft einzusetzen stets bereit war, mißbrauchten. Er wurde mit Aufträgen in unerhörter Weise überhäuft und bestürmt — so bestürmt, „daß er sich fürchtete, Versammlungen und Vereine zu besuchen, wo er mit vielen geistlichen Herren zusammentraf" — nicht bloß, weil er so schön, andachtsvoll, erbaulich malte, sondern auch „weil er so beispiellos wohlfeil seine Bilder abgab." (S. 125.) Der Biograph erzählt heitere Einzelnheiten, wie man den Künstler bedrängte, ihn an der verwundbarsten Stelle faßte, daß er, obwohl unter dem Druck der Ueberladung fast erliegend, doch dem freundlichen Ungestüm gegenüber immer neue Zusagen einging und thatsächlich einlöste, oft genug auch noch gratis, „wo die Bedürfnisse groß und die Mittel gering waren". (S. 125. 181—83.) Denn wie seine Kunst-

thätigkeit, so ging auch seine Wohlthätigkeit über alle Grenzen. Die Kunst war dem selbstlosen Manne sozusagen ein schönes Mittel zur Menschenbeglückung, ein Born unerschöpflichen Wohlthuns. Wohl regte sich zu Zeiten das künstlerische Gewissen (S. 169. 182) und erpreßte ihm Klagen und Geständnisse; aber es fehlte ihm die stramme Energie und schroffe Widerstandskraft; die Herzensgüte machte ihn wehrlos, und die fromme Absicht christlicher Erbauung behielt dann wieder die Oberhand über alle Bedenken.

Nichtsdestoweniger ist die Zahl der Werke Deschwandens, in denen die Kraft und Eigenthümlichkeit seiner künstlerischen Begabung in vorzüglichem Grade sich dokumentirt, eine ganz ansehnliche. Zu den Bildern ersten Ranges gehören z. B. zwei für die Gräfin d'Hornancourt in Luzern bestimmte und nachher wiederholt ausgeführte Gemälde: „der göttliche Kinderfreund" und die „heilige Familie" aus dem Jahre 1848; ersteres hielt der Meister selbst für „das gelungenste und vollendetste, das er bis dahin gemalt". (S. 138.) Ebenfalls den Meisterwerken zuzuzählen, voll der Schönheit im Ausdruck und im weichen Fluß der Linien, ist das im Jahre 1852 von der Gräfin Pourtalès bestellte Altargemälde: „Maria von Engeln umgeben" — in Wahrheit „eines der Bilder, nach denen das Können Deschwandens zu bemessen ist." (S. 141.) Ferner „Moses auf Nebo", 1855 für die Königin von Württemberg ausgeführt und sonst noch mehrmals und mit immer gleicher Liebe gemalt. (S. 142. 144.) Aus dem Jahre 1857 stammt „die letzte Communion des heiligen Benedikt", schön im Gedanken und tüchtig in der Technik, wozu fünf Jahre später ein ebenbürtiges Seitenstück kam: „der Tod des heiligen Benedikt". (S. 185.) Ueberhaupt blieb der Künstler trotz aller Vielmalerei in allen Epochen seines Schaffens dem Grundsatze treu: „von Zeit zu Zeit wenigstens einem Bilde sein volles und ganzes Wollen und Können zu weihen." So wäre aus seinem späteren Alter, außer mehreren Altarblättern, eine

herrliche, in anmuthvoller Glorie schwebende Regina coelorum zu nennen, vor allem aber sein monumentales „jüngstes Gericht“ vom Jahre 1865, ein figurenreiches, großartig angelegtes Wandgemälde in der St. Oswaldkirche in Zug[1]), wozu er selbst einen eingehenden Commentar geschrieben hat. (S. 190—195.)

Deschwanden besaß nämlich die Fähigkeit, seine Gedanken nicht bloß malerisch, sondern auch sprachlich in aller Klarheit zum Ausdruck zu bringen. Merkwürdig! Dieser so leicht, rasch, aus innerstem Drang heraus fast naiv schaffende Künstler war ein Denker, dem es Bedürfniß war, über alle Fragen, die ihn tiefer berührten, sich schriftlich Rechenschaft abzulegen, theils in Abhandlungen, theils in Briefen an vertraute Freunde. (S. 6. 208.) Seine Briefe sind gewinnend durch die lebendige Frische, gemüthvolle Wärme und Anschaulichkeit der Schilderung. Auch seine auf fliegenden Blättern niedergelegten Erinnerungen und Betrachtungen verrathen den denkenden Künstler. Es ist interessant zu sehen, wie er auf allen Wegen und Entwicklungsstadien bemüht ist, über sich und die kleine Welt um ihn her sich klar zu werden, den Erscheinungen auf den Grund zu kommen und aus allen Erfahrungen eine tiefere Lebensweisheit als dauernden Gewinn zu schöpfen.

Im Schlußkapitel gibt der Verfasser ein aus den Bestellungsbüchern zusammengetragenes und aus eigenen Nachforschungen ergänztes, kunstgeschichtlich sehr werthvolles „Verzeichniß der von Paul v. Deschwanden gemalten Oelbilder von 1840 bis 1881“ (S. 261—295) und gelangt zu dem Ergebniß, daß der Stanser Künstler in diesen vier Jahrzehnten ungefähr zweitausend Bilder in Farben ausgeführt hat! In der That, eine in der Kunstgeschichte fast unerhörte Erscheinung, die selbst bei einem der Kunst so einzig und ausschließlich gewidmeten Leben Erstaunen erregt.

Deschwanden gehört zu jenen ächten edlen Naturen, in

1) Nachbildungen der beiden genannten Compositionen finden sich in der Biographie.

denen der Künstler und der Mensch sich nicht schieden, sondern ein harmonisches Ganze bilden. Man hat ihn mit Recht einen Bildermissionär genannt. Die Principien, die ihn in seiner Kunstübung leiteten, die Lehren, die er in seinen Bildern verkündigte, sie leiteten ihn und verkörperten sich in seinem Leben. Darum stimmt alles wohlthuend zusammen, ob wir den Mann in seinem Atelier und an großen Kirchenarbeiten thätig, oder ob wir ihn in der Geborgenheit des häuslichen Herdes, in dem engern Cirkel geselliger Vertraulichkeit beobachten. Seine Begeisterung für Religion und Kirche ist wahrhaft rührend. Dabei war er ein liebevoller treuer Sohn und Bruder. Unter der gesammten Verwandtschaft herrschte ein gemüthliches Familienleben. Der Maler selbst, der unvermählt geblieben, liebte die ungezwungenste Vertraulichkeit unter den Seinigen, für die er, wie er einmal gegen P. Gall Morel sich äußert, „von jeher einer Laterne gleich, ohne Geheimniß", war. (S. 228.) Ebenso im Kreise der Freunde: ein heiterer, liebenswürdiger Gesellschafter, der keinen Spaß verdarb und, selbst neckluftig, in launigstem Humor sich gehen ließ, dabei sangesfroh und sangeskundig, und selbst nicht ohne dichterische Begabung, die er in manchen sinnigen und scherzhaften Gelegenheitsgedichten zu verwerthen wußte.

Die Arbeitslust blieb dem Maler bis in seine letzten Tage. Da überfiel den Unermüdlichen, mitten in seiner schaffensfrohen Thätigkeit, eine Lungenentzündung, und nach sechstägigem Leiden beschloß der siebzigjährige Meister sein irdisches Daseyn durch einen wahrhaft christlichen Tod, am 25. Februar 1881. In seinem gerade zwei Jahre zuvor verfaßten Testament hat er ein ergreifend schönes Bekenntniß seines christlichen Denkens und Strebens niedergelegt. Es war ein edler, lauterer, für alles Hohe und Schöne begeisterter Charakter; ein gesegnetes Leben voll Arbeit und Mühe, voll Menschen- und Gottesliebe. In Wahrheit, wie es der Titel dieser Biographie bezeichnet: „ein Leben im Dienste der Kunst und der Religion."

LIV.

Der gegenwärtige Stand der socialistischen Bewegung in Frankreich.

Die Freiheit ist eine Guitarre, zu der man die schönsten Lieder singen kann; in der Politik besteht sie aber in der freiwilligen Unterordnung und Anerkennung der Autorität. Dieser von der „République française“ reproducirte Ausspruch Gambetta's nimmt sich in dem Munde eines Faktionsführers, der nach der Alleinherrschaft strebt, zwar etwas tendenziös aus, enthält aber gewiß manches Wahre. Man kann es der dritten Republik nicht absprechen, daß sie die politische Freiheit formell bis zur Schrankenlosigkeit durchzuführen versucht hat. Aber anstatt der sittlichen Beschränkung durch die Autorität, welche auf einen höheren Ursprung zurückzuführen ist, entstand die Knechtung des Individuums durch die Massencorruption und den Fraktionsmarasmus. Die Gefahr, welche jetzt dem Bestande der Republik und der unter sich zerfallenen fortschrittlich-republikanischen Herrschaftsmehrheit ein baldiges Ende zu machen droht, ist recht eigentlich aus der Mitte des siegreichen Systems selbst entstanden. Deßhalb richtet sich auch die Aufmerksamkeit der leitenden Staatsmänner lediglich auf die Kämpfe der Fraktionen; die Bewegung der Royalisten auf der einen, und die der Socialisten auf der andern Seite sind ihnen ebenso wie die Bachanalien der Communards nur Lieder zur Gui-

tarre, die man in einem freien Lande ohne Gefahr anhören dürfe.

Ueber den Ausdruck „Socialismus" herrscht in Frankreich noch mehr Verwirrung als in Deutschland. Er entstand zuerst in den dreißiger Jahren, wo ihn Pierre Leroux als Gegensatz zum Individualismus aufstellte. Jetzt hat man sich daran gewöhnt, alle diejenigen Socialisten zu nennen, welche auf dem einen oder dem anderen Wege eine Reorganisation der Gesellschaft anstreben. Im großen Ganzen kann man sie in zwei große Gruppen theilen; die Eine will ihr Ziel durch vorhergehenden Umsturz, die andere durch successive Verbesserungen erreichen. Von Grachus Babeuf und Buonarotti an bis auf den heutigen Tag hatte der Socialismus in Frankreich verschiedene Phasen durchlaufen; aber alle Schulen die er gegründet sind so gut wie verschwunden. Von Saint-Simonisten, Phalanstériens, Icariens, Humanitaires, Mutuellistes ꝛc. kennt man heute kaum mehr als den Namen. Nur zwei Schulen, aber mit sehr wenig Anhängern, haben noch eine Organisation, die Schüler des belgischen Philosophen Colins, ganz communistisch, und die sogenannten religiösen Positivisten, die Schüler von Auguste Comte. (Dieser hatte bekanntlich, kurz vor Ausbruch seines Wahnsinns, eine Sekte gegründet, in welcher er als Prophet der Offenbarung verehrt wurde, während sein bedeutendster Schüler Littré im reiferen Alter seine Irrthümer erkannte und zur Kirche zurückkehrte.)

Wir glauben nicht zu weit zu gehen, wenn wir behaupten, daß es augenblicklich in Frankreich im strengen Sinne des Wortes keine socialistische Schule gibt, wenn wir nicht etwa den „Oeuvre" der katholischen Arbeitervereine ausnehmen. Wir haben seit Jahren die socialistischen Preßerzeugnisse studirt; wir haben die Kundgebungen in Versammlungen und auf den Congressen, die Statuten der Syndikate und Vereine, die so zahlreichen Grèves (Strike's) mit Aufmerksamkeit verfolgt, und sind zu der Ueberzeugung ge-

kommen, daß an der Unklarheit der eigenen Auffassung und an der Eifersucht der Parteiführer bis jetzt die Bildung einer wissenschaftlichen Schule mit bestimmten Lehrsätzen, die sich zur Bildung einer politischen Partei mit einem bestimmten Programm entfalten könnte, gescheitert ist. Es fehlt eben das Genie unter den Führern, welches einer siegreichen Richtung seinen Stempel aufdrücken könnte. Aber eine ungeheure Veränderung hat sich im Socialismus vollzogen, der von der Gegenwart viel zu wenig Beachtung geschenkt wird.

Die Communisten von 1848 verlangten häusliche Gemeinschaft, Gütergemeinschaft, d. i. Abschaffung des Privateigenthums; die Communisten von heute geben nur die industrielle Gemeinschaft, die Gemeinschaft der Arbeitsmittel zu. Damit ist man von der chimärischen Utopie zur praktischen Möglichkeit übergegangen. Das sociale Problem hat sich vereinfacht zur Frage, wie in einer Unternehmung die Reingewinne der industriellen Produktion am zweckmäßigsten zu vertheilen sind. Die verschiedenen Formen dieser Vertheilung bilden jetzt die Streitpunkte der französischen Socialisten. Obgleich die Unterschiede der streitigen Punkte oft nur unbedeutend sind und in den Fundamentalprincipien überhaupt nicht auseinandergehen, so sind sie doch die Ursache, neben den dort angeführten Schwächen der Führer, daß die socialistische Partei in sich zerspalten, sich gegenseitig befehdet und zu keinem positiven Resultat gelangt. Wir sehen in Frankreich das merkwürdige Schauspiel, daß die vollständige Preß-, Vereins-, Versammlungs-Freiheit die Socialisten zur Auflösung ihrer Organisation führt. Ihre Congresse brauchen nicht von der Polizei aufgelöst zu werden; man prügelt sich gegenseitig hinaus, und in Unkenntniß der praktischen Ziele, die ihren durch die Exaltation getrübten Augen in utopischem Farbenschiller erscheinen, begnügt man sich, um doch eine positive That zu begehen, mit der Heiligsprechung des Dynamit und des Petroleums.

Ein solch abschreckendes Bild gewährten auch wieder

die kürzlich abgehaltenen Congresse. Zu Saint-Etienne spalteten sich die Collektivisten sehr bald, weil die ehrgeizigen Führer unbedeutende Verschiedenheiten der Doktrinen zum Vorwand nahmen, sich gegenseitig in den Bann zu thun. So bildeten sich zwei Gruppen, von denen die eine, unter Führung von Benoit Malon und Paul Brousse, in Saint-Etienne verblieb. Ihre Organe sind „Le Prolétaire“ und „La Bataille“. Die andere Gruppe tagte zu Roanne unter dem Vorsitz von Jules Guesde (Kammer-Deputirten für Marseille) und Paul Lafargue. Die Journale dieser Fraktion sind: „L'Egalité“ und „Le Citoyen“. Fast zu gleicher Zeit (3. September) waren in Bordeaux die Delegirten der Gemäßigten oder Reformatoren versammelt, welche sich im Jahre 1880 auf dem Congreß zu Havre von den Collektivisten getrennt hatten. Diese Partei verliert aber durch das Aufblühen der Cercles d'ouvriers catholiques immer mehr an Anhang. Man hatte daher ein möglichst weitgehendes Programm auf die Tagesordnung gesetzt, in der Hoffnung weitere Kreise zur Betheiligung heranzuziehen; die Hoffnung hat sich aber nicht erfüllt. So diskutirte man doktrinäre Fragen, wie über Capital und Arbeit, über die Emancipation der beiden Geschlechter in socialer und politischer Beziehung, zwar mit großer Mäßigung, aber ohne jede praktische Bedeutung, obgleich sich gerade diese Partei die Partei der praktischen Leute nennt. Eine ähnliche Rolle spielt die vor zwei Jahren gegründete Association der Alliance républicaine socialiste. Sie hat ein sehr weit umfassendes Programm und will auf gesetzlichem Wege maßvolle Reformen anstreben. Aber trotzdem sich die Vereinigung in den herrschenden Regierungs- und radikalen Parlamentskreisen hoher Protektion erfreute, zählte sie immer nur wenig Mitglieder, und hat seit Monaten kein Lebenszeichen von sich gegeben. Dieselbe Tendenz verfolgt der Verein der Arbeiter-Syndikatskammern, welcher eine Wochenschrift gegründet hat: Le Moniteur des Syndicats, Journal républicain socialiste, organe des cham-

bres syndicales ouvrières de France. Auch hier erwartet man das sociale Heil von der demokratischen Bourgeois-Republik und dem Suffrage universel.

Die Zahl der Arbeiter, die sich an der Propaganda und an organisirten Vereinen betheiligen, wird auf c. 12,000 angegeben. Von weit größerer Bedeutung, als dieser so zu sagen geschulte Socialismus, sind die Bewegungen der Arbeiter zu rein praktischen Zwecken bei gelegentlichen Anlässen. Wir erinnern nur an die Arbeiteraufstände zu Lyon in den Jahren 1831 und 34, die vom Hunger und Massenelend hervorgerufen waren, und welchen nur ein Spartakus fehlte, um ihnen dauernden Erfolg zu geben. Man beabsichtigte weder eine politische noch eine sociale Umgestaltung, sondern verlangte nur die Festsetzung eines Minimalsatzes des Arbeitslohnes. „Vivre en travaillant ou mourir en combattant“ hatte man auf die Fahne der Insurrektion geschrieben. In dem Arbeitercentrum daselbst herrscht augenblicklich eine feindselige Stimmung gegen die Machthaber der Republik, die bis jetzt noch gar keine Miene machen, mit den so oft versprochenen socialen Reformen vorzugehen. Die royalistischen Kundgebungen am 8. Oktober, wo in der Kirche Saint Bonaventure in Gegenwart von über 5000 Menschen die Messe celebrirt wurde, fanden bei der Bevölkerung offenbares Wohlwollen. Der Zauber des Wortes Republik ist durch die Republikaner selbst vernichtet. Diese Haltung der Lyoner Arbeiter veranlaßte Louis Blanc zur Absendung eines offenen Schreibens an dieselben, in welchem er sie beschwört, der Sache der Republik treu zu bleiben, und ihnen goldene Berge von wirthschaftlichen Reformen verheißt, anderntheils aber auch die Republikaner an die Erfüllung ihrer socialen Pflichten erinnert.

Ein sehr lehrreiches Bild über die französischen Arbeiterverhältnisse gewährte eine Versammlung von Kohlenbergwerks-Arbeitern vom 1. Oktober, welche durch die Syndikatskammer der Bergleute des Kohlenbeckens der Loire veranstaltet war. Es waren alle Kammerdeputirten aus den Kohlendistrikten

eingeladen und diese waren auch nebst Generalräthen und Maires reichlich erschienen. Boyſſet, der Vicepräsident der Deputirtenkammer, führte den Vorsitz. Politik war ausgeschlossen und nur sachliche Fragen kamen zur Diskussion. Trotz des Bemühens Maß zu halten, entrollte sich ein schreckliches Bild von der ausbeutenden Produktionsweise der anonymen Compagnien. Die Frage, warum die Bergwerke nicht vom Staat, der Gemeinde oder von Einzelpersonen betrieben werden könnten, in welchem Falle der Arbeiter doch immer auf menschliches Mitgefühl rechnen könnte, während das Ungeheuer von anonymer Gesellschaft anstatt eines Herzens nur ein Packet Aktien im Busen habe — wurde als nicht sachlich bei Seite geschoben, die übrigen Fragen aber lebhaft diskutirt. Besonders erregte der nachweisbare Leichtsinn der von der Compagnie angestellten Inspektoren, durch den die vielen Unglücksfälle entstehen, schweren Tadel und man wünschte, daß die Untersuchung der Bergwerke im Beiseyn von Delegirten der Arbeiter stattfinden solle.

Ueber die Haftpflicht bei Unfällen sagte Boyſſet eine Vorlage in der Kammer zu. In dieser würde das Gesetz bestimmen, daß bei Unfällen die Compagnie verpflichtet seyn soll, ihre Unverschuldbarkeit vorweg nachzuweisen, wogegen nach dem jetzigen Gesetz der verunglückte Arbeiter den Beweis zu erbringen hat, um eine Entschädigung zu erhalten. (Dasselbe Gesetz haben die Trades Unions in England vor etwa zwei Jahren im Parlamente durchgesetzt.) Endlich wurden Resolutionen über Unfall-, Kranken- und Invaliditätskassen mit corporativen Rechten und staatlicher Unterstützung, sowie über eine Normalarbeitszeit, die noch näher zu diskutiren sei, angenommen, und die anwesenden Deputirten versprachen, diese Beschlüsse in der Kammer nach Kräften zu vertreten, nicht nur für die Bergwerksarbeiter der Loire, sondern für alle Arbeiter Frankreichs.

Unter den gefaßten Resolutionen befindet sich auch eine, die Reform der anonymen Gesellschaften betreffend. Nach

dem bezüglichen Gesetz von 1867 dürfen keine Aktien unter 500 Francs Nennwerth ausgegeben werden. Nun will man beantragen, daß auch Obligationstitel zu 100 und 50 Frcs. geschaffen werden, damit der Arbeiter die Möglichkeit habe, Theilhaber an der Grube zu werden, um dann auf den Generalversammlungen der Aktionäre ein Wort mitsprechen, die Verwaltung und den Betrieb beeinflussen zu können.

Es ist nicht nöthig auszuführen, daß dieser Gedanke schon in das Gebiet der Utopie überschlägt. Wenn man das Geheimniß entdecken könnte, den Arbeiter zugleich zum Aktienbesitzer, also zum Capitalisten, zu machen, dann wäre der Stein der Weisen gefunden und das sociale Problem gelöst. Die Ausgleichung des Widerspruches zwischen Capital und Arbeit ist eben die Aufgabe aller socialen Doktrinen und an der Unmöglichkeit, den natürlichen Gegensatz beider Faktoren, die gleichwohl nicht ohne gegenseitige Unterstützung wirken können, fortzuschaffen, sind bis jetzt alle Schulen und praktischen Versuche gescheitert.

In der jetzigen Produktionsweise fällt das Beneficium des Unternehmens allein dem engagirten Capital zu. Die Arbeit wird nicht als ein intelligenter Faktor, sondern ebenso wie die Maschine als ein mechanischer Faktor betrachtet. Die Produktivassociation, welche von der gemäßigten Fraktion der Socialisten angestrebt wird, will die Arbeit gleich dem Unternehmer und dem Ingenieur zum intelligenten Faktor der Produktion machen und sie als solchen an dem Reingewinn, neben dem Capital, in einem staatlich festzusetzenden Verhältnisse participiren lassen. Die große Masse der französischen Arbeiter scheint mit der successiven Einführung dieser Produktionsweise einverstanden und zufrieden seyn zu wollen. Alle staatssocialistischen Palliative, als obligatorische Versicherungskassen, Sicherheitsinspektoren &c., würden dann überflüssig seyn, der Arbeiter wäre als Associé in der Lage, durch corporative Vereinigung für alle diese Bedürfnisse selbst zu sorgen.

In dem französischen Nationalcharakter, der so viele Gegensätze in sich vereinigt, in dem die guten Eigenschaften neben den bösen Leidenschaften so eng gepaart sind, ist die Sparsamkeit ein hervorstechender Zug. Besonders der Arbeiter, der kleine Besitzer und der untere Beamte hat die passion d'épargne und damit verbunden eine große Genügsamkeit in seinen Bedürfnissen. Dieser Sparsamkeitssinn findet Nahrung in dem Staatsrentensystem. Eine Rente zu besitzen ist das Ideal des gut situirten Arbeiters. Da aber diese Renten zugleich auch ein Spekulationsobjekt sind, so verführen sie den Besitzer unbewußt zur Leidenschaft des Hazardirens; aus der Tugend entsteht oft unbemerkt die Leidenschaft und das Laster. Aus dem genügsamen Arbeiter, der in der Association nur die Erfüllung seiner bescheidensten Ansprüche erstrebte, wird dann im glücklichen Falle ein Bourgeois, der kein anderes Interesse mehr kennt als das seiner Renten, im unglücklichen Falle aber, beim Verlust seines mühsam erworbenen épargne, ein Collektivist oder Anarchist. Die Börsenspekulation auch den untersten Klassen zugänglich zu machen ist daher seit lange das angelegentliche Bestreben des Capitalismus. Es ist dabei nicht sowohl auf die Arbeitergroschen abgesehen, als darauf, das Volk im Zustande der Corruption zu erhalten, damit es unfähig sei, die Sklaverei unter der Capitalmacht zu erkennen und seine Ketten zu brechen.

Diejenigen socialistischen Fraktionen, welche so viel von sich sprechen machen, bleiben nicht bei der Produktiv-Association stehen, sondern verlangen, daß in einer Unternehmung das Capital als Faktor der Produktion einfach gestrichen werde und daß das ganze Beneficium voll und ganz der Arbeit zufalle. Ueber die Art der Ersetzung des Capitals durch einen andern Faktor gehen nun die möglichen und unmöglichen Wege ebenso weit auseinander, wie über den Modus der Vertheilung des Beneficiums. Die Lösung des Problems wird theils im Collektiveigenthum, theils in Umwandlung

der Aktien, bei neu zu errichtenden Betrieben, in ein unverzinsliches Werthzeichen mit Zwangscurs, das zugleich die Stelle des Geldes einzunehmen hat, gesucht. Der Hauptstreit unter den fortgeschrittenen Fraktionen ist immer noch bei der Lohnfrage stehen geblieben. Die Einen wollen die Remuneration des Arbeiters als Individuum, die andern diejenige der Arbeit nach Qualität und Quantität.

Entsprechend den unzähligen Spaltungen in Fraktionen und Unterfraktionen sind auch die Namen, die man sich beilegt. So hat man Evolutionisten, Modificateure und Reformer, Erneuerer, Revolutionäre, Collektivisten, Anarchisten, Marxisten, Possibilisten, Communisten, Communards, Unversöhnliche &c. Je utopischer die Färbung, desto größer ist die Meinungsverschiedenheit in derselben Gruppe und desto heftiger wird gestritten. Weder in den Clubreden noch in der persönlichen Unterhaltung findet man zwei Mitglieder, die über die verhandelten Fragen dieselbe Ansicht hätten. Selbst Louise Michel steht isolirt auf ihrer Höhe. Sie weiß sehr wohl und spricht es oft aus, daß nach dem Tage des Kampfes, der unfehlbar hereinbrechen müsse, die Mehrzahl ihrer eigenen Partei doch wieder mit der Bourgeoisie paktiren wird. Ihr resignirtes Schlagwort ist daher: „Je vais partout et je vais seule.“

Was der socialen Bewegung in Frankreich fehlt, ist ein organisatorisches Talent, ein Genie, das die Ideen verbreitet und die Ueberzeugung durch den Fanatismus hervorruft. Es ist derselbe Mangel an thatkräftigen Geistesfürsten, der sich auch im politischen Leben bemerkbar macht. Im Lager der herrschenden republikanischen Parteien finden wir dasselbe Schauspiel wie in der socialistischen Propaganda: Fraktionsgezänk um personelle, hier ideelle, dort materielle Interessenfragen. Ueberall fehlt der weite Blick, das Verständniß der die Welt bewegenden Idee und das praktische Geschick, dieser Idee zur Fleischwerdung zu verhelfen.

Die Weltgeschichte wird aus dem jetzigen Zustande

Frankreichs für die Zukunft sehr eindringliche Lehren abstrahiren. Es ist thöricht, die Regeneration der Gesellschaft von politischem oder wirthschaftlichem Systemwechsel oder gar von Polizeimaßregeln herleiten zu wollen. Nur die Wiedergeburt der Menschheit aus dem Geiste ist im Stande, die großen Mißstände zu beseitigen, welche unsere heutige Gesellschaft beflecken. Sollte wirklich jemals der Socialismus den Individualismus und den Capitalismus siegreich überwinden, so wäre damit gar nichts gewonnen, wenn nicht auch zugleich der Egoismus, der das Produkt des Materialismus ist, beseitigt oder beschränkt wird. Und diese Aufgabe zu lösen, ist allein die Kirche berufen; jede socialistische Schule hat sich ganz unfähig dazu und mithin auch zur thatsächlichen Verbesserung der socialen Zustände erwiesen. Der Kampf zwischen Capital und Arbeit wird so lange währen, bis der Idealismus wieder über den Naturalismus triumphirt, und bis im socialen und politischen Leben die Wahrheit der Offenbarung wieder an die Stelle der Zweckmäßigkeitstheorie getreten seyn wird.

Ph. v. W.

LV.

Bilder aus den Alpenländern.

I. Aus dem Gasteiner Thale.

Der Universitätsfestjubel war verklungen, die Fahnen, Kränze, Blumengewinde und bunte Wimpeln von den Häusern verschwunden, die Straßen, auf denen eine Woche vorher viele Tausende sich freudig und vielbeschäftigt, alte Freunde suchend und neue gewinnend, bewegt hatten, waren stille geworden, recht stille. Würzburg hatte wieder sein Alltagsgewand angelegt, die bunten Mützen auf jugendlich blonden Locken und die grauen Häupter der alten Herrn tauchten nur noch sporadisch auf; hie und da flatterte noch ein Fähnchen einsam in der Luft, neigte sich noch ein Kranz von Regen und Wind zerzaust, unter einem verlassenen Dachfenster. „Es war ein schönes Fest, das unsere Universität gefeiert hat", so tönte es aus Aller Mund, nachdem Alles vorüber war und es galt, den Gesammteindruck sich noch einmal zu vergegenwärtigen — ein Fest der Wissenschaft, ein Fest der Freundschaft und Geselligkeit, ein Bürger- und Volksfest, aber nicht minder auch ein religiöses Fest, und die weihevolle Stimmung, welche sich der gesammten Bevölkerung und der vielen tausend Fremden bemächtigt hatte, die in diesen Tagen die Alma Julia um sich gesammelt, gewann bei dem großartigen Festzuge ihren unverkennbaren Ausdruck. Da begann denn auch der Roheste zu ahnen, daß es doch noch eine andere Aristokratie gibt als die der

Geburt und des Geldes, und an innerem Werthe beiden gewiß ebenbürtig.

„Unsere Universität — das ist doch eigenthümlich neu, überraschend, im Munde Aller, der Lehrer, Studenten, Bürger, bis zum geringsten herab," bemerkte mir ein Professor aus London; „das kennt man nicht bei uns, das wäre bei uns nicht möglich." Sie ist eben ein Baum, unsere Julia, dessen Wurzeln tief hinabgedrungen in das Geistesleben unseres Volkes; seine Fasern haben sich eingesenkt in jedes Herz, und so mit sich zur lebendigen Einheit verbunden. „Diese Theilnahme, dieses freudige Interesse, diese Opfer, dargebracht zum Gelingen des Ganzen, diese würdige Haltung ohne jeglichen Mißton, das Alles wäre bei uns unmöglich", erklärte ein Anderer von einer deutschen Universität. Würzburg weiß eben, was es an seiner Universität hat, und daß sein Schicksal in glücklichen Zeiten wie unter schweren Stürmen stets aufs innigste mit der Alma Julia verflochten war.

Die festlich geschmückte Via triumphalis, auf welcher die Ankömmlinge von der Station zur Festhalle geleitet wurden, hatte sich wieder in den provisorischen, bald von Stürmen durchfegten bald von Sonnenbrand durchglühten Bahnhofplatz verwandelt, als ich über denselben hinfuhr, um nach den Alpen zu reisen. Ich wartete im Saale. Eben brauste der Courierzug „Paris-Wien" heran, der in wenigen Stunden uns in entfernte Gegenden trägt. Er kam und ging, ich wartete immer noch. Auf wen denn? Auf den Bummelzug, der nahezu drei Stunden braucht für eine Entfernung von zwölf Gehstunden. Aber mein Gott! wer wird denn noch mit dem Bummelzug fahren, im letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts, im Zeitalter des Telegraphen und Telephons, und nicht viel lieber mit dem „Blitzzug"? Schleicht ja doch selbst der Eilzug in Deutschland viel zu träge dahin, und nun erst der Bummelzug, der so recht geeignet ist, vor Ungeduld uns nervös zu machen? Mag seyn;

trotz alledem, ich ließ die Reisenden nach Süd und Ost einsteigen und wartete geduldig auf den Bummelzug.

Da wäre denn nun eine ganz erwünschte Gelegenheit gegeben, das Lob des „Güterzuges mit Personenbeförderung" zu verkünden gegenüber seinen Verächtern. Man könnte hinweisen auf die Nothwendigkeit, in die er uns versetzt, uns recht gründlich in der Geduld zu üben, wenn man aus- und einladen sieht, wobei sie sich so recht Zeit nehmen, als ob sie nur Hopfensäcke, Kaffeeballen und allerlei Vieh zu befördern hätten, als ob nicht unter dieser lebendigen Fracht hie und da auch Wesen wären mit Vernunft und freiem Willen begabt, welche gewöhnt sind, diese besonders zum Räsonniren zu gebrauchen. Da ich jedoch keinen Traktat über Ascese zu schreiben gedenke, so will ich von diesem besonderen Vorzuge des Bummelzuges heute ein Absehen nehmen, zumal ich bezüglich dieses Zweiges unserer Literatur meine „sonderbare Meinung" habe. Ich halte nämlich dafür, daß auf mindestens ein halbes Jahrhundert hinaus der Bedarf an derartigen Schriften vollständig gedeckt ist, da manche Buchhändler seit Jahren fast fabrikmäßig derartiges produciren, gewiß zu Nutz und Frommen deutscher Seelen, aber auch des eigenen Geldbeutels. Wenn aber wieder einmal Einer ein „Reisegebetbuch" herausgibt, so möge er nicht versäumen, diesen Vorzug des Bummelzuges zum Gegenstand seiner besonderen Aufmerksamkeit zu machen. Aber eine andere höchst bedeutsame Eigenschaft dieses Zuges ist es, daß er an jeder Station hält, an vielen lange, sehr lange, ganze Stunden hindurch. Was ist nun einladender, gründliche Bierstudien zu machen, als diese Haltzeit, die ein ächter Bayer doch nicht unnütz versäumen darf? Wenn auch die Klagen über die gute alte Zeit, die nun längst hinter uns liegt, in den letzten Jahren überlaut geworden, so marschirt trotz Allem und Allem unser bayerisches Vaterland in dem Geheimnisse der Bierbereitung immer noch an der Spitze der Civilisation. Auf die altehrwürdige Gepflogenheit der

Bierprobe jetzt wieder zurückgreifen ist nun freilich nicht mehr wohl thunlich, und es ist auch nicht mehr nothwendig, da das neuestens mit vielem Geld gegründete Institut für Hygiene zu München den Gehalt des Bieres jedesmal exakt darzustellen wissen wird. Aber welch' lohnende Aufgabe wäre es nicht für einen Experten, von der Mainlinie an bis nach Lindau und Kiefersfelden eine Reise in diesem Sinne zu unternehmen! Hr. v. Liebig hat zwar den Verbrauch von Seife als Gradmesser der Cultur eines Volkes bezeichnet; ein richtiger Altbayer kann jedoch über solche Anschauungen nur mitleidig lächeln, und mit Bedauern sich von Völkern abwenden, welche gleich Bismarck und den Lobrednern des Branntweins die Culturmission des Bieres noch nicht begriffen haben.

Es gibt geographische Karten, welche die Religionsverhältnisse Deutschlands darstellen, und dabei die katholischen Länder kohlschwarz anstreichen, die Kreise mit gemischter Bevölkerung in Chiaroscuro, die ganz protestantischen lichthell erscheinen lassen. Man wird gewiß einem tief gefühlten Bedürfnisse entgegenkommen, und manchem Biedermanne den nützlichsten Dienst erweisen, wenn man unser liebes Bayerland nach diesem Muster in Bezug auf Bierbereitung darstellen wollte. Auch könnten dabei unsere Finanzen nur gewinnen. Zündet ja doch jeder loyale Oesterreicher täglich sein Brandopfer an auf dem Altare des Vaterlandes in der Gestalt von Schwarzkraut und Virginia-Cigarren; „wohin kämen wir denn mit unseren Finanzen," entgegnete mir neulich allen Ernstes ein Abgeordneter des Wiener Reichsrathes, als ich das viele Rauchen selbst bei Knaben und Frauen in Tirol beklagte, „wenn wir nicht das Tabaksmonopol hätten, zu dem jeder Staatsbürger sein Schärflein beitragen muß"? Auch der brave Bayer weiß es wohl zu beherzigen, daß in dem Malzaufschlag eine ergiebige Einnahmequelle für sein Vaterland fließt, und er thut darum sein Möglichstes, daß dieselbe nicht versiegt, namentlich in heißen Sommermonaten.

Je mehr er trinkt, desto reicher fließt sie, so zwar daß in der guten Stadt Würzburg täglich dreiviertel Liter auf den Kopf kommt, Männlein und Weiblein und selbst den Säugling mit eingerechnet. Für die letzteren Kategorien müssen natürlich die Erwachsenen stellvertretend einstehen.

Es genügt, die Idee einer solchen Karte angeregt zu haben; vielleicht findet sie im Geiste eines Experten fruchtbaren Boden, der sie praktisch zu „verwerthen" weiß. Denn heutzutage „verwerthet" man Alles, nicht bloß die Abfälle in der Branntweinbrennerei und den Straßenkehricht, sondern auch Ideen. Mit der Verjüdelung unserer Sprache ist es bereits so weit gekommen, daß man auch das Höchste und Geistigste, Philosophie, Poesie und die edle Kunst nur nach seinem klingenden Werthe schätzt; was sich nicht verwerthen läßt, wie der Banquier seine faulen Aktien und der Bändeljude einen windschiefen Hut oder ein paar lebensmüde Stiefel verwerthet, hat eben keinen Werth.

Was das aber heißt, ein Experte seyn, sollte ich zu meinem Staunen gelegentlich des Jubelfestdiners erfahren. Man hatte nämlich bei der Berathung über die Wahl der Weine, die sämmtlich auf fränkischem Boden gewachsen waren, sowie bezüglich der Reihenfolge, in welcher sie kredenzt werden sollten, die zwei berühmtesten Kenner um ihr Gutachten gebeten. Wohl hatte ein Professor-Poet gesungen:

Hat der Brite seine Meere
Und der Cäsar seine Heere,
Deutschland hat die Wissenschaft.

Würzburg aber hat noch was dazu, was auch nicht zu verachten, den edlen Rebensaft; den aber sollten die Collegen aus Nord und Süd näher kennen und würdigen lernen. Denn

Das Pergament ist nicht der heil'ge Bronnen,
Aus dem ein Trunk den Durst auf ewig stillt.

Moltke, als er den Plan zur Schlacht von Sedan entwarf, konnte nicht nachdenklicher erscheinen, als diese beiden Herren Experten bei der Weinprobe. Galt es doch ihrem

eigenen Renommée, das unrettbar verloren gewesen wäre, hätte der Fremde Anlaß zu Tadel gehabt. Doch sie haben diese nicht minder wie der Wein siegreich bestanden. Die stille Wonne, die auf dem Antlitz meines Nachbars von der nordöstlichen Grenze Deutschlands lag, als er den duftigen Stein kostete, die Seligkeit, mit welcher er den auserlesenen Leisten schlürfte, gaben vollgültiges Zeugniß dafür, daß die Experten keinen Fehlgriff gethan hatten. Und als ich ihm versicherte, als treuer Eckart an seiner Seite aushalten zu wollen, wenn er auch mit seiner Weltanschauung etwas ins Schwanken gerathen sollte, da fand sein Enthusiasmus keine Worte mehr.

Aus diesen Erinnerungen weckte mich der Ruf des Stationsdieners: Güterzug nach Heidingsfeld, Ochsenfurt, Marktbreit, Steinach, Ansbach, Treuchtlingen — einsteigen! Ich stieg ein und o Wonne! ich war allein, ganz allein; nicht hineingepfercht zwischen sieben Commisvoyageurs. „Leicht bei einander wohnen die Gedanken, doch hart im Raum stoßen sich die Sachen" — die Ellenbogen und Füße nämlich. Außerdem räuchern sie dich an, daß der Tabaksgeruch dich noch nach drei Tagen überall hin verfolgt, bringen dich, was noch unerträglicher ist, mit ihren Reden fast zur Verzweiflung. Im glücklichsten Falle bildet das „Geschäft" den Gegenstand ihrer lebhaften Unterhaltung. Das Geschäft ist ihr Gott, der Gewinn, „Verdienen", ihr kategorischer Imperativ, der rücksichtslos gebietet. Armer Fichte! „Der kategorische Imperativ, die sittliche Weltordnung", hat er einst gelehrt, „ist unser einziger Gott; einen andern kennen wir nicht, und wir haben auch für ihn keinen Platz in unseren Systemen." Aber die sittliche Weltordnung ohne Gott läßt sich ja nicht verwerthen. „Werth", antwortete neulich ein junger Nationalökonom aus dem Stamme Juda, der in der Volkswirthschaftslehre geprüft wurde, „hat nur das, wofür mir Einer etwas gibt." „Aber ohne Luft kann Niemand athmen; hat die Luft darum keinen Werth"? „Nein", ent-

gegnete resolut der künftige Banquier, „für die Luft bezahlt man mir keinen Pfennig". Der Lehrer, der diese Prüfung mit seinem Zögling angestellt hatte, erzählte mir dieß mit dem Ausdrucke der Bewunderung und des Lobes der nationalökonomischen Anlagen seiner jüdischen Zöglinge, die sich besser als ihre christlichen Mitschüler darauf verstehen, die Dinge zu werthen. Sie verdienen an der Börse und im Differenzspiel, sie verdienen durch glückliche Spekulationen und geschickten Bankerott; hat mir doch Einer aus dieser Gesellschaft auf dem Wege nach München mit der Miene des ehrlichsten Mannes versichert: „an der Spitzeder ist viel verdient worden". Was Geschäftsleute dieser Art in Wahrheit verdienten, darf man nicht laut sagen im Hinblick auf den bekannten Paragraphen des Strafgesetzbuches, das jeden Deutschen in seiner bürgerlichen Ehre schützt. Schopenhauer sagte nun freilich einmal, er habe die Handelsleute deßwegen besonders lieb, weil sie gerade heraussagen, was sie wollen: Verdienen. Andere, meint er, wollen dieß gerade so, aber sie hüllen sich in den Phrasenmantel von Patriotismus, Volksbildung, Kampf gegen die „im Finstern schleichende Partei", Abwehr ultramontaner Uebergriffe u. s. f.; im Grunde suchen sie aber dabei zu verdienen.

Immerhin bleiben beiderlei Arten von Unterhaltung gleich widerwärtig, und um ihnen zu entfliehen, suchst du dir ein Coupé für Nichtraucher; anderswo freilich sind die Rauchcoupé's Ausnahmen, die Nichtrauchcoupé's Regel. Doch da bist du so recht vom Regen in die Traufe gekommen. Willst du einsteigen, so wehrt dir ein dienstbarer Geist in Gestalt einer Kammerfrau, der an der Thüre Posto genommen, den Zutritt; du schiebst ihn, sanft oder unsanft, je nachdem, zur Seite; doch welche Ueberraschung! Eine ganze Judenfamilie hat darin, just wie in den Tagen ihres Nomadenlebens in der Wüste, ihr Nachtquartier aufgeschlagen; zwei hoffnungsvolle Sprößlinge liegen auf den Sitzen umher; der ältere von ihnen findet es recht „ekelig", daß er Platz

machen soll, und die Mama gibt ihm mit bedeutungsvoller Miene nicht Unrecht. Dabei liegt und steht auf und unter den Sitzen allerlei Hausgeräthe, wie man es auf einer Reise mit den lieben Kleinen bei Tage und auch bei Nacht braucht, und die impertinente Jüdin entschuldigt sich nicht einmal; sie hat ja ihre Plätze bezahlt. „Tu l'as voulu, George Dandin", sagte ich mir vorwurfsvoll; denn nachgerade ward die Atmosphäre vor Patchouli, Knoblauch und anderen Dingen unausstehlich.

Ein andermal bat ich den Schaffner wiederum um ein Nichtrauchcoupé zweiter Klasse und erhielt es. Da saß wieder eine Mama, graziös und ätherisch wie eine Sylphide; ihr gegenüber die Amme in der Tracht südfranzösischer Bäuerinen mit dem Kinde auf dem Schoße. Da triffst du doch eine hochgebildete Frau, dachte ich mir. Aber mit einem Blick voll Haß ward ich empfangen; die zornflammenden schwarzen Augen scheinen mich durchbohren zu wollen. Prüfend greife ich in meine Brust; doch ich bin mir keiner Schuld bewußt. Ich war hineingetreten, wie es einem Manne von guten Allüren ziemt, habe verbindlichst gegrüßt und mich höchst bescheiden in mein Eck gedrückt. Noch einmal fällt ein Blick souveräner Verachtung auf mich, dann verbirgt sich das zarte Antlitz hinter ein Buch in ziemlich großem Oktavformat. Mein Auge betrachtet diesen improvisirten Fächer; da steht auf dem Umschlage mit ziemlich großer Schrift gedruckt, weiß auf blau, daß ich es ohne Augenglas lesen konnte: „Torquemada". Nun ist das Räthsel gelöst; die Edelfrau liest eben die neueste Tragödie von Viktor Hugo. Ihre Phantasie sieht die Scheiterhaufen rauchen, hört den Jammer der Edlen, welche die Camarilla dem Feuertode opfert, erblickt die von Dummheit, Fanatismus und allen niedrigen Leidenschaften getriebene Bande der Inquisitoren, die Viktor Hugo so lebenswahr zu malen versteht. Mein schwarzer Rock läßt sie vermuthen, daß auch ich etwas von den Geheimnissen der Inquisition weiß und

zu jener „kleinen aber mächtigen Partei" gehöre, die den freisinnigen Hus verbrannt, Galilei gefoltert und den edlen Ganganelli vergiftet hat. Bekanntlich hat Garibaldi, der Heros zweier Welten, seine hirnlosen Phrasen aus Viktor Hugo herausgelesen, dem einzigen Schriftsteller, den er überhaupt las; einer heißblütigen Französin dürfen wir es darum nicht so schwer anrechnen, wenn sie von gleichem Haß gegen die Klerikalen erfüllt wird. Wer sollte sich auch noch wundern, daß ein so zartes Gemüth sich mit Entrüstung von mir abwendet, wenn selbst der Consistorialrath Dr. Ebrard, ein Mann, der doch diese Sachen besser wissen muß, seine Apologie des Christenthums nicht besser zu begründen weiß als dadurch, daß er die Kirche „Lüge und Fäulniß", ein „verpestetes Pseudochristenthum" nennt. Uebrigens hat beiden, dem französischen Poeten sowohl wie dem wälschen Flibustier, ihr Kampf gegen die Klerikalen, diesem mit seinen Rothhemden, jenem mit der Feder, ein Erkleckliches eingetragen. Es ist doch eine lohnende Sache um die Freisinnigkeit.

Der Leser wird mir darum sicher Beifall zollen, wenn ich nach solchen Erfahrungen mit dem Bummelzug fuhr. Mit Hochgefühl sah ich mich in meinem Coupé um, in dem ich Herr war wie ein König in seinem Reiche; ich konnte sitzen, liegen, stehen und selbst spazieren gehen.

Frei in den Lüften ist meine Bahn,
Bin nicht mehr diesen . . . unterthan.

Allmählich brach die Nacht herein; mehr und mehr verschwanden die Umrisse der Landschaft im Dunkel, tiefer Friede legte sich über die Natur. Das gleichmäßige Rasseln der Maschine schläferte mich ein; im Traume verwandelte es sich in die herrlichen Klänge des Allelujah von Händel, die unvergeßlich mir in der Erinnerung nachtönten, dessen Aufführung in einer des Meisters würdigen Vollendung den Festakt der Jubiläumsfeier geschlossen hatte.

Angekommen am Bahnhofe zu Salzburg sagte ich zu einem Freunde, der in München sich mir zugesellt hatte: Nun sind wir wieder in dem gemüthlichen Oesterreich! Wie höflich fragen sie Einen, ob man nichts Mauthbares habe! Als in den vormärzlichen Tagen die gelben Blätter einmal eine unschuldige Anspielung sich erlaubt hatten auf den findigen Spürsinn der österreichischen Finanzwache und ihre hastige Jagd auf den Tabaksbeutel der Reisenden, da waren sie nahe daran, im ganzen Reiche verboten zu werden; es bedurfte der Vermittlung hoher und einflußreicher Persönlichkeiten, um dieses Schicksal von ihnen abzuwenden. Wie ist dieß jetzt ganz anders geworden!

Ja, gemüthlich geht es zu in Oesterreich, vielleicht zu gemüthlich. Als ich meinen Gepäckschein nicht gleich zur Hand hatte, sagte mir der Bedienstete beschwichtigend: „Machen Sie sich keine Sorgen, es ist so auch gut.“ Unter Beust machte man sich bekanntlich am Ballplatz zu Wien auch keine Sorgen, es war so auch gut. Die Ungarn rissen sich von der Gesammtmonarchie los, um nach eigenem Plane sich einzurichten. Die Geschichte beweist auf allen ihren Blättern, daß die Magyaren kühne Reiter und flotte Tänzer sind, daß sie aber nie sich regieren, nie haushalten konnten; ritterliche Gestalten, liebenswürdige Wirthe, noble Passionen mögen recht interessant seyn hie und da, aber ein Staatswesen kann man auf sie nicht gründen. Immerhin, es war so auch gut. Die Piemontesen drangen gegen alles Völkerrecht, mitten im Frieden, trotz der heiligsten Verträge durch die Bresche an der Porta Pia in Rom ein, und erklären so thatsächlich, daß ein europäisches Staats- und Völkerrecht nicht mehr existirt. Und der erste Minister eines Reiches, das über ein halbes Jahrhundert das Schiedsrichteramt unter den Völkern Europa's geübt hatte, läßt das Alles geschehen, und zwar in einem Augenblicke, als Frankreich und Deutschland in einem Riesenkampfe engagirt waren, und Oesterreich, an Siegen und an Ehren reich, vollständig

freie Hand hatte. Es war so auch gut. Zwei Armeecorps hätten hingereicht, um Cadorna von den Mauern Roms wegzurufen, da die blutigen Lehren, welche die piemontesischen Truppen zu Custozza und Lissa von den Oesterreichern empfangen hatten, trotz der kühnen Hahnenfedern auf den Hüten der Bersaglieri und der Siegeslieder der Garibaldiner, noch Allen wohl im Gedächtnisse waren.

Il Garibaldi l'ha detto
E questo è verità,
Chi muore per la patria,
Nel paradiso va va va!

hatte ich letztere singen hören auf ihrem Marsch durch den Apennin; es genügte jedoch eine Abtheilung Jäger mit der Studentencompagnie, um sie weit hinter die Tyrolergrenzen zurückzutreiben, wobei sie an unschuldigen Bildstöcken und Kirchen auf ihrer Retirade ihren Muth kühlten. Wir wären nach Trient hineingekommen, demonstrirte mir zu Novi Einer von den tausend Tapferen, der wieder zu seinem ehrsamen Metier als Kellner zurückgekehrt war, indem er die Serviette, welche seit Jahr und Tag weder Seife noch Wasser gesehen hatte, gleich einem Kriegspanier schwang, wenn nicht — ja wenn nicht Garibaldi einen neuen Angriffsplan entworfen hätte. Als dieser kürzlich den Weg alles Fleisches ging, schämte sich ein Repräsentant derselben Austria, welcher er tausendmal ein „Morte all' Austria“ zugerufen hatte, durchaus nicht, eine schwarzumflorte Fahne auszuhängen. Es ist bisweilen gar zu gemüthlich in Oesterreich.

Sie heißen das „mit den realen Verhältnissen rechnen“, als ob die Unabhängigkeitsfrage des heiligen Stuhles die Dinge im Monde angehe und nicht von der allerrealsten Bedeutung für Europa und in erster Linie für Oesterreich wäre! Oesterreich gibt seinen Platz im europäischen Völkerconcert auf, wenn es von seinen Traditionen läßt. „Omne imperium iisdem artibus tenetur, quibus partum est“, hat schon Sallustius gesagt, freilich ist sehr zu bezweifeln,

ob viele von den Staatsmännern Oesterreichs sich mit klassischen Schriftstellern viel beschäftigen, Dumas, Balzac und in neuester Zeit Zola sowie die Feuilletons der alten und neuen Presse bieten eine viel weniger anstrengende Lektüre. Aber das sollten sie doch wissen, die Männer, die einseitig und ohne jeden triftigen Grund das Concordat bei Seite gelegt, daß, wenn das canonische Recht nicht mehr gilt, das Kanonenrecht an dessen Stelle tritt. Dann aber wird früh oder spät Rußland, im Bunde mit einem Theil der Slaven und Wälschen, dem zu Tode gehetzten, von Preußen verlassenen Oesterreich den Gruß bieten: Finis Austriae! Kaiser Franz I. pflegte das Großherzogthum Baden mit seinem Neuerungsfieber das „Probirlandl" zu nennen. Es ist ihm der bittere Hohn erspart worden, dasselbe von seinem Oesterreich sagen zu müssen, das man zu seiner Zeit als das Urbild starren Conservatismus und politischer Stagnation zu betrachten gewöhnt war. Was ist nicht Alles probirt worden in Oesterreich von Beust und dem Trinkgeldminister Giskra, der die Weltanschauung der Hausknechte auf den Ministerstuhl gebracht hat, bis auf Andrassy! Nichts ist constant geblieben als das stetige Anwachsen von Steuern und Schulden.

Bei alledem muthet uns Eines in Oesterreich so wohlthuend an, die Liebe zum Kaiserhause. Den verschiedenen Völkern der Monarchie gemeinsam, bildet sie einen idealen Zug im Charakter dieses großen Reiches, der uns seine Bewohner verehrungswürdig erscheinen läßt, und um so schätzbarer, als überall sonst krasser Egoismus sich geltend macht. Der Tyroler, der Oberösterreicher, der Slovene, der mit Liebe von seinem Kaiser spricht, steht uns doch unendlich höher als der Zürcher Baumwollenfabrikant und amerikanische smart man, der außer dem Dollar kein höheres Interesse mehr kennt. Mit welcher herzinnigen Freude meldete mir am Morgen des vierten Oktober mein italienischer Führer hoch oben im Fleimserthale, daß heute der Kaisertag sei!

Diese Menschen wissen nichts von officieller Festfeier, aber man findet die Thatsache bestätigt, daß der Kaiser der populärste Mann in Tyrol ist. Und er hat sie reichlich verdient, diese allgemeine Liebe, ein Regent von der edelsten Gesinnung und dem wärmsten Herzen, dessen Hand nicht müde wird, Wohlthaten zu spenden. Die schweren Kämpfe und harten Schicksalsschläge, die er mit seinen Völkern seit 1848 erfahren, haben beide durch ein unzerreißbares Band aneinander geknüpft. Im Möllthale in Kärnthen zeigte mir Einer unter Thränen der Rührung und Freude das Trinkglas, mit dem er dem Kaiser einen Trunk Wasser gereicht hatte; in einer Truhe, bei seinen übrigen Kostbarkeiten, in ein seidenes Tüchlein gewickelt, hatte er es seitdem aufbewahrt. Und die alte, nun längst verstorbene Postmeisterin zu Schönberg in Tyrol drückte in den fünfziger Jahren ihr innigstes Mitleid mir aus mit dem jungen Kaiser, „der so viel Schulden hat übernehmen müssen". —

Es war eine herrliche Reise an den Ufern der Salzach hinauf; ein blauer Himmel, wie ihn dieses Jahr so selten sah, wölbte sich über Gebirg und Thal, und im Silberglanz leuchtete der frisch gefallene Schnee von den Berchtesgadener Bergen herüber. Ein Collega aus Cisleithanien war im gleichen Zuge. Mit der den Oesterreichern eigenthümlichen liebenswürdigen Höflichkeit schloß er sich mir an; bald waren wir im lebhaftesten Gespräche, wodurch allerdings der Blick in die großartige Landschaft weniger gewürdigt wurde. Schopenhauer-Hartmanns Philosophie war auch sein Evangelium; mit beredtem Munde wußte er von der Noth des Daseyns zu reden, was ihn jedoch nicht hinderte, zum Trost in seinem Weltschmerz, von Zeit zu Zeit einen ergiebigen Zug aus seiner Flasche, mit ächtem Vöslauer gefüllt, zu thun. In vielen Punkten konnte ich ihm Recht geben; auch stritt ich nicht darüber, ob die Summe der Lust jener des Schmerzes im Leben gleichkomme oder nicht. Noch weniger aber berief ich mich mit Jürgen Bona Meyer, dermalen

Philosophieprofessor zu Bonn, der zuerst diesen höchst geistreichen Gedanken ausdachte, auf die Illusionen von Glück, die der Mensch doch zuweilen habe, um einen Ueberschuß an Lust zu beweisen. „Wäre der Gedanke nicht so entsetzlich dumm, man könnt' verflucht gescheidt ihn nennen". Der Fuselrausch also, der den Russen glücklich macht, und Alles das, was diesem mehr oder weniger ähnlich ist, woraus nothwendig der Mensch mit schwerem Kopfe und noch schwererem Herzen erwachen muß, soll den Ueberschuß an Lust im Leben beweisen! Als ob die Illusionen uns nicht doppelt unglücklich machten, und es nicht Aufgabe der Philosophie wäre, die Illusionen zu zerstören, um der nüchternen Wahrheit Raum zu schaffen!

So gab ich ihm denn in vielen Punkten Recht; warum denn nicht? Sind es doch Noth, Tod und Sünde, die uns hinführen zu Christus unserm Erlöser; und wo war ein Weiser der Vorzeit, ein Gewaltiger oder ein König noch so reich, der je gesagt hat oder sagen konnte: Kommet her zu mir, ihr Alle, die ihr mühselig seid und beladen, ich will euch erquicken! außer Ihm, Ihm allein? Auch darin fanden wir uns besonders Eins, daß wir Alle arbeiten im Dienste der Humanität, um sie ihrem letzten großen Ziele entgegen zu führen, und daß nur dieser Gedanke, diese Aufgabe unserm Leben einen Werth, einen unserer selbst würdigen Inhalt zu geben vermag. Darüber war eben unter uns kein Zweifel; hatte er doch Hartmanns „Phenomenologie des sittlichen Bewußtseyns" gelesen, dem er als Erneuerer und Fortbildner der Ideen Schopenhauers seine vollste Zustimmung aussprach.

Bis dahin nun war das Alles vortrefflich, und unsere Mitreisenden beneideten uns vielleicht darum, daß wir so gut uns zu unterhalten verstanden. Doch auf meine weitere Frage, was denn doch das Ziel alles Lebens und Strebens in der Menschheit seyn dürfte, trat der Zwiespalt zwischen uns hervor, weit und groß wie „Siriusfernen", um mit Schopenhauer zu reden. Mit dem Fortschreiten der Humanität,

meinte er, entfalte sich nothwendig auch das gesuchte Glück. Da hielt ich nun auch nicht länger zurück, und erklärte ihm mit Hinweis auf die Geschichte alter und neuer Zeit: „Humanität ohne Divinität ist Bestialität. Die Vorstellung eines Fortschrittes ins Endlose“, bemerkte ich weiter, „ist eine Contradictio in adjecto; denn wo ein Anfang, ist auch ein Ende und ein Ziel; wo ein Ausgangspunkt, nothwendig auch ein Ruhepunkt. Ein Ziel muß seyn; wie ohne oberstes Erkenntnißprincip keine Wissenschaft, so ohne letztes Ziel kein Ethos“. Vielleicht Nirwana, meinte er schließlich. „Sie würden sich tausendmal besinnen“, entgegnete ich, „mit diesem Zuge zu fahren, wenn Sie wüßten, daß er, früh oder spät, in die Salzach stürzt — und die Menschheit ringt, kämpft, arbeitet, leidet, um am Ende in das Nichts zu versinken?“

Er antwortete nicht. Der Zug ging langsamer und hielt bei St. Johann im Pongau. Viele Reisende stiegen aus, um von hier die Lichtensteinerklamm zu besuchen; auch mein Collega. Freundlich grüßend bot er mir die Hand zum Abschied; ich drückte sie herzlich, und sagte ihm ins Ohr: „Vitam aeternam! Herr Collega!“ —

Hinter ihm ging ein „Bergfex“, einer von Jenen, wie sie in den letzten Jahren an so vielen Bahnhöfen im Gebirge vor den Damen sich produciren. Doch was ist denn das, ein Bergfex? Der Bergfex ist ein Männlein, groß oder klein, dessen Haupt ein reichausstaffirter Tyrolerhut deckt, Gamsbart und Spielhahnfedern kann man nämlich in Innsbruck und Salzburg kaufen, und Edelweiß bieten sie Einem auf der Station Brenner in dicken Sträußen an, wohlfeil wie Brombeeren. Ein tadelloser Leibgurt mit eingesticktem Namenszug umgibt seine schmächtigen Lenden; kurze, enge, schwarzlederne Hosen, grüne „Beinhösln“ d. i. Strümpfe, welche Knie und Knöchel offen lassen, bedecken die dünnen Waden; funkelneue genagelte Bergschuhe vollenden das Costüm. Die dünnen Kniee des Stadtherrn schauen aber so bleichsüchtig aus den Beinhösln heraus, daß es Einen friert

bei deren Anblick. Doch der richtige Bergfex weiß Rath; er überzieht sie mit fleischfarbenem Tuche, das hält warm und „schaut kräftiger her". Dazu schleppt er einen mächtigen Bergstock mit, wie Don Quixote seine Lanze, auch im Flachlande von Station zu Station, zur nicht geringen Belästigung der Mitreisenden, die ohnehin häufig sich bemüßigt sehen, da der Bergfex mit solcher Waffe ausgerüstet und dem Rucksack auf den Schultern nicht zum Wagen hinein noch hinaus kann, ihm ihre christlichen Dienste anzubieten. Daß der Bergfex in verschiedenen Stellungen sich photographiren läßt, darf uns nicht Wunder nehmen; sah ich doch einmal in der Schweiz Einen mit einem Gemsfell auf dem Rücken, das er vom Kürschner erhandelt hatte. Ich bin kein Feind des Bergsteigens, so lange es nicht zum halsbrecherischen Sport ausartet, der so häufig den Führern das Leben kostet; auch freuen mich diese Uebungen deutschen Wissenstriebes und deutscher Kraft dem gegenüber, was die Wälschen in dieser Beziehung leisten, und habe seiner Zeit weidlich mitgethan. Aber solch' hohler Schein wird doch geradezu widerlich.

Eine auffallende Erscheinung im Gebirge bilden die vielen reisenden Frauen; in den Sommerfrischen, der Badeorte gar nicht zu gedenken, übertrifft ihre Anzahl weit jene der Männer. Doch wir wollen ihnen nicht grollen. Theater, Concerte, Abendgesellschaften, Bälle und das unglückselige Piano sind eben Schuld, daß sie regelmäßig mit Beginn des Sommers ihre Nerven bekommen. Bewegung in Gebirgsluft, je höher desto besser, gebietet der Arzt; so will es der neueste Standpunkt der Therapie, für welche die Luft einen wichtigen Faktor bildet. Armer, geschlagener Mann, umsonst dein Sträuben. Und wäre das Alles nicht, man kann doch anständiger Weise nicht den ganzen Sommer über in der Stadt bleiben, wenn Alles geht und Niemand da ist. Am Ende hat man sich vielleicht wenig amüsirt, vielleicht recht gelangweilt, zumal an Orten, wo man nicht zwei- bis dreimal des Tages Toilette macht, keine Tanzgesellschaften

improvisirt werden und man beim Spazierengehen nichts vor sich sieht als, wie mir Eine im Hotel zum E. in B. klagte, „immer dieselben Bergklötze". Wie vielen sieht man nicht die innere Herzensfreude an, wenn sie aus den Bergen nach Innsbruck, Salzburg, Bozen, Venedig kommen, wo in den Schauläden „das ewig Weibliche" in Putz und in den neuesten Moden sie anzieht. Wie stumpf und gelangweilt kommen dieselben so häufig aus den Vatikanischen Sammlungen, die man nun einmal programmmäßig durcheilen muß, und erwachen erst wieder zu neuem Leben in der Via Condotti und am spanischen Platze, vor den Auslagen etrurischen und neurömischen Schmuckes bei Castellani! Ob Schiller, würde er noch einmal die „Glocke" dichten, schreiben würde: der Mann muß hinaus?

(Fortsetzung folgt.)

LVI.

Poetisches.

II. Dichtungen von Franziska von Hoffnaaß. München bei Ernst Stahl. 1882.

Durch öffentliche Blätter und auf anderem Wege ist den Katholiken von Deutschland und Ungarn die Aufforderung zugekommen, mitzuhelfen am Bau eines würdigen Gotteshauses, welches in Eisenach, der St. Elisabethenstadt, zu Ehren dieser „lieben Heiligen" soll errichtet werden. Hiefür mit seinem Erlös einen Baustein zu gewinnen ist der Wunsch vorliegenden Büchleins:

„Nicht bring' ich Marmor, nichts an Geldeswerth,
Nur Sehnsucht, an dem Baue mitzuthun.
Wohl keinem Lehrling ist der Frohn verwehrt,
Will lieber schaffen er als träge ruh'n.
So laß mich d'rum ein kleines Steinchen fügen
An deinen Tempel. Bin zwar ungelehrt,
Kein Architekt von Fach; doch wird es g'nügen,
Daß mitzudienen treu mein Herz begehrt."

Es tritt uns in diesen Gedichten ein poetisch betrachtender Geist entgegen, dem es Bedürfniß ist, überall das Ewige an das Irdische anzuknüpfen, zugleich wohlthuende Wärme und Echtheit der religiösen Empfindung, reges Natur-Gefühl, hie und da ein malender Humor. Nichts Blendendes haben sie; aus ernst ruhiger — oder nach Kämpfen beruhigter — Stimmung hervorgegangen, wollen sie auch in beschaulicher Stimmung genossen seyn.

„Gezeichnet."

Es steht ein junger Eichenbaum
In Waldesmitte,
Um dessen Stamm zieht sich ein Saum
Von rothem Schnitte.
Der Förster hat ihn ausgesucht
Zu bald'gem Schlagen;
Schon ward sein Schicksal eingebucht:
„In vierzig Tagen."
Nichts ahnt der Baum. Es grünet fort
In jungen Zweigen,
Die sich zum leisen Windeswort
Süßrauschend neigen.
Die Vöglein fliegen ein und aus
Nach trauter Weise,
Noch schwebt im hohen Blätterhaus
Das Nest der Meise.
So oft ich schon vorüber kam,
Will mich empören
Der böse Strich am jungen Stamm,
Muß immer hören:

Wer wohl von uns sein Zeichen trägt,
Indeß wir wallen,
Wann ist's, daß mir die Stunde schlägt,
Der Axt zu fallen?

Vor einer alten Uhr.

„Betet Kinder! so rasch geht die Zeit,
Von der Wiege zum Grab ist der Weg nicht weit!“
Hundertmal sprach so Großmütterlein,
(Als wir noch Kinder schelmisch und klein)
Sprach's und zog an Gewichtern und Schnur,
Tik tak pendelte fort die Uhr.

Wir aber kicherten hinter ihr drein,
„Gar so kurz kann der Weg doch nicht sein;“
Wollten's verrechnen mit Maß und mit Stab,
Wie viele Meilen bergauf und bergab
In siebzig Jahren das Mütterlein lief —
Doch die Rechnung endete schief.

Nun ist längst ihre Wanderschaft aus —
Gar manchen trug man zu ihr noch hinaus . . .
Immerfort tik tak schlägt's an der Wand,
Ob auch vermodert die sorgliche Hand,
Jetzt ziehn wir an der mahnenden Uhr:
. . . Tage der Kindheit, wo seid ihr nur?

Welch warm leuchtenden Blick strahlt uns „Trost im Entsagen“ zu, wie herzig ernst klingt uns „Ringen“ an und „Zu hoch hinaus“, wie tiefgefühlt und einfach das „Gebet“, — halb munter, halb bedenklich das kleine „Verzagt“, halb bedenklich, halb munter die „Täuschung“; ein anmuthendes Stimmungsbild „Schwalbenreise“. Und so wäre noch manches Liebliche und Ernste auszuheben.

Weil aber diese Lieder von echter Begabung zeugen, eben darum berechtigen sie uns, mit der Urheberin ein wenig zu hadern, daß sie nicht in sämmtlichen Dichtungen mit genügender Geduld den poetischen Kern so lange gerüttelt, geschüttelt und nach allen Seiten umgewendet, bis er von jeder Härte und Prosa in

Wort und Wendung sich frei gemacht; bis das, worauf es der Dichterin ankam, rund und voll sich hervor gerungen; bis jede Unklarheit des Zusammenhangs geschwunden. Etwa weil sie „kein Architekt von Fach“? Was hindert sie, es zu seyn? Sie hat es verstanden, in der Wahl der Stoffe und der Versmaße sich in den Grenzen ihrer Begabung zu halten, und innerhalb dieser Grenzen Schönes geleistet — warum nur theilweise? In der epischen Erzählung „Benedetto Marcello“ z. B. finden wir Inhalt, Stimmung und vielleicht jeden Gedanken im Einzelnen edel, wahr, poetisch, die Verse glatt; wenn trotzdem auch bei wiederholtem Lesen uns Manches prosaisch anmuthet, wir nicht zu jenem Schauern des Genusses kommen, welcher die Müh' des Dichters lohnt, so muß dieses, scheint uns, in Aufbau und Wendung des Einzelnen liegen, so hat wohl an jener Mühe noch Einiges gefehlt, an jener Geduld, die auch dem gebornen Dichter nicht erspart bleiben kann: still betrachten, ruhig beiseite legen und von selber reifen lassen, wieder vornehmen und das nach Umständen in wiederholtem Wechsel. Näher dem Ziel, wenn auch nicht ganz frei von jenen Mängeln, steht unseres Erachtens die zweite epische Erzählung: „Jakopone da Todi“.[1]) Solche, die um das Seelenheil geliebter Verstorbener zagen, wird der Schluß des siebenten Bildes im „Wunderquell“ tröstlich rühren.

Unter den Legenden und Balladen sind eine Anzahl im unmittelbaren Dienste musikalischer Composition entstanden und wollen nach diesem Maßstabe gemessen seyn; glücklich in der Wahl der Stoffe, zeigen sie jene poetische Gedrängtheit und wieder die leichthinfließende Lyrik und die wechselnden Rhythmen, die dem Componisten anregend und willkommen sind. So „Fahrende Schüler“, „Toggenburg“. Reich, bedeutsam und eigenartig vor allen scheint uns „Christophorus“.[2])

---

1) Das dort eingelegte Stabat mater hätten wir lieber in einer der vielen vorhandenen Uebersetzungen gesehen als in einer das charakteristische Versmaß ändernden.

2) Für Fernerstehende mag die Bemerkung erwünscht seyn, daß mehrere der erwähnten Dichtungen Herrn Hofkapellmeister Rheinberger, dem genialen Gatten der Dichterin, die poetische Unterlage zu prächtigen Compositionen boten.

In ihrer Schlußwidmung bittet die Dichterin jene holde Wartburg-Herrin um eine Umkehrung des bekannten Rosenwunders:

„Wohl konnt' ich nichts als dürft'ge Blüthen spenden,
Doch du magst sie zu gutem Brode wenden!"

Wohlan denn! Möge dieser Dichtungen gesunde und seelisch edle Kost Manchem zur Erquickung dienen, für die Kirche zu Eisenach aber das „gute Brod" in „guten Stein" sich wenden, in einen großen, schönen, wohlbehauenen Baustein zu Ehren von St. Elisabeth!

LVII.

Der Bankerott der Republik.

Paris, Anfang Nov. 1882.

Als Monarchist muß ich mich natürlich sofort gegen den Verdacht verwahren, als ob ich auf eigene Faust diesen Bankerott erklären wolle oder gar aus Böswilligkeit erfunden habe. Es ist ein sehr republikanisches Blatt, der „Temps", welcher sich auf seine Einsicht und Mäßigung viel zu Gute thut, doch aber am 3. August über das neuzubildende Ministerium geschrieben hat: „Es sind Gantverwalter zu ernennen, welche eine politische Liquidation zu bereinigen haben. Frankreich hat eben etwas gethan, was nicht wenig einem Bankerotte gleicht; es fühlt das Bedürfniß, seine Rechnungen abzuschließen und sich von den Geschäften zurückzuziehen. Wir sind gegenwärtig von Ruinen jeder Gattung umgeben; für Frankreich gibt es keine auswärtige Politik mehr."

Als Gambetta (am 27. Januar) seinen elendiglichen Fall that, nachdem er drei Monate hindurch seine Unfähigkeit so ausgiebig bewiesen, hätte man glauben sollen, daß dieser kecke Zungendrescher für immer abgethan seyn, alles Ansehen und allen Einfluß verloren haben würde. Aber da kennt man die Franzosen schlecht; im Lande des Maulheldenthums kommen gerade solche Leute am leichtesten nach oben. Da das auf Gambetta gefolgte Kabinet Freycinet-Ferry-Say eine ziemlich gefährdete finanzielle Lage vorfand, durfte wenigstens gehofft werden, daß diesem Ministerium Zeit gelassen würde, in dieser Hinsicht Ordnung zu schaffen. Aber auch das bescheidene Maß von Vaterlandsliebe, daß sie sich unterdessen etwas Enthaltung auferlegt hätten, besitzen diese Republikaner nicht mehr. Gambetta ruhte keinen Augenblick; er zettelte und schmiedete Ränke, bis es ihm gelang das Ministerium niederstimmen zu lassen. Die Mehrheit, welche ihn gestürzt und sich seitdem ihm stets feindlich gezeigt, war so geistesbeschränkt, so in ihrer Selbstsucht befangen, daß sie in die Falle gerathen mußte.

Freycinet ist als in Paris gewählter Senator ganz besonders an Rücksichten auf die Hauptstadt gebunden. Als daher der Antrag gestellt wurde, Paris dieselben Autonomie-Rechte zu verleihen, welche jetzt alle anderen Städte des Landes besitzen, glaubte er entsprechende Zusagen machen zu müssen. Plötzlich, Mitte Juli, stellte der in Cochinchina gewählte, für Gambetta arbeitende Deputirte Blancsubé eine Interpellation wegen der Nichterfüllung des der Stadt Paris gemachten Versprechens wegen Errichtung der Centralmairie. Paris ist nämlich in zwanzig Verwaltungsbezirke getheilt, von denen jeder einen Maire besitzt, der aber nicht viel mehr als Standesbeamter ist. Die Befugnisse eines wirklichen Maire übt der von der Regierung ernannte Präfekt, dessen Stellung der eines Ministers gleichkommt, ja vielfach gewichtiger und einflußreicher ist als manche Ministerien. Nur zur Zeit der ersten Revolution hat es einige Jahre

hindurch einen Maire von Paris gegeben, der dann auch, Dank der leitenden Stellung der Stadt Paris, eine Macht wurde, vor der die Regierung kaum bestehen konnte. Freilich hat auch kein Maire sich zwei Jahre lang halten können, und alle drei starben eines gewaltsamen Todes oder als geächtete Flüchtlinge. Der jetzige Gemeinderath würde nur einen Radikalen zum Maire erwählen und dann sicher die „Gemeinde-Autonomie" durchführen, deren Verfassung schon im Voraus berathen und beschlossen ist. Paris würde dadurch zum Staat im Staate werden, und unbehindert die revolutionärsten Maßnahmen treffen können. Mittelst der 10 bis 12000 Polizisten und zahlreichen anderen Beamten würde der „Maire von Paris" auch eine bewaffnete Macht befehligen, welche unter Umständen furchtbar werden müßte, wie dieß auch früher schon der Fall war. Centralmairie bedeutet daher einfach Wiederherstellung der Commune.

Freycinet gerieth durch die Interpellation Blanctubé's in nicht geringe Verlegenheit. Er und der Minister des Innern, Goblet, welcher durch Einführung der freien Wahl der Bürgermeister in allen anderen Städten sein früheres Versprechen eingelöst hatte und deßhalb als ein weißer Rabe unter den Republikanern erscheint, suchten den Sturm zu beschwören, indem sie Aufschub verlangten, um die so wichtige Frage der Pariser Mairie genügend vorbereiten zu können. Aber Alles half nichts. Die Gambettisten trieben zur Entscheidung. Es wurde am 19. Juli mit 278 gegen 176 Stimmen eine Tagesordnung angenommen, welche sich entschieden gegen die Centralmairie, also gegen die Versprechungen des Ministeriums erklärte. Als nun das Kabinet seine Entlassung gab, sah man ein, daß Gambetta die Mehrheit auf das Glatteis geführt hatte. Die Kammer beeilte sich, das Ministerium am folgenden Tage durch ein Vertrauensvotum wiederum aufzufrischen. Dasselbe blieb, jedoch nur um wenige Tage später um so gewisser zu fallen.

Die ägyptische Angelegenheit bot den Anlaß. Wie be-

kannt, ist Gambetta hauptsächlich deßhalb gestürzt worden, weil man von ihm ein streng cäsaristisches Regiment mit den unvermeidlich damit verbundenen Verwicklungen in der auswärtigen Politik befürchtet. Er ist der Mann des Rachekrieges, der auswärtigen Unternehmungen; das hat er schon in der griechischen Verwickelung und hinsichtlich Tunisiens bewiesen. Die von ihm so stürmisch geforderte Listenwahl sollte eine Mehrheit schaffen, welche ihm auch für die von ihm beabsichtigten Kriege sicher wäre. Von einer aus Bezirkswahlen hervorgegangenen Kammer ist dieß nie zu hoffen. Das Ministerium Freycinet war deßhalb mit der auswärtigen Politik in steter Verlegenheit. Es durfte nicht in die Fußstapfen Gambetta's treten, doch aber sollte es in Aegypten die Sache Frankreichs vertreten, das dort seit Jahrhunderten eine gewisse Stellung erlangt hat. Von der einen, besonders von der gambettistischen Seite wurde es zum Einschreiten gedrängt, um so zugleich auch die englische Bundesgenossenschaft noch mehr zu befestigen; auf der andern Seite stand die Friedensliebe des Landes und die derselben entsprechende Kammermehrheit. Man fürchtete, daß aus der ägyptischen Unternehmung weitere Verwicklungen entstehen könnten und die Stellung Frankreichs auf dem Festlande gefährdet werden würde. Das Ministerium vermochte nicht eine bestimmte Stellung einzunehmen. War es doch durch seinen Ursprung, durch die mangelnde Einigkeit seiner Mitglieder gegenüber der jeder zielbewußten Politik baaren Mehrheit in der Kammer von Anbeginn zur Unentschiedenheit verurtheilt gewesen. Freycinet hatte zwar anfänglich den Plan, sich England anzuschließen, schreckte aber bald zurück, als die republikanische Presse Lärm schlug. Er wollte nun darauf sich beschränken, an der Besetzung des Suezkanals theilzunehmen. Aber das war den Friedenssüchtigen schon zu viel, den kriegslustigen Gambettisten zu wenig. Deshalb wurden, am 29. Juli, die zur Expedition nach Suez geforderten Gelder mit 450 gegen 75 Stimmen abgelehnt.

Das Ministerium trat zurück, dießmal um nicht wieder auf der Bühne zu erscheinen. Gambetta triumphirte.

Aber das Land gerieth nun in eine wirkliche Gefahr. Denn wie sollte ein neues Ministerium gebildet werden, da aus allen entscheidenden Abstimmungen der Kammer sich kein klarer Gedanke herausschälen, kein Boden für eine einheitliche klare Politik herausfinden ließ. Das war der Bankerott, den der „Temps" bejammert hat. Acht Tage lang dauerten die Unterhandlungen und Versuche, bis endlich am 7. August unter dem Vorsitze des Senators Duclerc ein neues Kabinet zu Stande kam. Der hervorstechendste Zug desselben ist, daß es unter seinen elf Mitgliedern vier zählt, welche Gambetta mehr oder weniger ergeben sind, darunter die Inhaber der zwei so wichtigen Posten der Justiz und des Innern. Das Merkwürdigste an diesem Ministerium ist jedenfalls auch, daß alle seine Mitglieder, die nicht schon dem vorigen Kabinet angehört hatten, aus der am 29. Juli unterlegenen Minderheit entnommen waren. Also wiederum ein Hohn auf die gepriesenen parlamentarischen Zustände.

Das neue Kabinet schloß sofort die Kammern, um, wie es dem Lande bedeutete, sich mit der nöthigen Muße der Vorbereitung der nächsten Session hingeben zu können. Es behielt sich vor, sofern es die Umstände erheischten, wegen der ägyptischen Angelegenheiten die Kammern zu gelegener Zeit einzuberufen, da die Ablehnung der Freycinet'schen Vorlage nicht eine Verzichtleistung, sondern nur eine Vorsicht gewesen sei. Allgemein wurde aber das neue Kabinet nur als ein Ferien- oder Seebäder-Ministerium bezeichnet, obgleich dessen Haupt, Duclerc, als eine gewandte und gemäßigte Persönlichkeit gilt. Bei der Bildung des Kabinetes hatten Grevy und Duclerc hauptsächlich bezweckt, durch Aussöhnung mit den Gambettisten aus diesen und den mittlern Gruppen eine Mehrheit zu bilden, von der die äußerste Linke ausgeschlossen seyn würde. Seitdem ist nun freilich viel von Versöhnung gesprochen und geschrieben worden, aber die

Einigkeit unter der republikanischen Mehrheit ist deßhalb um keinen Schritt gefördert worden.

Die Gegensätze haben sich vielmehr verschärft und sind klarer zum Bewußtseyn gekommen. Die Gambettisten sind Cäsaristen, deßhalb auch erbitterte Gegner der Selbstständigkeit der Gemeinden. Sie sind eigentlich Bonapartisten, indem sie gleich diesen das Hauptgewicht auf eine starke Exekutivgewalt legen und vor keinem Mittel zurückschrecken, den Willen des Gebieters durchzusetzen. Man kann auch nicht läugnen, daß diese Richtung in einem derart centralisirten Lande, welches nun seit vielen Jahrzehnten, eigentlich sogar seit zwei Jahrhunderten, durchaus autokratisch regiert wird, ihre Berechtigung hat. In diesem Jahrhundert haben die Bourbonen und die Orleans, welche mit verfassungsmäßigen Zuständen regieren wollten, sich nicht solange am Ruder zu erhalten vermocht wie Napoleon III., der die „starke Staatsgewalt", wenigstens in den ersten Jahren, mit Geschick zu gebrauchen verstand.

Die jetzige Republik ist wiederum ein Beweis, daß in Frankreich eine starke einheitliche Staatsgewalt nothwendig ist, um Stetigkeit und Sicherheit in die allgemeinen Verhältnisse zu bringen. Solange Mac-Mahon am Ruder sich befand, war trotz mancher Ungeschicklichkeiten und Widersprüche immer noch ein fester Mittelpunkt vorhanden, der Land und Leute zusammenhielt. Seitdem aber nahmen Zerfahrenheit und Zerrüttung mit jedem Tage zu. Da der Präsident Grevy nichteinmal die ihm verfassungsmäßig zustehenden Befugnisse zu gebrauchen sich getraut, ist das Staatsschiff jedem Luftzug ausgesetzt, der von der Kammer her oder durch die Hintertreppen weht, auf welchen die Ränkeschmiede wie Gambetta verkehren. Die stets wankenden, schnell wechselnden Ministerien unternehmen es noch weniger, ihre Autorität zu wahren. So gebärdete sich der Seinepräfekt Floquet ganz als Beauftragter und Erwählter des radikalen Gemeinderathes, ließ sich von demselben Vertrauensvoten und Voll-

machten geben, befürwortete öffentlich die Centralmairie, bekannte sich überhaupt zu radikalen, der Regierung schroff widersprechenden Grundsätzen und Forderungen. Aber das Ministerium getraute sich nicht ihn als einen unbotmäßigen Beamten zu entlassen, wie es nach parlamentarischer Regel und nach der gesunden Vernunft geschehen mußte.

Da aber Jeder sich selber am besten kennt, so wollen wir lieber die Republikaner selbst die Lage schildern lassen, in welche sie das Land gebracht haben. Bei dem Sturze des Ministeriums Freycinet-Ferry-Say schilderte die sehr verbreitete „Liberté" diese Lage wie folgt:

„Passiva: Innere Politik: Drei Ministerien in acht Monaten gestürzt, nachdem man sie mit Beweisen der Sympathie und Vertrauensvoten überschüttet hatte. Vergeudung der Sitzungen mit müßigen Interpellationen. Tiefe Spaltung der Parteien und Verwirrung aller Begriffe. — Auswärtige Politik: Diplomatisches Zurückweichen Frankreichs in Europa; Widersprüche aller Art; die Kammer gewährt dem Ministerium Ferry alle Mittel, den Feldzug in Tunisien zu unternehmen, und stürzt ihn nachher, weil er denselben ins Werk gesetzt. Am 14. November bejubelt sie Gambetta und seinen Plan, die Verfassung zu ändern, am 26. Januar 1882 stürzt sie ihn, weil er seinen Plan ausführen will. Sie bewilligt die Ausrüstung der Reserveflotte für den Fall einer beschränkten Intervention in Aegypten und einige Tage nachher verweigert sie das Geld zu dieser Intervention. Sie stürzte Gambetta, weil er zuviel regierte, und Freycinet, weil er nicht genug regierte. — Reformen: Die Verfassungsreform eingescharrt, die Gerichtsreform in den Ausschüssen erwürgt, die Heeresreform kaum entworfen, die socialen und wirthschaftlichen Reformen vernachlässigt oder beseitigt, die Decentralisation auf unabsehbare Zeit verschoben. Allgemeine Interessen: Der Staatshaushalt bis nach den Ferien vertagt, die Finanz-, Bauten-, Eisenbahnfragen auf unbestimmte Zeit verschoben, der Handelsvertrag mit England

vergessen. — Activa: Die Laisirung der Schulen, der Gerichte und des Eides; das Ehescheidungsgesetz. Gewinn und Verlust: Da das Gleichgewicht im Staatshaushalt zweifelhaft ist, werden keine Dividenden, weder in Gestalt nützlicher Unternehmungen noch in Gestalt von Steuererleichterungen vertheilt. Allgemeine Bilanz: Aufregung im Lande, Verachtung des parlamentarischen Regimes, Machtlosigkeit der Regierung, Unzufriedenheit und Murren der öffentlichen Meinung, Mißvergnügen überall und vielleicht nächstens Mißcredit der Republik."

So ist es denn auch wirklich gekommen. Republikanische Blätter, und zwar von jeder Schattirung, bezeugen diesen Bankerott. Schon im Juli 1881 hatte das Blatt Gambetta's, die „République française", den Angstschrei ausgestoßen: „Niemand weiß mehr zu befehlen und Niemand will mehr gehorchen. Inmitten dieser Arbeit der Zerstörung und Zerrüttung geht alle Verantwortlichkeit verloren." Gegenüber der durch den Sturz Freycinet's entstandenen Krisis schleuderte das Blatt folgende Anklage gegen die (nicht gambettistischen) Republikaner, nachdem sie ihnen die Abdankung Frankreichs im Orient auf die Rechnung geschrieben: „Das Desorganisationsgenie dieser paar Menschen (der abgetretenen Minister) hatte freien Spielraum, und alles was sie anrührten, trägt die Spuren ihrer Hand. Sie brachen mit all unsern Traditionen und vernichteten, um zweifelhafte Interessen zu befriedigen, die Disciplin und die gemeinsame Thatkraft, die uns einen zehnjährigen Erfolg eingebracht hatten. Sie haben alle schlimmen Leidenschaften angerufen, mit seltener heuchlerischer Schlauheit die Beamten verfolgt, welche im Verdachte standen, im Innersten ihres Herzens einen Rest von Zuneigung und Achtung für ihre frühern Kampf- und Leidensgefährten übrig zu haben; sie waren bestrebt, allen Haß, alle Eifersucht und alle Interessen zusammenzuschweißen, um endgiltig die Patrioten abzuthun; sie stachelten von einem Ende des Landes zum andern die

Gemüther auf, erzeugten Spaltungen ohne Ursache, zerrütteten unsere besten Kräfte und räumten auf mit den Traditionen der revolutionären Demokratie."

Die harten Beschuldigungen, welche hier Gambetta gegen die ihm nicht zu Willen stehenden Republikaner erhebt, werden von diesen mit Fug und Recht zurückbezahlt. Der gemäßigte „National", welcher den Republikanern unermüdet Versöhnung und Einigkeit predigt, zeichnete Anfangs August die Lage wie folgt: „Das Chaos im Inneren und nach außen, in welchem sich das republikanische Frankreich abhetzt, kann nicht mehr länger dauern. Es ist etwas faul in unserm Lande. Eine langsame Auflösung unterhöhlt unsere politischen Zustände, welche immer mehr in Stücke gehen. Jedermann sieht dieß und Jedermann sagt es. Die nationale Vertretung ist das zusammenhanglose Erzeugniß allen Ehrgeizes, aller Eitelkeiten, Leidenschaften und Begierden, einer Demokratie ohne leitenden Gedanken; sie weiß nicht mehr was sie will, noch was sie thut. In der auswärtigen Politik ist kein Zusammenhang, kein Gedanken. Das Ausland hat (in unsern Ministern) nur Eintagsexistenzen vor sich. Unser Heer geht von einer Hand in die andere, und ist so organisirt, daß es sich nicht bewegen noch ein Expeditions-Corps stellen kann, ohne dadurch in Gefahr der Desorganisation zu gerathen."

Das „XIX. Siècle", das Hauptorgan der abgefeimtesten Religionshetze, spricht noch deutlicher: „Wohin sind wir gekommen? In welche stinkige Gosse sind wir gefallen? In welchen Abgrund der Schmach und trauriger Misere? Wenn wir unsern Blick nach außen richten, kommt es uns vor, als bliebe uns nur übrig, uns zu verbergen, um dem Gelächter und Spott Europas zu entgehen." Das „Journal des Débats", welches sich so wacker in den Dienst der Gewaltigen des Tages gedrängt hat, bezeichnet die Politik der republikanischen Regierung als „eine Politik der Vernichtung und des Selbstmordes." Das Blatt „Paris", welches Gam-

betta nach seinem Sturze den vielen andern Organen, über die er gebietet, hinzugefügt hat, erklärt: „Das Land ist müde und entmuthigt; die Republik ist mit Unfruchtbarkeit geschlagen. Der Quell aller Staatsgewalt ist versiegt.“ Ein anderes gambettistisches Blatt, der „Voltaire“, kann die Wahrheit eines ihm aus der Provinz von gewichtiger Seite zugegangenen Berichtes nicht bestreiten, aus dem hervorgeht, daß alle Führer und Werkzeuge der herrschenden Partei entmuthigt, enttäuscht und verbittert sind. „Ihr ganzer Gesichtskreis ist mit schwarzen Wolken umhüllt; die Schwarzseherei ist bei ihnen eingezogen“: schließt der Brief. Selbst die „Revue des Deux-Mondes“ muß, trotz aller Rücksichten für die herrschenden Freunde, das Geständniß ablegen: „Was Parteileidenschaften und den Mißbrauch der Gewalt zur Befriedigung der eigenen Herrschergelüste anbelangt, übertreffen unsere Regierer alles, was die früheren Regierungen gethan haben. Die jetzigen Machthaber erlauben sich, was selbst die autokratischsten und verschrieensten aller Regierungen nie sich erlaubt, und schließlich, nachdem sie Alles mißbraucht haben, begründen sie nichts.“

Darf man sich wundern, wenn auch das Volk endlich einsieht, daß man es getäuscht, und wenn es sich von den Betrügern und den ausbeuterischen Schwindlern abwendet? Anzeichen dieser Art werden selbst von den Republikanern zugegeben. Schon im Juni verging eine ganze Sitzung über den Staatshaushalt mit Berathungen über die Verschlechterung der Stimmung in den Provinzen. Der Vorsitzende, Deputirter Ribot, hatte seine heimatliche Landschaft besucht, und erzählte nun, wie ihm überall die Aenderung in der Stimmung aufgefallen sei, wie an Stelle des früheren herzlichen und begeisterten Empfanges Kälte und finstere Gesichter getreten seien. Besonders in den Städten hatte er überall nur entmuthigende Eindrücke empfangen; die Wähler seien mißtrauisch, ja feindlich geworden. Aehnliche Bekenntnisse legte um dieselbe Zeit auch der Deputirte Bernard-

Lavergne in dem sehr regierungsfreundlichen „Télégraphe" nieder. Mitte Juli zog sich Jules Simon von dem „Gaulois" zurück, welcher bis dahin sein republikanisches Programm vertheidigt hatte, nun aber in das monarchische Lager überging. Der Leiter des Blattes erklärte: „In Anbetracht des Ergebnisses, zu welchem der ehrliche Versuch mit der Republik geführt hat, bleibt für die Liberalen nichts übrig, als all ihre Hoffnungen auf die constitutionelle Monarchie zu setzen." Jules Simon selbst verzichtet auf den Kampf für eine conservative Republik, da er denselben als aussichtslos erkannt hat.

Uebrigens ist es Thatsache, daß alle bedeutenderen Geister Frankreichs, den kindisch gewordenen Viktor Hugo ausgenommen, entweder niemals der jetzigen Republik zugestimmt oder ihr schon längst den Rücken gekehrt haben. Alexander Dumas Sohn, Viktorien Sardou, Taine, die Dichter wie die Philosophen, sind alle als ihre Gegner bekannt. Bei jeder Aufnahme eines Mitgliedes in die französische Akademie enthalten die sorgfältig vorbereiteten, meist recht bedeutenden Reden eine scharfe Verurtheilung der jetzigen Zustände. Der von den Republikanern einst verhimmelte Ernest Renan hat eine Art Roman, „Caliban", geschrieben, worin das in Gambetta verkörperte politische Schwindlerthum mit beißendem Spott geschildert wird. Am 2. Oktober wurden die Schulschwestern aus einem Hause zu Paris, Rue de la Lune, mit Waffengewalt vertrieben, obwohl ihnen dasselbe 1693 ausdrücklich vermacht worden war. Am 6. veröffentlichte Vacherot, Mitglied der Akademie, welcher unter dem Kaiserreich als Republikaner verfolgt worden war, einen Artikel im „Figaro", worin es heißt: „Republikaner, die ihr von der Staatsgewalt solchen Gebrauch macht, dieß ist also Alles, was ihr in das Wort Republik gelegt habt: Unterdrückung der Gewissen und Befriedigung der Habgier. Und dafür laßt ihr die Geschütze donnern und die Glocken läuten, wenn ihr euere Nationalfeste feiert. Fürchtet ihr nicht, die Todten

zu erwecken, welchen der schöne Name Republik einst vor Begeisterung das Herz springen machte? Sie hatten freilich von ganz andern Dingen geträumt, die einen von Freiheit, die andern von Gerechtigkeit, diese von Eroberungen und Ruhm, jene von Frieden und Glück für die ganze Welt: alle hatten an Tugend und Hingabe gedacht. Sie würden ihre Republik schwerlich in der eurigen erkennen. Ein gewählter Präsident an Stelle eines Königs; eine anonyme an Stelle einer parlamentarischen Regierung; Parlamente, die sich ihre persönlichen Angelegenheiten mehr angelegen seyn lassen, als das öffentliche Wohl; eine auswärtige Politik, welche unser geschlagenes Frankreich, anstatt es zu erheben, nur noch mehr erniedrigt; eine innere Politik, welche nur gegen die Häuser des Gebetes und der Wohlthätigkeit thatkräftig vorzugehen weiß: lohnte ein solches Ergebniß wohl der Mühe, Revolutionen zu machen? Laßt jene Republikaner im Grabe ruhen, ruft sie niemals ins Gedächtniß zurück. Ihr habt kein Recht mehr dazu."

Ein republikanischer Deputirter, großer Fabrikbesitzer, versichert: „Die öffentliche Meinung (in Nordfrankreich) ist der Krisen so überdrüssig, dabei so außer Fassung und verworren, daß sie von der Regierung nichts weiter als um jeden Preis Ruhe und Beständigkeit verlangt. Die Reformen mögen dann kommen, wenn sie wollen; Beständigkeit und Sicherheit ist, was man haben will. Man kann sich keinen Begriff machen von der Verwirrung und Zerfahrenheit der Geister in der Provinz, wo man nichts mehr versteht von dem, was in Paris vorgeht. Die geheimen Triebfedern, Ränke und Zettelungen vermag man nicht zu begreifen; man beurtheilt nur die Thatsachen, und da diese äußerst widersprechend, ohne Ziel und Zweck sind, so verliert man die Geduld. Wer soll es auch begreifen, daß die Kammer erst die cäsaristische Politik Gambetta's verwirft und dann demselben hilft, das liberale Ministerium zu stürzen; daß Gambetta, welcher für eine Intervention ist, gegen dieselbe stimmt,

und Freycinet, welcher keine Intervention will, bennoch eine Maßregel vorschlägt, die der Intervention ähnlich sieht."

Geradezu klassisch ist die Verurtheilung, welche der Ministerpräsident Duclerc selbst, der als vielbewanderter Siebziger wohl Erfahrung besitzen dürfte, über seine Partei ausspricht. Ein Abgeordneter hatte in dem Generalrath seines Departements die Versöhnung der Parteien als Programm des Ministeriums gepriesen. Darauf antwortete Duclerc am 10. September in einem öffentlichen Briefe, worin es unter Berufung auf das Bibelwort: „Jedes Reich, das uneinig ist, wird untergehen", heißt: „Wenn sich die republikanische Partei nicht, und zwar binnen Kurzem, Selbstdisciplin auferlegt, müssen wir darauf verzichten, die Republik zu constituiren." Folglich ist die Republik, trotz zehnjährigen Bestandes, noch nicht constituirt. Ein gewiß höchst bezeichnendes Geständniß. Der Brief Duclercs ist die „officielle Bankerott-Erklärung der Republik", bemerkte ein Pariser Blatt. Die sehr republikanische „Vérité" stimmt dem Todesurtheil bei: „Die Republik ist eine alte vermummte und geschminkte Dirne, welche weder Saft noch Kraft mehr besitzt, deren Thaten ohne Ausnahme Schwäche und Armseligkeit verrathen. Sowohl was Unterricht, Gewissensfreiheit, Diplomatie, Kriegswesen, Verwaltung und selbst bescheidene, aus Gesundheitsrücksichten gebotene öffentliche Arbeiten betrifft, wie jede Handlung dieser Regierung trägt das Zeichen der Ohnmacht und Unfähigkeit an der Stirne."

Selbst der so übermüthige und anmaßende Gambetta kann nicht umhin, seine eigene Unzulänglichkeit einzugestehen. Sein Leiborgan sagte am 8. Oktober: „Die Uneinigkeit der republikanischen Partei hat darin ihren Grund, daß dieselbe unverhofft ans Ruder gekommen ist, ohne dazu vorbereitet zu seyn. Ganz gewiß, wir bedauern durchaus nicht den Rücktritt Mac Mahons. Vielleicht wäre es jedoch, im Interesse der parlamentarischen Erziehung der Republikaner, besser gewesen, wenn dieser Rücktritt ein oder zwei Jahre

später erfolgt wäre." Das Blatt gesteht also ein, daß die Republikaner und besonders Gambetta, damals ihr unbestrittener Führer, einen groben Fehler begangen haben, als sie Himmel und Hölle aufboten, um Mac Mahon zum Rücktritt zu zwingen. Das trotzige Wort des Blattes, „die Republik wird keinen Fehler begehen," hat sich bald und bitter gerächt. Es ist jedenfalls weit gekommen, wenn man sich bereits nach dem so grimmig gehaßten Mac Mahon zurücksehnen muß.

Ein sonst der Republik sehr günstiges englisches Blatt, die „Saturday-Review" schildert nunmehr deren Lage: „Die Republik ist nicht glücklich. Ihre Anhänger gestehen es selbst ein, daß sie ihr Daseyn viel mehr durch die Schwäche und die Eifersucht ihrer Feinde als durch eigene Kraft und Beliebtheit weiter fristet. Sie hat keine auswärtige Politik; sie war unfähig ein Heer zu schaffen; sie hat ihre politischen Fähigkeiten mit leichtfertiger Hast verbraucht; sie hat keinen einzigen ihrer Gegner gewonnen; sie hat sich aber viele derjenigen zu Feinden gemacht, welche sich ihr anschließen wollten."

Solcher abfälligen Urtheile und kostbaren Geständnisse könnte man fast jeden Tag eine reichhaltige Blumenlese zusammenstellen. Wer soll da noch an die Zukunft der Republik glauben, welche ohnedieß schon mehr als die Hälfte der Jahre hinter sich hat, die Frankreich in diesem Jahrhundert seinen verschiedenen Regierungen zur Lebenszeit vergönnte. Selbst republikanische Blätter fangen an, die Hoffnung aufzugeben; mindestens ein Dutzend derselben, wie z. B. „Estafette", „Liberté", „National", beobachten, trotz ihres scheinbaren Republikanismus, eine solche Haltung, daß ihnen das Abschwenken in ein anderes Lager, zunächst in dasjenige einer constitutionellen Monarchie, nicht schwer werden könnte. Die anarchistischen Organe, welche in letzter Zeit schnell an Bedeutung gewonnnen, nehmen dagegen kein Blatt vor den Mund. „Die jetzige Republik", sagt die „Bataille", „ist die Herrschaft der Corruption, der Feigheit und der Unver-

nunft; Frankreich wird schließlich von Ekel und Abscheu gegen dieselbe übermannt werden und sie dann ausspeien." Selbstverständlich zählt das Blatt auf das Emporkommen seiner Partei, welche wirklich den Regierenden bereits Besorgnisse einflößt.

Die Internationale erhebt drohend ihr Haupt in allen Theilen des Landes; und während die Regierung ihren Culturkampf fortsetzte, haben die Ereignisse in Montceau-les-Mines und Umgegend das Land in Schrecken versetzt. In der Nacht vom 5. auf den 6. Oktober rottete sich dort eine Anzahl Bergleute zusammen und sprengte mehrere öffentliche Kreuze und Muttergottesbilder mit Dynamit. Eine Kapelle wurde ebenfalls auf diese Weise theilweise gesprengt, ausgeplündert und verwüstet. Die Schulschwestern und Schulbrüder wurden überfallen, ausgeplündert, mißhandelt und ohne die Dazwischenkunft der Gendarmen wären sie wohl ermordet worden. Das Pfarrhaus in Bois-Duverne wurde von einer Bande überfallen, der Pfarrer rettete sich mit Mühe durch die Flucht. Ein Waffenhändler wurde gezwungen, den Aufrührern Waffen zu überlassen. Diese Vorfälle wiederholten sich in den folgenden vierzehn Tagen, bevor man die Nachrichten hievon in die Zeitungen gelangen ließ. Es muß besonderer Nachdruck darauf gelegt werden, daß die Aufrührer keinerlei Forderungen stellten, sich in nichts über die ihnen zu Theil gewordenen Löhne und Behandlung beklagten. Der größere Theil der Arbeiterschaft blieb jedoch der Bewegung fern.

Die republikanische Presse befolgte größtentheils die erhaltene Weisung: sie erzählte, die Betriebsleitung der Bergwerke in Montceau-les-Mines habe das sociale Programm der katholischen Arbeitercongresse durchführen wollen und dadurch einen religiösen Druck auf die Arbeiter ausgeübt, gegen den das Selbstbewußtseyn derselben sich mit Recht aufgebäumt habe. Dadurch ließ sich indeß nicht erklären, warum auch der Maire und andere guten Republikaner ebenfalls Drohbriefe erhielten und ihre Häuser mit Dynamit

zu sprengen versucht wurden; und in der That liegen die Dinge wesentlich anders.

Der Betriebsleiter Chagot ist zwar ein eifriger, opferwilliger Katholik, der es sich zur Aufgabe gemacht, die sittliche und wirthschaftliche Stellung der ihm unterstehenden 5000 Arbeiter zu verbessern. Als die Aktiengesellschaft, deren Mitglied und Beamter er ist, durch billigere Feuerung ihre Betriebskosten verringerte, verwandte er einen Theil davon auf Erhöhung der Löhne. Die sich verheirathenden Arbeiter erhalten Baustellen und Vorschüsse, um sich ein eigenes Haus nebst Garten zu beschaffen, welches nach zehnjähriger Abzahlung ihnen schuldenfrei gehört. Die arbeitsunfähig gewordenen Arbeiter erhalten Pensionen von 450 bis 600 Franken. Die Aktiengesellschaft trägt die Kosten der Unterstützungskasse, der Krankenpflege und des Schulunterrichtes. Herr Chagot gibt selbst das Beispiel religiöser Pflichterfüllung und sucht Leute anzustellen und zu fördern, welche dasselbe thun. Aber irgend einen Druck in dieser Richtung übt er nicht aus. Daß er die Betheiligung an sogenannten Civilbeerdignngen nicht gestattete, ist keine Unduldsamkeit, sondern eine Nothwehr. Diese Beerdigungen sind communistische Kundgebungen, bei denen alle Theilnehmer rothe Abzeichen tragen und gotteslästerliche Hetzreden gehalten werden. Er bestrafte einmal einige Arbeiter, weil sie bei der Beerdigung eines Genossen sich ungebührlich betragen und mit dem Sarge zwei Stunden lang unterwegs geblieben waren, um den Pfarrer zu ärgern. Dieser legte dann noch Fürsprache für sie ein. Vor Gericht konnte kein einziger Beweis religiösen Druckes, nicht die geringste derartige Thatsache angeführt werden.

Neben oder vielmehr gegen Chagot standen alle Behörden und Beamten, obenan der Maire Jeannin, welche sämmtlich aus republikanischem Eifer Alles unterstützten, was ihm unangenehm seyn mußte. Die Behörden hegten und verbreiteten den revolutionären Geist unter den Arbeitern. So

konnte sich unter dem Aushängeschild der „Syndikate“ ein Geheimbund bilden, welcher ganz auf dem Boden der Internationale stand und dieselbe Organisation hat. Der Internationalist Dumay vermochte den Arbeitern ungehindert eine Reihe Vorträge zu halten, um die Bewegung zu schüren. Als Chagot und seine Beamten dem Bunde, welcher sich auf alle Bergwerke und Großbetriebe des Rhône- und Loire-Gebietes und bis in die Schweiz erstreckt, auf die Spur gekommen waren und dem Präfekten davon Mittheilung machten, lachte dieser sie aus: „Was untersteht sich dieser Klerikale so gute Republikaner zu verläumden, wie es wenigstens ein Theil seiner Arbeiter sind!“ Vor Gericht bekennt der Maire Jeannin, daß er gewußt habe, die Bewegung werde am 26. August losbrechen. Aber Anzeige hat er nicht erstattet, noch Vorkehrungen getroffen. Ihm und dem Präfekten war es ja Wasser auf die Mühle, wenn der „Klerikale“ Chagot ins Gedränge kam.

Bei den Schwurgerichtsverhandlungen zu Châlon-sur-Saône, am 18. bis 24. Oktober, vermochte der Vorsitzende nicht, die 23 Angeklagten zum Geständnisse zu bringen. Sie antworteten nur knapp über die ihnen zur Last gelegten Thatsachen. Untersuchungsrichter und Staatsanwalt mußten gestehen, daß ihnen die Haupträdelsführer entgangen seien. Dagegen erhielten Richter und Geschworne Drohbriefe und wurden derart beunruhigende Bewegungen bemerkt, daß man das Gerichtsgebäude untersuchen und mit Militär besetzen zu müssen glaubte. Während der Gerichtsverhandlungen kamen in Montceau und Umgegend, in Châlon, Lyon, Creuzot 2c. fast jede Nacht Dynamitsprengungen, Angriffe auf Personen und Häuser vor. In Saint Vallier wurde das Pfarrhaus mit Dynamit gesprengt, in Lyon wurden Bomben in ein großes Kaffeehaus und in das Gebäude der Aushebungsbehörde geworfen, durch deren Platzen eine Anzahl Personen verletzt wurden. Drohungen mit Dolch und Dynamit wurden einer ganzen Reihe von Fabrikherren und Be-

sitzern in verschiedenen Gegenden des Landes zugeschickt. Kurz, Einschüchterung und Schrecken ward aller Orten hervorgerufen.

Auf Antrag der Staatsanwaltschaft zu Châlon wurden unterdessen in Lyon, Paris, Narbonne etliche dreißig Personen als Mitschuldige verhaftet, darunter Crié, Redakteur der „Bataille", und Emile Gautier, einer der Führer der Anarchisten. In Montceau fand ebenfalls eine neue Reihe Verhaftungen statt. Die vier in Paris Verhafteten wurden jedoch vom Untersuchungsrichter sofort freigegeben. In Lyon und Paris wurden Versammlungen gehalten, in welchen gegen die Verfolgung der 23 Bergleute wie gegen die seitherigen Verhaftungen in den heftigsten Ausdrücken protestirt wurde. Im Alcazar zu Lyon, am 22. Oktober, erklärte der Anarchist Joly, obwohl Familienvater, sei er zu Allem bereit, was die Partei von ihm verlangen werde, sei es auch den Präsidenten Grevy oder den in der Versammlung anwesenden Polizeicommissär zu erschießen. In derselben Versammlung wurde auch bekannt, daß die Bewegung in Montceau seit vier Jahren vorbereitet wurde. Die radikale und intransigente Presse geberdete sich wie rasend, stellte die republikanische Regierung auf die gleiche Linie wie das Kaiserreich, welches in ebenso willkürlicher Weise gegen Personen und Eigenthum vorgegangen sei. In der anarchistischen „Bataille" erklärte der Communard Lissagaray rund heraus: „Für die Geschwornen in Châlon gibt es nur ein Mittel, ihre Person zu sichern, nämlich die unbedingte Freisprechung."

Am folgenden Tage, 24. Oktober, beantragte, auf Befehl des Justizministers, die Staatsanwaltschaft, in Anbetracht der gegen die Geschwornen ausgesprochenen Drohungen und den auf die öffentliche Meinung geübten Druck die Sache der 23 Angeklagten auf das nächste Schwurgericht zu vertagen. Dieß geschah auch; und damit hatte sich die Regierung den schwersten Schlag versetzt. Man sieht jetzt, daß sie den Ausschreitungen der Anarchisten weder vorzubeugen noch sie zu bestrafen im Stande ist. Sie selbst hat das

böse Beispiel gegeben. Der „Temps" ist offen genug, den Finger auf die Wunde zu legen. Er sagt (27. September): „Inzwischen ist es eine empfindliche Lehre für jene Politiker, welche sich durch tolle Versprechungen und niedrige Schmeicheleien gegen das Volk emporgeschwungen haben. Nichts ist bequemer als die Politik der Schlagworte; aber nichts ist unfruchtbarer und selbst gefährlicher als diese Politik. Es kommt unfehlbar einmal der Augenblick, wo die Kühnsten stehen bleiben müssen, indem sie an eine Grenze gelangen, welche sie nicht zu überschreiten wagen dürfen. Dann findet sich aber stets Jemand, der weiter gehen und gegen die Stehengebliebenen alle Schlagworte und alle Anklagen schleudern will, mit welchen diese ihre Vorgänger überhäuft und niedergeschrieen hatten. Dies ist die rächende Nemesis, welche der gesunden Vernunft zu ihrem Rechte verhilft."

So ist allerdings die Lage, in welcher sich jetzt die herrschenden Republikaner befinden. Sie haben die überschwänglichsten Versprechungen gemacht und dafür gesorgt, daß dieselben in Erfüllung gegangen sind, soweit es sie selber betrifft. Dem Volke haben sie die Ordensleute als Opfer hingeworfen, die Katholikenhetze bescheert. Damit war aber für das Volk nichts gewonnen, deßhalb wendet es sich dem Socialismus und Anarchismus zu. Solange die Anarchisten bloß in den Volksversammlungen mit Revolver, Dolch und Dynamit drohten, ließ man sie gewähren, indem man sich immer noch einbildete, man würde diese Mittel der Ueberzeugung bloß gegen die Klerikalen anwenden. Jetzt aber, wo in Montceau und auf zahlreichen Punkten gegen Personen und Eigenthum ohne Unterschied der Partei vorgegangen wird, wo Minister und Präsident der Republik in öffentlichen Versammlungen für vogelfrei erklärt und zum Tode verurtheilt werden, möchte die Regierung einschreiten, sich und ihre Partei retten. Hiezu fehlt es ihr aber wieder an der sittlichen Kraft, an Selbstbewußtseyn und Vertrauen. Die Regierung hat alle gefährlichen Lehren, alle schlimmen

Leidenschaften, gegen welche sie sich jetzt wenden soll, Jahre hindurch genährt und groß gezogen. „Reaktionäre", „Verräther", rufen ihr nun von allen Seiten die Parteigenossen zu, welche keinen Stillstand, kein Rückwärts dulden wollen.

Die ganze Maschine geht allmählig aus dem Leim und vermag selbst nicht mehr die gewöhnlichsten Dienste zu leisten. Noch nie ist es schlechter um die öffentliche Sittlichkeit bestellt gewesen. Seit Wochen und Monaten klagen alltäglich die Pariser Blätter über die zunehmende Unsicherheit der Hauptstadt, berichten über zahlreiche Raubanfälle, Einbrüche, Angriffe aus allen Vierteln. Anstatt zu flüchten, ist das Gesindel schon keck geworden und geht gegen die Polizisten vor. Diese sind eingeschüchtert. Greifen sie mit Nachdruck ein, dann lärmen die republikanischen Blätter, daß man die Bürger mißhandle, ganz wie unter dem Kaiserreich, und die Behörde beeilt sich, die Polizisten mit Verweisen und selbst Entlassung für ihren Eifer zu belohnen. Die Polizisten suchen daher sobald als möglich ihren Dienst aufzugeben, sei es, indem sie sich pensioniren lassen oder daß sie sich nach anderweitiger Stellung umsehen. Angesichts der grassirenden Arbeitseinstellungen, der Bedrohungen durch die mit Dynamit arbeitenden Anarchisten kann man allerdings den Augenblick voraussehen, wo die Besitzenden und überhaupt alle ruhigen Staatsbürger um jeden Preis eine andere Regierung verlangen müssen.

Faßt man die ganze Lage der Republik ins Auge, so ist der um sich greifenden royalistischen Bewegung ihre Bedeutung nicht abzusprechen. In Paris selbst fanden mehrere dieser Kundgebungen statt. Die bedeutendste, am 15. Oktober, vereinigte 2000 Personen im „Salon des Familles." Eine größere Zahl mußte wegen Raummangel abgewiesen werden. Hätte man sich es angelegen seyn lassen, so wären mindestens 6—8000 Theilnehmer zusammenzubringen gewesen, welche das Hippodrom, den größten bedeckten Raum in Paris, gefüllt haben würden. Wie ich mich selbst überzeugte, bestand

die Versammlung zu vier Fünfteln aus Personen des Bürger-, besonders des Kleinbürger- und besseren Arbeiterstandes. Diese Leute, welche sich sonst wenig um Politik kümmern, treten gewöhnlich erst hervor, wenn etwas in der Luft liegt, wenn sie verspüren, daß es so nicht mehr weiter fortgehen kann. Sie waren es, welche sich einst, als sie die gesellschaftliche Ordnung bedroht fühlten, Napoleon III. in die Arme warfen, während das Geldbürgerthum und die mit ihm zusammenhängenden gewerbsmäßigen Politiker noch tief in dem parlamentarischen Sumpf steckten und sich darin vergebens abplagten.

Daß die royalistische oder — was hier sich vollständig deckende Begriffe sind — die conservative Bewegung eine Macht geworden, bezeugt auch die Thatsache, daß der Gambetta sehr nahestehende „Voltaire" (am 25. Oktober) die Royalisten aufforderte, sie möchten den Republikanern helfen, die Republik aus der gegenwärtigen Klemme zu befreien, denn den Thron wieder herzustellen, sei ja doch unmöglich. Also jetzt ruft man die Conservativen an, welchen man bisher selbst das Recht des Daseyns absprach! Die Gefahr ist freilich groß; denn bereits wird eine andere „Bürgschaft der Ordnung", das Heer, durch die Anarchisten in Bearbeitung genommen. Dann aber hört alle Hoffnung auf. Die Regierung läßt soeben den „Etendard révolutionnaire" (Lyon) verfolgen, und hat das Blatt in der Druckerei beschlagnehmen lassen. Dasselbe hatte einen übrigens vielfach verbreiteten Aufruf veröffentlicht, worin die Soldaten aufgefordert werden, den Gehorsam zu verweigern, um nicht mehr als Werkzeuge des Geldbürgerthums zur Bedrängung und Niedermetzelung der arbeitenden Brüder mißbraucht zu werden.

LVIII.

Ein neues Handbuch der Urkundenlehre.[1])

In der Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber in Leipzig ist vor einigen Monaten ein Büchlein erschienen, auf das wir die Leser dieser Zeitschrift aufmerksam zu machen für unsere Pflicht erachten.

Bei dem großen Interesse für Geschichte, das durch die allenthalben ins Leben gerufenen „historischen Vereine" in immer weitere Kreise bringt und alle Gebildeten erfaßt und anregt nicht nur zum Mitlesen, sondern auch zum Mitarbeiten, stellt sich das lebhafte Bedürfniß ein, sich die zum Studium der Geschichte nothwendigen Hülfswissenschaften anzueignen.

Der Lokalhistoriker z. B., der selber Etwas schaffen will, muß doch die alten Züge in den Urkunden und Akten und auf den Grabsteinen entziffern können; er muß sich mit der archaistischen Sprache, der absonderlichen Art der Zeitbestimmung zurechtzufinden verstehen; er soll doch auch die Siegel, die in so mannigfacher Form an den Pergamenten hängen oder den Akten aufgedrückt sind, zu erkennen wissen. Das Alles ist für ihn

1) Urkundenlehre. Katechismus der Diplomatik, Paläographie, Chronologie und Sphragistik von Dr. Friedrich Leist. Leipzig 1882. (Preis 4 Mark.)

nicht leicht; er ist meist kein Fachmann; er sitzt als Geistlicher oder Beamter auf einem Dorfe, in einem Markte oder in einem Landstädtchen, hat viel Freude an der Geschichte des Bodens, auf dem er wandelt: und ist als Historiker Autodidakt. Aber das Autodidaktseyn ist sehr schwer in seinem Falle. Aus den Fingern saugen läßt sich überhaupt keine Wissenschaft, und die Bücher für seinen Zweck sind zu unzugänglich.

Davon ist einmal der Grund, daß die großen Werke zu kostspielig sind. Wer besitzt eigenthümlich Mabillon's „de re diplomatica“, wer Tassin's „Nouveau traité“? Kaum ein Universitätsprofessor für Geschichte. Nur die großen Bibliotheken haben sie; aber diese sind gar weit entfernt und nicht allzeit gewillt, dem Herrn xy in Dingsda so kostbare Werke leihweise auf's Land zu schicken. Auch ein Schade, den die Säcularisirung der Klöster, die wie wissenschaftliche Oasen in der literarisch sterilen Landeswüste zerstreut lagen und solche Werke kauften, auf dem Gewissen hat.

Ein anderer Grund ist folgender: unsere Zeit ist nicht minder fleißig als die des 17. und 18. Jahrhunderts. Aber sie arbeitet hauptsächlich ins Detail, bringt minutiöse Sächelchen minutiöser Periödchen zu Stande, wofür ein mächtiger Aufwand von Verstand, Scharfsinn, Gelehrsamkeit, Zeit und Arbeit entfaltet wird. Wir schreiben heute kleine Bücher, um ein Datum vom 15. auf den 16. eines Monats zu rektificiren, nicht um eines juristischen, praktischen Interesses halber, sondern rein der wissenschaftlichen Wahrheit wegen.

Es sind wieder nur die Alten, welche, wie sie die großen Werke schrieben, so auch die Lehrbücher über die Hülfswissenschaften der Geschichte geschrieben haben. Sickels „Acta Carolinorum“, Fickers „Beiträge zur Urkundenlehre“ sind Specialstudien, grundgelehrt und höchst detaillirt; aber der Lokalhistoriker kömmt kaum je in die Lage, diese Werke brauchen zu können. Bücher dagegen, die er brauchen könnte, sind nimmer geschrieben worden seit etwa 100 Jahren. Ein Gatterer, Gruber, Schönemann, Zinkernagel sind aus dem Buchhandel verschwunden, nur selten verirrt sich ein Exemplar davon in ein Antiquariat.

Und angenommen, es glücke einem „Historiker aus Liebe" eines der gedachten alten Lehrbücher zu erwerben, so ist er in seinem Wissen von all' den historischen Hülfswissenschaften um circa 100 Jahre zurück. Denn die Wissenschaft hat seit Gatterer nicht geschlafen, sie ist im Gegentheile sehr fleißig gepflegt worden, aber Niemand hat das viele Einzelne zum Ganzen gesammelt. Es ist vielfach eine Mode- aber gleichwohl eine Thatsache: ein zusammenfassendes Buch zu schreiben hütet sich mancher aus Furcht, darum für unwissenschaftlich gehalten zu werden.

Selbst auf diese Gefahr hin dieß gewagt und mit Bienenfleiß Alles, was in älterer und neuerer Zeit über die Hülfswissenschaften der Geschichte Wesentliches erschienen, in knapper Form zusammengetragen zu haben in einem 305 Oktav-Seiten starken Bändchen zu Nutz und Frommen aller jener Geschichtsfreunde, die aus irgend einem Grunde der Einzelwerke entrathen müssen, ist das Verdienst des Dr. Friedrich Leist.

Sein Buch wird eröffnet mit einer „historischen Einleitung", die im Anschlusse an Wattenbach und Sickel in Kürze uns damit bekannt macht, wie die Diplomatik als Wissenschaft ihr Entstehen den Vätern der Gesellschaft Jesu, den sog. Bollandisten (Johann Bolland, Daniel Papebroch, Gottfried Henschen) und ihrem gewaltigen Werke „Acta Sanctorum" (1. Bd. erschien 1643) verdankt; wie Papebroch der erste war, der feste Regeln für Urkunden-Kritik aufzustellen begann in seinem „Propylaeum antiquarium circa veri ac falsi discrimen in vetustis membranis", aber über das erlaubte Maß der Kritik soweit hinausging, daß erst der gegen seine Hyperkritik auftretende Benediktiner Jean Mabillon durch sein Werk „de re diplomatica" (1681) als eigentlicher Vater der Urkundenlehre erscheint; wie dann des letzteren Ordensbrüder in Frankreich (Toustain und Tassin im „Nouveau traité" 1750—65) und Deutschland (Gottfried von Bessel im „Chronicon Gottwicense" 1732) seine Arbeit fortsetzten nach Umfang und Tiefe; wie der in den großen Folianten aufgehäufte Stoff systematisirt wurde zum Lehr- und Handgebrauch durch Joh. Chr. Gatterer (Elementa artis diplomaticae 1765), Gregor Gruber (Lehrbuch einer allgemeinen Diplomatik 1783), Gottlob Schönemann

(Versuch eines vollständigen Systems der Diplomatik 1801 f.), wie endlich in der neuesten Zeit, der Zeit der allgemeinen Arbeitstheilung die diplomatische Wissenschaft sich wieder auseinander zweigte in eigentliche Diplomatik, Paläographie, Chronologie und Sphragistik. Mit einem Blicke auf Frankreichs seit 1821 bestehende „école des chartes" und Deutschlands „Monumenta Germaniae" (seit 1819 resp. 1826) schließt die Einleitung (S. 3—19).

Nunmehr erörtert der Verfasser den Begriff „Urkunde". Sie ist ihm mit Sickel „eine schriftliche in entsprechende Form gekleidete Aeußerung über Gegenstände rechtlicher Natur"; darum ist die „Urkundenlehre" jene Lehre, „welche die Vermittlung der Kenntniß der äußern und innern Merkmale der Urkunden zum Zweck ihrer Werthbestimmung als schriftliche in entsprechende Form gekleidete Zeugnisse über Gegenstände rechtlicher Natur systematisch durchführt" (S. 20 f.).

In Folge dieser Definition ist der große Stoff sehr einfach in zwei Hauptabtheilungen disponirt.

Die erste führt uns die äußern Merkmale der Urkunden vor, welche mit dem Mechanismus der Urkunden-Herstellung irgend in Beziehung stehen (S. 29 f.). Sie schildert also die Schreibstoffe (Stein, Metall, Wachstafeln, Thon, Holz, Papyrus, Leder, Pergament, Papier), Schreibinstrumente und -Flüssigkeiten; unterrichtet uns über das Format der Urkunden (ob Rollen oder Buchform), zählt die verschiedenen Namen für Urkunden auf und belehrt uns ausführlich über die Schrift der Urkunden (Paläographie): über Majuskel (Kapital- und Uncial-Schrift), Minuskel und die Schriftcharaktere der einzelnen Jahrhunderte von der Merowingerzeit bis ins 16. Jahrhundert. Daß den „Kürzungen" besonderes Augenmerk geschenkt ist, versteht sich von selbst. Nur ist dabei zu bedauern, daß die graphische Darstellung der Abbreviaturen als ziemlich mißlungen bezeichnet werden muß, was wohl dem Holzschneider auf's Kerbholz zu schneiden ist.

Die zweite Hauptabtheilung beschäftigt sich mit den innern Merkmalen der Urkunden; zuvörderst mit der Sprache, die in älterer Zeit ein mannigfach eigengeartetes Latein, seit

dem 13. Jahrhundert in die diversen Landessprachen sich auszweigt; sodann mit den Urkunden-Formeln. Da Urkunde „eine in entsprechende Form gekleidete Aeußerung &c." ist, begreift sich der Werth, der vom Verfasser auf das Kapitel der schon aus der Römerzeit datirenden, in der kaiserlichen und päpstlichen Kanzlei fortgebildeten Formeln gelegt wird. Zur Veranschaulichung lasse ich das Schema einer Königsurkunde folgen:

I. Einleitung: a) Anrufung des Namens Gottes, entweder symbolisch (Chrismon) oder wörtlich; b) Name und Titel des Urkunden-Ausstellers.

II. Urkundentext: a) Begrüßung und Adresse der Person, wofür die in der Urkunde ausgesprochene Willensäußerung bestimmt ist; b) arenga, d. h. allgemein gehaltene Motivirung der in der Urkunde dargestellten Rechtshandlung; c) promulgatio, d. h. Hinweis auf die folgende Kundmachung des königlichen Willens; d) expositio, d. h. Auseinandersetzung des Sachverhalts als Grundlage der e) dispositio, d. h. Verfügung des Königs, f) Bekräftigung und Sicherung des königlichen Willens.

III. Schluß der Urkunde: a) und b) Unterschrift des Königs und Kanzlers, c) Datirung, d) apprecatio, d. h. Ausdruck eines frommen Gedankens.

Alle diese einzelnen Ab- und Unterabtheilungen bilden in Leist's Buche besondere Paragraphen und sind kürzer oder länger besprochen.

Von Seite 181 ab beschäftigt sich der Verfasser mit der „Zeitangabe der Urkunden" (Chronologie) nach Tages-Eintheilung, Sonn- und Festtag, Monat, Jahr und Cyklus. Mit der Lehre von den „Siegeln" (Sphragistik) schließt der Text. Letztere Lehre ist so ansprechend anschaulich, daß ich mir eine Skizzirung nicht versagen kann. Nach der Definition von Siegel („ein aus bestimmten Stoffen unter Beachtung einer bestimmten Gestalt und Bestempelungsart verfertigtes Zeichen, welches als charakteristisches Kennzeichen einer bestimmten Person oder Gemeinschaft in bestimmter Art und Weise einem Schriftstücke zu dessen Beglaubigung angefügt ist") bespricht Leist den Siegelstoff (Metall, Wachs, wobei die bisher beliebte „Maltha", d. h.

Mischung von Wachs mit Gyps, Kalk rc. verworfen wird), Mehlteig (Oblaten), spanisches Wachs (Siegellack); ferner die Gestalt der Siegel, für die Kreis und Dreieck die Grundformen bilden, woraus alle übrigen Formen sich entwickeln. Die 13 gebräuchlichsten Formen sind S. 268 f. auch graphisch zur Anschauung gebracht. Endlich folgt der Siegeltypus, d. h. „die charakteristische Eigenheit des durch Aufdrücken des Siegelstempels auf der Siegelmasse hervorgerufenen Siegelbildes". Nach dem Siegeltypus unterscheidet man: 1) Schriftsiegel, d. h. solche Siegel, die an Stelle eines Bildes eine Inschrift tragen; 2) Bildsiegel, d. h. Siegel, welche weder Porträt noch Wappen ihres Inhabers darstellen, sondern Heilige, Ornamente rc. 3) Porträt- und 4) Wappen-Siegel, deren Wesen sich aus dem Namen erklärt. Das Alles aber muß man in seiner anregenden Ausführung selber nachlesen. Des culturhistorischen Interesses halber füge ich aus der „Lehre von den Siegeln" noch die Mittheilung an, daß an einer Klageschrift, welche die Böhmen 1415 bei der Konstanzer-Kirchenversammlung einreichten, nicht weniger als 350 Siegel hängen.

Als Anhang sind dem Werkchen beigegeben fünf Tafeln mit Abbildungen von Chrismen (aus der Zeit vom 5. bis 14. Jahrhundert), Monogrammen (6. bis 13. Jahrhundert), Recognitionszeichen (d. h. Kanzlerunterschriften vom 7. bis 11. Jahrhundert) und von verlängerten Anfangswörtern der Urkunden, Signum- und Recognitions-Zeilen (7. bis 12. Jahrhundert). Von Karl dem Großen ab sind dieselben sämmtlich von Dr. Leist selber nach Originalen des k. bayerischen allgemeinen Reichsarchivs faksimilirt und stellen sich damit als nova dar.

Um ein Urtheil im Ganzen abzugeben, so ist Leist's Buch nicht im strengen Sinne des Wortes ein Katechismus, wie es sich ankündigt. Die „Urkundenlehre" wird nicht in Frag- und Antwortform behandelt; die einzelnen Materien werden vielmehr in zusammenhängender Darstellung vorgetragen. Aber es ist ein Hauptvorzug des Buches, daß die Sprache trotz aller Knappheit so klar und durchsichtig gehandhabt ist, daß der jeweils behandelte Stoff trotz seiner natürlichen Sprödigkeit und der

ungewohnten Neuheit der Sache gleichwohl jedem Leser verständlich und einleuchtend wird.

Das andere Verdienst des Buches ist, daß damit endlich wieder einmal ein Werk geschaffen ist, wodurch das ganze Material der geschichtlichen Hülfswissenschaften nach dem Stande der gegenwärtigen Forschung gesichtet und geordnet zur Anschauung der Geschichtsfreunde kommt. Einzelne Nachträge kann sich Jeder nach Belieben machen; Wesentliches wird Niemand vermissen, es müßte denn Jemand mit mir den Jahrescyklus nach den 35 verschiedenen Ostertagen eingereiht wünschen. Eng gedruckt hätte derselbe, sammt einem Verzeichnisse der wichtigsten Heiligen, das Buch kaum erheblich vergrößert, dafür aber Manchem die Anschaffung eines eigenen Kalendariums erspart.

J. Mayerhofer.

LIX.

Glossen zu den Pester Delegations-Verhandlungen bezüglich Rußlands und der Balkanslaven.

Wer das Friedenswerk des Berliner-Congresses aufmerksam prüfte, konnte unmöglich den dabei betheiligten Staatsmännern die Ruhe nachempfinden, die sie mindestens zur Schau trugen, wenn sie dieselbe vielleicht auch nicht in dem nämlichen Maße hegten. Man hatte Rußland einen Theil der errungenen Beute entrissen, aber ohne dieselbe vor neuen Angriffen sicher zu bergen; man hatte die kleinen Balkanstaaten für unabhängig erklärt und beträchtlich vergrößert, ohne die nöthigen Vorkehrungen gegen allfällige aggressive Neigungen der befreiten Nationalitäten zu treffen. Oesterreich, das es ruhig geduldet hatte, daß man ihm an Stelle der friedlichen Osmanen kriegslustige Völkerschaften zu Nachbarn gegeben, wurde für seine selbstmörderische Passivität durch das bekannte Occupations-Mandat entschädigt, eine Entschädigung, die vielleicht den Schaden, welcher der Habsburgischen Monarchie durch die totale Verrückung der Machtverhältnisse und Grenznachbarschaft zugefügt wurde, verminderte und die neu entstandenen Gefahren verringerte, aber keineswegs als Aequivalent für das damnum emergens betrachtet werden kann.

Das Berliner Friedenswerk reiht sich passend den zahlreichen Neuschöpfungen an, mit welchen die Welt in jüngster Zeit so freigebig beschenkt wurde. Sie sind für den Tag bestimmt und der nächste Morgen findet den Platz leer, auf welchem sie sich erhoben. Wo sind die Grundprincipien, von

denen die Friedensstifter ausgegangen? Sie hatten keine. Wo trifft man auf eine Logik der Friedensbestimmungen? Sie fehlt gänzlich. Wo liegen die Bürgschaften für die Aufrechthaltung der geschaffenen Zustände? Ubi non nata jacent. Oder urtheilen wir zu herb, zu leichtsinnig? Das osmanische Reich wurde hart getroffen, man hatte aber nicht den Muth ihm den Gnadenstoß zu versetzen, die Agonie zu beenden. Und warum mangelte der Muth? Weil man sich scheute an eine Neuordnung der anatolischen Dinge Hand anzulegen. Scheute man vor dem zweiten Schritte zurück, der doch nur die nothwendige Folge des ersten war, dann hätte man sich bedenken sollen, den Herzstoß Rußlands zu gestatten. Vor Allem war es aber Oesterreich, welches sein Veto einlegen mußte. Darauf wurde die kaiserliche Regierung von der Geschichte und den ehrwürdigen Traditionen des österreichischen Erzhauses hingewiesen.

Europa gönnte den Moskowitern nicht die gemachte Beute. Der Separatfriede von San Steffano wurde cassirt. Nun hätte jeder Mensch mit schlichtem Menschenverstand denken müssen, daß man Rußland in die Unmöglichkeit versetzen würde, eine Restitution des cassirten Friedensvertrags vorzunehmen. Das Unwahrscheinlichste geschah und der Berliner-Congreß schuf Zustände und Verhältnisse, die den Rückgriff des Kabinetes von St. Petersburg auf die Friedensbestimmungen von St. Steffano auffallend begünstigen, ja Rußland zur Wiederaufnahme der alten Pläne förmlich reizen müssen. Ein Fürstenthum Bulgarien und ein Fürstenthum Ostrumelien wird, um Rußland nur die beste Handhabe zur Einmischung zu gewähren, constituirt. Beide Fürstenthümer liegen in der Machtsphäre Rußlands und sind jedem andern politischen Einflusse entzogen. Der Pforte bleibt das Besetzungsrecht der Balkanpässe gewährleistet, doch soll das Land von türkischen Truppen nicht betreten werden und doch mahnt man die Pforte von der Ausübung des ihr feierlich gewährleisteten Rechtes energisch ab.

Oesterreich befindet sich im Besitze des Occupations-Mandates, aber nicht in dem auch nur des schwächsten Rechtstitels; Oesterreich ist glücklicher Besitzer, aber nur auf Zeit und Widerruf. Welche Anomalie! Glaubte man Oesterreich etwas schuldig zu seyn, weßhalb knauserte man mit der Bezahlung? Die suzeränen Staaten beklagten ja in erster Linie das harte Geschick, dem Islam zur Dienstbarkeit verpflichtet zu sein. Wie leicht war da zu helfen, wenn man nur die Rolle wechselte und dem apostolischen Kaiser und König die Oberhoheit zutheilte. Wir meinen, daß die Pforte am letzten dagegen remonstrirt haben würde. Man etablirte aber selbstständige Staaten am Nordrande des Balkans, von welchen man voraus sehen konnte, daß sie Anlehnung an Rußland suchen und mit den Russen Schulter an Schulter schlagen würden. Statt das Uebel gar nicht in die Welt zu setzen, strebte man das künstlich Geschaffene auf künstliche Weise zu paralysiren. Man legte einen breiten Gürtel zwischen die neuen Staatengebilde und lud Oesterreich ein, davon Besitz zu ergreifen. So kam Bosnien und die Herzegowina an Oesterreich.

Die Kurzsichtigkeit, der Mangel an Logik, die Halbheit, welche die europäischen Staatsmänner in Berlin bekundeten, rächten sich und Oesterreich ist derjenige Staat, welcher die bitteren Früchte in erster Reihe zu verkosten hat. Die Stellung Oesterreichs ist eine nahebei verzweifelte. Es steht den orthodox-griechischen Südslaven gegenüber. Diese Nationalitäten in's österreichische Interesse zu ziehen, sie für Oesterreich zu gewinnen, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Man kann den Versuch mit den Herrschern anstellen und man hat ihn angestellt. Was hat man aber mit dem guten Willen von Persönlichkeiten gewonnen, welche selbst wieder die Spielbälle der Parteien sind und auf den kommenden Tag nicht sicher zu zählen vermögen?

Was ist denn das: ein rumänisches oder serbisches Königthum? Etwa eine europäische Institution wie das

Kaiserreich der Habsburger oder das Königthum der Hohenzollern? Beileibe nicht. Die Geschichte der serbischen Fürsten und der walacho-moldauischen Bojaren führt von einem Scenenwechsel zum andern, mitten durch unzählige Wandeldecorationen. „Heute noch auf stolzen Rossen" u. s. w. Die Dynastien werden nicht alt, und heute erschießt man den Despoten, um vielleicht ein halbes Jahrhundert später seinen Enkel auf den Fürstenstuhl zu erheben, den fünfzig Jahre hindurch ein ganz anderes Geschlecht besessen hatte. Mit den Serben, Montenegrinern und Rumänen wird man erst zur Verständigung gelangen, wenn man sich über Rußland verständigt hat.

Was die südslavischen Staaten geworden, sind sie durch Rußland als Coefficienten. Mit diesem sind sie von hoher und verhängnißvoller Bedeutung für Oesterreich, ohne diesen sind sie ausgebrannte Asche, die, wie alle Welt weiß, ihre gute Verwendung in der Feldwirthschaft findet.

Die orientalische Frage spitzt sich daher rücksichtlich Oesterreichs immer zu einer Machtfrage zwischen Oesterreich und Rußland zu. Alles Andere ist Nebensächliches. Was nützte Oesterreich ein Sieg über Montenegro oder ein Einmarsch in Serbien, wenn es nicht darauf vorbereitet ist, mit Rußland anzubinden und den ohnedieß unausbleiblichen und unvermeidlichen austro-russischen Krieg zu beginnen? Metternich wußte genau, was er that, als er Großbritannien und Frankreich von der Unterstützung der griechischen Rebellen abmahnte und die Pforte zu einem rettenden Akt der Nachgiebigkeit zu bestimmen suchte. Er wußte, warum er alle Hebel in Bewegung setzte, Rußland 1829 vom Krieg mit der Pforte abzuhalten, und seine Depeschen enthalten die Gründe seines Vorgehens. Er besorgte chaotische Zustände und den europäischen Krieg als natürliche Folge des Sturzes der Osmanenherrschaft in Europa.

Oesterreich blieb der Metternich'schen Tradition bis auf Beust ziemlich getreu. Buol-Schauenstein zog nur den Platz

zwischen zwei Stühlen der warmen Parteinahme oder dem theueren Verkauf der alten Grundsätze vor. Das Alles änderte sich unter Beust. Dieser scharfsichtige Diplomat übersah die Eigenart, politischen Sympathien und Antipathien der Balkanslaven so völlig, daß er die Türken aus Serbien hinausmanövrirte und sich der ewigen Dankbarkeit der Bevölkerung versichert hielt. Er theilte den österreichischen Diplomaten (Juni 1867) seinen Entschluß mit, die türkische Freundschaft gegen die Liebe der Serben und Montenegriner zu vertauschen, als ob er die Herzen derselben bereits in seiner Tasche herum trüge. Graf Andrassy stellte sich geradezu auf Seite Rußlands. Wollte man wissen, auf wessen Seite die Sympathien des auswärtigen Amtes sich geschlagen hatten, brauchte man nur mit den höheren Beamteten dieses Ressorts die Tagesereignisse zu besprechen. Da war Keiner, der nicht mit glorreicher Miene die künftigen Siege der russischen Waffen escomptirte und sich in den geringschätzigsten Aeußerungen über die Nichtswürdigkeit der osmanischen Race erging.

Man sollte nun glauben, daß den russenfreundlichsten Politikern im auswärtigen Amte genug geschah. Nach Vorgeben des Grafen Andrassy war dieß nicht der Fall; denn er affigirte und ließ durch sein literarisches Bureau eine ganz besondere Scheu und Besorgniß vor dem Erzherzog Albrecht, der allerdings im Geruche russenfreundlicher Gesinnung stand, affigiren. Man versicherte das Publikum jeden zweiten Tag, daß zwischen dem Erzherzog und dem Minister das beste Einvernehmen bestehe, und ließ die Gegner einer Rußland begünstigenden Politik befürchten, daß auf Andrassy ein Ministerium folgen würde, das sich nicht mit den platonischen Sympathien für Rußland begnügte, als ob es noch eine tiefere Stufe, welche die kaiserliche Politik hinabgleiten konnte, gegeben hätte. Wenn es richtig ist, daß Erzherzog Albrecht der aktiven Theilnahme an dem Krieg das Wort redete, so hat er allerdings zu etwas Besserem gerathen, als dasjenige war, was der Minister beabsichtigte.

Wir sind und waren stets der Meinung, daß Oesterreich den letzten russisch-türkischen Krieg gar nie zulassen durfte und daß jede Schwächung Rußlands für Oesterreich werthvoller sei als irgend welcher Gewinn an Land und Leuten. Diese Ansicht hält uns aber doch nicht ab, dem Auftreten Oesterreichs als kriegführende Macht den Vorzug vor der trostlosen Passivität einzuräumen, zu welcher Julius Andrassy Oesterreich verurtheilt hatte. Kein Mensch vermochte sich eine Verzichtleistung auf Alles, was Rußland verlangen würde, einzubilden und der Minister bezeichnete verschiedene Positionen, die vertheidigt werden müßten. So bald es darauf ankam, das verpfändete Wort einzulösen, hatte die Position keine solche Bedeutung, welche ernste Abwehr rechtfertigen konnte. Sie wurde aufgegeben. Dabei schmeichelte sich Graf Andrassy zuletzt das entscheidende Wort sprechen zu können. Wiederholt wurde in der officiösen Tagespresse mit Stolz darauf hingewiesen, daß Oesterreich schließlich die Neugestaltung 'der Verhältnisse in seiner mächtigen Hand habe. Als die blutige Schlacht bei Plewna geschlagen war, schien es an der Zeit, daß Graf Andrassy diese Hand gebieterisch ausstreckte; aber nur dem beschränkten Unterthanenverstand schien es so, nicht dem Leiter der auswärtigen Angelegenheiten. Dieser hielt es für gut abzuwarten, bis die Russen vor Konstantinopel standen, bis das Kabinet von St. Petersburg, auf die russischen Waffenerfolge und gewaltigen Anstrengungen pochend, sich jede Einmischung verbitten durfte. Je mehr sich der Krieg seinem Ende zuneigte, desto auffallender verfinsterte sich die Stirne des großen Diplomaten, der an der Spitze des auswärtigen Amtes stand. Der Grund der Uebellaunigkeit war leicht zu errathen, obschon er nur von Wenigen enträthselt wurde. Es waren die vielen versäumten Gelegenheiten, welche den Minister beunruhigten und der Umstand, daß er nicht mehr wo ein und wo aus wußte, sondern sich in fatalistischer Unbeweglichkeit eine günstige Wendung abzuwarten genöthigt sah.

Weder in Cisleithanien noch in der östlichen Reichshälfte konnte die Politik Andrassy's auf Sympathien rechnen. Hatte man auch keine ausgesprochene Vorliebe für die Türkei, so hatte man sie noch viel weniger für Rußland. Am allerwenigsten vermochte man sich aber mit einem Länderzuwachs auf Kosten der Pforte zu befreunden. Wiederholte Anfragen dieß- wie jenseits der Leitha, ob die Regierung mit dem Gedanken an eine Occupation türkischer Gebietstheile umgehe, wurden mit einer kategorischen Verneinung beantwortet. Graf Andrassy und Tisza machten sich in gleicher Weise der absichtlichen Täuschung der Volksvertreter, die doch ein Recht auf Wahrheit besaßen, schuldig. Koloman Tisza lehnte die gestellte Zumuthung sogar mit sittlicher Entrüstung und pomphaft klingenden Redensarten ab, während der Plan, Bosnien und die Herzegowina in Besitz zu nehmen, damals notorisch schon gefaßt war.

Es läßt sich schwer sagen, wie weit die Berliner Politik an der unverantwortlichen Haltung des österreichischen Ministeriums Schuld trug. Wir wissen nur, daß sich Graf Andrassy freimüthig zu der sehr bescheidenen Politik der gebundenen Marschroute bekannte, daß sich Fürst Bismarck anheischig machte Oesterreich, falls es in seinen Lebensbedingungen berührt würde, deutschen Schutz angedeihen zu lassen. Diese beiden Daten sprechen für einen sehr nachhältigen Druck, der von Berlin aus auf die Entschließungen der österreichischen Regierung geübt wurde. Wo war aber die Nöthigung, diesem Druck zu gehorchen? Man kann allenfalls noch die panische Furcht begreifen, welche sich Beusts nach den Siegen der deutschen Heere über Napoleon III. bemächtigte, man begreift, wie der österreichische Kanzler, um Bismarck zu beschwichtigen, auf alle Oesterreich im Prager Frieden gewährten Vortheile freiwillig verzichtete; wie aber sein Nachfolger dazu kam, in einer Deutschland fremden Sache die Interessen Oesterreichs zu opfern, nur um in Berlin kein Mißvergnügen zu erregen, wie sich Graf Andrassy so

ganz von dem Stirnrunzeln des preußischen Großvezirs abhängig machen konnte: das beweist weder für den diplomatischen Scharfblick noch für das Selbstbewußtseyn des ungarischen Cavaliers, der mit der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten Oesterreichs betraut war. Nicht mit Unrecht darf behauptet werden, daß Graf Andrassy nicht österreichische, sondern russische Politik machte. Daß er dabei auf den Wink des deutschen Reichskanzlers handelte, ändert an dem Wesen dieser Politik nicht das Geringste. Aber freilich woher sollte dem Grafen Andrassy der diplomatische Beruf und das österreichische Selbstgefühl gekommen seyn? Der ungarische Cavalier war als diplomatischer Dilettant gegen Kaiser und Reich aufgetreten und hatte sich während dieser kurzen Laufbahn, Gottlob, keine Lorbeeren errungen. Wenn das ein Prestige für den ordentlichen Staatsdienst und diplomatischen Erfolg seyn sollte, dann mag auch die türkische Methode, einen Mann, der heute noch als Holzhauer oder Pfeifenstopfer im Serail fungirt, morgen zum Minister des Handels oder Krieges zu ernennen, auf den Beifall des Abendlandes zählen dürfen. Waren die Bande der Ordnung und Disciplin im auswärtigen Amte schon unter Beust gelockert worden, so traten unter Andrassy chaotische Zustände ein. Der Amtsnachfolger Beust's war eben ein genialer Mann, welcher den Quisquilien einer geordneten Thätigkeit großen Kaltsinn entgegenbrachte. Seine Egeria war die wechselnde Laune, sein Spiritus-rector der hochfahrende Sinn (nicht Hochsinn). Beide führten Oesterreich in die Zwangslage, in der es sich zur Stunde befindet.

Graf Andrassy hatte, wie sich später bis zur Evidenz zeigte, von Anfang an nichts als den kleinlichen Ländererwerb im Auge. Ohne die geringste Ahnung einer von großen Gesichtspunkten diktirten Politik, glaubte er für die vielen und schweren von ihm vielleicht selbst gefühlten politischen Sünden und Verirrungen Indemnität zu erlangen, wenn er auf eine so viele Quadratmeilen und so viele Seelen um-

fassende Ländererwerbung hinweisen konnte. Graf Andrassy erfaßte den diplomatischen Beruf von der materiellsten und niedrigsten Seite. Als Gewinn galt ihm lediglich, worauf er die Hand legen konnte. Daß politischer Einfluß unter Umständen weit schätzbarer werden könne als ein derartiges Faustpfand, zu dieser Höhe politischer Anschauung verstieg sich der Minister nicht. Er wußte nur, daß Oesterreich 1859 die Lombardei und sieben Jahre nachher Venetien eingebüßt habe, und meinte sich den Lorbeer der Unsterblichkeit zu verdienen, wenn er den erlittenen Verlust durch den Gewinn einer noch ausgedehnteren Länderstrecke zu ersetzen vermöchte.

Dieser Gedanke, an sich weder tief noch scharfsinnig, erlangte nach dem Frieden von San Steffano eine politische Bedeutung, welche dem genialen Mann ursprünglich gewiß nicht vorgeschwebt hatte. Was anfänglich den Sinn einer Vergrößerung in sich trug, wurde später zum Nothbehelf, der Luxus nahm die Gestalt des Bedürfnisses an. Dem Grafen Andrassy wurde durch diesen Wandel der Umstände das Glück zu Theil, daß gerade seine frivolste Conception nach ihrer Durchführung die unangreifbarste Thatsache bildet. Man kann, wie die Dinge einmal stehen, die ganze Orientpolitik des Grafen Andrassy perhorresciren und verwerfen, nur nicht die Occupation, die im Laufe der Begebenheiten zu dem einzigen Auskunftsmittel geworden war, die Gefahren, welche von der Slavenwelt des Balkans drohten, zu beschwören oder zu verringern.

Religion, Abstammung und historische Tradition weisen die Balkanslaven auf Rußland als den mächtigsten Schirmherrn des orthodox-griechischen Slaventhums hin. Oesterreich war nicht einmal im Stande sich die Sympathien der nicht slavischen, aber wohl orthodox-griechischen Rumänen zu erwerben; es vermochte im Jahre 1854 auf 55 während lange andauernder Besitznahme im rumänischen Volksthum keine Wurzel zu fassen. Noch ohne Vergleich schwieriger erwies sich aber zu allen Zeiten die Einflußnahme auf die

slavische Bevölkerung Serbiens und Montenegro's. Will man sich nicht in unfruchtbaren Illusionen verlieren, so wird es gut seyn die Dinge in ihrer wahren, wenn auch nicht schmeichelhaften Gestalt zu erfassen. Das einzige wirksame Specificum gegen die Anmaßung der Slaven im Südosten der Monarchie wird immer nur die Gewalt bleiben. Oesterreich ist aber im Besitze derselben, sobald die Südslaven auf sich selbst angewiesen sind. Sie werden dagegen so lange unüberwindlich erscheinen, als sie von Rußland aus unterstützt und in ihrem Widerstande bestärkt werden. Hier eröffnet sich die Perspektive des Verhältnisses zwischen Oesterreich und Rußland.

Die Wege dieser beiden Großmächte schneiden sich auf der Balkan-Halbinsel, diese hat für die Interessen Oesterreichs und Rußlands nicht Raum, die Bestrebungen des einen Staates schließen diejenigen des anderen aus. Eine der beiden Großmächte muß weichen, keine von beiden kann und wird das freiwillig thun. Der Kampf ist also unvermeidlich und nur die Stunde des Ausbruches unbestimmt. Wäre Graf Buol ein großer Staatsmann gewesen, er hätte die Gelegenheit segnen müssen, welche sich für Oesterreich 1853 zur gemeinsamen Bekämpfung Rußlands bot. Hätte sich Graf Andrassy nur zur Höhe der Situation, zur Erkenntniß eines mittelmäßig befähigten Diplomaten erhoben, er hätte den russisch-türkischen Krieg selbst um den Preis eines Krieges Oesterreichs mit Rußland verhindern oder doch die Herstellung des Status quo ante nach Plewna erzwingen müssen. Das Unglück Oesterreichs war die Unfähigkeit seiner Minister.

Die Lage des Reichs hat sich seit 1855 wesentlich verschlimmert, am meisten seit dem Berliner Congreß. Die Pforte mit ihrem absterbenden Staatswesen und ihren reducirten Kräften bildet kaum mehr ein ernstes Hinderniß für das Vordringen Rußlands, ihre Bundesgenossenschaft hat an Werth eingebüßt und wird überdieß durch üblen Beigeschmack

verbittert. Rußland vermag das gesammte Slaventhum der Balkan-Halbinsel jeden Augenblick für sich zu waffnen, so daß Oesterreich eine unendliche Grenze zu vertheidigen hat, wenn es nicht die Offensive vorzieht. Die occupirten Provinzen, einer beständigen Fermentation fähig, bilden den Gegenstand unausgesetzter Verlegenheiten. Es liegt immer in der Hand des mißvergnügten Nachbars, Oesterreich in jenen Gegenden zu beschäftigen und einen bedeutenden Procentsatz der österreichischen Wehrkraft dort festzuhalten. Es ist überdieß keine Aussicht vorhanden, Rußlands Einfluß auf dem Wege friedlichen Uebereinkommens zu brechen. Sieht das Kabinet von St. Petersburg doch mit Recht in Oesterreich das Hinderniß der Verwirklichung seiner alten Pläne auf die Herrschaft über die Balkan-Halbinsel. Solange Oesterreich seine Großmachtstellung behauptet und nicht zerrieben ist, scheint alle Anstrengung Rußlands zur Wiederaufrichtung des oströmischen Reiches vergeblich. In diesen Dingen der beiden nach entgegengesetzten Zielen tendirenden Kräfte kann wohl zeitweilige Waffenruhe eintreten, aber kein dauerhafter den Bedürfnissen beider Reiche entsprechender Friede.

Im Jahre 1853 hielt es Kaiser Nikolaus noch für möglich, die specifisch-russischen Ziele ohne Einsprache und Abwehr von Seite Oesterreichs zu erreichen. Zu dieser, wenn auch irrigen, Ueberzeugung trug das Bewußtseyn, Oesterreich eben wesentliche Dienste geleistet zu haben, in erster Linie bei. Die von dem Czaren bei dieser Gelegenheit gesprochenen Worte bilden das strengste Verdammungsurtheil über die Verlegenheitspolitik vom Jahre 1849. Schwarzenberg hätte zur Bewältigung des ungarischen Aufstandes welche Hebel immer in Bewegung setzen mögen, nur die Intervention jener Macht, mit der Oesterreich denn doch zusammenstoßen mußte, blieb ausgeschlossen. Durch die Herbeirufung Rußlands begab sich Oesterreich gewissermaßen der Politik der freien Hand und berechtigte den russischen Monarchen in jenem Protektorton von Oesterreich als einem

Staate zu reden, der schließlich mit den Zielen der russischen Politik einverstanden seyn müsse.

Wenn Oesterreich aber die innere Nöthigung fühlte, Rußland, ungeachtet auferlegter Verbindlichkeiten, entgegenzutreten und seine Wege zu kreuzen, dann durfte man es nicht bei einem leichten Ritzen der Haut des Gegners bewenden lassen. Für Oesterreich erübrigte nur die Wahl zwischen einer Rußland wohlwollenden Neutralität oder dem Krieg bis auf's Messer, einem Krieg, dem nicht der Fall des Malakoff ein Ziel setzen durfte, sondern einzig die deminutio capitis. Rußland mußte aus der Klasse der europäischen Großmächte gestrichen und auf die Großmachtstellung in Asien beschränkt werden. Wie leicht begreiflich wäre die Wiederherstellung Polens und die Abtretung der Ostseeprovinzen Grundbedingung der neuen Ordnung der Dinge gewesen. Oesterreich versäumte die vortreffliche Gelegenheit, sich eines gefährlichen Feindes zu entledigen, und die öffentliche Meinung schlug während der darauffolgenden zwanzig Jahre so völlig um, daß ein Bündniß gegen die aggressiven Tendenzen Rußlands nicht mehr zusammenzubringen war.

Oesterreich hatte seit den Mißgriffen Buol's von der russischen Empfindlichkeit schwer zu leiden. Man ließ sich in Petersburg keine Gelegenheit entgehen Oesterreich wehe zu thun. Dennoch versuchte man in Wien das Unmögliche, sich Rußland zu nähern. Graf Beust schien entschlossen di österreichische Mission im Orient gegen das Linsengericht moskowitischen Wohlwollens zu opfern. Hätte Fürst Gortschakoff seinen Vortheil verstanden und seiner Abneigung gegen Oesterreich Herr werden können, die Partie stand 1867 für Rußland vortrefflich. Graf Beust jagte förmlich nach der russischen Freundschaft. Sein Lieblingsgedanke war es, einen Keil zwischen Preußen und Rußland hineinzutreiben, und er hätte nicht angestanden der Verwirklichung dieses Gedankens die schwersten Opfer zu bringen. Zwei Gründe

scheinen den russischen Staatsmann von der Acceptirung der österreichischen Freundschaft abgehalten zu haben. Das Nachbluten der 1853 bis 55 empfangenen Wunde, diese wahre Vergiftung seiner Gefühle; zweitens aber ein unbesiegbares Mißtrauen gegen Beust, der mit einer Art Prädilektion den schlauen, alle Welt übertölpelnden Diplomaten spielte, und es denn wirklich dahin brachte, daß Niemand mit ihm zu thun haben wollte.

Erst unter Andrassy gelang es der zwanzigjährigen Feindschaft in Rußlands Interesse und unter dem überwiegenden Einfluß Bismarcks ein Ende zu machen. Es wird gut seyn zu bemerken, daß das von Beust intendirte und gegen Preußen gerichtete Versöhnungswerk nunmehr auf Bismarcks Veranstaltung, aber mit — gegen Oesterreich gerichteter Spitze zu Stande kam. Das „Dreikaiser-Bündniß" lähmte Oesterreichs Arm während der Vorbereitung zum russisch-türkischen Krieg und während der ganzen Aktion. Ein Diplomat vom Fach, ein geschulter Staatsmann würde vielleicht Wege und Mittel gefunden haben sich der drückenden Fesseln zu entledigen. In des genialen Grafen Arsenal war auch nicht ein Nagel zu entdecken, mit dessen Hilfe man die Kette zerfeilen konnte.

Die Ereignisse nahmen den bekannten Gang. Oesterreich mußte es mit ansehen, wie an seiner Südostgrenze Filialstaaten des russischen Großstaates errichtet wurden. Man kargte nicht, wie einst bei der Gründung des Königreiches Griechenland, mit der Ausstattung der neuen Reiche. Rumänien, Serbien und Montenegro erhielten mit einem Schlage einen Zuwachs an Land und Leuten, wie ihn mancher deutsche Reichsstand während eines halben Jahrtausends nicht erlangt hatte. Die neugegründeten Fürstenthümer Bulgarien und Ostrumelien vermögen ihre Verschmelzung zu einem einheitlichen Staat kaum zu erwarten, und alle Welt ist darin einig, daß diese Verschmelzung nur eine Frage der Zeit sei. Was von dem türkischen Staatskörper abgerissen

wurde und vormals nur widerwillig der osmanischen Regierung gehorchte, erhält heute seine Parole aus St. Petersburg und fügt sich willig in die von dort angeordneten Maßregeln.

Gleich nach Herstellung der neuen Ordnung wurde von britischer Seite das Wort „Föderation" unter die neugeschaffenen Slavenstaaten geworfen. Gladstone selbst wurde seither verhindert solchen Bestrebungen Vorschub zu leisten; aber das Wort war doch nicht ohne Echo verhallt, sondern auf guten Boden gefallen. Die Völker, denen es gegolten, waren auch spontan zu einem ähnlichen Denkresultat gelangt. Die Bemühungen gegenseitiger Annäherung, die Versuche eines festen Aneinanderschlusses der einzelnen Staaten und Völkerschaften stehen außer Zweifel und haben sich russischer Förderung zu erfreuen. Oesterreich durchbrach mit seinem Occupations-Mandat in der Hand die um seine Südostgrenze gezogene Kette; es war also in Stand gesetzt die neu creirten Reiche und Nationalitäten physisch auseinander zu halten und Serbien oder Montenegro je nach Erforderniß des Augenblickes von der Seite zu fassen.

Die kaiserliche Regierung hatte die veränderte Lage insoferne begriffen, als sie nicht länger an der drückenden Hegemonie der Deutschen in Oesterreich festhielt, und nun auch die slavischen Nationalitäten zu Worte kommen ließ. Die Ungeheuerlichkeit, zu einem Kampf gegen das Slaventhum bei der bestehenden Verbitterung der überwiegend slavischen Bevölkerung im eigenen Lande gezwungen zu werden, die Trostlosigkeit der Aussicht auf Erfolg bei der inneren Gegnerschaft der slavischen Elemente sprang so sehr in die Augen, daß man sich denn doch, wenn auch mit schwerem Herzen, zu einer Modifikation der inneren Politik entschließen mußte. Zu Oesterreichs Glück gähnt zwischen den lateinischen und den Gräcoslaven eine weite, schier unüberbrückbare Kluft, unüberbrückbar so lange als das religiöse Bekenntniß noch nicht zu den überwundenen Standpunkten zählt und die hohe

Culturstufe, welche die lateinischen Slaven erklommen haben, noch zu den berechtigten Gründen des Nationalstolzes gerechnet wird.

Nachdem Oesterreich die Gelegenheiten, den tödtlichen Streich zu führen, unverantwortlich versäumt und Rußland vielmehr die Mittel an die Hand gegeben hatte, sich in der eigentlichen Machtsphäre und Zukunftsdomäne dieses Staates festzusetzen, seinen Einfluß zu steigern und seine Machtmittel zu vermehren, scheint es von dem Urtheile des Kabinetes von St. Petersburg abzuhängen, wann der allerdings unvermeidliche Zusammenstoß erfolgen soll. Vor einem Vierteljahrhundert war die Stellung der europäischen Großmächte zu einer derlei Conflagration eine grundverschiedene von dem Verhältnisse, in dem sie heute zu einer derlei Eventualität stehen. Die Jahre **1866** und **1870** haben eine gründliche Verschiebung zur Folge gehabt. Frankreich und Rußland einerseits scheinen, Oesterreich und Deutschland andererseits auf einander angewiesen. Es ist nicht leicht denkbar, daß Rußland zu den Waffen greifen sollte, ohne daß ihm Frankreich auf dem Kriegspfad folgte. Sobald Rußland die Wehrkraft Oesterreichs bindet, wird für Frankreich der Moment gegeben seyn, den Revanchekrieg zu beginnen. Deutschland würde sich ohne vorhergegangene Verabredung oder in Folge geschlossener Verträge gezwungen sehen, seinen Rücken zu decken, und daher die Wucht der gegen Frankreich aufzustellenden Heeresmassen zu verringern; Oesterreich dagegen müßte trotz allfälliger Zusicherungen striktester Neutralität von Seite Italiens nicht nur ein Corps zur Beobachtung, sondern eine Armee an die Grenzen Italiens dirigiren, um den guten Willen der italienischen Regierung zu stärken.

Wenn aber auch keine derlei Complikation einträte, so würde Deutschland doch nimmermehr theilnahmsloser Zuschauer bleiben dürfen. Es könnte immer nur so lange in neutraler Stellung beharren, als der Erfolg zweifelhaft wäre, aber es dürfte nicht das Uebergewicht der russischen Waffen

und den Untergang Oesterreichs dulden. Es könnte sich nichteinmal mit dem Aequivalent deutsch-österreichischer Provinzen abfinden lassen, weil solcher Gewinn den Werth des zu Grunde gegangenen Objektes für Deutschland nicht zu ersetzen vermöchte. Man kann eine Großmacht nicht aus der Ziffernreihe streichen, ohne daß sich das entstandene Vacuum schmerzlich fühlbar machte, besonders dann, wenn diese Großmacht im Herzen und nicht an der Peripherie des Welttheils ihren Sitz hat. Die neugewonnenen Kräfte vermögen aber nicht annähernd das für den Gewinner zu leisten, was die unzersplitterte Macht im Interesse des Friedens und Gleichgewichtes zu gewähren im Stande ist. Noch mehr: der größere Gewinn Rußlands, die unverhältnißmäßige Steigerung der Kräfte dieser nordischen Macht ließen die Bedeutung des Zuwachses, welcher für Preußen-Deutschland aus dem Mißgeschick der Habsburgischen Monarchie entfallen könnte, als völlig nichtig erscheinen.

Verfolgen wir die Ereignisse, welche sich nach der Occupation vollzogen: Man warnt die Pforte von ihrem Besetzungsrecht der Balkanpässe Gebrauch zu machen; man überläßt es nicht gemäß den Bestimmungen des Berliner Vertrages Griechenland sich mit der Pforte auseinanderzusetzen, sondern man nöthigt die letztere zur Abtretung von Territorien, auf welche Griechenland nicht den geringsten Rechtstitel und nicht einmal den faktischen Stand anzuführen hat. In der Herzegowina und der benachbarten Crivoscie bricht ein Aufstand aus, der Oesterreich zu großer Machtentfaltung nöthigt. Der Aufstand wird von Montenegro aus geschürt und genährt. Die Insurgenten brechen ungehindert aus den schwarzen Bergen hervor und kehren unbehindert dahin zurück. Der Landesfürst wäscht seine Hände in Unschuld und erläßt Verordnung über Verordnung gegen die offene oder geheime Förderung der auf dem Nachbargebiet entstandenen Unruhen. Er geht noch um einen Schritt weiter, verläßt seine Residenz und hält sich, wie zur Flucht bereit, in einer neuerworbenen

Hafenstadt auf. Er vermag augenscheinlich nichts gegen den mächtigen Zug der nationalen Zusammengehörigkeit seines Volkes. Die öffentliche Meinung in Oesterreich mißtraut der etwas auffallend affigirten Loyalität Nikitta's, die kaiserliche Regierung vielleicht auch; sie hält es aber für staatsklug, sich dieses Mißtrauen nicht merken zu lassen und stellt sich, als ob sie den Unschuldsbetheuerungen des Fürsten auf's Wort glaubte. Wir werden von dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten über die correkte Haltung Nikitta's belehrt. Trotz dieses lobenswerthen Benehmens fließt österreichisches Blut in Strömen und schreitet die Pacificirung nur langsam vorwärts.

Kaum ist der Aufstand unterdrückt, so vernimmt man von Bildung neuer Banden, welche das Land durchstreifen. Dießmal ist es Bosnien, das beunruhigt wird. Die nächste Umgegend von Serajewo scheint in ein befestigtes Lager verwandelt; eine Plänklerkette zieht sich von Hügel zu Hügel, und dennoch bewegen sich die wilden Banden in voller Freiheit, ohne daß es gelingen will ihrer habhaft zu werden. Nikitta hat sich während der Zeit in St. Petersburg neue Verhaltungsregeln geholt. Die kaiserliche Regierung setzte sich in den Besitz wichtiger Depeschen, aus welchen das vollkommene Einverständniß Nikitta's mit dem Kabinet von St. Petersburg erhellt. Natürlich richtet sich die Spitze der getroffenen Verständigung gegen Oesterreich. Das auswärtige Amt beharrt aber bei seiner vielleicht löblichen und gerechtfertigten Methode, die schwärzesten Dinge im rosigsten Lichte zu sehen. Graf Kalnoky gibt in der Delegation die Versicherung, daß Nikitta's Loyalität über jeden Zweifel erhaben dastehe, daß von Montenegro aus keine neuen Verwicklungen zu besorgen wären und daß die Beziehungen Oesterreichs zu den europäischen Großmächten ohne Ausnahme die besten seien. Diese Aufschlüsse erscheinen in etwas absonderlicher Beleuchtung, wenn man ihnen das jüngste Auftreten des Fürsten von Montenegro entgegenhält. Ni-

kitta wirft sich zum Anwalt der geflüchteten Rebellen auf, heischt Amnestie für die Flüchtlinge und Ersatz der von ihm ausgegebenen Ernährungskosten. Er schickt sich an die Vermittlerrolle zu spielen und der kaiserlichen Regierung vorzuschreiben, was sie zu thun und zu lassen habe.

In Serbien steht der junge König auf Seite Oesterreichs, seine Politik wird aber von der Mehrheit des serbischen Volkes mißbilligt. Eine mächtige, von Rußland unterstützte Partei unter Führung des alten Feindes Oesterreichs, Ritticz, ringt nach der Herrschaft. Da aber der parlamentarische Ringkampf nur spät zum Ziele führen könnte, versucht man es, eine anderweitige Correktur eintreten zu lassen; der König soll eingeschüchtert und durch Schreckbilder und Drohungen zu einem Ministerwechsel bewogen werden. Das Attentat auf König Milan kann als ein erstes Zeichen des beginnenden Terrorismus betrachtet werden. Und sollte sich der Fürst wider alles Vermuthen als unbeugsam erweisen, so wäre es ja nicht das erste Mal, daß Serbien die Dynastie wechselte. Fehlt es doch nicht an Thronanwärtern, welche die Oesterreich freundliche Politik ohne Bedenken gegen eine russophile vertauschen würden.

Wenn man indessen noch unklar wäre, unter welcher Leitung sich die südslavische Politik bewegt, so wird man der unausgesetzten Verhetzung durch das russische Consularcorps und die noch zahlreicheren unbetitelten Agenten Rußlands gedenken müssen. Während sich die russische Halbdiplomatie früher auf die Aufreizung des Volkes beschränkte, nimmt sie gegenwärtig die Träger der österreichischen Missionen zum Ziel, sucht ihre Stellung zu untergraben und die Persönlichkeiten selbst zu entehren. Was mußte sich neuestens nicht Oberst v. Thömel russischer Seits bieten lassen! Damit aber Ring in Ring greife, scheut man sich selbst in hohen Regionen nicht, der Geringschätzung und Abneigung gegen Oesterreich Ausdruck zu geben. Es nützt sehr wenig, wenn Großfürst Wladimir ein Vierteljahr später das Stärkste abzuschwächen

sucht oder Herr von Giers Thatsachen gegenüber die böse Absicht läugnet. Diese Art stillen Krieges hat ihre bedenkliche Seite und vermag das Prestige einer Macht ohne Anwendung von Gewalt zu erschüttern. Wer im Privatleben Alles ruhig hinnimmt und willenlos über sich ergehen läßt, sinkt ohne eigenes Verschulden in der allgemeinen Achtung; wer sich nie widersetzt, nie seiner Haut wehrt, wird endlich für wehrlos gehalten und nicht mehr von dem Starken allein, sondern auch von dem Schwächling angegriffen. In dem Vorgehen Rußlands ist Methode und zielbewußtes Streben, dem man die Aufmerksamkeit nicht versagen sollte. Erst Deklassirung und dann Herzstoß.

Wir haben gesagt, daß sich die kaiserliche Regierung anstelle von nichts zu wissen, aber wir glauben, daß sie recht wohl weiß, wie sie mit Rußland und den jungen Slavenstaaten daran sei. Es kommt nur Alles darauf an, was sie dem vorwärts schreitenden Uebel entgegenzustellen entschlossen ist. Meint sie, daß eine militärische Demonstration gegen Montenegro oder die zeitweilige Besetzung Serbiens genüge, um dem wüsten Spuk ein Ende zu machen, so irrt sie; meint sie, daß Entschuldigungen und Zusagen an dem traurigen Zustande etwas zu ändern vermöchten, so irrt sie; glaubt sie mit einer bloßen Mobilisirung gegen Rußland zum Zwecke zu gelangen, so irrt sie abermals; gedenkt sie den Dingen ihren Lauf so lange zu lassen, bis man ihr den Krieg aufdrängt, so würde sie am schwersten irren. Hat man ein Uebel groß gezogen, dann reichen schwache Mittel nicht mehr aus; dann kann nur von einer Radikalkur die Rede seyn. Seit fünfzehn Jahren aber ist in dieser Beziehung an dem und gegen den österreichischen Staatsorganismus gesündigt worden; durch volle fünfzehn Jahre hat die österreichische Diplomatie im Schweiße ihres Angesichtes Bausteine zur Größe Rußlands zugetragen; durch volle fünfzehn Jahre hat man das Kabinet von St. Petersburg in der Ansicht, daß sich Oesterreich Alles gefallen lassen müsse,

bestärkt. Eine solche Politik zeitigt den Untergang oder den großen Krieg.

Da fragt es sich, weil Alles auf dem Spiele steht, nicht mehr um Rüstungskosten und finanzielle Schwierigkeiten, sondern um Leben oder Tod. Wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen. Der Zweck wird aber nicht durch Benagen des äußersten Grenzwalles des nordischen Reiches errungen, sondern nur durch Zuvorkommen, indem man selbst den zerschmetternden Schlag führt, den der Feind uns vermeint.

LX.

Zur Rechtfertigung der Philosophie der Geschichte als einer besonderen Wissenschaft.

(Vorbemerkungen.)

Wenn von Philosophie der Geschichte die Rede seyn soll, so muß dieselbe vorerst als eine selbstständige Wissenschaft nachgewiesen und gerechtfertigt werden können. Dieß könnte allerdings am besten positiv und direkt dadurch geschehen, daß eine solche Philosophie ohne wissenschaftliche Grenzverletzung auf Grund der der Geschichte zu Grunde liegenden und philosophisch erkannten Principien aufgestellt würde. Aber die Rechtfertigung der Selbstständigkeit einer solchen muß auch indirekt geschehen können, und zwar einerseits

auf Grund derjenigen Wissenschaft, welche die Gesch
ihrem Objekte hat, anderseits muß die wirkliche Ges
selbst auch Probleme bieten, ja in ihrem innersten Kern
ein Problem sich darstellen, welches nicht mehr der Geschichtswissenschaft, sondern nur der Philosophie zugänglich ist.

Die Geschichte stellt sich nun, wie sie in der Erfahrung vorliegt, unmittelbar als eine Masse von Thatsachen dar, welche zunächst in von Menschen gewirkten Thaten und Handlungen, deren Wirkungen und Folgen wie in den dadurch geschaffenen Zuständen und Bildungen bestehen. Von der Geschichte in diesem realen Sinne unterscheidet sich zunächst die Geschichte als eine unmittelbare Erzählung dessen, was geschehen, dann aber als Erforschung und Darstellung desselben. Dieß letztere nur, d. h. die Erforschung und Darstellung des Geschehenen, ist nun Geschichte als Wissenschaft.

Ist aber nun die Geschichte in erster Linie das Werk menschlichen Thuns und Handelns, das seinen Ursprung in des Menschen Selbstbestimmung, in seiner Freiheit, ja Willkür hat, so erscheint sie als solche nur der Erfahrung zugänglich und die Wissenschaft hievon ist somit eine bloße Erfahrungswissenschaft, und dieß wohl in einem noch höheren Grade als die Naturwissenschaften. Denn die Objekte der Natur zeigen in ihren Erscheinungen eine strenge Gesetzmäßigkeit, so daß auf Grund dieser, wenn sie einmal erkannt ist, die Erscheinungen sich sogar berechnen lassen. Dieß kann aber nimmer der Fall bei der Geschichte seyn, insofern sie aus Thaten der Freiheit und Willkür besteht, so daß sie nur zufälligen Charakter zu haben scheinen, welcher jede Gesetzmäßigkeit ausschließt.

Die Geschichtswissenschaft schöpft daher ihren Inhalt zunächst auch nur aus der Erfahrung zugänglichen Quellen, die theils in noch unmittelbaren Ueberresten und Monumenten, theils in mündlicher oder schriftlicher Ueberlieferung bestehen. Diese nun nach ihrer Glaubwürdigkeit zu untersuchen und aus ihnen das, was sie als geschehen enthalten,

bestärkt. Eine solche Politik zeitigt den Untergang oder den großen Krieg.

Da fragt es sich, weil Alles auf dem Spiele steht, nicht mehr um Rüstungskosten und finanzielle Schwierigkeiten, sondern um Leben oder Tod. Wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen. Der Zweck wird aber nicht durch Benagen des äußersten Grenzwalles des nordischen Reiches errungen, sondern nur durch Zuvorkommen, indem man selbst den zerschmetternden Schlag führt, den der Feind uns vermeint.

LX.

Zur Rechtfertigung der Philosophie der Geschichte als einer besonderen Wissenschaft.

(Vorbemerkungen.)

Wenn von Philosophie der Geschichte die Rede seyn soll, so muß dieselbe vorerst als eine selbstständige Wissenschaft nachgewiesen und gerechtfertigt werden können. Dieß könnte allerdings am besten positiv und direkt dadurch geschehen, daß eine solche Philosophie ohne wissenschaftliche Grenzverletzung auf Grund der der Geschichte zu Grunde liegenden und philosophisch erkannten Principien aufgestellt würde. Aber die Rechtfertigung der Selbstständigkeit einer solchen muß auch indirekt geschehen können, und zwar einerseits

auf Grund derjenigen Wissenschaft, welche die Gesch[illegible] ihrem Objekte hat, anderseits muß die wirkliche Ges[illegible] selbst auch Probleme bieten, ja in ihrem innersten Kern ein Problem sich darstellen, welches nicht mehr der Geschichtswissenschaft, sondern nur der Philosophie zugänglich ist.

Die Geschichte stellt sich nun, wie sie in der Erfahrung vorliegt, unmittelbar als eine Masse von Thatsachen dar, welche zunächst in von Menschen gewirkten Thaten und Handlungen, deren Wirkungen und Folgen wie in den dadurch geschaffenen Zuständen und Bildungen bestehen. Von der Geschichte in diesem realen Sinne unterscheidet sich zunächst die Geschichte als eine unmittelbare Erzählung dessen, was geschehen, dann aber als Erforschung und Darstellung desselben. Dieß letztere nur, d. h. die Erforschung und Darstellung des Geschehenen, ist nun Geschichte als Wissenschaft.

Ist aber nun die Geschichte in erster Linie das Werk menschlichen Thuns und Handelns, das seinen Ursprung in des Menschen Selbstbestimmung, in seiner Freiheit, ja Willkür hat, so erscheint sie als solche nur der Erfahrung zugänglich und die Wissenschaft hievon ist somit eine bloße Erfahrungswissenschaft, und dieß wohl in einem noch höheren Grade als die Naturwissenschaften. Denn die Objekte der Natur zeigen in ihren Erscheinungen eine strenge Gesetzmäßigkeit, so daß auf Grund dieser, wenn sie einmal erkannt ist, die Erscheinungen sich sogar berechnen lassen. Dieß kann aber nimmer der Fall bei der Geschichte seyn, insofern sie aus Thaten der Freiheit und Willkür besteht, so daß sie nur zufälligen Charakter zu haben scheinen, welcher jede Gesetzmäßigkeit ausschließt.

Die Geschichtswissenschaft schöpft daher ihren Inhalt zunächst auch nur aus der Erfahrung zugänglichen Quellen, die theils in noch unmittelbaren Ueberresten und Monumenten, theils in mündlicher oder schriftlicher Ueberlieferung bestehen. Diese nun nach ihrer Glaubwürdigkeit zu untersuchen und aus ihnen das, was sie als geschehen enthalten,

in seiner Gegebenheit festzustellen, ist die erste unmittelbare Aufgabe der Geschichtswissenschaft, d. h. es ist Geschichtsforschung, die es somit nur mit der Herbeischaffung und kritischen Sicherstellung des Materials zu thun hat. Ihr zur Seite steht, oder besser: über ihr erhebt sich die Geschichtsdarstellung oder Geschichtsschreibung, die den so gewonnenen Stoff zusammenhängend darzustellen, und indem sie das viele Einzelne verbindet, das Bild eines Ganzen zu geben sucht.

Insoferne scheint die Geschichte in dem doppelten Sinne, als Gegenstand wie als Wissenschaft, in geradem Gegensatz zu allen sogenannten apriorischen Wissenschaften zu stehen, nicht bloß zur Mathematik, sondern ebenso zur Philosophie und Metaphysik, insofern diese als bloße Vernunftwissenschaften eine apriorische Stellung zu den Gegenständen der Erfahrung haben. Damit wäre aber auch von vornherein eine Philosophie der Geschichte ausgeschlossen. Soll nun doch eine Philosophie der Geschichte bestehen, muß die Geschichtswissenschaft, insoferne sie ihrer Aufgabe bewußt sich abgrenzt, einzelne Seiten oder Theile ihres Gegenstandes übrig lassen oder ausschließen, welche sie zwar als in ihrem Objekt enthalten anerkennt, ja voraussetzt, aber nicht selbst mehr der eigenen Forschung und Untersuchung unterstellen kann, eben deßhalb aber einer andern Wissenschaft, speciell der Philosophie, überlassen muß.

Aber nicht bloß aus der Geschichte als Wissenschaft, sondern auch aus der Geschichte im objektiven Sinne muß das Gleiche sich ergeben. Auch aus einer nur allgemeinen Betrachtung der wirklichen Geschichte in ihren wichtigsten Problemen muß sich zeigen, daß dieselben, wenn sie auch geschichtliche im eminenten Sinne sind, doch auch noch auf einen höheren Zusammenhang hinweisen, an welchen die Geschichtswissenschaft selbst nicht mehr hinankann, und welcher nur einer Wissenschaft zugänglich ist, die überhaupt den allgemeinen Zusammenhang der Dinge darzustellen zur Aufgabe hat.

Was hier nun folgt, soll eine solche Rechtfertigung

jamais de la voie droite et sûre que Jésus m'a tracée par ses exemples et ses souffrances. Je vous prie pour les missionnaires apostoliques, afin qu'ils travaillent avec fruit à la conversion des infidèles pour tous les ordres religieux qui s'emploient au salut des âmes, pour les évêques, les prêtres, afin que leur ministère vous procure beaucoup de gloire. Une goutte de sang de cette plaie sur mon âme pour la purifier, et sur les âmes du Purgatoire pour les rafraîchir.

Notre Père, 3 Je vous salue, 3 Gloire.

Par cette plaie sacrée de votre pied gauche que je tiens embrassée et que j'aime, daignez avoir pitié de tous les pécheurs, et ne permettez plus d'apostasies, pénétrez mon coeur d'un amour humble et repentant, et de la crainte salutaire d'offenser mon Dieu. Vous auriez pu nous sauver par un seul acte de votre amour, une seule parole, un seul désir. Pourquoi avez-vous tant souffert, ô Jésus, si ce n'est pour nous montrer la grandeur de votre amour, l'horreur, la malice du péché, le prix de notre âme, le chemin du Ciel. Faites-moi comprendre ces choses, ô Jésus, et donnez-moi le courage de vous suivre dans la voie étroite de la souffrance et du sacrifice. Une goutte de sang de cette plaie sur mon âme pour la purifier et sur les âmes du Purgatoire pour les rafraîchir.

Notre Père, 3 Je vous salue, 3 Gloire.

Par cette plaie sacrée de votre côté et de votre coeur que je tiens embrassée et que j'aime, préservez-moi du malheur de faire tort à mon prochain, de l'offenser et de lui faire la moindre

[illegible]

à la plaie de votre côté, je ne vous demande pas une grâce
particulière, mais je vous supplie de me laisser puiser dans
votre cœur, toutes les grâces, toutes les vertus qui doivent me
rendre agréable à vos yeux et me disposer à m'unir à vous.
Je ne puis invoquer que votre amour pour le pardon de ce
qui ont outragé votre ~~cœur~~ Mettez moi dans cette plaie
ô Jésus, gardez moi dans votre sacré Cœur, demeurez en moi
et faites que je demeure en ~~vous~~ Une goutte de sang de
cette plaie sur mon âme pour la purifier, et sur les âmes
du purgatoire pour les rafraîchir.

Notre Père, Je vous salue, Gloire.

[redacted]

Par cette tête couronnée d'épines que je tiens embrassée et que j'aime, je vous recommande le Souverain Pontife, accordez-lui la grâce de gouverner saintement l'Église, de la défendre avec zèle, protégez et sauvez la pauvre France, notre éprouvée Alsace, protégez-nous tous. Faites par la force de cette grâce, que je fasse consister mon bonheur à avoir quelque part à vos souffrances afin que je puisse dire avec cet Apôtre « A Dieu ne plaise que je me glorifie en autre chose qu'en la croix de notre Seigneur Jésus, par qui le monde est crucifié à mon égard, comme je suis crucifié à l'égard du monde ». Une goutte de sang de cette plaie sur mon âme pour la purifier ; et dans les âmes du purgatoire pour les rafraîchir.

Notre Père » Je vous salue » Gloire.

Dévotion aux cinq plaies de notre Seigneur

Par cette plaie sacrée de votre main droite, que je tiens entre et que j'aime, je vous conjure de répandre sur moi et les personnes qui me sont chères, des grâces abondantes, et de pourvoir à tous nos besoins spirituels et temporels. Merci mon Dieu pour tous vos bienfaits, faites que nous correspondions à votre grande miséricorde en marchant résolument dans la voie du salut, qui nous a été ouverte par votre amour; et c'est vous ô Jésus qui êtes pour nous la voie, la vérité, et la vie. Une goutte de sang de cette plaie sur mon âme pour la purifier et sur les âmes du purgatoire, pour les rafraîchir.

Notre père. Je vous salue. Gloire.

Par cette plaie sacrée de votre main gauche que je tiens entre et que j'aime, je vous recommande toutes les personnes dont j'ai à me plaindre, leur pardonnant comme je vous supplie de pardonner à moi même au dernier jour, puisque cette main de Jésus était la plus proche de votre cœur; et par conséquent plus sensible à la douleur; recevez mon cœur dans cette plaie et remplissez le de vos bénédictions. Une goutte de sang de cette plaie sur mon âme pour la purifier et sur les âmes du purgatoire pour les rafraîchir.

Notre père. Je vous salue. Gloire.

Par cette plaie sacrée de votre pied droit que je tiens entre et que j'aime, fortifiez moi afin que je serve mon Dieu

einer Philosophie der Geschichte sowohl vom Standpunkte der Geschichte als Wissenschaft, wie der Geschichte im objektiven Sinne bieten.

I. Die Geschichtswissenschaft.

Wenn von der Geschichtswissenschaft die Thatsachen der Geschichte, nachdem sie irgendwie festgestellt sind, im Zusammenhange dargestellt werden sollen, so fragt es sich zunächst, in welchem Zusammenhang soll dieß geschehen? Jedenfalls kann die Antwort nur seyn: daß dieß nur der objektive Zusammenhang seyn könne, wie ihn die Wirklichkeit der Geschichte bietet. Allein gerade darin liegt die Schwierigkeit, da derselbe nicht bloß ein höchst mannigfaltiger im Einzelnen ist, sondern in ihm auch Ursachen sich geltend zu machen scheinen, welche nicht im unmittelbar gegebenen Stoffe zu Tage treten. Doch wir wollen hiebei von der niedrigsten Voraussetzung ausgehen, die unmittelbar durch den Stoff der Geschichte selbst gegeben ist.

Da die Thaten und Handlungen in der Geschichte zunächst dem Willen, ja der Willkür des Menschen entstammen und somit zufällig sind, so bietet sich als solche nächste Annahme, daß in der Geschichte und ihren Thatsachen auch kein anderer Zusammenhang als ein rein zufälliger sei. In diesem Falle wäre die Geschichte einem Sandhaufen zu vergleichen, in dem Alles regellos durch- und übereinander geworfen wäre, so daß kaum die Willkür das Gesetz der Schwere in der Natur vertreten würde. So hat Sextus Empirikus die Geschichte aufgefaßt und daraus, daß in ihr Alles bald so bald anders geschieht, gefolgert, daß sie ein unwissenschaftliches Aggregat sei, ein *ἀμέθοδον παράπηγμα*, eine *ὕλη ἀμέθοδος* sei.[1]) Damit ist aber nicht bloß eine Philosophie der Geschichte, sondern auch die Ge-

1) Creuzer: Hist. Kunst d. Griechen, 165 u. 201. Sext. Emp. contra Mathem. I. 12. p. 243. Fabric.

schichte als Wissenschaft selbst geläugnet, denn von etwas, das schlechterdings keinen Zusammenhang hat, also nur aus Einzelnem besteht, so des Allgemeinen und einer jeden Einheit entbehrt, davon ist überhaupt auch keine Wissenschaft möglich.[1]) Dann aber ist auch jede Geschichtsforschung ein sinn- und werthloses Beginnen, welches nicht einmal die Neugierde, geschweige jene ins Minutiöseste gehenden Detailforschungen befriedigen könnte, die jetzt fast ins Unendliche heranwachsen. Spricht sich doch gerade darin, wenn auch meistens gar nicht bewußt oder erkannt, die Voraussetzung aus, daß all den vereinzelten Thatsachen doch irgend ein Einheitliches und Allgemeines unterliege, und also auch ein anderer als ein schlechthin nur zufälliger Zusammenhang bestehe.

Eine weitere Annahme wäre nun, den Grund des Zusammenhangs in der menschlichen Natur zu suchen. Das Thier ißt und trinkt, schläft und wacht, lebt nach seiner Weise, begattet sich und stirbt. So könnte man denken, sei auch die Geschichte nur eine solche Thätigkeits-Aeußerung der menschlichen Natur, die nur einen weiteren Kreis beschreibe, nur etwas anders geartet und wenn nicht immer in Bezug auf Einzelnes kräftiger, doch im Ganzen vielfältiger begabt ist, als die thierische. Außer den bloß thierischen Trieben hinsichtlich des Lebensunterhaltes und der Fortpflanzung nämlich, sind es eben noch besondere Neigungen, Leidenschaften und sogenannte psychische Triebe, in denen die sogenannte

---

1) Uebrigens hat bereits auch Aristoteles sich dahin ausgesprochen, daß die Poesie philosophischer und nützlicher sei als die Geschichte, denn jene gehe mehr auf das Allgemeine, die Geschichte aber auf das Besondere. Wissenschaft ist aber bekanntlich nur da, wo Allgemeines. Ueberdieß sei in der Geschichtschreibung nicht die Nothwendigkeit einer einheitlichen Handlung (ἀνάγκη οὐχὶ μιᾶς πράξεως) sondern nur einer Zeit, wobei es zufällig ist, ob das Eine mit dem Andern in einer innern Verbindung steht. Politik c. 9 u. 23. Vergl. Creuzer: Hist. Kunst d. Gr. 161—64.

Seele sich äußert, die freilich den Menschen gerade nicht immer glücklicher machen als das Thier, welches solche Triebe und Bedürfnisse nicht besitzt. Man könnte aus solchen psychischen Erscheinungen sogar Wissenschaften und Künste, ja die Moral ableiten, wie J. J. Rousseau die Astronomie aus dem Aberglauben, die Geometrie aus der Habsucht, die Beredsamkeit aus dem Ehrgeiz, die Moral aus dem Hochmuth abgeleitet hat.[1]) Wenn dieß der Fall, dann würde freilich die Kenntnißnahme der Thatsachen nur ein physiologisch-psychologisches Interesse haben, und das wissenschaftliche Ziel würde darin bestehen, die bunten Handlungen der Menschen unter den bestimmten seiner Natur entsprechenden, in derselben sich gründenden physiologisch-psychologischen Gesichtspunkten zu fassen, wobei es sich dann nur noch darum handeln würde, daß man den Menschen auch in seinem Verhältniß zur äußern Natur und seiner Umgebung betrachtete, und erforschte, was der Mensch unter dem Einfluß dieser oder jener Zone, in dieser oder jener Lage seiner Natur nach thun würde. Damit fiele die großartige Geschichte der Menschheit im Grunde mit dem Begriff einer Geschichte der Menschheit als Gattung im naturhistorischen Sinne zusammen. So würde die Geschichte nicht mehr ein Werk der Freiheit seyn, sie wäre Produkt eines Wesens, das als ein höher organisirtes Thier immer in starrer Unveränderlichkeit beharren würde. Allein gerade damit ist der Begriff der Geschichte selbst aufgehoben; denn wo bloß ein stetes Wiederkehren derselben Handlungen auf Grund einer so oder anders gearteten Natur stattfindet, wie bei Thieren oder wie bei den regelmäßig sich wiederholenden cyklischen Bewegungen am Himmel, da kann

1) Daß das Geschlecht solcher Genies noch nicht ausgestorben, davon geben sogar Kunsthistoriker wie z. B. Waltenau Zeugniß, welcher den Ursprung der großartigen Kirchenbauten des Mittelalters nicht in dem religiösen Sinne der Zeit erblickt, sondern ihn aus dem Stolz und der Eifersucht der Städte, von denen eine die andere zu übertreffen sucht, ableitet.

von keiner Geschichte mehr die Rede seyn. Die bloße nur die Wiederholung derselben Erscheinung zulassende Regel hebt den Begriff der Geschichte auf. Geschichte setzt eben immer voraus, daß eine Entwicklung, ein Fortschreiten in Folge neuer Thätigkeiten stattfinde. In dieser Weise würde die Willkür in ihr Gegentheil d. h. in eine Naturbestimmtheit umschlagen.

Auf dieser Stufe stehen aber alle diejenigen, welche die ganze Geschichte in ihren einzelnen Thatsachen psychologisch ableiten, und in ihr nichts anderes sehen, als das Getriebe des Eigennutzes, des Ehrgeizes, der Gewaltthätigkeit, Schlauheit und Verschmitztheit.[1]) Die Herrschsucht der Gewaltigen, die List der Schwächeren, der Fanatismus der Parteien sind die Rubriken, in die man die Thatsachen einregistrirt, wobei man höchstens noch mitleidig zugibt, daß es auch Individuen gäbe, die Edleres und Besseres anstreben, die aber dem Getriebe der Parteien gegenüber oder in Folge unpraktischer Ideale machtlos unterliegen. Mit klassischer Kürze hat diese Auffassung zugleich als sein Glaubensbekenntniß ein liberaler Geschichtschreiber mit folgenden Worten ausgesprochen: „Die Weltgeschichte ist der Inbegriff der menschlichen Thorheit, das Werk blinder Naturgewalt, der Fürstenwillkür und des Pfaffentruges.“ [2])

In ähnlichem Geiste hat auch Schlosser seine Geschichte

---

1) So suchte Ad. Schmidt (Züricher Monatsschrift 1856) aus naturgesetzlichen Bestimmungen des menschlichen Handelns und somit aus Naturideen die Entwicklung der Geschichte abzuleiten, selbst die sittliche Idee ist ihm nur eine Modifikation hievon. Als die zwei Grundtriebe gelten ihm aber „der Herrscher- und der Freiheitstrieb.“ Solche Träbern-Kost bietet moderne Wissenschaft! Uebrigens hat sich schon Lazarus entschieden dagegen erklärt (Ideen der Geschichte S. 72). Doch wir kommen darauf noch zurück.

2) Siehe Ringseis: „Rede zum Andenken an Philipp Walther“. Die obige Definition ist übrigens ein Ausspruch Fallmerayers.

geschrieben, den mit Sarkasmus Sybel zeichnet. „Ihm", sagt er, „ist jeder andere Maßstab gleichgültig als jener der hausbackenen Moral . . . sein Urtheil findet in allen Zeiten und Ländern nur eine einzige große Nichtswürdigkeit, seine Bücher haben ohne Ausnahme das flache Ansehen jener alten Schauspiele, in denen unvermeidlich jeder Geheimrath ein zweideutiger Charakter, jeder Kammerherr ein läßlicher Bösewicht, vollends aber ein jeder Minister ein abgefeimter Sünder ist." [1])

Doch abgesehen von einer solchen nur auf menschliche Erbärmlichkeit sich stützenden Behandlung der Geschichte würde eine Auffassung derselben im nur naturhistorischen Sinne schon dadurch widerlegt, daß in der Geschichte wirklich ein Fortschreiten stattfindet, daß die Menschheit nicht stille gestanden, sondern daß in ihr eine Entwicklung und ein Wachsthum sich kund gibt. Wir brauchen nicht auf jene alberne, jetzt aber allgemein herrschende Meinung hinzuweisen, gemäß welcher der Mensch aus ursprünglich thierischer Rohheit und Stumpfheit sich emporgearbeitet; das Fortschreiten läßt sich thatsächlich auch dann beweisen, wenn die Geschichte, wie sie verlaufen, als die Folge eines Heraustretens des Menschen aus einem früheren höheren Zustande betrachtet wird. So ist die Entwicklung zur Cultur einmal eine empirisch unleugbare Thatsache und somit heißt die Annahme, in der Geschichte sei kein Zusammenhang, nur die crassește Atomistik aus dem Naturgebiet in das des Geistes, wie der Ethik übertragen; die psychologische Erklärung aber, welche, um mit Humboldt zu reden, „die Tragödie der Weltgeschichte zum Drama des Alltagslebens herabsetzt, die Begebenheiten

---

1) v. Sybel: „Ueber den Stand der neuern deutschen Geschichtschreibung." Nur Schade, daß Sybel gegenüber den höchsten Thatsachen des geschichtlichen Lebens selbst nicht anders verfährt. — Ebenso ist auch nach Schopenhauer die Geschichte nur das Produkt der „stultitia, nequitia et miseria".

aus dem Zusammenhange des Ganzen herausreißt, und zuletzt an die Stelle des Weltenschicksals ein kleinliches Getriebe persönlicher Beweggründe setzt",[1]) — unwahr in sich — wäre nur ein Auskunftsmittel, dem wirren Durcheinander zur Folie zu dienen.

Schon um eine geschichtliche Thatsache festzustellen, ist es nothwendig, dieselbe in ihrem Zusammenhang zu untersuchen. Sie selbst ist nimmer wie ein Atom zu betrachten, sondern immer ein Ergebniß mehrerer Faktoren, welche sie selbst wie ihren Charakter bedingen. Hat auch die Kritik die Thatsachen nicht erst zu suchen[2]), sondern sie sicher zu stellen, so kann sie dieß nur, indem sie gleichsam den Verbindungen nachgeht, in denen sie erscheinen. Zwar fehlt es noch durchgehends an einer Methode, an einem System der historischen Kritik, an einer Auseinandersetzung der Gesetze und Operationen derselben. v. Sybel hat zwar vor einiger Zeit gelegentlich in einer Rede „die Gesetze des historischen Wissens" behandelt.[3]) Er unterscheidet „sichtbare Fragmente oder Folgen von Vorgängen" und „Berichte dritter Personen". Bei ersteren erstreckt sich die Kritik fast nur auf die Aechtheit. Was dagegen die Berichte von Dritten betrifft, so ist jeder Bericht die besondere Auffassung des Einzelnen selbst, insofern die Wahrheit durch ein Medium gebrochen erscheint, da bei aller Wahrheitsliebe doch Jeder dieselbe Thatsache anders erzählt. Das Ueberlieferte ist so mehr oder weniger eine Mischung von Objektivem und Subjektivem. Um nun die objektive Wahrheit auszuscheiden, so gilt es zunächst die persönliche Natur des Berichterstatters, seine Anschauungen, Zwecke und Interessen zu prüfen. Da aber dieß oft gar nicht möglich, träte ein zweites Verfahren ergänzend ein. Man muß die Thatsache nach ihrem Zusammenhang in Zeit

1) Ueber die Aufgabe des Geschichtsschreibers. Werke I. 1—25.
2) Droysen l. c. §. 28.
3) Ueber die Gesetze des histor. Wissens. Bonn 1864.

und Raum und Causalverkettung prüfen; denn wie die Wissenschaft aus einer sichern Einzelnheit auf einen weitern Zusammenhang schließt, ebenso berechnet sie aus einem bereits festgestellten Zusammhang eine noch undeutliche Einzelnheit.[1]) Wir wollen hier nicht darauf eingehen, ob und in wie weit damit die Gesetze der Kritik und die Methode der Feststellung der Thatsachen erschöpft seien. Wenn es aber schon, um eine Thatsache sicher zu stellen, nothwendig ist, sie in ihrem Zusammenhang mit andern zu betrachten, so ist das Einzelne schon nicht mehr ein schlechthin Isolirtes, sondern es wird vorausgesetzt, daß es mit andern Thatsachen zu einem größeren Ganzen verbunden ist. Dann aber ist die geschichtliche Wahrheit nicht mehr eine Summe von Einzelthatsachen, sondern das Ergebniß vieler Faktoren und als solches ein einheitliches Ganze.

Allein wenn v. Sybel weiter sagt: „Auch auf dieser Seite ist die Voraussetzung, mit welcher die Sicherheit des Erkennens steht und fällt, die absolute Gesetzmäßigkeit in der Entwicklung, die gemeinsame Einheit in dem Bestande der irdischen Dinge; könnte diese irgendwo unterbrochen werden, so wäre es vorbei mit der Sicherheit jedes Schlusses aus dem Zusammenhang der Ereignisse“, — so gilt hievon jedenfalls: „Dunkel ist der Rede Sinn“! Hat dieß bloß formale Bedeutung, so ruht es auf der Voraussetzung, daß die Gesetze des Denkens auch objektiv ihre Geltung haben und es ist eigentlich nichts gesagt; hat es aber wie sichtlich auch materielle Bedeutung — denn es ist ja von der absoluten Gesetzmäßigkeit der Entwicklung die Rede — so fragt es sich, worauf denn diese „absolute Gesetzmäßigkeit“ beruhe, und was dann noch der Freiheit übrig gelassen, wenn eine absolute Nothwendigkeit den Zusammenhang menschlicher Dinge beherrscht. Jedenfalls kann aber darüber nicht mehr weder die historische Kritik noch die Geschichtswissenschaft

1) l. c. 14. 18.

überhaupt Aufschluß geben. So hingestellt ist das große Wort eben doch nur Phrase.[1])

Noch mehr als die historische Kritik setzt die Darstellung, die Geschichtschreibung einen Zusammenhang der Thatsachen und Ereignisse voraus. Der Geschichtschreiber selbst sieht sich schon durch die Fülle des Stoffes genöthigt, eine gewisse Auswahl zu treffen und noch mehr, wenn er an die Darstellung selbst geht, um den Stoff unter einem gewissen Gesichtspunkt zu fassen und zu ordnen. Da dieß immer seine Aufgabe seyn wird, fragt es sich nur, ob er die objektiven in den Thatsachen selbst liegenden Gesichtspunkte wählt und darnach das Einzelne verbindet, oder ob dieselben seine eigenen sind. In letzterem Falle ist es allerdings dann leichter, das Viele zu einem einheitlichen Ganzen zu verbinden; allein es wird dann eben der Dichtung näher stehen als der Wirklichkeit der Geschichte. Schwerer allerdings ist es den objektiven, realen einheitlichen Gesichtspunkt zu finden, durch welchen die Geschichte als ein einheitliches Ganze sich darstellt.

Dieß führt uns nun zur sogenannten pragmatischen Geschichtschreibung. Bekanntlich hatte den Ausdruck zuerst Polybius gebraucht[2]). Polybius unterscheidet nämlich eine dreifache Geschichte: zunächst die der Götter und Helden,

---

1) Uebrigens hat bereits Lazarus in seiner Schrift: „Ueber die Ideen in der Geschichte" solche pomphafte Worte entschieden zurückgewiesen. S. 26—27.

2) Uebrigens zeugt es von überstarker Begriffsverwirrung, wenn Richard Mayer in seinem Buch über „Geschichtsphilosophie" S. 47 bemerkt: „Der Pragmatismus bildet das Wesen der antiken Historiographie." Nicht jede Geschichtschreibung ist schon eine pragmatische, welche die Thatsachen in ihrem ursächlichen Zusammenhang darstellt, nicht jede, welche auch belehren will — auch Herodot und Thukydides thaten beides — sondern diejenige, welche bei den nächsten und bloß endlichen Ursachen stehen bleibt, und hiebei nur einen selbst gewählten, beliebigen Zweck verfolgt.

dann die der Gründung von Städten und Colonien, und endlich diejenige, welche die Thaten, die Handlungen (*τὰ πράγματα*) von Königen und Fürsten erzählt. Mit dieser Ausscheidung eines bestimmten Stoffes — hier der Staatshändel — verband Polybius den Zweck der Belehrung für das öffentliche und Privatleben als Vorbereitung für Staatsmänner [1]). Der Geschichtschreiber will nützen und scheidet also das, was zu diesem Zwecke dient, aus; indem er aber einen praktischen Zweck hineinträgt, soll gezeigt werden, aus welchen Ursachen und wie und zu welchem Zwecke das Geschehene geschehen ist und ob der Ausgang dem entsprach; denn nur durch die Darstellung des Zusammenhangs könnte die Geschichte belehren, während, wenn man dieß bei Seite läßt, das Uebrige zwar ein Preisstück (*ἀγώνισμα*) zur Ergötzung dienen, aber keine Belehrung und für die Zukunft keinen Nutzen bieten würde. An einer anderen Stelle meint er, eine solche Geschichtschreibung sei völlig nutzlos und nichtig [2]). So verband er mit der Darstellung auch Demonstrationen und nannte diese Art der Geschichtschreibung selbst *ἱστορία ἀποδεικτική*, welchen Ausdruck er der Stoa entlehnte, und der darauf hinzielt, daß der Historiker durch Argumentation im Geiste des Lesers klare Einsicht und Ueberzeugung erwecke [3]).

Nun fordert zwar Polybius mit aller Strenge Wahrheitsliebe und er übt sie auch: allein schon die Beschränkung des Stoffes auf ein Gebiet, sowie die Absicht, der bestimmte Zweck der Belehrung, kann nimmer das volle Bild der Geschichte ermöglichen. Aber auch die Darstellung des Zusammenhanges, aus welchen Ursachen und wie und zu welchem Zwecke etwas geschehen ist, bedingt nur

1) Wachsmuth: Theorie der Geschichte. 133. Creuzer: Histor. Kunst der Griechen 166.

2) Polybius III, 31. XII 25b. Creuzer l. c., Markhauser: Der Geschichtschreiber Polybius. München 1858. S. 30.

3) Creuzer l. c. 444.

die Herbeiziehung der nächstliegenden empirischen Ursachen und läßt keinen anderen Zusammenhang zu, der über diesen bloß endlichen Ursachen liegt. Insofern hat Polybius seinen Vorgänger Thukydides nicht erreicht. Obwohl auch Thukydides den ursachlichen Zusammenhang darstellen und belehren, wie einem politisch praktischen Bedürfniß entgegenkommen will, so schließt er die übrigen Seiten des menschlichen ja geschichtlichen Lebens, wie das religiöse und sittliche Moment nicht aus; und auch nicht nebenher und bloß äußerlich tritt dieß hervor, auch das Politische ist davon ganz durchdrungen, und wie Wahrmund trefflich sagt, „auch der politische Erfolg und Nichterfolg fallen bei ihm so gut unter die Aeußerungen der sittlichen Weltordnung, wie Belohnung der Tugend und Bestrafung des Verbrechens". Zwar verkennt auch Polybius, ungleich so vielen modernen Pragmatikern, die Tiefen der sittlichen Weltordnung nicht; allein er bleibt ihr doch nur äußerlich gegenüber und kommt im Ganzen und Großen über seine mechanische Auffassung der Dinge nicht hinaus[1]).

Nun hat man nicht bloß die Geschichte fast ausschließlich auf die politische beschränkt, sondern namentlich im letzten Jahrhundert zum Zweck der Belehrung gleichfalls längere Digressionen in die Darstellung verflochten, welche die Erzählung unterbrechen[2]). Ein solches Verfahren kann aber nimmer ein treues Bild der Geschichte bieten. Es ist der Historiker, welcher die einzelnen Thatsachen nach von ihm selbst getroffener Auswahl und nach von ihm gesetzten Zwecken zurechtlegt und verbindet, und indem er zur Belehrung sein Urtheil vordrängt, müssen die Dinge seinen Absichten zur Hinterlage dienen[3]).

1) Wahrmund: Die Geschichtschreibung der Griechen 80—1 u. 91—2.

2) Wachsmuth. l. c. 131—33.

3) Schiller war es, welcher die Geschichte in dieser Weise absichtlich derart zu dichterischen Zwecken behandelt. Er sagt bekanntlich: „Die Geschichte ist überhaupt ein Magazin für meine Phantasie,

Wenn es sich aber nicht um subjektive Auswahl, Ideen und Zwecke handeln soll, so umsomehr um ganze und volle Objektivität! Man hat daher jene subjektiven Reflexionen und Digressionen, die schon von vorneherein das Bild der Geschichte in ästhetischer Hinsicht trüben, aufgegeben und befließ sich umsomehr sogenannter Unparteilichkeit und voller Objektivität. Da sollten die Thatsachen nur nach dem Zusammenhang geordnet werden, der in ihnen selbst liegt. Hiemit wird also auf das dritte Merkmal des Pragmatismus der Nachdruck gelegt, und es sollten alle Ideen und Principien, womit man früher belehren wollte, aus der Geschichte entfernt werden. Sehr bestimmt drückt sich Rehm aus: „Man hat zwar oft von einem Princip der Geschichte gesprochen und die Begebenheiten bald von einem philosophischen, bald von einem moralischen, bald von einem religiösen Standpunkt aus zu betrachten und darnach zu ordnen versucht; aber alle solche aus fremden Wissenschaften entlehnten Principien sind dem Zwecke und Wesen der Geschichte durchaus zuwider"[1]).

Allerdings dürfen weder irgendwie beliebige Principien und Ideen aus andern Wissenschaften genommen werden, um die Thatsachen der Geschichte zu verbinden, noch darf in ihr mit Religion und Moral Professionmacherei getrieben werden; ebenso würde jedes Construiren und Schematisiren derselben nach beliebigen Principien und Ideen, insofern sie nicht selbst in der Geschichte liegen, dieser nur Gewalt anthun: allein Religion und Moral, wie die Anerkennung einer sittlichen Weltordnung werden nur dadurch zu etwas der Geschichtschreibung Fremdartigem ja Widersprechendem, wenn der Pragmatismus von vornherein sie ausgeschlossen und

---

und die Gegenstände müssen sich gefallen lassen, was sie unter meinen Händen werden" — und aus ihm schöpften ganze Geschlechter ihre historischen Kenntnisse!

1) Lehrbuch der histor. Propädeutik. 2. Aufl. von Sybel S. 85.

indem er sich nur auf bestimmten, von ihm ausgewählten Stoff beschränkt, hiebei nur partielle selbstgesetzte Zwecke verfolgt, nur an die nächstliegenden Ursachen sich hält und überhaupt von vornherein das Auge für das ganze volle Leben der Geschichte verschließt. Und doch wird die Geschichte erst dadurch für den Leser verständlich, insofern sie sich von der sittlichen Weltordnung abhebt, weil sie nur durch diese in seinem Bewußtseyn einen Reflex findet. Religion und Moral gehören eben zur Substanz der Geschichte. Oder ist nicht die Religion die durchgreifendste Thatsache der Geschichte, die auf die Entwicklung der Menschheit mehr Einfluß geübt hat, als selbst der Staat und das politische Thun, welches doch nur eine Seite der Geschichte bildet, aber von unsern Historikern fast ausschließlich betont wird? Ebenso beherrscht die Moral, das Sittengesetz, auch in der Geschichte die Handlungen, ja dieses ist wenigstens die mehr oder weniger sich aufdrängende Macht, von welcher jede Geschichtsschreibung getragen seyn muß, wenn sie nicht sinnloser Atomistik oder dem subjektivsten Lügengeist verfallen will. Mag der einzelne Geschichtschreiber persönlich sich der Religion wie der Moral gegenüber fremd verhalten, mag er sogar ihnen aus dem Wege gehen, wenn er sie nicht geradezu anfeindet, — dieß mag, wenn auch nicht Sache seines Berufes, so doch Sache seiner Idiosynkrasie seyn, — aber ohne selbe wird er aus der Geschichte immer nur ein Zerrbild machen. Was aber die philosophischen Principien betrifft, so wäre es gleichfalls ebenso verkehrt, die Geschichte beliebig nach solchen zu construiren, in der Weise wie etwa Wachsmuth meint, der unter Philosophie der Geschichte die Anwendung gewisser philosophischer Grundsätze und Ideen auf die Geschichte versteht, um darnach die Thatsachen zu ordnen. Wir weisen dieß von vornherein ab; nicht um beliebige oder angeblich wissenschaftliche Principien und Ideen handelt es sich, die auf die Geschichte erst angewendet werden sollen, was ebenfalls nur äußerlich geschehen könnte, sondern um die Prin=

cipien und Ideen, wie sie in der objektiven Geschichte, in ihren Thatsachen selbst sich geltend machen. Diese aber in ihrem Zusammenhang mit dem Principe alles Seyns zu erkennen, dieß wäre ja eben die höchste Aufgabe, welche durch das Wesen der Geschichte nicht ausgeschlossen sondern gerade gefordert ist. Ueberdieß ist aber wohl noch zu bemerken, daß ebenso wie die Religion und die Moral auch die Philosophie eine Erscheinung, eine Thatsache der Geschichte der Menschheit ist, und also auch sie in dem allgemeinen Zusammenhang begriffen werden will. Denn es ist nicht zufällig, daß die Philosophie nur unter gewissen historischen Voraussetzungen der menschlichen Culturentwicklung eintritt. Gehört die Philosophie auch der individuellen subjektiven Entwicklung des menschlichen Geistes an, während z. B. die sittliche Weltordnung als eine objektive Macht erscheint und die Bedingung der Entwicklung der Menschheit auf Grund seiner Freiheit ist, die Religion dagegen als eine Thatsache sich geltend macht, durch welche die Menschheit mit der göttlichen Ordnung in Verbindung tritt: so wird anderseits die Philosophie in jeder Culturperiode jenen Moment der Entwicklung bilden, in welchem die Menschheit frei zur Reflexion auf das Ganze des Daseyns, also auch der Geschichte und ihrer letzten und höchsten Ursachen und Gründe sich wendet und also selbst zu einer Stufe geschichtlicher Entwicklung wird. Insofern leidet obige Aufstellung Rehms ziemlich an Gedankenlosigkeit.

Wie nun Religion und Moral, wie jedes Hineintragen von Ideen und Principien vom Pragmatismus als etwas Fremdes angesehen werden mußte, so blieb nichts mehr übrig um den objektiven Zusammenhang zu ermitteln, als: „das historische Wissen nach seinem ursächlichen Zusammenhang, soweit dieser aus den Thasachen selbst zu entnehmen ist, zu ordnen“[1]), oder wie Rehm (l. c.) sagt: „Für den Histo-

1) Vietz: Das Studium der allgemeinen Geschichte. S. 66.

riker kann es keinen andern Grundsatz geben, als den des inneren Zusammenhangs nach Ursache und Wirkung, in dessen Auffassung der wahre Pragmatismus besteht." Was nun den Zusammenhang betrifft, den der Geschichtschreiber nach Ursache und Wirkung, wie er in den Thatsachen selbst liegt, herstellen soll, so ist damit nichts als ganz allgemein das Causalitätsgesetz ausgesprochen, welches aber nicht bloß für die Geschichte, sondern für alles Wissen und Erkennen, wie Seyn gilt. Wenn denn einmal ein objektiver Zusammenhang in der Geschichte anerkannt ist, so versteht es sich von selbst, daß dieser auch auf dem Causalitätsgesetz beruhe. Aber eben deßhalb genügt es nicht zu sagen, dieß sei der einzige Grundsatz für den Historiker, wenn nicht die Natur dieser Ursachen, dieser Gesetze bestimmt wird; denn ein Verständniß wird erst durch die Erkenntniß der Natur dieser Ursachen gewonnen. In gleicher Weise hat auch Usinger in einer Besprechung von Buckle's „Civilisation in England"[1]) diesem gegenüber pausbackig genug ausgerufen: „Nicht Gesetze sondern ein Gesetz herrscht in der Geschichte, der Zusammenhang der Erscheinungen. Haben wir den unter sorgfältiger Feststellung des Thatbestandes nachgewiesen, so haben wir die Causalität dargethan und die Wahrheit, die auch Buckle als nächsten Zweck der Wissenschaft bezeichnet hat, ist damit erreicht." Allein bei Buckle handelt es sich ja nicht um Anerkennung der Causalität überhaupt, sondern um eine bestimmte, also gerade um die Natur einer solchen. Die Pragmatiker haben aber noch nichts gethan, um die Natur dieser Causalität wie ihrer Gesetze für die Geschichte darzulegen[2]). Und doch würde es sich gerade um die Natur

1) v. Sybel: Histor. Zeitschrift 1868. S. 36.

2) In gleich widersinniger Weise hat Zimmer in seinen „Ideen zur Geschichte der Menschheit" (Bulāus: Neue Jahrbücher der Geschichte 1845 II. 403—27) sich ausgesprochen: „Was ist die Geschichte anders als die durch die Zeit auf Grund und Boden der Erde aneinandergereihte ununterbrochene Entwicklung von Ursachen und Wirkungen?"

dieser Ursachen, wie des Gesetzes der Causalität für die Geschichte handeln, darum also, ob es bloß zufällige oder nothwendige Ursachen sind, ob mechanische oder substanzielle, oder ob auch ideale, ja transcendente in ihr walten. Ein substantielles und somit immanentes Verhältniß fände sich in der Geschichte, wenn die Thatsachen derselben wie nothwendig aus der Menschheit als einer Substanz gedacht sich entwickeln würden, etwa wie die Pflanze aus ihrem Keime, so daß in den verschiedenen Perioden gleichzeitig da und dort dieselben historischen Ereignisse eintreten müßten, wie etwa im Frühjahr die Blüthe, im Sommer die Reife. Es ließen sich für eine solche Ansicht sogar manche Thatsachen zum Beweise anführen, wenn z. B. in völlig von einander unabhängigen getrennten Völkern, ohne daß eine nähere Berührung und Wechselwirkung stattgefunden, Ereignisse derselben Art eintreten. So sehen wir z. B. im 7. Jahrhundert vor Christus gleichzeitig die Reflexion und damit die Spekulation in China und Indien, wie in Hellas auftreten. In China Confucius und Laotse, 600 v. Chr.; in Indien die Mimansa- und die Sankhya-Philosophie; in Griechenland die jonische Philosophie in der zweiten Hälfte des 7. und ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts. Gleichzeitig damit ist wieder die Thatsache, daß ebenso bei den polytheistischen Völkern der Trieb der Mythenbildung nachgelassen, wie bei den Juden der Hang andern Göttern nachzugehen erloschen ist. Ebenso sind, um die politische Geschichte zu berühren, gleichzeitig die Pisistratiden aus Athen, wie die Könige aus Rom vertrieben worden. Ebenso sehen wir gleichzeitig in Indien wie im christlichen Abendland in der Philosophie dieselben Fragen über die höchsten Probleme dort von den Brahmanen gestellt werden, wie sie die christlichen Scholastiker erörtert haben, und auch die Antworten bieten ebenso auffallende Parallelen[1]). Immerhin ließe sich, freilich

1) In den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik, Dez. 1836 schreibt Fr. Windischmann: „Wunderbar ist es in der That, daß

ohne weiter kritisch zu untersuchen und nur auf Grund solcher Thatsachen, auf Grund dieser Erscheinungen an eine substanzielle Entwicklung, die an ein immanentes Gesetz gebunden wäre, denken; jedenfalls aber lassen diese Thatsachen auch in der Geschichte auf eine von der Freiheit unabhängige und der Natur verwandte Entwicklung und somit auf ein auch ihr auferlegtes Gesetz der Nothwendigkeit schließen. Es könnten aber auch ideale Ursachen, ja es könnte sogar ein höherer göttlicher Plan es seyn, der sich darin verwirklicht. Erblickt ja schon Polybius in dem Zeitabschnitt, dessen Geschichte er darstellt, im Gegensatz zu früheren Zeiten, in denen die Begebenheiten nur vereinzelnt hervortreten, ein gemeinsames Streben aller Staaten auf ein Ziel hin, somit eine συντέλεια und eine Oekonomie der Ereignisse, das vom Schicksal auferlegt[1]). Insoferne könnte ja auch die ganze Geschichte das Werk von Ursachen verschiedener Natur seyn, die auf ein Ziel hinwirken.

In der Regel liegen diese Fragen außer dem Gesichtskreis des Pragmatikers, ja er soll sich der Natur des Pragmatismus gemäß zu solch allgemeinen Ursachen nicht einmal erheben; wenn er es aber doch thut, so beurkundet dieß zwar, daß der menschliche Geist, um zu erkennen, doch immer allgemeiner Begriffe bedarf; aber dann können diese für den

---

dieselbe Erscheinung einer mystischen, aber nichts destoweniger scharf dialektischen Philosophie sich ganz zu derselben Zeit völlig unabhängig in zwei getrennten Regionen des Erdballs wiederholt — ein Beweis, daß es geistige Constellationen gibt, unter denen sich der Mensch, er sei wo er wolle, consequent und nicht anders fortentwickeln muß." In ähnlicher Weise spricht sich Schelling aus, Werke 1. V. 360. Dieser sagt: „Die Geschichte der Kunst zeigt, wie die großen Werke gedrängt auf einander fast zu gleicher Zeit wie von einem gemeinschaftlichen Hauch und unter einer gemeinsamen Sonne entstehen. Albrecht Dürer zugleich mit Raphael, Cervantes und Calderon zugleich mit Shakespeare."

1) l. c. 3—4.

Historiker nur Voraussetzungen seyn und bleiben. Entweder nimmt er sie daher aus sich selbst, oder irgendwie von einem philosophischen System oder einer religiösen Weltanschauung, also von Gebieten, die er eigentlich auszuschließen vorgibt, oder er abstrahirt selbe aus einzelnen ähnlichen Erscheinungen auf induktivem Wege und macht daraus ein Princip oder Gesetz, gemäß welchem er nun die Thatsachen ordnet und darstellt. In diesem Falle wird er aber nur eine einseitig gefaßte Idee in die Geschichte hineintragen, damit aber Gefahr laufen andere Ursachen mißkennen oder läugnen zu müssen, wodurch also das Bild der Geschichte nur getrübt werden würde. Am wenigsten könnte es Sache des Historikers seyn, den Zusammenhang der Ursachen auf ihren letzten Grund zurückzuführen, der Pragmatiker kann nur sagen: Die äußere, documentirte, aber ganz zufällige Handlung A bedingt die Wirkung B; beide erzeugen den thatsächlichen Zustand oder veranlassen das Ereigniß C. Der Zustand D bedingt wieder irgendwie die Handlung E. Ein ähnlicher Complex α, β, γ bedingt den Zustand δ. Die Zustände D und δ veranlassen die Handlung ℵ u. s. w.

Dieß wäre somit das Schema des ganz objektiven Pragmatismus. Es läge sogar nahe, dieß in mathematische Formeln zu bringen, etwa unter das Capitel der Combinationen; oder man könnte ähnliche Thatsachen generalisiren und so auf induktivem Wege mit Buckle die Geschichte zum Range einer Wissenschaft zu erheben wähnen. Allein dem Pragmatismus ist es auch darum nicht zu thun, weder um Ableitung von Gesetzen auf induktivem Wege in der in der Naturwissenschaft beliebten Weise, noch um die innere Natur dieser Ursachen selbst. Er will nur die Ursachen, wie sie sich äußerlich geben, gleichviel welche, und nach diesen den Zusammenhang darlegen. Solche Ursachen rein empirischer Art können aber tausendfältig seyn, und darum sind und bleiben sie auch immer zufällige. Der Zusammenhang wird aber dann selbst immer nur ein äußerer mechanischer seyn.

Der Pragmatismus dieser Art bleibt in der Zufälligkeit und Endlichkeit stecken und führt zuletzt, wie Trendelenburg richtig bemerkt, „zur materialistischen Weltanschauung im Ethischen“[1]). Zu einem Verständniß der Geschichte, zur Einsicht kann er sich nie erheben. Ich bin weit entfernt die theilweise Berechtigung auch dieses Standpunktes zu verkennen. Es gibt einen gewissen Moment der Forschung, in welchem gerade nur ein solches Verfahren am Platze ist, z. B. um den unmittelbaren Zusammenhang einer Thatsache aus den nächsten Ursachen, wie sie erscheinen, zu erkennen. Aber man darf nie dabei stehen bleiben, wenn es sich um mehr als eine einzelne Thatsache handelt. Denn nimmer ist damit schon die ganze Thatsache, das volle Bild der historischen Wahrheit einer Handlung, eines historischen Ereignisses oder eines Zustandes gewonnen. Das Vorgeben, nur innerhalb der Schranken der Wirklichkeit sich zu halten, ist deßhalb rein illusorisch, weil ja schon die Möglichkeit nicht ausgeschlossen ist, ob nicht auch andere Ursachen geistiger und sittlicher Natur in ihnen wirksam gewesen, denen der starre Pragmatiker von vorneherein aus dem Wege geht.

Die Wirklichkeit ist aber in ihrer Totalität nichts weniger als durch die bloß äußeren zufälligen Ursachen erkennbar. Der wahre Geschichtschreiber sieht sich daher immer gedrängt, über die nächsten unmittelbaren Ursachen hinaus einen allgemeineren Zusammenhang zu suchen und daher über jenen Standpunkt angeblicher reiner Objektivität und Unparteilichkeit hinauszugehen. Dieß hat denn selbst auch eine neuere Schule, freilich in ihrer Weise, anerkannt und demgemäß Auskunft zu treffen gesucht.

Suchte eine frühere Art der Geschichtschreibung die von ihr angestrebte sogenannte Unparteilichkeit darin, daß sie bloß die äußeren Fakten in ihrem nächsten ursprünglichen

---

1) Log. Untersuchungen II. 496—7.

Zusammenhang sprechen ließ, so sagt dagegen nun ein bekannter Hauptvertreter einer neuesten Schule wörtlich: „Seit die Geschichte dem lebenden Geschlechte näher gerückt, sei auch ein Band persönlicher Beziehung und menschlichen Gefühls zwischen Gegenwart und Vergangenheit geknüpft, alle Stimmungen der Gegenwart müssen ihre Schatten auf die Vergangenheit werfen", . . . ja gerade darin sei der Fortschritt, „daß es keinen objektiven, blut- und nervenlosen Historiker mehr gebe, daß jeder seine Farbe habe;" denn bemerkt er weiter, „so gewiß kein ächter Historiker ohne sittliche Gesinnung heranreifen kann, so gewiß gibt es keine ächte Gesinnung ohne ein bestimmtes Verhältniß zu den großen weltbewegenden Fragen der Religion, der Politik, der Nationalität"[1]).

Hier ist also für den Historiker schon etwas mehr gefordert, als das bloße leere Causalitätsgesetz: „Sittliche und ächte Gesinnung über die wichtigsten Fragen der Religion, Politik und Nationalität" soll jenes Etwas bieten, wodurch die Thatsachen verknüpft werden. In der That wird sich gegenüber der bloßen äußern Thatsache das subjektive Interesse immer wieder aufdrängen. „Jene affectirte Parteilosigkeit" widerspricht überhaupt dem menschlichen Geiste, „der Mensch kann die Ansprüche seines Willens nicht aufgeben," nicht charakterlos zwischen Gut und Böse in der Mitte schweben. Auch darin können wir deßhalb formell in einem gewissen Sinne beistimmen, daß „alle Stimmungen der Gegenwart ihre Schatten auch auf die Vergangenheit werfen." Der Historiker muß Partei nehmen, nur handelt es sich wofür? Parteinahme für Wahrheit und Recht würde die Unparteilichkeit nicht aus- sondern einschließen; aber gerade diese Parteinahme für die ganze volle Wahrheit fordert, daß der Historiker über das Einzelne und Concrete hinausblicke

1) v. Sybel: „Ueber den Standpunkt der deutschen Geschichtschreibung." Akad. Rede in Marburg. 1856.

zu den ewigen Standsternen, die ihm für erstere allein den Maßstab bieten.

Aber von bekannter Seite wird unter Parteinahme nur Parteilichkeit für bestimmte gewisse und höchst praktische Zwecke der Gegenwart verstanden. Die Geschichte soll zwar nicht so sehr nach subjektiven individuellen und doctrinellen Ansichten und Grillen als mit bestimmten Tendenzen zur Belehrung behandelt werden. Daher auch jene Forderung, daß „alle Stimmungen der Gegenwart ihre Schatten auf die Vergangenheit werfen müssen," nichts Anderes heißt, als daß die Vergangenheit im Lichte der Tendenzen gewisser Parteien der Gegenwart zu betrachten seien. Damit ist aber freilich auch alle objektive Wahrheit nicht bloß in Gefahr, sondern vielfach aufgegeben, und gewisse Historiker moderner Richtung legen täglich davon Zeugniß ab. Wenn daher der Stoff nach politischen und sittlichen Principien geistig ergriffen und verarbeitet, die Thatsachen „nach organischen durchgreifenden Gesichtspunkten" gruppirt und verbunden werden sollen, wäre sittliche und ächte Gesinnung wohl die beste Gewähr — aber wenn die politischen und religiösen Stimmungen einer Partei zu den organischen durchgreifenden Gesichtspunkten für den Historiker werden, wird die Geschichte dann nichts anderes als ein Magazin, zwar nicht für die Phantasie, wie bei Schiller, aber umso mehr, um Stoff zu liefern, politische Zwecke zu verfolgen, während doch „die Wissenschaft nicht nach Neigungen und Wünschen, sondern nur nach Wahrheit fragen sollte." Deßhalb kommt es der modernen Schule wohl auf Grund „durchgreifender Gesichtspunkte" auch gar nicht darauf an, selbst weltbewegende Potenzen aus der Geschichte zu streichen, sobald sie den subjektiven Zwecken widerstreiten. Da hat z. B. nach der Stimmung desselben Historikers „die Religion keinen Einfluß auf die Sittlichkeit", ja der Einfluß derselben auf diese sei durch die Erfahrung hinlänglich widerlegt: „ein orthodoxer Atheist (!) kann ein ebenso tugendhafter oder

nichtswürdiger Mensch seyn, wie der rechtgläubigste Katholik oder Protestant. Daher hänge auch jede positive oder negative Ansicht über die Religion mit der Politik nicht näher zusammen, als die verschiedenen Systeme der Chemie, der geschichtlichen Wissenschaft in den Malerschulen[1])".

Abgesehen von dem Unicum eines „orthodoxen Atheisten", abgesehen davon, daß ein Gottesläugner als solcher von vorneherein schon unsittlich ist, da er die erste Verpflichtung, die gegen Gott, durch welche alle andern erst ihren Halt haben, verletzt, so heißt es doch den Thatsachen der Geschichte in's Antlitz schlagen, wenn man behauptet, daß die Religion auf die Sittlichkeit keinen Einfluß geübt habe oder übe, und sich hiebei noch auf die Erfahrung beruft, ja daraus der Schluß gezogen wird, daß deßhalb auch die Religion mit der Politik überhaupt nicht zusammenhänge, als wenn die Politik, schon weil sie dieß ist, immer sittlich seyn müßte. Faktisch allerdings ist die Politik ja nur zu häufig irreligiös, dann aber auch immer unsittlich, wenn auch gewisse Geschichtsbaumeister selbst die unsittlichste und abgefeimteste Politik als eine Groß- und Heilthat zu rühmen und zu vertreten sich nicht entblöden und dabei noch recht eifrig bemüht sind, die Maske der Rechtschaffenheit vor sich zu halten[2]). Weil aber die Religion auf die Sittlichkeit so wenig einen Einfluß übt, als ein System der Chemie, und weil die Sittlichkeit mit der Politik ja zusammenfallen muß, deßhalb wird auch nach dieser Anschauung jeder Kirche mit äußerer Autorität jede Berechtigung abgesprochen, auf die nationale und geistige Entwicklung der Völker einzuwirken[3]), als ob es im

1) v. Sybel: „Die polit. Parteien." Paderborn 1847. S. 86.

2) Darum wird ganz consequent die Forderung, daß auch die Politik und überhaupt das Staatsleben dem Sittengesetz sich beuge, und deßhalb auch Pflichten gegen die Religion habe, als Ultramontanismus verschrieen. Ist ja dieß in der That das eigentliche und wesentliche Merkmal des letzteren.

3) v. Sybel im Programm zu seiner Zeitschrift.

Belieben des Historikers stünde, Thatsachen, die Jeder anerkennen muß, hinweg zu decretiren[1]).

Deßhalb muß also der Historiker, um nicht blut- und nervenlos zu scheinen, „seine Parteifarbe haben," er muß selbst nicht die Geschichte objektiv darstellen, sondern selbst positiv in dieselbe eingreifen, um sie für die Gegenwart und Zukunft gewissen Zielpunkten zuzulenken. Darin wird wohl auch seine eigentliche „sittliche Gesinnung" bestehen! Die Darstellung der Geschichte der Vergangenheit soll daher selbst nur das Mittel zum Zwecke werden, und dazu wird als erste Voraussetzung — natürlich anstatt der Religion und der Kirche — „das enge Bündniß der Politik und der Wissenschaft" empfohlen. Es ist aber ersichtlich, daß dann auch die beiden oben angeführten Gesetze historischer Kritik der Tendenz leicht dienstbar gemacht werden können, denn diese wird sowohl die „Berichterstatter" als den „Zusammenhang der Thatsachen in Zeit und Raum" trefflich im eigenen Lichte zu prüfen wissen! Ein solches, jede wissenschaftliche Scham verletzendes Verfahren ist aber um so entschiedener zurückzuweisen, als es in der Geschichte nicht gethan ist, wie allenfalls in der Physik, in welcher sowohl der mathematische Calcul als das Experiment mit seiner Schlagkraft in der Regel den Irrthum unmittelbar finden lassen.

(Schluß folgt.)

1) So hat die neuere Schule auch von einer mittelalterlichen Idee des römischen Kaiserthums deutscher Nation, wie von den Kreuzzügen, also von weltgeschichtlichen Zielen, als von Capricen geredet, als ob es in der Geschichte Capricen gäbe, und nicht ein derartiger Historiker gerade dadurch seinen Mangel an Begabung beurkunden würde.

LXI.

Bilder aus den Alpenländern.

I. Aus dem Gasteiner Thale. (Schluß.)

Es ist eine schaurig-schöne Fahrt durch die Gasteiner Klamm, durch welche gleich einem riesigen Felsenthore der Weg in das üppiggrüne Gasteiner Hochthal führt. Tief unten zur Linken in der Schlucht, welche die Wasser im Laufe der Jahrhunderte gegraben, braust und schäumt die Gasteiner Ache; bei ihrem Eintritte in das Thal im Wildbad und bei ihrer Mündung in die Salzach bildet sie zwei imposante Wasserfälle. Zur Rechten wölben sich einem Dome gleich die überhangenden Felsen, welche die kühn und wie überall in Oesterreich gut gebaute Straße durchschneidet. Nach dreiviertelstündiger Fahrt liegen still und friedlich die grünen Matten vor uns, von hohem Gebirge umschlossen, deren geognostische Beschaffenschaft der Vegetation günstiger ist, als das Kalkgebirge, das anderswo entwaldet und von der Sonne ausgebrannt zum Himmel ragt. Endlich, allerdings erst in der eilften Stunde, scheint man denn doch in Oesterreich sich aufraffen zu wollen, um der fortschreitenden Walddevastation Einhalt zu thun, die zu einer unberechenbaren Landescalamität herangewachsen ist. Die Klöster waren hier schon längst mit ihrem Beispiele vorangegangen; so ist der Waldbestand des Stiftes Fiecht im Unterinnthal nach dem Urtheile der Forstleute einer der schönsten in der Gegend;

länger als ein Menschenalter hindurch war P. Heinrich, ein Conventuale, des Stiftes Forstmeister, der mit Einsicht und Energie seines Amtes waltete, noch als Siebziger rüstig die steilen Berge bestieg, bis er in diesem Jahre, nach plötzlich eingetretener Altersschwäche, starb. Nicht ohne Grund hat neuerdings das an die Forstämter Oberbayerns erlassene Rundschreiben auf die Fideicommisse hingewiesen, wegen ihrer wohlthätigen Einwirkung auf die Erhaltung des Waldes und damit die Agriculturverhältnisse überhaupt. Wer denkt da nicht an das Wort Montalemberts: „Mönche und Wälder hat eine kurzsichtige Politik auszurotten gesucht, ohne zu ahnen, daß von hier aus der Schutz gegen elementare und sociale Verheerungen ausgeht.“ Der Wald saugt einem Schwamme gleich die Feuchtigkeit in sich, um sie nach und nach wieder in die Ebene abzugeben, er ist so ein von der Natur geschaffenes Reservoir, ein Regulator der Feuchtigkeit, und schützt besser als Dämme und Thalsperren das unten liegende Land. Die liberale Aera in Oesterreich, wie sie überhaupt nicht zu bauen, nur zu zerstören verstand, hat ihre unglückbringende Hand auch an die schönen Wälder in der Monarchie gelegt und viele Tausende von Tagwerken der Speculationsgier geopfert; die herrlichsten Staatsforste wurden um ein Spottgeld verschleudert, trotz so vielfacher Warnungen; waren es ja doch fast nur die Ultramontanen, die in engherzigem Festhalten am Alten für die neuere Wirthschaftspolitik natürlich kein Verständniß hatten, und mahnend ihre Stimme erhoben; zudem fiel auch so manches Trinkgeld unter dem Bürgerministerium dabei in die Tasche der leitenden Behörden, was ja bekanntlich Giskra ganz selbstverständlich fand. Was Regierung und die Gemeinden und Privaten gesündigt, muß das Land nun schwer büßen. Mehr Werthe sind verloren worden, bei der letzten grauenvollen Katastrophe im Pusterthal und Etschland, von Italien nicht zu reden, als seit vielen Jahren aus verkauften Stämmen erlöst wurde; und es bedarf mehr als hundert

Jahre, bis wieder nachgewachsen ist, was die Raubwirthschaft des Bürgerministeriums niedergeschlagen hat.

Während meines Aufenthalts in Gastein ging am Frauentage 15. August Mittags ein heftiges Gewitter nieder; nach kaum fünfzehn Minuten sah ich schon über die meiner Wohnung gegenüber liegenden Felder mächtige schmutziggelbe Fluthen sich wälzen; die Häuser standen gleich darauf unter Wasser, mit Noth konnten die Bewohner sich retten. Man sammelte für die vom Unglück Betroffenen überall — die großen Ueberschwemmungen in Südtyrol fanden erst einen Monat später statt — doch das Alles ist umsonst, so lange nicht eine starke Hand das Uebel an der Wurzel faßt. Ueberschwemmungen, Abrutschungen, Ueberschüttungen, Murbrüche mehren sich von Jahr zu Jahr, je mehr der Wald schwindet, je nachlässiger seine Pflege und sein Schutz ist, je mehr die gemeinsame Bewirthschaftung der Willkür der Einzelbesitzer weicht. Es thut Einem im Innersten wehe, wenn man sieht, wie der Jude von fernher kommend acht- und zehnblätterige Sägen aufstellt, die täglich dreihundert Stämme schneiden, den Wald kahl abtreibt und dann mit dem Gewinn in der Tasche von dannen zieht, um anderswo von neuem seine Raubwirthschaft anzufangen. Den Besitzer blendet der Glanz des Geldes, er verkauft den Wald und bald dann auch seine „Heimath", weil er diese nicht mehr bewirthschaften kann; seine Kinder wandern mit dem Bettelstab in die Fremde, oder fallen der Gemeinde zur Last. Bei der eben erwähnten Katastrophe konnte selbst das Auge des Laien erkennen, daß es so kommen mußte. Der Kamm des Gebirges ist an dem Orte der Ueberschwemmung entwaldet. Die schweren Kiesel, die zu Haufen niedergefallen waren, Erde und Anderes wurden durch den bald darauf folgenden Regen in das Rinnsal zweier Wildbäche geflößt, die rechts und links herabstürzend nicht weit von den Häusern sich vereinigen. In Folge dessen stauten sich die Wasser und alle Dämme waren nutzlos. Ein Wald auf der Höhe hätte

einen natürlichen Schutz geboten und die Wassermasse vertheilt. Die Leute jammerten, wollten aber das nothwendige Verhältniß von Ursache und Wirkung nicht einsehen. Daß es für die österreichische Regierung eine Riesenarbeit ist, bei den complicirten Rechtsverhältnissen, altherkömmlichen Bräuchen und dem unbedingt nothwendigen Bedürfnisse der Waldnutzung von Seite der Bevölkerung hier Ordnung zu schaffen, und, was in Oesterreich noch wichtiger ist, die gegebenen Gesetze richtig, durchgreifend und ohne Rücksichten auf die Wünsche hoher Herren wie die unberechtigten Klagen der Bauern durchzuführen, ist leicht zu ermessen. So lassen die Ziegenheerden einen jungen Wald nur schwer aufkommen, da diese am liebsten die jungen Triebe zur Nahrung aufsuchen. Der Baum wächst desto leichter in die Höhe, sagen die Bauern, wenn die Seitensprossen weggefressen sind. Das ist eine faule Ausrede, um den Unfug zu beschönigen, bemerkte dagegen der Pater Forstmeister von Fiecht; jede Ziege verdirbt dreimal mehr, als sie werth ist. Der arme Tyroler, namentlich im Oberinnthal, braucht aber seine Ziegen und der Kaiser braucht die Wehrkraft seiner Tyroler; das mag es uns erklären, warum die Forstgesetze, so rationell sie auch sein mögen, nachsichtiger gehandhabt werden als anderswo und als es gut ist.

Wildbad Gastein hatte auch in diesem Jahre wieder die Ehre, einige Wochen hindurch den Kaiser Wilhelm zu beherbergen; doch wegen des fortwährend regnerischen Wetters war der hohe Herr nur wenig sichtbar. Sein hohes glückliches Alter mag er doch nicht zum geringsten Theil der Heilkraft dieser Therme zuschreiben, die ihn von Jahr zu Jahr gleichsam zu verjüngen scheint. Krystallhell und geräuschlos, in Strömung und Wärme, bei trockener wie nasser Witterung und zu jeder Jahreszeit immer sich gleich — an der Hauptquelle steigt die Wärme über 39° Reaumur — tritt sie aus den Felsspalten und dem Gerölle zu Tage; bereits im siebenten Jahrhundert sollen Jäger, die einen

durch Pfeile verwundeten Hirsch verfolgten, diese Quelle entdeckt haben. Ihre seit Langem erprobte Heilkraft, welche den gesunkenen Organismus hebt und belebt, verdankt sie weniger ihren chemischen Bestandtheilen, als ihrer intensiven Elektricität. Mittelst der Magnetnadel angestellte Versuche wiesen nach, daß das Thermalwasser, völlig geruch- und geschmacklos, eine große Leitungsfähigkeit der Elektricität im Allgemeinen besitzt, und namentlich an seinem Ursprunge die Magnetnadel auf weit höhere Grade des Multiplicators brachte und weit gleichmäßiger fortwirkte. Welke Blumen beleben sich in ihm sehr bald, und ihre Blüthe dauert länger als im gewöhnlichen Wasser. Diese Wiederbelebung welker Blumen und das Aufspringen der Knospen im Thermalwasser hielt man lange Zeit für eine ausschließende Eigenschaft dieser Therme; daher hatte man früher fast in jeder Badwanne ein durchlöchertes Brettchen, in das welke Blumen gesteckt wurden, und es war ein tröstender Anblick für den schwer Kranken, wenn er die Tags zuvor noch welken Blumen wieder in ihrer frischen Farbenpracht prangen sah. Blumen, welche in Töpfen gezogen werden, von Zeit zu Zeit mit lauwarmem Thermalwasser begossen, entwickeln sich rascher und üppiger. An hellen Tagen bricht sich das Licht in diesem Wasser wie in einem flüssigen Diamant und erhöht den Eindruck der geheimnißvollen belebenden Kraft, die es in sich trägt. Darum hat man es vorzugsweise das „Bad der Alten" genannt; doch sieht man hier auch junge Leute genug, die von geistiger oder körperlicher Ueberanstrengung, langen Krankheiten, Säfteverlust u. s. f. erschöpft, Genesung an der Quelle suchen. Wer wollte auch läugnen, daß bei dem rastlosen Rennen und Jagen unseres Geschlechts, „das Glück zu erjagen", mehr Nervenkraft verbraucht wird, als dieß in früheren Zeiten der Fall war? Dabei heben die Aerzte als besonders wichtige Eigenschaft der Gasteiner Thermen hervor, daß sie alle im Körper ruhenden Krankheitsstoffe, die sich bis dahin der Diagnose auch des schärfsten

Auges entzogen hatten, weckt und zum Ausbruche steigert. „Nichts ist so fein gesponnen", lautet ihr Spruch, „es kommt in Gastein an die Sonnen."

Der landschaftliche Charakter Wildbad's selbst ist von überwältigender Größe und Schönheit. Die Gasteinerache kommt anfänglich unter dem Namen Weißbach aus dem hintersten südöstlichen Graben des Naßfeldes von der Woigstenscharte und den Gletschern ihrer Umgebung, wo sie sich dann durch den Naßfelderboden der Achenschlucht zuwendet. Oberhalb Wildbad stürzt sie sich von einer Höhe zuerst von dreiundsechzig M., sodann in einem zweiten Falle von fünfundachtzig Meter in den engen Felsenkessel, den gewaltige Bergesriesen mit ihren grünen Matten, dunklen Wäldern und glänzenden Gletschern einschließen, die auch in der heißen Jahreszeit erfrischende Lüfte herabwehen. Darum sagt das „Gasteinerlied:"

Kennst du das Thal im Alpengrün,
Wo Abends roth die Gletscher glüh'n,
Wo stolz der Gießbach niederrauscht,
Der Jäger auf den Gemsbock lauscht,
Wo lau der Himmel, klar und rein,
Kennst du das Thal, es ist Gastein.

Und am Schlusse:

Preis sei dem Schöpfer der Natur,
Der so geschmücket Berg und Flur.
Preis sei der ew'gen Wundermacht,
Die solchen Quell hervorgebracht.
Und Alle stimmen jubelnd ein:
Groß ist der Herr im Thal Gastein.

Doch auch von dieser Therme gilt der alte Satz: der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande. Bei einem Gange in ein Bauernhaus klagte die Alte über Gliederschmerzen, von denen sie stark heimgesucht sei. „Aber liebe Frau", bemerkte mein Begleiter, „warum gebraucht ihr denn das Bad nicht; ihr seid ja hier." „Ach, gnädiger Herr," antwortete diese treuherzig, „das Bad, das ist nur für die fremden Herrschaften; uns Bauersleuten hilft es nichts; darum will ich mir ein Sälblein beim Apotheker holen."

Wen nach dem Treiben der vornehmen Welt nicht gelüstet, die hier in Wildbad auf einen engen Raum zusammengedrängt ist, wo du unmöglich ausweichen kannst; wer das Brausen und Tosen des Wasserfalles nicht gut erträgt, wem das beständige Auf- und Absteigen des bei so vielen Gästen, die hier weilen und gerade an Lähmungen leiden, fast eine Ironie und doch bei der Bodenbeschaffenheit unabänderlich ist, beschwerlich fällt oder geradezu unmöglich wird: der wähle das anderthalb Stunden entfernte Hofgastein zu seinem Aufenthaltsorte. Der Markt Hofgastein bietet nun allerdings alle jene Zerstreuungen, Vergnügungen und Anregungen nicht, wie Wildbad, und auch die Natur ist minder großartig. Doch ziehe ich den Aufenthalt hier vor. Das Thal ist weiter und lichter, die Tage sind länger; während die Schatten der Nacht schon stundenlang über Wildbad liegen, leuchtet und wärmt hier die Sonne noch und erfreut Auge und Gemüth. Auch ist in diesen engen Thälern der atmosphärische Niederschlag so stark, daß der Fremde weniger durch Sonnenwärme als Feuchtigkeit zu leiden hat. Gerade von hier aus lassen sich die lohnendsten Ausflüge unternehmen; in nächster Nähe ist Kaltenbrunn mit herrlichem Trinkwasser und schönem Blick das Thal hinauf; Schloß Hundsdorf mit entzückender Aussicht auf den Tischlkar. In einiger Entfernung bietet der Gamskarkogel eine weite Umsicht, ist das Hocheck unweit Dorfgastein mit zwei Seen, der Radhausberg mit Berggebäuden und Goldschachten, besonders für Mineralogen interessant, nicht weit von Böckstein, einem Dörfchen südlich von Wildbad; hier war Siegmund Hauthaler von 1851—54 Vicar, der durch das Attentat Kullmann's zu Kissingen zu einer Art Berühmtheit gelangte.

Der Markt Hofgastein — sein Name mag von früherem Sitze der Dynastengeschlechter von Peilstein oder Goldegg stammen — verdankt seine gegenwärtige Blüthe als Badeort dem Erzbischof Johann Ladislaus Pyrker, bekannt als Dichter der „Tunisias“ und der „Perlen der heiligen Vorzeit“,

später Patriarch von Venedig. Als das Unternehmen geplant wurde, das Thermalwasser vom Wildbad nach Hofgastein zu leiten — die Länge der Leitung beträgt 4471 Wiener Klafter, das Gefälle per Klafter ⅛", die Zeit des Laufes zwei und eine Viertelstunde — hatte er an demselben sich in hervorragender Weise betheiligt. Im Jahre 1828 ward der Gedanke zuerst angeregt, ein Comité niedergesetzt und ein Fonds geschaffen, 1830 war das ganze Werk vollendet. Hofgastein bezieht auf diesem Wege nun 36,000 Kubikfuß Wasser; bei einer Temperatur von 16° R. ergibt sich ein Wärmeverlust von 1⅛° R. Pyrker stiftete auch ein Militärbadhaus, in welchem Militärpersonen unentgeltlich Wohnung und Bäder haben, das in nächster Zukunft eine Erweiterung erfahren soll; eine Serpentinplatte über dem Eingange enthält die vergoldete Inschrift: Saluti militum D. D. Ladislaus Pyrker, Patriarcha archiepiscopus Agriensis (Erlau) MDCCCXXII; die Straße, in der es steht, heißt daher die Patriarchenstraße. Es ist ganz Recht, wenn jene unter den Bischöfen Oesterreichs, welche mit Einkünften reichlich gesegnet sind, den Ueberfluß zu gemeinnützigen Zwecken verwenden, und auch dazu, um k. k. Obersten und Majors unentgeltliche Wohnung und Bäder zu verschaffen. Es ist dieß immer noch besser, als wenn sie ihre hochadeligen Verwandten bereichern, oder eitlen Prunk treiben mit dienstthuenden Haiduken und kostbaren Equipagen. Manche finden nun freilich solchen weltlichen Pomp ganz am Orte; „denn", sagte mir Einer, „wenn der Erzbischof nicht mit solchem Prunk auftritt, hat kein Gassenjunge mehr Respekt vor ihm." Ich erlaubte mir darauf die bescheidene Frage, ob denn ein Wilhelm Emanuel von Mainz, ein Nikolaus von Speier, ein Georg Anton von Würzburg, ein Hermann von Freiburg, ein Melchior von Breslau u. s. f. nicht ebensoviel, vielleicht noch mehr Respekt einflößten, trotzdem daß sie in ihrer äußeren Erscheinung höchst einfach waren. Der Geist ist es, der lebendig macht, das Uebrige ist nichts nütze. Da-

mit soll keineswegs einem finstern Puritanismus das Wort geredet werden; aber zuerst das Geistliche und Geistige, dann das Andere. Es gibt einen Hochmuth unter rauhem Habit, die Geschichte der Ketzer aus dem Franziskaner= und Kapuzinerorden (Bernardino Ochino) weiß genug davon zu erzählen; und die Seele kann demüthig bleiben, ist auch der Leib in Purpur gekleidet. Unser Volk liebt es, daß auch im Aeußeren die hohe Bedeutung des kirchlichen Amtes erscheint; und es ist gut, daß es so ist, Jenen gegenüber, die für das, was nicht gleißt und glänzt, keinen Sinn haben. Aber den Geist pflegt zuerst, das Uebrige wird euch beigelegt werden. Darum besonders hatte der christliche Staat vordem die Bischöfe mit reichen Einkünften ausgestattet, daß sie in den Stand gesetzt seien, der Noth zu steuern, vor Allem des eigenen, sogenannten „niederen" Klerus. Ich würde es dem Patriarchen Pyrker daher nochmehr gedankt haben, hätte er auch ein Haus gebaut für die vielen tausend armen Priester in Oesterreich, die in diesem Lande, das größtentheils ein Alpenland ist, bei ihren Gängen durch Schnee und Eis, bei Tag und bei Nacht, allen Unbilden der Witterung ausgesetzt und fast Jahr aus Jahr ein im Kampf mit den Elementen, einem frühen Siechthume verfallen. Sie können eben nicht, wie die hohen Offiziere, mit guten Besoldungen „in Pension gehen", da mit dem Deficientengehalt von zweihundertzehn Gulden heutzutage kein Bauernknecht leben kann. Und doch bildet der katholische Klerus in Oesterreich durch Beruf, Tradition und Ueberzeugung die stärkste, treueste und ausdauerndste Stütze des Hauses Habsburg. Ebenso gut wie vom Heere mag man auf ihn das bekannte Wort anwenden:

In deinem Lager ist Oesterreich,
Wir Andern sind nur die Trümmer.

Wie auch anderswo im Oesterreichischen, befinden wir uns hier in der Grafschaft Gastein auf ursprünglich bayerischem Boden; im Jahre 1295 ward sie von den Herzogen Otto und Stephan an das Erzstift Salzburg verkauft. Die=

ses trat mit dem Aussterben derer von Goldegg bei Beginn des 15. Jahrhunderts in den unbeschränkten Besitz des Thales, wodurch letzteres zu einer außerordentlichen Blüthe gelangte. Der Bergbau hob sich mehr und mehr und der Handelsverkehr mit dem Süden, der mittelst Saumthiere über das Gebirg nach Kärnthen und Italien betrieben wurde, brachte Wohlstand und selbst Reichthum ins Land; es entstanden Speditions- und Wechselhäuser, bei welchen nicht selten Erzbischof und Domkapitel zu Borg gingen. Gegen dreiundfünfzig Bergbaugewerke hatten in Hofgastein und Umgebung ihren Sitz; die reichen Grabdenkmäler an der gothischen Pfarrkirche, welche vielfach in erhabener Arbeit Scenen aus dem regen Leben der Knappen darstellen, beurkunden den reichen Bergsegen jener Zeit.

Auch das Lutherthum fand im 16. Jahrhundert Eingang in das stille Thal, und mit ihm, wie fast überall, der verheerende Bauernkrieg, besonders durch die Umtriebe der aus der Fremde gekommenen Knappen, welche die leichtblütigen Genossen aufhetzten, die widerstrebenden einschüchterten. Daß, wie so häufig bei der reformatorischen Bewegung, das letztere auch hier der Fall war, beweist die Thatsache, daß im zweiten Jahre des Aufstandes 1526 die Gasteiner zu ihrem Landesherrn hielten und nur durch Gewalt und die Drohung der Aufständigen, Alles mit Feuer und Schwert vertilgen zu wollen, auf ihre Seite gebracht wurden; die bekannte Wallfahrt der Pinzgauer datirt aus jener Zeit. Für empfindsame Blaustrümpfe, unwissende Literaten von der Sorte jener, welche vor Kurzem in dem Feuilleton der Wiener „Presse" Dante zu Ravenna von intriganten Jesuiten umlauert erblickten, zelotische Pastoren und sentimentale Gymnasiasten bildet die Auswanderung der lutherischen Salzburger aus dem Erzstift, unter ihnen auch mehrere hundert Gasteiner, ein viel „verwerthetes" Thema, um über katholische Intoleranz und barbarische Verfolgung zu sprechen und zu schreiben. Sogar die Abnahme des Bergsegens soll

die Auswanderung der lutherischen Knappen verschuldet haben; warum nicht auch die vielen Kröpfe, die man hier in jeder Form und Größe sehen kann? Daß mit der Goldausfuhr aus Amerika das Edelmetall in Europa im Preise sank und im Laufe der Jahrhunderte immer mehr entwerthet wurde, so daß der Betrieb die Kosten nicht mehr deckte, weßwegen auch die Goldwäschereien im Rheine „aufgelassen" wurden, wie man sich in der österreichischen Kanzleisprache ausdrückt, was hat denn das Alles mit der Religion zu thun? Hat es ja doch in unsern Tagen einzig die Einführung der Goldwährung dahin gebracht, daß im Stammland des Lutherthums, in Sachsen, der Bergbau den Mann nicht mehr nährt und viele auswandern mußten. Difficile est, satiram non scribere! Oder haben denn die lutherischen Bergknappen den Radhausberg und die anderen Berge mit ihrem goldenen Segen bei ihrer Auswanderung mit fortgetragen? Wenn nicht, warum habt ihr nicht schon lange ihr Werk wieder aufgenommen; denn so viel Intelligenz, als jene besassen, werdet ihr doch auch euch zutrauen, und von nah und fern werden bei gutem Verdienst die Knappen zu Haufen euch zuströmen, auch die Nachkommen jener Auswanderer, statt daß sie jetzt gezwungen sind, nach Amerika auszuwandern. Haben denn jene, welche immer dasselbe Klagelied gedankenlos wiederholen, als ob der Ruin des Bergwesens, ja beinahe von ganz Salzburg und Tyrol daher stamme, so gar wenig aus der Geschichte gelernt? Von wo ging denn die Verfolgung zuerst aus? War denn nicht das katholische Volk so häufig zur Nothwehr gezwungen? Wenn auch tausendmal wiederholt, ist und bleibt es doch eine Fabel, welche die Geschichte auf allen ihren Blättern widerlegt, als ob das neue Evangelium mit Jubel vom Volke aufgenommen worden wäre, und nur durch Gewalt unterdrückt. Gerade das Gegentheil ist wahr. Man lese doch die Belege hiefür bei Janssen im zweiten Band seiner Geschichte des deutschen Volkes (S. 56. 57. 58. 59. 61. 62. 64. 71.

72. 85. 87. 92. 188. 221. 224. 276. 277. 391); die Intoleranz den Katholiken gegenüber galt als Gewissenspflicht. (S. 184.) Wem jedoch Janssen, trotz urkundlicher Zeugnisse, weil ultramontan, weniger glaubwürdig erscheint, der höre Döllinger. „Völlige Unterdrückung und Ausrottung der katholischen Kirche betrachteten alle Reformatoren als sich von selbst verstehend", sagt dieser (Kirche und Kirchen. S. 68. 70). „Gleich im Beginne riefen sie die Fürsten und städtischen Gewalten auf, den Gottesdienst der alten Kirche zwangsweise abzuschaffen. In ihren Schriften ließen sie nicht den leisesten Zweifel, daß die katholische Religion überall ausgerottet werden müsse". Calvin forderte den Herzog von Somerset als Regenten von England auf, er solle Alle, welche der neuen Gestaltung des protestantischen Kirchenwesens widerstrebten, mit dem Schwerte vertilgen. (Ebend. S. 69.) Noch jetzt, in dem Jahrhundert, das von Humanität und Toleranz überfließt, und in einem Lande, nach dem so mancher Oesterreicher, obgleich er kaiserliches Brod ißt, in Sehnsucht hinüberschielt, weil er dort das Eldorado seiner naiven Einbildungen erblickt, zu Rostock und Halle können zur Stunde noch verdiente Professoren, wenn sie nicht lutherisch sind, an der Universität keine Anstellung finden; eher würden wir Juden dulden, hat einmal der Königsberger Philosoph Rosenkranz gerufen, als Katholiken. Lutherisch muß dort Alles seyn, vom Rector magnificus an bis zum letzten Pedell und Ofenheizer. Es ließe sich hier eine Reihe von Namen berühmter Professoren anführen, deren Berufung noch in der letzten Stunde rückgängig wurde, weil jenen kein lutherischer Pfarrer den Taufschein geschrieben hatte. Da setzt einmal den Hebel an, da ist noch ein Feld zur Agitation für Freiheit und Toleranz, und laßt den todten Erzbischof ruhen!

Hofgastein ist verhältnißmäßig nicht stark besucht und tritt dem glänzenden Wildbad gegenüber weit in den Hintergrund; Vielen ist es zu still, zu todt, zu langweilig.

Aber es ist so recht ein Ort der Ruhe, zur stillen Einkehr in sich selbst einladend, namentlich wenn man seine Wohnung aufgeschlagen zu „Gutenbrunn". So heißt nämlich das liebe stille Haus, von mächtigen Ahornbäumen umschattet, von Blumenduft umweht, das am Ende des Marktes steht mit freier Aussicht ringsum. Fromme, aber nichts weniger als unpraktische barmherzige Schwestern haben es als Eigenthum erworben und zu einem Hôtel-garni für Kurgäste, besonders, aber nicht ausschließlich, aus dem geistlichen Stande, wohnlich und geschickt eingerichtet. Eine schöne zur Andacht einladende Kapelle, zwei Bäder im Hause und eine Küche, welche gesunde, kräftige Hausmannskost liefert, sorgen für die Bedürfnisse von Leib und Seele. Wie wohl thut es Einem, wenn man aus den frostigen Räumen der Gasthöfe mit ihrem hohlen Schein von Eleganz und Vornehmheit, wo das „Elend im Frack" dich hochnäsig und von oben herab bedient, wenn du nicht mit drei Koffern, jeder ein Meter hoch und lang, angekommen bist, in dieses freundliche, wahrhaft gastliche Haus tritt. Da ist kein Lärmen, Klingeln, Rufen, Laufen; still und leise, ohne daß du es gewahr wirst, übt jede der Schwestern ihre Pflicht, geht den ihr vorgezeichneten Weg. Mit skrupulöser Gewissenhaftigkeit halten sie die Zimmer rein und in Ordnung; hüte dich, etwa ein Taschentuch auf dem Tische liegen zu lassen: im Nu hat es eine unsichtbare Hand weggenommen, um nach ein paar Tagen es blendend weiß wieder an denselben Ort zu legen. Hast du die Schuhe dreimal des Tages etwas beschmutzt, dreimal werden sie dir wieder spiegelblank vor die Thüre gestellt. Dabei nur freundliche Gesichter, heitere Mienen, kein Klatschen und Wichtigthun; aber auch keine verdrehten Augen noch Kopfhängerei, sondern eine gesunde Frömmigkeit in ächt christlicher Einfalt, und dabei ein so herzliches Wohlwollen, daß Einem der Abschied recht schwer wird.

LXII.

Zwei Bildercyklen von Joseph von Führich.

Das Leben Mariens und die Legende vom hl. Wendelin.[1])

In unserem durch Massenproduktion, virtuose Technik und prunkende Farbe, bei offen eingestandener Inhaltlosigkeit, beherrschten Kunstleben mag es als ein Wagniß erscheinen, Bleistift-Contouren aus dem Nachlasse eines verstorbenen Künstlers, dem nichts ferner lag als Ostentation, zu publiciren. Wir aber freuen uns, daß die Veröffentlichung von Führichs „Leben Mariens" und der „Legende vom hl. Wendelin" erfolgte, und daß auf diese Weise wieder einmal dem glänzenden Schein ein unscheinbares Seyn auch auf dem Kunstgebiete gegenüber gestellt wird.

Die beiden Cyklen rühren aus den letzten Lebensjahren des Meisters her, und — „aus Meditation hervorgegangen, verlangen sie auch Vertiefung und Hingabe an den Geist der

---

1) Das Leben Mariens. Ein Bilderkreis von acht und zwanzig Contourzeichnungen aus dem Nachlasse von Joseph Ritter v. Führich. Für den Lichtdruck mit der Feder übertragen von Eduard Luttich v. Luttichheim. Verlag von Gebrüder Benziger in Einsiedeln. 1882. — (Preis 28. M.)

Die Legende vom hl. Wendelin. Dreizehn Contourzeichnungen von Joseph Ritter v. Führich. Verlag der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien. 1881.

Geschichte, die sie erzählen, wenn der Beschauer nicht blos einzelne Reize der Composition, sondern den über das Ganze ausgegossenen Hauch der Harmonie empfinden will.“ Diese Zeilen, der orientirenden Vorrede entnommen, mit welcher Lukas v. Führich, der Sohn des großen dahingeschiedenen Meisters, dessen „Leben Mariens“ einbegleitet (11 Seiten Text), charakterisiren in wenigen aber treffenden Worten sowohl den Geist, in welchem beide obgenannten Kunstwerke geschaffen wurden, als auch die Art und Weise, wie dieselben betrachtet und aufgefaßt werden sollen.

Wenn wir uns nun erlauben jene geehrten Leser der hist.-pol. Blätter, welche die beiden Bildercyklen nicht schon besitzen oder aus eigener Anschauung kennen, hiermit auf dieselben aufmerksam zu machen, so geschieht dieß nicht blos um die Kenntniß und Verbreitung dieser Werke des vielleicht größten christlichen Künstlers unserer Zeit in möglichst weiten Kreisen zu fördern, sondern vor Allem weil wir gerade in unserem Leserkreise jene Eigenschaften des Geistes und Gemüthes voraussetzen können, welche geeignet sind jenen tiefsinnigen, in künstlerischen Formen zum Ausdruck gebrachten Meditationen ein volles Verständniß entgegen zu bringen.

Die beiden Bilderreihen, wenn gleich nur in Contouren durchgeführt und in den letzten Lebensjahren des rastlos schaffenden Meisters entstanden, stehen doch, was Gedankenfülle und gestaltenden Formenreichthum anbelangt, auf gleicher Höhe mit dem Besten, was derselbe in der Vollkraft seiner Jahre schuf, so daß es den Eindruck macht, daß eben dieser ihm unerschöpflich zuströmende Reichthum an Gedanken die Ursache war, daß der Künstler, der noch am Abende seines Lebens so Vieles und Herrliches der Welt zu offenbaren hatte, nicht die Zeit fand, um diesen Umrissen eine größere Vollendung mittelst Licht und Schatten geben zu können.

Was nun die Zeichnungen zu dem „Leben Mariens“ betrifft, „das in diesem Thale der Thränen beginnt und in dem fernen Jubel einer verklärten Welt ausklingt“ — so

hat sich uns bei der Betrachtung derselben neuerdings die Wahrnehmung aufgedrängt, daß sich in den Werken Führich's die hervorragenden künstlerischen Eigenthümlichkeiten vereinigt finden, welche seine beiden großen Zeit- und Kunstgenossen Overbeck und Cornelius auszeichnen, und zwar die Tiefe der Empfindung einerseits und die Großartigkeit der Auffassung und Conception anderseits, so daß sie in einen jedes ächte Künstlerauge und Künstlerherz vollständig befriedigenden Akkord zusammenklingen.

Das Titelblatt zeigt Maria als „das Weib" nach den Zügen des großen Zeichens der Apokalypse. Dann folgt die Vorgeschichte: das sehnsüchtige mit Gott verkehrende Leben des betagten Paares Joachim und Anna in Betrübniß über den versagten Kindersegen, die Steigerung des Schmerzes durch die Ablehnung des Opfers Joachim's im Tempel, und die den beiden Gatten zu Theil werdende Verheißung der Geburt einer Tochter, ihre Begegnung unter der goldenen Pforte, und die Geburt Mariens selbst sind der Inhalt der ersten sechs Blätter, unter denen die erste Scene im Hausgarten und die Verheißung an Joachim durch ergreifende Tiefe der psychologischen Schilderung innerer Seelenvorgänge hervorleuchten. Diese sechs Blätter spiegeln sozusagen den Gesammtinhalt des alten Bundes und die Grundstimmung des nunmehr folgenden eigentlichen Lebens Mariens wie ein stimmungvolles Vorspiel ab.

Nun folgen drei Blätter der Jugendgeschichte: Mariens Gang in den Tempel, ihr Verweilen unter den Tempeljungfrauen zu Jerusalem, und ihre Vermählung. Dann fünfzehn Blätter über das Zusammenleben mit ihrem göttlichen Sohne: zunächst die Verkündigung, und, eines der schwungvollsten Blätter, das Magnificat, sodann die Wanderung nach Bethlehem. Der Geburt Christi — einem wohl hundertmal und doch immer neu und innig von dem Meister behandelten Stoffe — geht ein Blatt mit dem Jubelchor der himmlischen Heerschaaren über dem Hirtenfelde voran, und

folgt ein anderes, das den Aufgang des Sternes im Morgenlande darstellt, und diesem die Anbetung der Könige, die Prophezie Simeons im Tempel. Besonders bedeutsam scheinen uns auch die Darstellungen der Flucht und Rückkehr aus Aegypten, bei welch' letzteren die hl. Familie auf einem geborsteuen Monumente mit der Darstellung des ägyptischen Erlösermythus ruht. Von den nächsten Blättern: der zwölfjährige Knabe im Tempel, das Familienleben in Nazareth, der Tod Joseph's — ist letztere Composition von eigenartiger Einfachheit und Tiefe bei meisterhafter Lösung zeichnerischer Schwierigkeiten.

Vor dem nun folgenden Blatte hätte wohl der Hochzeit von Cana noch ein Platz gebührt. Vielleicht hätte ihn der Künstler noch ausgefüllt. Wir glauben nicht, daß er, nur um den Fluß der nun in tief elegischen Tönen verlaufenden Erzählung nicht durch eine festliche Scene zu unterbrechen, diese Darstellung ausließ; solche rein künstlerische Erwägungen stellte Führich immer dem Wesen der hl. Geschichte nach. Gewiß absichtlich faßt er aber in der Trennung der Mutter von ihrem göttlichen Sohne vor seinem Erlösungsleiden all' das erhabene Schreckliche zusammen, das wie ein Schwert das Herz der Mutter durchdrang. Die Ereignisse der Erlösungsthätigkeit schienen dem Künstler (wie die Vorrede meint) zu hehr, als daß sie wie eine Episode im Leben der hl. Jungfrau erzählt werden könnten. — Die Weissagung seines Todes und seiner Auferstehung beim Abschied von der hl. Mutter ist sicher eines der schönsten Blätter.

Es folgt dann gleich die Erscheinung des Auferstandenen: „der Hauch des Morgenwindes erhebt sich, die ersten Strahlen des Tagesgestirns schießen empor, die Erde bebt, die entsetzten Grabwächter entfliehen. Der Erstandene schwebt der geliebten Mutter entgegen im milden Glanze des Siegers, der den Tod bezwang, und sie sinkt in die Knie vor ihrem Sohn und Erlöser." — Die drei letzten Blätter behandeln den Tod Mariens, ihre Himmelfahrt und ihre Krönung,

letzteres eine gewaltige Darstellung voll Kraft und Milde, Ernst und verklärter Freude. —

In den Bildern zur Legende des hl. Wendelin aber ist der greise Meister geradezu wieder jung geworden, und hat im Geiste noch einmal die morgensonnigen Thäler der Romantik durchwandert, „wo die stillen Bächlein gehn, wo die dunklen Weiden sprossen", und wo er sich mit dem „wilden Jäger" und der „hl. Genovefa" die ersten Lorbern gepflückt.

Gleich das erste Blatt, das den schottischen Königssohn Wendelin in der Betrachtung des dorngekrönten Erlösers darstellt, ist von unnachahmlicher Schönheit. Er verläßt (Blatt 2) heimlich das königliche Elternhaus und baut sich (Blatt 3) im tiefen Walde bei Trier eine Klause. Als er einst nach dem Gottesdienste in Trier die Kirche verläßt und um Almosen bittet, weist ihn ein Edelmann an, ihm Hirtendienste zu leisten (Blatt 4). Da auf einsamer Weidetrift steigen die Bilder der Heimat verlockend in ihm auf, aber er weist sie zurück (Blatt 5). Nun wird er von den Mitbediensteten verschwärzt, als besorge er die Heerde schlecht und treibe sie auf zu ferne Weideplätze (Blatt 6). Als ihn sein Herr nun wirklich mit der Heerde in großer Entfernung trifft, schilt er ihn (Blatt 7). Da er aber mit seiner Gemahlin nach scharfem Ritt am Schlosse anlangt, treffen sie Wendelin mit seinen Thieren schon zu Hause (Bl. 8 u. 9).

Bei der drei Blätter füllenden Behandlung dieses wunderbaren Ereignisses, das einen Wendepunkt im Leben des Heiligen bildet, hat der Künstler Gelegenheit gefunden, seine Liebe zur Natur auch in herrlichen Landschaften auszusprechen.

Er wollte vor dem folgenden noch ein Blatt einschalten, auf welchem dargestellt werden sollte, wie der Ritter dem als gottbegnadet erkannten Knechte seine Schätze zur beliebigen Verwendung bietet, dieser aber nur um die Erbauung einer Zelle bei dem Kloster Toley bittet. Blatt 10: Wendelin

wird zum Abt des Klosters gewählt. Nach seinem Tode findet sich der Sarg dreimal außerhalb der Gruft, in die er versenkt war (Bl. 11). Man lädt ihn nun auf einen Wagen und läßt die Zugthiere frei gehen. Sie führen die Leiche wieder in den Wald zu Wendelins erster Klause (Bl. 12), die dann (Bl. 13) von Hilfesuchenden besucht und über welche eine Kirche erbaut wird. —

Und nun glauben wir diese empfehlenden Zeilen nicht würdiger abschließen zu können, als mit folgenden wahren und tief gefühlten Schlußworten jener schon öfter citirten Vorrede zu den Bildern aus dem Leben Mariens: „Es sind Gedanken, die aus ihnen sprechen, mit der wohlbekannten Stimme eines Heimgegangenen, von der sich wie von der wiederkehrenden Nachtigall des Waldes sagen läßt: ‚Was Neues hat sie nicht gelernt, singt alte, liebe Lieder‘ — Lieder, wie sie Jahrhunderte herauf die Herzen unserer Voreltern erwärmten, daß sie in all dem Treiben der Alltäglichkeit, in all dem durch Prunk und Bequemlichkeit schlecht verhüllten Niedergang des Lebens nicht alterten, bis sie mit ihnen hinübergingen in Frieden.“

W. O. Noltsch.

LXIII.

Zeitläufe.

Randglossen zu neueren Verlautbarungen in der social-politischen Discussion.

I. Zurechtsetzung des Standpunkts. — Die Frage vom „Capitalismus."

Mitte November 1882.

Die socialpolitische Discussion steht in der vollen Blüthe einer neuen Wissenschaft; aber es ist wahrlich kein Vergnügen, in diesem Garten sich zu ergehen. Die kritische Arbeit gegen die Leistungen des öconomischen Liberalismus ist allerdings siegreich auf dem Schlachtfelde geblieben; aber wo es sich allmählig um die praktische Frage handelt, was nun?, da gehen die Meinungen in eine Unzahl von Richtungen aus einander, deren keine viel Duldung gegen die andere üben will. Leider gilt das selbst von den Reihen der „Christlich-Socialen", die sich gegenseitig erst recht nicht verstehen zu können scheinen, und zwar gilt es nicht am wenigsten von den auf katholischem Standpunkt stehenden Socialpolitikern. Unsere bescheidene Meinung geht vor Allem dahin, daß es sich hier wirklich um eine neue Wissenschaft handelt, die an sich, und bezüglich ihrer Ueberführung in die Praxis, so voller Zweifel und Bedenken ist, daß die Rechthaberei kaum irgendwo weniger am Platze seyn könnte als da.

Für eine unmaßgebliche Rundschau über den gegenwärtigen Stand der Discussion dürfte aber der Moment

gerade jetzt gegeben seyn. In verschiedenen Staaten und Reichen treten neu gewählte Vertretungs-Körper zusammen, und die Wahlen bezeugen, mitunter in überraschender Weise, mehr und mehr die Abwendung der Völker von dem landläufigen Liberalismus und seinen socialen Blendwerken. So in Preußen und neuestens in der nordamerikanischen Union. Es wäre aber weit gefehlt, wenn man in diesen Ergebnissen der Urne eine Rückkehr zu dem erblicken wollte, was man „Conservatismus“ im gewöhnlichen Sinne des Wortes nennt. Der ist todt und haucht nicht mehr; der Hauch, welcher jetzt durch die Welt geht, ist vielmehr ein dem zopfigen Conserviren keineswegs holder Hauch: es ist ein Hauch der socialen Entrüstung.

Die Völker sehen vor Augen, wohin sie mit dem System des Liberalismus gekommen sind, der es, um mit Herrn Lasker zu reden, zum Grundpfeiler des Staates machte, die Freiheiten zu schützen, „welche der Einzelne zur Entfaltung seiner Kraft bedarf“; die Summe der entfalteten Einzelkräfte mache dann das „Wohl der Nation“ aus. Nach diesem Grundsatz war schon ein Gesetz gegen den Wucher in seinen schmählichsten Gestalten schlechthin unzulässig, denn es wäre eine Beeinträchtigung der Einzelkraft gewesen, und folgerichtig zählten die Hausirer zu den „edelsten und besten Kräften der Nation“, denn ihre Kraftentfaltung ist die beweglichste. Selbstverständlich repräsentirt hienach das Haus Rothschild die glorreichste Entfaltung der menschlichen Einzelkraft, denn seine Mitglieder haben es im Sammeln am weitesten gebracht. Die Völker aber denken anders; sie beginnen die Plutokratie mit ihren tausendfachen Künsten der Corruption in anderm Lichte zu sehen, und ihre Gefühle wüßten wir nicht besser zu bezeichnen, denn als die sociale Entrüstung, in der nach Einer Seite hin auch der Antisemitismus seine Quelle hat.

In diesem Sinne hatte die Berliner „Kreuzzeitung“

allerdings Recht, wenn sie die Nachricht von der tödtlichen Niederlage der herrschenden Partei in Nordamerika mit der Bemerkung begleitete: „Die Signatur der Zeit wird eben allenthalben eine andere, und das Jahrhundert der großen Umwälzungen scheint bei seinem Ausgang von Zeichen begleitet werden zu sollen, wie sie die Propheten und Vorkämpfer des politischen Rationalismus weder erwartet, noch auch nur für möglich gehalten haben“ [1]). Gewiß; aber an diejenigen, welche jetzt von der Woge der Volksgunst emporgehoben werden, tritt damit auch die gewaltige Aufgabe heran, der socialen Entrüstung der Völker gerecht zu werden. Wehe ihnen und uns, wenn sie die Hoffnungen täuschen, die jetzt auf sie gesetzt sind! Es gibt auch noch andere Zeichen der Zeit; dieselben treten in dem Feuerkreis an's Licht, welcher bereits die ganze civilisirte Welt umgibt, und in dem der Dolch, der Revolver und der Dynamit der Unglücklichen, die Glaube, Hoffnung und die geduldige Liebe verloren haben, ihre gräßliche Arbeit verrichten. Wird der socialen Entrüstung derer, die noch nicht so tief gefallen sind und ihre Noth, wenn auch mühsam, in hoffender Langmuth fortschleppen, keine Genugthuung zu Theil, so braucht man kein Prophet zu seyn, um vorauszusagen, daß die letzten Umwälzungen des Jahrhunderts ärger seyn werden, als die ersten. Nie ist die Verantwortung aller, die mit am Ruder stehen, schwerer gewesen, als in unserer verhängnißvollen Zeit.

Der Wahlaufruf der preußisch Conservativen hat sich, im merkwürdigen Gegensatz zu dem der „frei-conservativen“ Mittelpartei, dem eigentlichen Schweif des Fürsten Bismarck sehr entschieden zu einer „Politik der socialen Versöhnung“ verpflichtet. Er verspricht Hülfe dem Bauernstand und dem ehrlichen Handwerk, Schutz den wirthschaftlich Schwachen,

---

1) Berliner „Kreuzzeitung“ vom 10. Nov.; Allg. Zeitung vom 12. Nov. d. Js.

im Einklang mit der kaiserlichen Botschaft. Das Hauptorgan der Partei rechnet dabei auf die loyale Theilnahme der Vertreter des katholischen Standpunktes, und es wird in seiner Rechnung nicht getäuscht werden, soweit es gilt, die sociale Reform um ihrer selbst willen zu unterstützen. Ich sage: um ihrer selbst willen; denn wenn solche Maßregeln in erster Linie immer wieder in der geheimen Absicht erdacht sind, daß sie als Mittel zu anderen Zwecken dienen sollen, dann könnten sie mit Nothwendigkeit nur auf Kosten höherer Güter in's Leben treten und würden überdieß das Ziel einer wirklichen socialen Reform verfehlen.

Im Nachfolgenden möchten wir unseren zwischen der rechten und der linken Seite der socialpolitischen Discussion in der Mitte liegenden Standpunkt durch Vergleichung näher erkennbar machen. Auf den leitenden Grundsatz wollen wir aber zum voraus aufmerksam machen. Das gedachte Hauptorgan[1]) spricht von einer katholischer Seits in der socialpolitischen Discussion hervorgetretenen Strömung, welche sich der Einflußnahme des Staats auf die gesellschaftliche Entwicklung entgegenstelle und die sociale und wirthschaftliche Reform allein der Kirche zuweise. Uns ist von einer solchen Strömung nichts bekannt. Es müßten auch wirklich sonderbare Schwärmer seyn, welche gegenüber der in immer wachsenden Zahlen von Gott und dem Heiland abfallenden Welt der Kirche allein zumuthen wollten, wieder gutzumachen, was die Gesetzgebung des Staats seit einem Menschenalter und darüber verdorben oder versäumt hat. Selbst die Schule Perin's geht nicht so weit. Wenn sich das Berliner Organ gegenüber der vermeintlichen Strömung auf eine anders lautende Stimme aus den Reihen der „überzeugten Katholiken" beruft, so darf man wohl sagen, daß dieselbe correkte Stellung den letzteren überhaupt gemeinsam sei.

---

1) Berliner „Kreuzzeitung" vom 1. Nov. d. Js.

Keiner wird daran Anstoß nehmen, was in der bezeichneten Stelle gesagt ist:

„Niemals werden wir hoffen dürfen, eine auf Gerechtigkeit auch gegen die Schwachen basirte Gesellschaftsreform durchgeführt, ja auch nur begonnen zu sehen, anders als auf dem Fundamente der christlichen Sittengesetze, anders als durch die lehrende, erziehende und heiligende Kraft der Kirche. Niemals dürfen wir hoffen, daß die Kirche im Stande sei, diese ihre Aufgabe durchzuführen, anders als in dem Zustande einer würdigen Freiheit und Selbstbestimmung. Aber es hieße wahrhaft Spott treiben mit dem Hülferuf der im Sumpfe des Capitalismus versinkenden Menschheit, wenn man, jede andere rettende Hand zurückstoßend, den Competenzconflikt erheben und die Versinkende ad calendas graecas auf die ausschließende Rettung durch die geistlichen Mittel der Kirche verweisen wollte"[1]).

Als schließlich auch bei uns alle Schranken gegen den Strom des öconomischen Liberalismus mit seinem alleinseligmachenden Evangelium der „freien Concurrenz" rein weggefegt wurden, weil es rationell so seyn und bleiben müsse in alle Ewigkeit, da hat die katholische Presse allein, freilich vergebens, opponirt und, das Unheil ahnend, über die Verwüstung des Strombetts gejammert[2]). Sie kann

1) Die von der „Kreuzzeitung" citirte Stelle ist der „Monatsschrift" des Freiherrn von Vogelsang, Chefredakteurs des Wiener „Vaterland", entnommen.

2) Unseres Wissens hat nur die „Augsburger Postzeitung" eine Ausnahme gemacht. Herr Dr. Max Wirth in Frankfurt war damals ihr Orakel, und docirte in ihren Spalten die volkswirthschaftliche Dogmatik der Herren Prince-Smith und Genossen. Es gehört, nicht weniger als die amerikanischen Neuwahlen, zu den Zeichen der Zeit, daß dieses Blatt jetzt seine Leitartikel aus dem Lager der schneidigsten Socialreformer bezieht. Damals Max Wirth und Compagnie, jetzt Freiherr von Fechenbach und Hofprediger Stöcker!

also jetzt erst recht nicht den Staat von der socialen Reform ausschließen wollen; sie muß vielmehr verlangen, daß er der wirthschaftlichen Anarchie energisch steuere und der zügellosen Selbstsucht der Einzelkraft zum Schutze der Schwachen neue Dämme entgegenstelle. Ueber das Wie und Wodurch läßt sich loyal diskutiren, immer aber vorbehalten, daß der Staat nun nicht seinerseits von Selbstsucht geleitet an die sociale Reform herantrete, um die Gesellschaft in sich aufzusaugen, in dem Wahne, daß er dann erst recht der „starke Staat" seyn werde. Bei einem vermeintlichen Reformiren dieser Art würde die Gesellschaft nicht weniger übel fahren, als der Staat selbst, und der unvermeidliche letzte Schritt wäre der in die vollendete Identität der Gesellschaft und des Staats, das ist in die socialdemokratische Gemeinschaft. Das Wort von der Staatsomnipotenz ist kein leeres Schreckbild; und wer sich einmal vom Geiste des Culturkampfs hat hinreissen lassen, von dessen Ideengang sind Ausschreitungen stets zu befürchten und ist wenig Rücksichtnahme auf die unumstößliche Wahrheit zu erwarten, daß die Gesellschaft eine höhere Bestimmung hat als lediglich die Dienste eines Abfütterungs-Vereines zu leisten. Wenn der Staat diese Grenze überschreitet, dann betritt er die schiefe Ebene, und ist alle menschenwürdige Freiheit, aber auch er selbst verloren.

Als in Berlin die Vorlage wegen Einführung des Tabakmonopols zur Verhandlung kommen sollte, da wurde ein bekannter Professor des Staatssocialismus zu der Erklärung autorisirt, daß der Ertrag aus der erwarteten Goldgrube zu einem „Patrimonium der Enterbten" bestimmt sei. Eine beachtenswerthe Stimme in den „Grenzboten" hat aber auch gleich ausgeplaudert, der eigentliche Zweck der Betheiligung aus diesem Patrimonium sei die Stärkung der Exekutivgewalt im Reiche[1]). Also nicht eigentlich um die Ge-

1) S. Freiherr von Hertling in den Neusser „Christlich-socialen Blättern." 1882. Heft 13. S. 404.

sellschaft war es zu thun, obwohl das böse Wort von den „Enterbten" ausgesprochen war. Hätte man vor Allem die Gesellschaft im Auge gehabt, so hätte man jedenfalls nicht fortfahren können, dieselbe im ganzen Bereich der katholischen Bevölkerung in Preußen durch Gesetz geistig verwüsten zu lassen. P. Cathrein hatte Recht, wenn er sagt, alle diese Thatsachen der preußischen Politik legten die Vermuthung nahe, daß die Manipulationen mit der socialen Frage in erster Linie nur eine politische Machtfrage seien, und daß die eingeflochtenen religiösen Anmuthungen nur als Deckung für die Staatsallmacht dienen sollten[1]). Ist es nicht wirklich schon bezeichnend, daß gleich der erste Gedanke an sociale Reformen darauf hinauslief, die Arbeiterwelt in Staatspensionäre zu verwandeln? Allerdings, man hat sich dann bezüglich des bureaukratischen Mechanismus corrigirt und Corporationen an die Stelle gesetzt; aber mit der „gewissen Selbstständigkeit" derselben muß sich nach wie vor die Polizei behufs Disciplinirung der Arbeiter für geträumte Staatszwecke vertragen können.

Und warum mußte denn die sociale Reform gerade am untern Ende, wo die Hülfsbedürftigen mit ihren indirekten Steuern auch selber dafür zahlen müssen, zuerst angegriffen werden? Alle Richtungen der antiliberalen Socialpolitik, bis in die Schule Perin's hinein, empfahlen das obere Ende; sie wollten vor Allem das Uebergewicht des Capitalismus gebrochen wissen. Mit progressiven Vermögenssteuern, Erbschaftssteuern, procentualer und progressiver Besteuerung der Börsengeschäfte müsse man dem mobilen Capital beizukommen und dafür den überlasteten Grundbesitz, den bürgerlichen Mittelstand und die unteren Classen zu erleichtern suchen: so lauteten die seit Jahren discutirten Recepte der

---

1) „Christlich-sociale Blätter." 1882. Heft 18. S. 561.

socialen Reform. Aber überall sonst, nur da nicht, sah man die Regierung den Hebel ansetzen, bis endlich, kurz vor den Wahlen, jener Aufsehen erregende Artikel des ministeriellen Organs [2]) erschien mit der Erklärung, daß der Staat im dringenden Interesse „jeder eigentlichen Civilisation" gegen solche Projekte sich verwahren müsse. Denn einerseits würde das deutsche Volk, wenn es sich der Capitalbildung entwöhnte, in die Barbarei versinken, andererseits würde der Theil, dem der Trieb zur Capitalanlage angeboren sei, den Boden des Auslandes aufsuchen. Mit diesem letzteren „Theile" sind augenscheinlich vor Allem die jüdischen Häuser gemeint.

Nun ist es um den Kampf gegen den Capitalismus allerdings eine spinöse Aufgabe. Die Recepte gegen diese sociale Krankheit sind leichter niederzuschreiben, als staatlich anzuwenden. Gerade in seiner krankhaftesten Ausgestaltung ist der Capitalismus sogar jedem Einzelstaate über den Kopf gewachsen. Er kann da allerdings seine Millionen in ein paar Koffer packen und über die Grenze gehen, um die Coupons in einem andern Lande abzuschneiden. Es müßte nirgends mehr ein Fleckchen Erde zu finden seyn, um dieses Geschäft zu betreiben, und es würde ein Weltbund erforderlich seyn, damit der Staat der im eigentlichsten Sinne des Wortes vaterlandslosen Geld = Großmacht die Zähne ausbrechen könnte. Dieser schmarotzende Capitalismus würde auch dann noch unentwegt als Vampyr auf der Gesellschaft lasten, wenn das thätige Capital, welches die Arbeit nährt und ihre Ursache ist, mit Progressivsteuern, Pensionslasten, Staatsantheil am Nettogewinn, Krisensteuern so lange angezapft würde, bis es des Arbeitens satt würde und zusammenpackte, um gleichfalls andere Himmelsstriche aufzusuchen und den Coupon in olympischer Ruhe abzuschneiden.

2) S. „Histor.-polit. Blätter". Heft vom 16. Oktober 1882. S. 622.

Mit kaltem Blut die Sache betrachtet, kann man sich alle diese Bedenken in der That nicht verhehlen. Aber man braucht deßhalb noch lange nicht dem Capitalismus, ohne Unterschied seiner Art und Gattung, den Preis des mächtigsten Hebels der Civilisation zuzuerkennen und sogar den „Giftbaum der Börse" als unangreifbar zu erklären. Wer die sociale Reform um der Gesellschaft selbst willen im Auge hat, der muß vielmehr in dem schmarotzenden Capitalismus das gefährlichste Geschwür an der modernen Civilisation erkennen und den Tag herbeisehnen, wo der logische Rückschlag der überspannten Gier mit Naturgewalt eintritt. Anders freilich der Staatsmann, für welchen die sociale Reform wesentlich ein Mittel zur Stärkung der Staatsgewalt und eine politische Machtfrage ist. Er kann allerdings der Meinung seyn, daß die Gunst des Capitalismus und seines bedeutendsten Trägers, des Judenthums, ein schwerwiegendes Machtmittel des Staates sei und deßhalb zärtlich geschont werden müsse. An persönliche Interessen braucht man dabei noch nichteinmal zu denken.

Die Anklage gegen die „capitalistische Produktion" stammt aus dem Munde eines preußischen Ministers. Inzwischen verbreitet sich über die andere Art des Capitalismus, bei dem durch generatio aequivoca der Coupon den Coupon erzeugt, die Anschauung immer weiter und tiefer, daß derselbe aus einem Machtmittel des Staates zum Tyrannen der Staaten und Nationen emporgewachsen sei. Macht der Eine Capitalismus die Arbeiter zu „Lohnsklaven", so legt der andere dem Staatswillen und seinen Trägern heutzutage bereits Sklavenfesseln an. Viele Liberalen sind zu der Erkenntniß gekommen, wenn sie es auch nicht offen sagen; selbst Leute, die gegen den Vorwurf des Antisemitismus feierlich protestiren würden, fangen aber auch an offen zu sprechen. Ein solcher Mann darf bereits in einem so

mackellos liberalen Blatte wie die „Allgemeine Zeitung"[1]) mit einer Sprache auftreten, die überraschen muß. Sonderbarer Weise ist von der drastischen Mittheilung, die wir im Auge haben, wenig Notiz genommen worden, vielleicht, weil sie in der Handelsbeilage des Blattes abgedruckt ist; aber sie verdient notirt zu werden.

Es ist ein Börsen-Correspondent aus Paris, der sein Thema selbst als ein „sehr heikles" bezeichnet, aber mit Bestimmtheit erwartet, daß die demokratische Republik in Frankreich sich desselben bemächtigen und den „absoluten Beherrscher des Kriegs- und Lebensnervs der Nationen" vor ihr Forum ziehen werde. Wir unsererseits glauben allerdings, daß diese Krähe am wenigsten der andern die Augen aushacken werde. Schildert ja der Verfasser selbst sehr eingehend, wie alle Minister der Republik von Thiers bis auf Duclerc der Autokratie des „Welthauses" Rothschild unterthan gewesen; wie die oberste Leitung der Bank von Frankreich, dieses Regulators des allgemeinen Geschäfts aller Branchen, von den Winken desselben abhängig sei; wie die Pariser Chefs des Hauses Rothschild zwar niemals selbst eine politische Stellung einnehmen, aber durch ihre Leute und ihr Machtgebot dennoch in die Regierungsmaschine eingreifen; wie die wichtigsten politischen Entscheidungen in diesem absoluten Willen ihre Erklärung finden; wie Beispiele in Menge zur Hand sind, daß Creditanstalten, die dem Hause mißliebig waren, gebrochen werden, Emissionen, denen es feindlich gesinnt war,

---

1) München. Zweite Beilage vom 2. Nov. d. Js. — Wer freilich die auch in diesen „Blättern" (1880. Bd. 86. S. 708 f.) besprochene Schrift: „Die Frankfurter Juden und die Aussaugung des Volkswohlstandes von Germanikus" (Leipzig, Glaser 1880) kennt, der könnte meinen, daß „Germanikus" jetzt nach Paris übergesiedelt und unter den Schild des großen Münchener Organs gekrochen sei.

mißlingen, Staatsanleihen, von denen es seine Hand abzieht, kläglich verenden, während die fragwürdigsten Unternehmungen des Hauses selbst immer den Erfolg für sich haben.

Als das Haupt der Pariser Firma vor Jahr und Tag starb, wurde sein Vermögen auf etliche 1700 Millionen Francs angegeben; rechnet man dazu den Besitz der Brüder und Vettern Rothschild mit ihren Banken und Filialen in allen großen Städten der civilisirten Welt, so ergibt sich eine bedeutende Anzahl von Milliarden als das Gesammtcapital, welches wie ein compakter Wall allen möglichen Angriffen trotzt. Das haben vor Kurzem noch Phillipart und Bontoux erfahren. Der Correspondent macht auch darauf aufmerksam, daß nichteinmal mehr ein besonderes Genie dazu gehöre, um diese Milliarden-Regierung fortzuführen, denn sie wachse von selbst. Jeder Staat brauche Geld, mache Anleihen, unternehme Bauten, und unvermeidlich fließe jedesmal direkt oder indirekt ein Theil des Nutzens in die Hauptkasse Europa's. Auf die Dauer würden so, bei fortwährender Gleichgültigkeit gegen die Monstruosität, das Interesse des Staates, sowie das zersplitterte Privateigenthum Gefahr laufen, den Alles verschlingenden Börsencliquen und deren anerkanntem Haupt zum Opfer zu fallen und von ihnen verschlungen zu werden. Darum, meint er, könne es doch nicht lange mehr dauern, „bis alle besitzlosen und wenig bemittelten Bürger, ja selbst solche, die einiges Vermögen erworben oder erspart haben, sich genöthigt sehen werden, in geschlossener Phalanx gegen die Erzwucherer der Börse Front zu machen, die nur die stetige Anhäufung und Vermehrung ihrer Reichthümer im Auge haben und nur der Gewalt oder dem thatsächlichen Widerstande des Staates weichen würden.“

Ein geistreicher Mann hat einmal gesagt: „Die ganze Sache geht über unseren Köpfen vor sich; da oben in der Luft entfaltet sich purpurgesäumt und goldig glänzend eine

Wolke von Reichthum; aber wenn es einmal von dort herabregnet, so sind es faule Wechsel und überfaule Aktien." Das Bild scheint uns deßhalb sehr treffend, weil es an ein sociales Naturereigniß erinnert. Aber warum hat der Mann die Staatspapiere vergessen, die doch besagte Wolke nicht am wenigsten aufblähen? Und dann die Hauptfrage: wenn man die Wolke auf Gesetzes-Weg anzapfen könnte, wie sollte der Angstruf aller der größeren und kleineren Inhaber gestillt werden: „Was wird aus meiner Rente?" Darum verläßt sich der Capitalismus auf den Mastenwald seiner Himmelsstützen, und er darf sich darauf verlassen. Beschreibt doch derselbe Autor den Stufengang der geistigen Revolution seit 1830 ganz richtig: „Vor 1830: Hegel, Schleiermacher und Tieck; nach 1830: das junge Deutschland, Ruge, Feuerbach; nach 1848: der Kladderadatsch das Organ aller Gebildeten; nach 1866: Lasker und Bluntschli; nach 1870: der Courszettel als Organ aller Denker."[1]) Viele Jahre später beschreibt ein jüngerer Beobachter das Endresultat dieser Strömung, wie es vor seinen Augen liegt: „Wo der Erwerbsbetrieb auf den Thron gesetzt wird, da küssen Männer von Seelenadel, Intelligenz, edler Herkunft, Dichter und Künstler dem Geldfürsten die Füße . . . Jeder Staat, der die Manchester-Doktrin vollständig ausführt, wird unausbleiblich zu einem Geschäft, in welchem die großen Firmen herrschen, deren Befehle König, Minister und Parlament ausführen."[2])

Ist diese Aera, aus der wir hergekommen sind, vielleicht schon überwunden, und wodurch ist sie über die Gesellschaft hereingebrochen? Augenscheinlich durch die ungeheuern Veränderungen, die der ganze Weltverkehr in Folge der neuen

---

1) Edgar Bauer s. Berliner „Culturkämpfer". 1880. Hft. 18. S. 19. S. 20.

2) „Die Parteien des deutschen Reichstags und die socialen Fragen der Gegenwart." Neuwied und Leipzig, Heuser 1882. S. 47. S. 55.

Erfindungen, Dampfkraft, Elektricität &c., erfahren hat, und wodurch zugleich die Handelsbewegung verhundertfacht worden ist. Es ist nicht zu viel gesagt, daß heute ein Sechszigjähriger während seines Lebenslaufs größere Umgestaltungen mit angesehen hat, als unsere Väter und Ahnen seit dreihundert Jahren. Ohne diese Aenderungen gäbe es keinen modernen Capitalismus. Alle Einrichtungen des neuen Weltverkehrs kosteten Geld und erfordern noch immer ungeheure Summen. Schon vor vier Jahren hat der Chef des statistischen Amts in Berlin berechnet, daß in den Eisenbahnen der Welt 80 Milliarden, in den sämmtlichen Dampf-Fabrik-Anlagen 40 Milliarden und in den Dampfschiffen 5 Milliarden Mark angelegt seien. Diese fabelhaften Summen sind dadurch aufgebracht, daß das in allen Schichten der Gesellschaft vorhandene Capital sich nach einzelnen Punkten hin centralisirte, und jedes neue Anlehen schuf wieder neue Werthe. Die Börse ist nicht die Schöpferin, sondern nur der Schauplatz dieses Processes; es ist treffend gesagt worden: sie fungire wie das Herz im thierischen Organismus. Der leitende Kopf aber war zunächst im Judenthum bei der Hand; durch die mehrhundertjährige Uebung im Geldwucher und die enge Solidarität dieser Nation unter sich war sie hervorragend zur Börsenleitung qualificirt. Allmählig verdrängte das Judenthum da, wo es sich am dichtesten findet, fast jede Concurrenz in dem ebenso mühelosen wie wucherisch lohnenden Geschäft. „In tausenden von Fällen hat man im letzten Decennium constatiren können, daß die semitischen Röhren, durch welche das mitteleuropäische Capital diesen lebhaften Umlauf nimmt, in hohem Grade porös sind und einen namhaften Theil der durch sie cirkulirenden Flüssigkeit verschlucken.“ [1]) So ist der schmarotzende Capitalismus entstanden.

1) S. „Politische Briefe“ in der Wiener „Reform“. 1880. Heft 49. S. 1546 f. Heft 50. S. 1575 f.

Bis auf wenige Jahre her war des Prunkens kein Ende mit dem erstaunlichen Wachsthume der Nationalreichthümer und dem Prosperiren der Gesellschaft. Dem Liberalismus schien Alles harmonisch, denn es ließ sich nicht läugnen, Alle zusammen hatten unendlich mehr Vermögen als die gesammten Crösusse der alten und mittleren Zeit. Aber „uns Jüngeren zerreißen die grellen Disharmonien die Ohren“: sagt der oben citirte Verfasser.[1]) Nachdem die großartigen Schöpfungen in der materiellen Welt ihren Höhepunkt erreicht haben, zeigt sich nun, daß die Vermögens-Produktion und dessen Vertheilung im umgekehrten Verhältniß zu einander gestanden sind. Die Gesammtheit ist allerdings immer reicher geworden; aber während sich in den Händen Weniger unermeßliche Reichthümer häufen, ist die Hülflosigkeit der mittlern und die nackte Armuth der untern Stände zunehmend unerträglicher geworden.

Was gibt nun die socialpolitische Discussion zur Abhülfe an die Hand? Mir will scheinen, daß sie sich in dem Punkte in besonderer Verlegenheit befinde, und sich dadurch hinüber zu helfen suche, daß sie den Unterschied zwischen dem schmarotzenden oder dem eigentlichen Börsencapital und dem in der Industrie arbeitenden Capital nicht gehörig festhält, sondern verwischt. So liest man in einer Reihe vortrefflicher Abhandlungen über die Sociallehre des hl. Thomas von Aquin, welche in den Neusser Blättern veröffentlicht worden sind: „Solch ein auf Ausbeutung aufgebautes Erwerbswesen, wie wir es im Groß-Capital und in der Groß-Industrie sehen, kann gar nicht anders als den Classenhaß erzeugen, weil es auf der himmelschreienden Sünde der Entziehung des verdienten Lohnes beruht.“ Und an einer andern Stelle verlangt dieselbe Zeitschrift eine Socialreform, „welche das Uebergewicht des liberalen Capitalismus brechen und

1) S. die Neuwieder Schrift S. 47 f. — Der Verfasser argumentirt mit der Lehre Darwin's gegen den Liberalismus.

die Keime der Neuorganisation des Erwerbslebens und seiner Stände legen würde"[1]). Aber wäre mit dieser Neuorganisation wirklich auch schon das Uebergewicht des eigentlichen Großcapitals gebrochen?

Freiherr von Fechenbach drückt sich deutlicher aus: er verlangt, daß der Grund zu neuen Vermögensbildungen der drei Produktivstände gelegt werde, er verlangt insbesondere die staatliche Lösung der Lohnfrage; er fügt aber auch gleich bei: „Solange Fürst Bismarck nicht an die Lösung der Judenfrage geht, wird er niemals das ‚Spiel der freien Kräfte' brechen." Er läßt uns auch nicht im Zweifel, wie er diese Lösung versteht: „Was der Gesellschaft von jenen Privilegirten zu viel genommen wurde, und weßhalb eben die kleinen und mittleren Vermögen so rapid abgenommen haben, muß durch eine weise Regierung vermöge sehr verschiedener Kanäle wieder in den Besitz der großen Massen kommen."[2]) Er sieht klar, daß ohne eine solche socialpolitische Expropriation, bei der eine Entschädigung noch weniger möglich wäre als bei der Großindustrie, die hoch oben in der modernen Gesellschaft thronende Capitalmacht indirekt doch fortfahren würde, den Ertrag der Volksarbeit an sich zu ziehen. Aber über das Wie, die Mittel und Wege der Zertheilung und Distribution, schweigt auch dieser Social-Politiker, an dessen unerschrockenem Muth gewiß kein Zweifel gestattet ist.

Es ist schon wiederholt als eine auffallende Erscheinung bemerklich gemacht worden, daß die Socialdemokraten gegenüber den Juden stets eine eigenthümliche Zurückhaltung be-

---

1) „Christlich-sociale Blätter." 1882. Heft 18. S. 562. Heft 21. S. 649.

2) S. die neueste Programm-Schrift des Reichsfreiherrn von Fechenbach-Laudenbach: „Ein Beitrag zur Lohn- und Arbeiter-Frage". Berlin, Puttkammer 1882. S. 15. 19. 35.

obachtet haben, wie sie sich denn auch neuestens von der antisemitischen Agitation demonstrativ fern hielten. Obwohl der „Capitalismus" ihr beliebtestes Stichwort ist, so greifen sie doch niemals die Juden, welche zu 90 Procent die Träger des schmarotzenden Börsen-Capitalismus sind, als solche an. Man hat verschiedene Erklärungen dieser studirten Abstinenz versucht. Man hat gemeint, die Wütherei der jüdischen Presse gegen das Christenthum und allen religiösen Glauben schütte ja Wasser auf die Mühle der Socialdemokraten, und auch insoferne könnten die letzteren in den Juden ihre unwillkürlichen Bundesgenossen erblicken, als der jüdische Capitalwucher unfraglich das Eintreten des Moments beschleunige, wo die „Enteignung der Enteigner" auf die Tagesordnung kommen werde. Man hat auch die Thatsache angezogen, daß nicht wenige Personen jüdischen Stammes wichtige Rollen in der deutschen Socialdemokratie vertreten, wie auch schon das Faktum, daß der Partei wiederholt mit jüdischem Geld unter die Arme gegriffen worden sei, die schonende Rücksichtnahme erklären könne. Das Alles ist möglich; denkbar ist es sogar, daß Hr. Dühring in Berlin Recht hatte, wenn er eine „demoralisirende Verjudelung der deutschen Socialdemokratie" behauptete, und daß selbst diese Partei viel mehr, als man glauben sollte, unter jüdischer Oberleitung steht.[1]) Sollte aber nicht auch darin ein Grund der socialdemokratischen Enthaltung in Betreff der Judenfrage liegen, daß die Socialdemokratie über die „Enteignung" des schmarotzenden Großcapitals, im Unterschiede vom industriellen, ebensowenig wie andere Leute, Näheres zu sagen weiß, *solange* sie nämlich innerhalb der „gesetzlichen Mittel" verharren und nicht zum Anarchismus übergehen will, der

---

1) Vgl.: „Judenthum und Socialdemokratie" in den „*Christlich-socialen Blättern.*" 1880. Heft 27. S. 814 f.

sich die Vorbereitung des socialen Naturereignisses zur definitiven Aufgabe macht?

Schließlich kann man sich kaum des Eindrucks erwehren, daß jeder andere Kampf gegen den Groß-Capitalismus sich in einem vitiösen Zirkel bewege, insoferne ein entsprechendes Vorgehen dem Staat und seiner Gesetzgebung zugemuthet werden will. Denn solange der Staats- und Rechtszustand besteht, welcher dem „Welthause" Rothschild conkrete Gestalt anzunehmen gestattet hat, wird sich keine Regierung und kein Parlament dem machtvollen Einfluß der Börsenfürsten entziehen können, und sind diese modernen Dynastien ihrer Milliarden und deren kaninchenhafter Fruchtbarkeit sicher. Höchstens wird man sich von der Noth dazu treiben lassen, an dem in der Großindustrie arbeitenden Capital abzuzwacken, und das kann sich der Liberalismus wie die regierende Finanzmacht als billige Ranzionirung am Ende gefallen lassen.

LXIV.

Zur Rechtfertigung der Philosophie der Geschichte als einer besonderen Wissenschaft.

1. Die Geschichtswissenschaft. (Schluß.)

Das bisherige Resultat ist also, daß der Pragmatismus, mag er auch noch so sehr dem bloß äußeren Zusammenhang nachgehen und alles, was hinter und über diesem ist, Ideen und Principien ausschließen, zuletzt doch sich genöthigt sieht, sich selbst solche zu machen, welche in die Geschichte eine gewisse Nothwendigkeit hineintragen. Da es aber selbstgewählte oder auch gemachte des Pragmatikers sind, wird nicht bloß die früher geschilderte Form des Pragmatismus wenn auch in anderer Gestalt wieder aufgenommen, sondern auch jedem Subjektivismus und jeder Tendenz Thür und Thor geöffnet. Wollte ehedem der Geschichtschreiber die Stelle des belehrenden Mentor spielen, so will der Historiker der modernen Schule politische Stimmung machen.

Wenn aber nicht subjektive Ideen und Tendenzen wie politische Stimmungen „die organischen Gesichtspunkte" für den Historiker seyn können, umsomehr müssen dann die objektiven Ideen, welche in der Geschichte selbst liegen, gewonnen werden. Sucht der Pragmatismus den Zusammenhang historischer Thaten und Thatsachen nur in den nächst liegenden äußerlichen und endlichen Ursachen, wie sie unmittelbar in den Quellen sich bieten, setzt die moderne Schule als Ingredienz die Tendenz bei, um in die mecha-

nische Auffassung des starren Pragmatismus mehr Leben und Interesse zu bringen, so müssen die in der Geschichte wirklich zur Geltung kommenden Ideen, welche den Zusammenhang bedingen, tiefer, innerlicher d. h. sie müssen in dieser und den Thatsachen selbst liegen. Nur solche können gegenüber den äußeren zufälligen Ursachen die Natur des Allgemeinen, des Nothwendigen haben!

Daß der ächte Forscher dem nicht entgegen seyn kann, liegt überhaupt schon darin, daß der wahre Empirismus ja doch auf die ganze und volle Wirklichkeit gerichtet ist. Wenn aber diese nicht durch bloß äußere zufällige Ursachen entstanden ist, sondern in ihr auch innere wirken: so wird auch der Historiker zu diesen höheren treibenden Mächten der Geschichte vorzudringen suchen müssen. Er wird über dem Einzelnen zum Allgemeinen, über dem Zufälligen zum Nothwendigen, wie über dem Mannigfaltigen und Zerstreuten zum einheitlichen Ganzen zu gelangen suchen. Nur so wird er das Verhältniß zur eigentlichen Thatsache, zur ganzen vollen Wirklichkeit behalten. Verdankt ja doch selbst der gewöhnliche Pragmatismus diesem Streben, über das zerstreute Zufällige hinauszukommen, den Ursprung, nur daß er bei dem ersten Schritt schon blindlings stehen bleibt, während er im eigentlichen Sinne, um mit Creuzer zu reden, „die Fakten der Zufälligkeit zu entreißen und sie in das Gebiet des Geistes hinüberzutragen hat“ [1]).

Damit ist aber nicht ausgeschlossen, für eine Thatsache auch die nächstliegenden Ursachen, den äußern Zusammenhang zu finden. Weder der Charakter irgend einer historischen Persönlichkeit, noch psychologische Momente, wie etwa der Ehrgeiz, noch Umstände und äußere Verhältnisse sollen dabei unberücksichtigt bleiben, all dieß ist sicher auch ein Moment, um eine historische Thatsache voll zu begreifen, aber das Historische liegt nicht so sehr in diesem als in dem,

1) l. c. 125.

was die Zeit soll, also darin, wie die Thatsache dazu sich verhält. Dieß Soll aber kann nicht in einer Parteitendenz der Gegenwart liegen, sie kann nur aus dem größern Zusammenhang mit der Vergangenheit, aus dem Verhältniß zum Ganzen gefunden werden. Eine geschichtliche That und Thatsache ist daher etwas mehr, als was all die gedachten Momente bieten können. Eine historische That ist z. B. jene, welche auf das, was objektiv vorhanden, gestaltend und auf die Zukunft bestimmend einwirkt, und sie ist es um so mehr, je mehr sie dieses thut. Sie steht daher von vornherein nicht isolirt gleichsam in der Luft, vielmehr schließt sie schon einen Complex von Zuständen, Handlungen und Wirkungen in sich ein. Ist also die eigentliche Thatsache nicht schon in dem gegeben, was unmittelbar sich darstellt, so ist gerade das eigentlich Thatsächliche um so schwieriger herauszustellen, je mehr die Thatsache eine wirklich geschichtliche ist. Und zuletzt würde gerade die Frage, um dieß im Vorbeigehen jetzt schon zu sagen, was ist die eigentliche Thatsache der Geschichte selbst, die am meisten schwierige seyn; denn diese könnte nur mit der Frage gelöst werden, welches die Thatsache der Welt überhaupt sei[1]).

So führt die Analyse einer geschichtlichen Thatsache von selbst von den äußeren zufälligen Ursachen zu den innerlich wirkenden, zu geistigen Mächten, zu Ideen, Principien, welche in den Ereignissen wirksam sind und das scheinbar Zerstreute, Einzelne und Zufällige zu einem einheitlichen Ganzen verbinden. Der Historiker darf nur von den einzelnen Fakten in ihrer Fülle sich nicht blenden lassen, nicht bei den einzelnen Erscheinungen stehen bleiben, er muß zur Idee des Völker- und Weltenschicksals sich erheben, wenn er die Geschichte in ihrer vollen Wirklichkeit erkennen will. Damit ist also die Idee eines allgemeinen Zusammenhangs der ge-

---

1) Sieh hierüber die tief eingehende Erörterung Schellings in: Darstellung des phil. Empirismus. I. Abth. Bd. X. S. 228.

schichtlichen Dinge von selbst gegeben. Kann aber dieser selbst nicht mehr ein zufälliger seyn, so muß er, auch die Freiheit vorausgesetzt, weil er auf inneren idealen Momenten und Ursachen ruht, eine höhere Nothwendigkeit, ein Gesetz in sich bergen. Insofern sagt W. v. Humboldt (l. c. S. 3): „Nach dem Nothwendigen muß daher auch der Geschichtschreiber streben, nicht den Stoff, wie der Dichter, unter die Herrschaft der Form der Nothwendigkeit geben, aber die Ideen, welche ihre Gesetze sind, unverrückt im Geiste behalten, weil er nur von ihnen durchdrungen ihre Spur bei der reinen Erforschung der Wirklichkeit finden kann."

Diese Nothwendigkeit zeigt sich schon in den Bildungen, welche in der Geschichte entstehen. Da ist es die Gemeinschaft, in welcher die vielen Einzelnen in ihrer Freiheit doch vereint, bewußt oder unbewußt eine Wirkung hervorbringen; es ist die Entwicklung von Allgemeinem und Unbestimmtem aus zu Besonderem und Entwickelterem; es ist die Macht der religiösen Idee wie des politischen und socialen Lebens, es sind Wissenschaft und Kunst, die alle eine wirksame Gesammtidee voraussetzen, die das bunte Thun und Treiben auf ein Ziel hinführt, und so unabhängig von der Willkür eine Entwicklung bedingt. Vollends erst ist es die sittliche Idee, es ist die Idee des Rechts und einer in der Geschichte waltenden ewigen Gerechtigkeit, welche dem Thun des Menschen gegenüber steht, den Mißbrauch der Freiheit ahndet und die Aufrechthaltung der Ordnung bedingt, indem sie Jedem sein Maß und seine Schranke setzt. Es sind ferner überhaupt Ideen, welche oft ganze Völker ergreifen und jenen Kräften selbst den Anstoß und die Richtung verleihen, Ideen, die ihrer Natur nach außer dem Kreise der Endlichkeit liegen, aber die Weltgeschichte in allen ihren Theilen durchwalten und durchherrschen. Diese Ideen äußern sich nun nach Humboldt[1]) auf zweifachem Wege: einerseits als Richtung, inso-

---

1) W. v. Humboldt l. c. 19.

ferne sie Viele und an verschiedenen Orten und unter verschiedenen Umständen ergreift; dann aber als Krafterzeugung, welche in ihrem Umfang und in ihrer Erhabenheit nicht aus den begleitenden Umständen herzuleiten ist.

So sieht sich der wahre Empirismus selbst über den bloß äußeren, zufälligen, endlichen Zusammenhang zur Anerkennung eines inneren und höheren getrieben, um so mehr als gerade der wahre Gehalt der Begebenheiten erst durch diesen erkannt wird. Ja selbst transcendentale Ursachen, und somit einen höheren Willen, der über der bloßen Endlichkeit liegt, aber trotzdem in die Geschichte eingreift, wird und kann der Empirismus, wenn er für das Ganze offenen Sinn behält, nicht ausschließen. Die Vorführung einer Thatsache, wobei wir nicht Anspruch machen, auch nur die Hauptmomente derselben anzudeuten, soll dieß näher zeigen.

Daß Augustus mit der Schlacht von Actium zur Herrschaft in Rom gelangt, allmälig alle Aemter, welche in der Republik gesondert verwaltet wurden, in sich vereinigt und dadurch das römische Kaiserthum, die Cäsarenherrschaft gegründet hat, ist zunächst eine Thatsache, die so oder anders sich ereignen kann und sich ereignet hat, und die insoferne einen zufälligen Charakter an sich trägt. Diese Thatsache mag selbst nun aus verschiedenen äußern, sowie auch aus psychologischen Ursachen abgeleitet und erklärt werden. Man kann, ohne hiebei zu irren, in der Ermüdung und der Erschöpfung der Parteien[1]), welche in den letzten Zeiten der Republik mit einander gekämpft, man kann in dem Ehrgeiz Einzelner, die nur nach Höherem gestrebt, wie in der rückhaltenden Klugheit Octavians die Ursachen erblicken, die ihn zum Sieg über Alle gebracht — so liegt darin unläugbar eine Wahrheit. Allein trotzdem ist es nicht die ganze volle Wahrheit; es ist eine geschichtliche Thatsache, allein an die Geschichte der Menschheit gehalten, nur so aufgefaßt, noch nicht eine eigentliche

1) Siehe Tacitus Annal. I. 2.

historische Thatsache in höherem Sinne. So betrachtet ist die Alleinherrschaft des Augustus doch nur erst äußerlich in den nächsten Ursachen erkannt, aber deßhalb noch nicht in ihrer allgemeinen historischen Bedeutung. Nach der obigen Causalverknüpfung hätte sie selbst für die römische Geschichte mehr nur eine zufällige Bedeutung. Weiter wird schon derjenige blicken, welcher in der innern Entwicklung des socialen und politischen Lebens der Römer selbst das Cäsarenthum mit einer gewissen Nothwendigkeit heranreifen sieht. So wenn er bei der immer gewaltigeren Ausdehnung des Reiches die allmälige Auflösung der inneren Ordnung verfolgt, in Folge dessen die monarchische Spitze als das nothwendige Ende davon sich darstellt. Dadurch erhält die Thatsache, die schon oft geschehen, ohne den Weltlauf geändert zu haben, daß nämlich Einer als Sieger über Gleiches anstrebende Gegner an die Spitze gelangt, und welche an sich bedeutungslos wäre, schon eine andere Stellung und Bedeutung. Ist die Imperatorenherrschaft das Resultat einer inneren Entwicklung der römischen Geschichte selbst, so wird hiebei schon ein höheres, ein in ihrem Gange mit einer Art Nothwendigkeit waltendes inneres Princip oder eine Idee vorausgesetzt, welche darin sich verwirklicht. Damit ist in die Bewegung und Entwicklung selbst, unabhängig von dem Einzelnen, ein bestimmter Zweck gelegt. Allein auch dieser Auffassung haftet immer noch die Zufälligkeit an. Die weitere Betrachtung ergibt, daß mit der inneren Entwicklung auch die äußere, die des allmäligen Emporsteigens zur Weltherrschaft verknüpft ist. Bei den Römern selbst schon machte sich der Gedanke geltend, daß sie zur Weltherrschaft berufen seien. Polybius sieht gerade dieß als die Fügung des höheren Schicksals an, daß alle Völker unter Roms Hegemonie zu einer großen Einheit verbunden werden sollen[1]). Immerhin

1) Creuzer l. c. 417. Auch der hl. Augustin hat darin eine Anordnung der göttlichen Vorsehung erblickt. Civ. Dei. V. 21.

kann aber selbst dieß noch als ein partielles und zufälliges Ereigniß erfaßt werden. Es können ähnliche Thatsachen ja auch bei andern Völkern sich ereignen, wenn auch in der römischen Geschichte dieses innere, mit einer Nothwendigkeit fortschreitende politische Wachsthum wie die Entwicklung der politischen Idee weit am kennbarsten hervortritt.

Doch der Historiker kann auch noch weiter gehen; er kann in der römischen Geschichte selbst nur einen Theil, ein Moment der Geschichte der Menschheit erblicken, er wird daher für die Entstehung des Cäsarenthums auch noch nach einem Zusammenhang mit der Geschichte der Menschheit im Großen sich umsehen, und dieß wird ihn dahin führen, die Stellung des römischen Volkes und somit auch seiner vorzüglichsten Phasen der Entwicklung in der Geschichte der Menschheit ausfindig zu machen. Ist auch hierin immer noch eine Zufälligkeit, zumal ja auch ältere Völker die Weltherrschaft anstrebten, so ergibt sich aus dem Vergleich der Entwicklung römischer Weltherrschaft mit der der früheren Völker schon vielmehr eine innerlich wirkende fortschreitende Idee. Bei frühern Völkern entstand die Weltherrschaft meistens gleichsam wie plötzlich, wie im Fluge, während Rom aus kleinem Keime aber mit eiserner Beharrlichkeit allmälig in immer weiteren Kreisen sich ausgedehnt, ja den unterworfenen Völkern selbst sein Recht auflegte, während zugleich die übrigen Völker immer mehr in ihrem Volkscharakter sich zersetzten. So wird auch die empirische Forschung zuletzt zu dem Bekenntniß sich gedrängt sehen, daß die römische Weltherrschaft nur das letzte und höchste Glied der ganzen geschichtlichen Entwicklung der Menschheit der alten Welt überhaupt gewesen, wie auch Polybius dieß schon theilweise erkannt. Damit erst ist die Stellung Roms in seiner weltgeschichtlichen Bedeutung gegeben. So erhält aber auch die Thatsache, daß der Eine Glückliche an die Spitze der Weltherrschaft gelangt ist, eine höhere Bedeutung; ja man ersieht, wie jene Worte des Dichters keine leere Schmeichelei gewesen,

sondern daß derselbe ein Vates war, wenn er den Augustus als den Gott der Gegenwart preist: „Wir glauben, daß am Himmel der Donnerer Jupiter herrscht: als der Gott der Gegenwart gilt Augustus"[1]); ja wenn er Jupiter selbst, dem Vater und Hüter des Menschengeschlechts, dem Sprößling des Saturn zuruft, daß, da ihm die Sorge für Cäsar vom Schicksal anvertraut, er selbst herrschen wird insofern Cäsar glücklich ist.

Orte Saturno, tibi cura magni
Caesaris fatis data, tu secundo
Caesare regnes.

Hier ist's nicht mehr etwa um den Ausdruck einer politischen Idee, die zur Verwirklichung gekommen, zu thun, es hat in Cäsar Augustus eine menschheitliche weltgeschichtliche Entwicklung ihren Abschluß gefunden.

Nun könnten wir noch weiter gehen und diese historische Thatsache nicht bloß von der Seite betrachten, wie sie geworden, sondern welchen Einfluß sie auf die folgende Entwicklung geübt. Hier sehen wir aber, daß mit dem Cäsarismus die Entwicklung Roms nicht bloß, sondern in und mit ihm die geschichtliche Welt des Alterthums überhaupt ihren Höhepunkt erreicht, aber auch ihren Abschluß gefunden hat. Ueber sich hinaus konnte Rom nicht mehr; es ist gleichsam stationär geworden und es sollte nur die Errungenschaft der bisherigen Entwicklung bewahren und vermitteln für eine folgende Zeit. Aber eben, weil es nicht mehr entwicklungsfähig war, sollte es zur äußern Hülle werden, in welcher der Keim eines neuen Reichs, das auf geistiger und sittlicher Einheit ruhte, sich entfalten sollte, so daß Rom

1) Horatius, Ode III. 5; u. II. 12.
Coelo tonantem credidimus Jovem
Regnare: praesens Deus habebitur Augustus.
In gleicher Weise singt auch Ovidius, Fast. II. 131.
Hoc tu per terras, quod in aethere Jupiter alto,
Nomen habet: hominum tu pater, ille Deum.

und sein Reich, wenn auch wider Willen zur Unterlage und zum Mittel des Wachsthums eines anderen diente.

So erhebt sich der Historiker, wenn er anders sein Auge für die ganze Wirklichkeit offen hält, von dem Einzelnen, Zufälligen und Nächsten immermehr zur Anschauung eines weiteren, übersinnlichen Zusammenhangs der geschichtlichen Thatsachen, eines Zusammenhangs, welcher das viele Einzelne als Glied eines großen weltgeschichtlichen Ganzen, zu einer lebendigen Totalität verbindet. Und nicht nimmt diese höhere Nothwendigkeit, mit der die Ideen wirken, den concreten geschichtlichen Thatsachen ihren individuellen Charakter, im Gegentheil dieser tritt um so concreter hervor, je mehr eine solche Thatsache im weltgeschichtlichen Zusammenhang erkannt wird. Insofern sind diese Ideen nicht solche, welche der Historiker in die Geschichte aus Eigenem oder anderswoher nimmt und in die Darstellung hineinträgt, nicht leere Abstraktionen, welche nur wieder aus der Erfahrung künstlich abgeleitet werden und über die Zufälligkeit nicht sich erheben[1]), es sind vielmehr Ideen, welche uns aus der objektiven Geschichte selbst entgegentreten, und die das Zufällige einer Nothwendigkeit, das Willkürliche einem Gesetze unterordnen, das Stoffliche, wie es äußerlich uns entgegentritt, beleben und gestalten.

Wenn aber der Historiker zu einem übersinnlichen Zusammenhang sich erhebt, so ist deßhalb seine letzte Voraussetzung noch nicht erreicht. Es treibt den forschenden Geist über den mehr allgemeinen Zusammenhang der von

---

1) Solche Abstraktion ist es, wenn Kant aus dem widersinnigen Gange menschlicher Dinge, der von der Willkür des Menschen stammt, eine Naturabsicht folgert, mittelst welcher der Mensch seine Anlagen entwickeln mag, und als diese Absicht die Herstellung einer allgemeinen das Recht verwaltenden bürgerlichen Gesellschaft bezeichnet. („Ideen zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht." Kant's sämmtliche kleinere Schriften. Bd. III. 133 ff.)

Ideen getragenen Complexe geschichtlichen Lebens auch noch nach einer ersten Ursache, die Anfang, Mitte und Ende in der Hand hat, zu fragen, und durch welche jene größeren Organismen von geschichtlichen Thatsachen daß ich so rede, ihren letzten und höchsten Grund alles Bedingens und Bedingtseyns und damit ihre höchste Einheit finden[1]). So erst wird das Bild der Geschichte ein volles und ganzes, wenn Alles als von einem ersten Princip aus getragen erscheint, und so eine ewige Ordnung in ihr sich spiegelt, mit der auch erst ein Ziel und Ende der Bewegung gesetzt seyn kann. Erst wenn das Bild so zu einem vollen wird, wird es, wie Humboldt fordert, „das Gemüth des Menschen auf ähnliche Weise bewegen wie die Wirklichkeit selbst.“ Nur so erhält auch die Geschichte ebenso ihren epischen wie ihren tragischen Charakter.

Allein was ist für den Historiker dieß Eine und Höchste, in dem alle Erscheinungen ihre Einheit haben und das über Allem steht? Die Alten hatten ihr Schicksal und ein göttliches Verhängniß; die neue Schule spricht uns bis zum Eckel von einem sittlichen Princip und Gesetz, welches, wie v. Sybel sagt, ohne aber es näher zu erklären, „wie mit innerer Nothwendigkeit die Formen des Staates und der Cultur erzeugt.“ Nach christlicher Anschauung ist es die Vorsehung eines höchsten persönlichen Gottes, dessen Ausfluß erst die ewige Gerechtigkeit und das Sittengesetz ist,

---

1) „Den Geist befriedigt es nicht, die Reihe von Thaten und Begebenheiten als Ursachen und Wirkungen ineinander gegründet, durcheinander bedingt zu wissen. Er fragt nach einem Grunde dieses Bedingens und Bedingtseyns überhaupt, er sucht ein Höchstes, um dessentwillen alles Andere ist. Ein Faktum könnte wohl eine Einheit geben, aber nur eine bedingte, sinnliche Einheit. Der Geist sucht eine Einheit, die höher liegt als der Causalnexus selbst, die jene erstere als bloßen Stoff ihrem eigenen Gesetze unterwerfe, und folglich selbst nicht sinnlich bedingt sei, eine übersinnliche Einheit.“ Creuzer l. c. 178.

welche über den Handlungen der Menschen wacht und Alles ordnet. So sieht jede Richtung sich angewiesen einen höchsten Grund aller Geschichte vorauszusetzen, eine höchste Ursache, die in Allem durchwirkt, und erst die Anerkennung einer solchen läßt die Geschichte als ein großes Ganze erscheinen. Ohne sie zerfällt dieselbe in ein Aggregat von höchstens größern oder kleinern Complexen von Thatsachen und Begebenheiten.

Allerdings war bei den Alten die Idee eines göttlichen Verhängnisses im Gesammtbewußtseyn des Volks, z. B. als Herodot seine Geschichtsbücher schrieb: ebenso ist die Idee der göttlichen Vorsehung in der christlichen Menschheit die lebendige Voraussetzung, während man das Gleiche von dem von der neuern Schule an die Spitze gestellten abstrakten Sittengesetz nicht sagen kann; denn eine bloße Abstraktion des Historikers ersetzt nimmer die eine Zeit beherrschende lebendige Voraussetzung sei es des Schicksals, sei es der Vorsehung. Daher wird auch nur diejenige Geschichtschreibung, welche an einer ewigen lebensvollen Ordnung, die unabhängig von der menschlichen Freiheit ist, festhält, eine Total-Anschauung bieten. Dagegen kann jene, welche der Anerkennung einer höchsten über Allem schwebenden Macht sich entschlägt und die ganze Geschichte nur als Menschenwerk betrachtet, durch die Aufstellung der Abstraktion eines Sittengesetzes nur einen Schatten bieten, der den losen, zufälligen und mechanischen Zusammenhang nackter pragmatischer Darstellung nach bloß endlichen Ursachen mit den hineingetragenen partiellen oder subjektiven Tendenzen mühsam genug verhüllt.

Wir dürfen zum Unterschied nur die alten Chroniken lesen, die trotz aller Zufälligkeit, in der das Einzelne oft lose genug aneinandergereiht ist, doch die Geschichte selbst immer universell fassen und die Idee der Menschheit in ihrer Gesammtentwicklung nicht verlieren, während die Gegenwart bei aller Vortrefflichkeit der Forschungen und Leistungen im Einzelnen die Idee einer Geschichte der Menschheit fast völlig

verloren zu haben scheint[1]). Herodot und Thukydides bleiben in dieser Hinsicht in der Behandlung der Geschichte immerhin ein Muster der Classicität. Blicken wir nur auf ersteren! Ursprünglich, in den ersten Keimen der Geschichtsschreibung, wie sie in den Sagen der cyklischen Poesie sich findet, war der Zusammenhang nicht ein gesuchter und gewollter, es war vielmehr „der übersinnliche Zusammenhang, den die Sage und Poesie selbst mitbrachte"[2]), und der weil nicht reflektirt, die unmittelbare objektive und unbewußte Voraussetzung blieb. Die Logographen wußten außer diesem keinen anderen Zusammenhang. Alles Andere war ein zufälliges unmotivirtes Faktum[3]). Erst bei Herodot, dem eigentlichen Vater der Geschichte, finden wir auch eine historische Einheit, gründend in einer nicht selbst gemachten Idee, von der aus er den Stoff behandelte; sondern die Geschichte seiner Zeit selbst gab ihm diese höhere einende Idee in die Hand; es war die Idee, welche die Geschichte der Hellenen damals bewegte, nämlich „die Ueberwindung der Barbaren, welche die Welt überwunden hatten." (l. c. S. 111). Es war dieß wirklich ein welthistorisches Moment, nicht eine selbstgemachte, wenn auch selbstgewählte Idee, für die er sein Auge offen hielt, und welche ihm für das, was er immer erzählt, den vermittelnden Gedanken gab; und wie sehr er sich immer auch in Episoden erging, es diente ihm doch Alles nur zu dem Einen Zwecke. Allein dieß war doch nur eine äußere Einheit, und konnte daher selbst nur eine empirische seyn. Herodot erhob sich aber auch zu einer höhern innern Einheit oder vielmehr, sie bot sich ihm in der unzweifelhaften Voraussetzung einer ewigen Naturordnung, der die Götter und die Menschen

---

1) Den Werth der Chroniken von dieser Seite hat ebenso Humboldt (l. c. 4.) wie Creuzer im Vollmaße anerkannt. Namentlich aber auch einer der größten Geschichtsforscher: Fr. Böhmer.
2) Creuzer, Hist. Kunst der Griechen. S. 104.
3) l. c.

unterworfen[1]), die da wachet über die Gränzen, die zwischen Menschlichem und Göttlichem gesetzt sind. Die Gottheit selbst hütet das angeordnete Gleichgewicht, die ewigen Naturgesetze als Verwalterin des sittlichen Maßes, wie als austheilende Gerechtigkeit[2]). Darin hatte Herodot eine sittliche Harmonie, die er nicht hineinträgt, sondern die sein tieffühlender Sinn in dem Widerstreit der menschlichen Dinge erblickt, und damit ist auch der ewige Gang einer übersinnlichen Ordnung vorgezeichnet. Erst durch jene übersinnliche Ordnung erhält das einzelne historische Faktum seine wahrhaft historische Bedeutung, die ihm die äußere materielle Anlage nie hätte gewähren können[3]), und gerade diese übersinnliche und sittliche Auffassung gibt Herodot seine Bedeutung als Geschichtschreiber für alle Zeiten. Allerdings kann Herodot die Widersprüche zwischen dem Schicksale und der Willkür der Götter und ihrem Neide nicht ausgleichen, da ihm die christliche Idee der göttlichen Vorsehung mangelt; daher schreibt sich ein gewisses Schwanken, dessen er aber selbst sich nicht bewußt war, weil die Reflexion hierüber in seinem gläubigen Gemüthe nicht aufkam. Allein dieß thut der großartigen Gesammtauffassung keinen Eintrag[4]). Sucht Herodot außer jenem übersinnlichen Princip nichts desto weniger auch die verschiedenen natürlichen Bedingungen und Ursachen einer Handlung darzulegen und sie aus den Verhältnissen, der Gemüthsart und dem Charakter einer Persönlichkeit zu erklären, so ersieht man, daß Beides wohl

---

1) Herodot I. 9.

2) Creuzer l. c. 117.

3) Creuzer. „Man entferne jene Idee einer sittlichen Harmonie auf einen Augenblick und frage sich, ob nicht bei der höchsten Vollkommenheit der materiellen Anlage, die wir eben bewunderten, dennoch das Ganze als ein großes Spiel des Zufalls das religiöse Gemüth, das einen letzten Grund der Erscheinungen sucht, in seinem innersten Grund zerreißt.“ (S. 120.)

4) Creuzer, l. c.

neben ja ineinander bestehen kann, wie ja dieselben auch gemeinsam die wirkliche Geschichte erzeugen. Die Voraussetzung jenes übersinnlichen Zusammenhanges schließt daher die endlichen Ursachen nichts weniger als aus[1]).

Der wahre Geschichtschreiber im großen Stile, welcher ein volles, lebendiges Bild von der Wirklichkeit geistig wiedergeben will, wird zwar nichtsweniger als das Einzelne vernachlässigen, er wird auch der äußern Verkettung der Thatsachen möglichst nachgehen, aber er wird ebenso den inneren Ursachen, den allgemeinen und höheren Mächten, die in der Geschichte walten, nachspüren, sich den Ideen, die in ihr zur Verwirklichung kommen, offen halten und vor Allem jene Macht anerkennen, welche auch über dem bunten Thun und Treiben der Menschen waltet. Freilich wird er diese nicht bei jeder einzelnen That herbeiziehen, er wird, so wenig er nach abstrakten Ideen construirt, auch keine Kleinkrämerei mit dem Göttlichen treiben: aber wie dieses selbst gleichsam nur von einem verborgenen Hintergrunde aus alles menschliche Thun durchweht, so soll auch der Geschichtschreiber von dem gleichen Hauche seine Darstellung durchwehen lassen. Wenn der Historiker von diesem Geiste beseelt ist, wird er auch in der Darstellung ganz concreter Einzelthatsachen, die nur einen engen Rahmen fordern, diesen nicht vermissen lassen.

Nun fragt es sich, wie gelangt der Historiker zu jenen Principien und Ideen, ja zum letzten Grund? Erst wenn

1) Es ist daher völlig falsch, wenn Rocholl in seinem sonst verdienstvollen Buche „Die Phil. d. Geschichte" sagt: „wie bei Homer, so treten auch bei Herodot die Götter überall in der Geschichte in den Vordergrund", ja dasselbe auch von Xenophon und Thukydides behauptet. (S. 14.) Im Gegentheil, die Geschichte wird von den Menschen gewirkt, und das, was Menschen gethatet, wird erzählt. Die Gottheit steht im Hintergrunde, aber in ihrem Walten findet der Historiker die höhere Einheit, durch welche das bunte Bild menschlichen Thuns zum Ganzen sich zusammenschließt.

diese Frage beantwortet ist, kann die Grenze für die Geschichtschreibung gezogen und nach dieser Seite die Aufgabe der Geschichtsphilosophie sowie ihre Berechtigung nachgewiesen werden.

Unmittelbar ist dieses Etwas nicht gegeben; aus sich selbst, aus Eigenem darf der Historiker es gleichfalls nicht nehmen, um es sodann als leitende Idee zu benützen und nach ihm die Thatsachen zu gruppiren. W. v. Humboldt läßt das, was durch kritische Forschung nicht mehr erreichbar ist, „erahnden" und fordert hiefür den Sinn für die Wirklichkeit (l. c. 23). Die Wirklichkeit ist es ja, die als eine Ganzheit zunächst das Aeußere, aber in und mit diesem auch das Innere, Ideale bietet, beides in lebendiger Verbindung enthält. Und in der That! Die Geschichte ist so lebensvoll, so reich an geistigen inneren Momenten wie an äußeren Thatsachen, an schaffenden Kräften wie an Erscheinungen und Handlungen, daß der Historiker, wenn er nur offenen Sinn für die Wirklichkeit und Totalität hat, allen Anforderungen gerecht zu werden vermag. Ein Historiker freilich, welcher schon von vorneherein ganze Gebiete der Geschichte aus vorgefaßter Meinung als nicht zu ihr gehörend ausscheidet, oder höchstens nur in tendenziöser Weise an sie geht, zeigt nur, daß er des Sinnes für die Wirklichkeit ermangle, oder ihn verläugne.

Hier ist es nun die schon erwähnte und von Humboldt geforderte „congeniale Auffassungs- und Reproduktionsgabe", die selbst nur eine Form der Phantasie seyn kann, wie sie der Künstler hat, nur daß sie nicht wie beim Künstler freischaffend, sondern der Erfahrung und Ergründung der Wirklichkeit untergeordnet wirkt[1]). Mittelst dieser Auffassungs- und Reproduktionsgabe muß der Historiker der vollen Wirklichkeit sich öffnen. Nicht daß er, wie Gervinus gemeint, sich in die Natur seines Gegenstandes verlieren müßte[2]);

1) W. v. Humboldt 2—3.

2) Historik 12. 29. „Der Historiker findet diese Ideen, indem er sich in die Natur seines Gegenstandes verliert."

denn da würde er auch seine Freiheit einbüßen — oder daß er etwas von dem Seinen hinzu thut, sondern indem er mehr erahnt, was unmittelbar nicht gegeben und in der äußern Erscheinung nicht zu finden ist. Daher ist es seine Aufgabe, die Geschichte vielmehr zu beschreiben oder besser sie ideal im Geiste der Wirklichkeit zu reproduciren, als sie zu machen. Gibt aber der Geschichtschreiber in dieser Weise das Bild der Geschichte, so wird sein Thun dem des Künstlers ähnlich und seine Darstellung wird selbst zum Kunstwerk. Wie letzteres den Beschauer ergreift, so wird das historische Kunstwerk den Leser ergreifen; nur daß bei dem Künstler die Phantasie den Stoff selbst erzeugt und ihn ideal gestaltet, während der Historiker vielmehr erfüllt von den Ideen, die in der geschichtlichen Wirklichkeit thätig sind, den gegebenen objektiven Stoff nach den in der Wirklichkeit selbst waltenden Ideen gestaltet[1]).

Damit hat aber auch die Geschichtschreibung ihren Höhepunkt erreicht und die Geschichtswissenschaft ihre Aufgabe gelöst. Gilt es dieser, ein getreues Bild der Geschichte zu geben, so muß sie also in und über den äußern Thatsachen jene übersinnlichen Ideen und Mächte, welche in den Thatsachen nebst der Freiheit wirken, anerkennen; sie muß über der menschlichen Freiheit eine höhere, nicht zwar unmittelbar in die Erscheinung tretende Nothwendigkeit anerkennen, welche allem menschlichen Wirken zur Seite geht und wodurch allein geschichtliche Gestaltungen entstehen und in welcher auch jene Ideen wurzeln, welche Richtung und Ziel geben; vor Allem aber auch jene höhere Macht, welche ebenso über der Freiheit als der Nothwendigkeit in der Geschichte durch beide einen ewigen Plan verwirklicht.

Allein nun fragt es sich, ob damit schon alle Fragen, welche die Geschichte bietet, gelöst sind? Jedenfalls ist so

---

1) Vergleiche Schelling in seinen Vorl. über das akad. Studium. WW. 1. Abth. V. Bd. 310.

viel gewiß, daß, insofern der Historiker hinter und inner dem äußerlich und unmittelbar empirisch gegebenen Stoffe Ideen, Principien und höhere Ursachen anerkennen muß, diese doch von ihm eben nur empirisch und mittelst der äußeren Erscheinung aufgenommen und anerkannt werden können. Indem er aber dieselben nur in und mit dem Gegebenen findet, so können dieselben für sich nicht mehr Gegenstand seiner Untersuchung seyn. Und doch wäre auch dieß eine wissenschaftliche Aufgabe, die aber nicht mehr im Kreise der Geschichtswissenschaft selbst liegen kann, sondern derjenigen Wissenschaft zukommt, welche überhaupt das Wesen, die Ideen der Dinge und also auch der Geschichte zu bestimmen hat. Dieß ist aber eben die Metaphysik. Freilich darf dann diese nicht mehr bloß als eine Kategorienlehre aufgefaßt werden, die nur formelle Bedeutung haben, noch kann sie auf eine bloße rationelle Kosmologie, Psychologie und Theologie sich beschränken, sie muß nicht bloß die formalen sondern die wirklichen Principien und Ideen alles Seyns und somit auch der Geschichte bieten, wodurch sie allein Wissenschaft der Wissenschaften seyn kann. Von der Metaphysik wird also gefordert, daß sie auch das Wesen der Geschichte bestimme, daraus den nothwendig gegebenen Anfang, das dadurch bedingte Ziel bestimme, wie die bildenden Ideen ableite, welche in ihr zur Entwicklung kommen müssen. Damit aber entwickelt sie den durch das Wesen bedingten nothwendigen Inhalt, wie das Gesetz, in welchem die geschichtliche Bewegung verlauft, welches Gesetz aber für die Geschichte kein anderes seyn kann, als das Gesetz alles Seienden selbst. Es ist keine Frage, daß die Geschichtswissenschaft diese Aufgabe umsoweniger zu lösen vermag, als dieselbe nur im Zusammenhang mit der Entwicklung der Idee des Seyns überhaupt gelöst werden kann.

Allein auch noch eine andere Aufgabe erübrigt. Es handelt sich nicht bloß um das Wesen der Geschichte, und um den dadurch nothwendig bedingten Inhalt, nicht bloß

darum was sie seyn muß, wenn sie seyn soll, nicht bloß um ihre begriffliche, ideale Möglichkeit und ihr nothwendig dadurch bedingtes Ziel, sondern auch darum, wie ist die Geschichte der Wirklichkeit nach thatsächlich möglich? Weist nämlich z. B. die Metaphysik gemäß ihrer Aufgabe, das Seiende in seiner Idee mittelst des Denkens und seiner Nothwendigkeit zu entwickeln, nach, daß die Geschichte ihrem Wesen nach nur das Werk der freien That seyn könne, daß aber dieses Thun wieder seine Schranke im Gesetze des Seienden habe, wodurch eine Nothwendigkeit gegeben ist, in Folge welcher erst geschichtliche Bildungen durch das freie Thun möglich werden, so ist damit zwar die ideale, begriffliche Möglichkeit und ihr Inhalt bestimmt, aber nicht diese selbst schon ihrer Wirklichkeit nach erkannt, vor Allem aber die Frage offen gelassen, wie ist die Geschichte ihrer Wirklichkeit nach möglich? Diese Frage geht über das Was, das Wesen hinaus, sie geht an das Princip und die Ursache der Wirklichkeit selbst und kann daher auch nur von dem aus, was das Allerrealste ist und seyn muß, beantwortet werden. Dieß Allerrealste, bei dem alles Seyn, und das so allein auch Quelle alles Seyns ist, kann auch nur das seyn, in welchem Freiheit und Nothwendigkeit selbst gründen, und somit das, was alle Geschichte als Erfahrungswissenschaft voraussetzt und zu dem ebenso auch alle Metaphysik als dem höchsten und letzten Ziele ihrer Erkenntniß gelangt. Es wäre dieß nämlich das Princip, welches so mit Voraussicht wie die Welt setzen, so auch die wirkliche Geschichte ermöglichen kann.

Freilich erkannt muß auch dieß erste und höchste Princip werden, das die Ursache alles Seyns und so auch der Geschichte ist, wenn gezeigt werden soll, wie von ihm aus die Geschichte als ein Werk menschlicher Freiheit möglich ist. Niemand wird aber in Abrede stellen, daß dieß die Aufgabe der Philosophie sei.

Ist nun dieß Princip erkannt, und kann von ihm aus

gezeigt werden, wie die wirkliche Geschichte als ein Erzeugniß menschlicher Frucht möglich sei, so ist damit für die Geschichtsbetrachtung auch der höchste positive Standpunkt gewonnen, den die Geschichtswissenschaft wohl voraussetzen muß aber nicht bieten kann, und den, wie wir sehen werden, auch die Metaphysik zur Begründung einer auch über sie hinausgehenden philosophischen Entwicklung überlassen muß.

Ist aber nun dann gezeigt, wie vom höchsten Princip aus die wirkliche Geschichte als möglich gedacht werden könne, so ergibt sich von selbst als weitere Aufgabe, die wirkliche Geschichte auch von diesem Princip aus, das selbst nur absolute Persönlichkeit, absoluter Geist, also nur Gott seyn kann, nach ihrem Ziel und Zweck, wie nach ihrem Inhalt zu betrachten, somit das Verhältniß beider, Gottes und der Geschichte, nicht bloß in abstracto begrifflich zu bestimmen, sondern die thatsächliche Wechselbeziehung und Wechselwirkung, in welcher die Geschichte zur ersten und höchsten Ursache alles Seyns steht, in der Geschichte selbst zu verfolgen und nachzuweisen. Dieß erst aber wäre Philosophie der Geschichte im eigentlichen Sinne.

Nun erst läßt sich auch der wesentliche Unterschied der Geschichtswissenschaft von der Philosophie der Geschichte zeigen, woraus die Berechtigung der letzteren sich ergibt.

Der Gegenstand ist für beide allerdings derselbe: die wirkliche Geschichte; aber Ausgang und Behandlung des Inhalts wie das Ziel beider sind wesentlich verschieden. Der Historiker geht von dem erfahrungsmäßig Gegebenen aus, er sucht die Einzelnthatsachen festzustellen und dann erst kann er sie nach ihrem äußeren und inneren Zusammenhang, insoferne sich dieser in dem Gegebenen spiegelt, darstellen. Ist daher dieser Zusammenhang in der wirklichen Geschichte auch durch Ideen, Principien und somit durch übersinnliche Ursachen bedingt, ja setzt er einen letzten Grund alles Bedingens voraus, so kann der Geschichtschreiber als solcher zwar nicht selbst die Ursachen dieser übersinnlichen Seite des

Zusammenhangs verfolgen, aber indem er mit der Erfassung der ganzen Wirklichkeit sie in dieser als wirkende Kräfte anerkennt, wird er, wenn er anders seine Aufgabe in ihrer Höhe erfaßt, der übersinnlichen Seite sich nicht verschließen. Besteht ja doch die Wirklichkeit nicht bloß in dem Aeußeren, Endlichen, gleichsam Sinnenfälligen und Vorübergehenden sondern ist sie ja doch selbst von höheren Ursachen durchdrungen und kann nur durch sie Bleibendes in ihr entstehen. Es wird also der Geschichtschreiber höheren Styles zwar nicht auf eine Untersuchung dieser eingehen, aber er wird mit der ganzen Wirklichkeit, wie diese ihm in der Erfahrung nahe tritt, auch die wirkliche Geschichte nur in und mit den inneren Triebkräften darstellen. Der Historiker bleibt somit immer innerhalb der Erfahrung und zwar in dem vollsten Sinne alles wahren Empirismus, insofern nämlich dieser die innerlich treibenden Kräfte, eine höhere Nothwendigkeit, wie eine göttliche Leitung nicht ausschließt.[1])

Anders die Geschichtsphilosophie. Wir sehen hier von der Metaphysik der Geschichte ab, da sie von vornherein von dem Gebiete des äußern Erfahrungsmäßigen und der Wirklichkeit als solcher absieht und nur mit dem nothwendigen Wesen des Wirklichen, also auch der Geschichte zu thun hat, dieses aber eben deßhalb durch Entwicklung dessen, was seyn kann, vermöge der innern Nothwendigkeit des Denkens ableitet.

Dagegen hat allerdings die Geschichtsphilosophie im eigentlichen Sinne die Geschichte auch nach ihrer ganzen Wirklichkeit zum Gegenstand, wie die Geschichtswissenschaft, aber in ganz anderer Weise. Während nämlich der Ge-

---

1) Uebrigens fordert der wahre Empirismus nicht bloß für eine sogenannte Welt- und Universalgeschichte die Anerkennung jener übersinnlichen Seite, auch in der Darstellung der Specialgeschichte wird diese sich spiegeln, wenn anders der Historiker es versteht, die höheren Gesichtspunkte, ohne dieselben hervortreten zu lassen zumal bei der Gruppirung in Betracht zu ziehen.

schichtschreiber an sie als einen Gegenstand, der unmittelbar in der Erfahrung gegeben, gewiesen ist, um denselben in seinen Einzelnheiten zu erforschen und dann in seinem Zusammenhang darzustellen, setzt die Geschichtsphilosophie das, was so Sache der Geschichtswissenschaft ist, viel mehr voraus. Es kann allerdings hiebei auch vorkommen, daß der Philosoph zuweilen sich genöthigt sieht, selbst das Thatsächliche zu erforschen, dann thut er dieß aber nicht als Philosoph, sondern er ist hier an die Methode des Geschichtsschreibers gewiesen. Er selbst geht unmittelbar vom Princip alles Seyns, aller Wirklichkeit aus und von diesem aus der Wirklichkeit und also auch der Geschichte erst zu.

Ist so schon der Ausgang ein anderer, so nicht minder die Methode und die Behandlung des Inhalts. Hat die Geschichtschreibung mehr das Concrete der Geschichte in seinem Zusammenhang, im Geiste der Wirklichkeit darzustellen, und ist ihre Thätigkeit vielmehr eine beschreibende, indem sie das Geschehene, Gegebene in der Erzählung ideal reproducirt und so ein Bild desselben bietet: so hat die Geschichtsphilosophie durch ihren Ausgang schon eine andere Stellung zum geschichtlichen Inhalt. Für sie hat vor Allem die Geschichte nur als ein Ganzes Interesse, und das Einzelne nur in Bezug auf dieses. Und nicht beschreiben will die Geschichtsphilosophie, nicht das Wirkliche in seiner Erscheinung bloß in dem Geiste, in welchem es geschehen, reproduciren, sondern vielmehr es in seinem Zusammenhang aus den höchsten Ursachen, ja vom höchsten und ersten Princip aus erklären und so den Zusammenhang von dem erkannten höchsten Princip aus darstellen. So sucht sie die Räthsel der Geschichte, welche die Geschichtschreibung nur durch Voraussetzungen zu erklären vermag, und an die diese nicht mehr hinankann, aus dem Ganzen und in dem Ganzen zu lösen. So setzt der Philosoph die Geschichtschreibung voraus und nimmt die Darstellung desselben mit Dank an. Allerdings wird er auch von seinem centralen, principiellen, auf das Ganze gerichteten

Standpunkte aus vielfach den Zusammenhang der großen Thatsachen der Geschichte tiefer und allseitiger erfassen und so auch dem Historiker neue Gesichtspunkte der Forschung bieten und so auch ihn zum Dank sich verpflichten können.

Endlich ist aber auch das Ziel ein anderes. Ist es die Aufgabe des Geschichtschreibers, das volle lebendige Bild geschichtlich gegebener Wirklichkeit zu bieten, so ordnet sich dieser Zweck dem Philosophen einem höheren unter. Ist es der Philosophie überhaupt darum zu thun, das Höchstseiende zu erkennen, so kann sie auch in Bezug auf alles Andere dieses und also auch die Geschichte nur insofern erkennen wollen, um in ihr auch die Wirksamkeit und Thätigkeit des Höchsten nachzuweisen und so zu zeigen, wie dieselbe auch in dieser nach Anfang, Mitte und Ende in und durch das Wirkliche zur Offenbarung auch nach Außen kommt. — —

Doch wir wollen nicht vorgreifen.

Als Resultat der bisherigen Erörterungen über die Geschichtswissenschaft ergibt sich, daß die Wissenschaft selbst in Bezug auf die Geschichte eine dreifache Aufgabe habe.

Insofern die Geschichte mit ihren Thatsachen unmittelbar nur in der Erfahrung vorliegt, so kann die Erforschung und Darstellung dieses erfahrungsmäßigen Thatsächlichen nur die Aufgabe der Geschichtswissenschaft im eigentlichen Sinne seyn und das empirisch Gegebene ist somit ihr eigentlicher Gegenstand. Da nun das Thatsächliche in der Geschichte zunächst Folge der Freiheit und somit zufällig ist, geht die Geschichtswissenschaft unmittelbar vom Zufälligen aus und nur insofern in diesem als Wirklichen auch ideale und nothwendige Ursachen wirken, kann sie, diese anerkennend, die Geschichte nach ihrem innern Zusammenhang darstellen und so ein Bild der wirklichen Geschichte erzeugen. Aber auch das Nothwendige und Ideale der Geschichte wie ihre Gesetze, die der Geschichtschreiber wohl anerkennen muß, aber doch nur voraussetzen kann, wollen erkannt werden, und so ist dieß das andere Problem, welches durch die Geschichte der Wissen=

schaft gegeben. Diese Aufgabe hat nur die Metaphysik zu lösen. Es ist im Gegensatz zum Empirischen das Gebiet des rein Rationellen und so innerlich Nothwendigen auch der Geschichte. Wie daher die Geschichtschreibung, indem sie sich mit den zufälligen Werken der Freiheit beschäftiget, das Nothwendige und Ideale nur voraussetzt, aber ohne es für sich zu verfolgen, so setzt der Metaphysiker die Werke der Freiheit voraus und fragt, selbe außer sich lassend, welches sind gemäß der Idee des Seienden die nothwendigen Bedingungen und Bildungen einer auf Grund der menschlichen Freiheit stattfindenden Entwicklung? Die Metaphysik hat somit vor allem ihren Standpunkt im innerlich, ideal Nothwendigen. Geht dagegen die Philosophie der Geschichte vom ersten höchsten Realprincip aus, das vor aller Möglichkeit und allem Denken schon lautere Wirklichkeit ist, und wird dieses als der absolut freie Geist, als absolute Persönlichkeit d. h. als Gott erkannt, so ist die Vorsehung der Standpunkt, von dem aus diese die Geschichte betrachten wird, indem sie, soweit es menschlicher Wissenschaft gestattet ist, zu zeigen sucht, wie göttliches Wirken und menschliches Thun in der Geschichte sich verflechten. Hier erst wird dann auch die letzte und innerste Bestimmung dessen, was die Thatsache der Geschichte selbst ist, und die damit zusammenhängt, warum es überhaupt eine Geschichte gibt, gelöst werden können, welche Fragen ebenso die Geschichtschreibung wie die Metaphysik im engeren Sinne nicht mehr zu beantworten vermögen, wenn selbe sie überhaupt stellen.

LXV.

Silhouetten aus Oesterreich:

zur neuen Reichsraths-Session.

I. Die Frage des Volksschulgesetzes.

Mit Beginne des Monats ist der österreichische Reichsrath wieder zusammengetreten, um höchst wichtige Vorlagen zu berathen, die bereits seit langer Zeit die öffentliche Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen.

Zunächst hatte die Berathung der Gewerbegesetznovelle unsere Abgeordneten zu beschäftigen und den Liberalismus vor die fatale Alternative zu stellen, entweder den letzten Rest von Sympathien bei dem österreichischen Gewerbestande zu verscherzen oder auf dessen Forderungen, Einführung obligatorischer Innungen mit sammt dem Befähigungsnachweis, einzugehen. Die Erklärungen der Gewerbetreibenden, die kürzlich den II. österreichischen Gewerbetag in Wien abgehalten haben, sind so präcis und klar, daß auch der größte Phrasendrechsler der Vereinigten Linken sich an ihnen nicht vorbeidrücken kann. Es gestaltet sich darum die Stellung der liberalen Abgeordneten zur Gewerbegesetznovelle, die im Gewerbeausschuß bereits durchberathen und vom zweiten österreichischen Gewerbetag mit einigen kleinen Abänderungsvorschlägen angenommen worden war, um so peinlicher, als die äußerste Linke derselben ebenso begeistert zustimmt als die Rechte. Ritter v. Schönerer hat erst jüngst offen erklärt, er sei stolz darauf, daß Oesterreich in Bälde ein besseres

Gewerbegesetz erhalte, als Deutschland besitze, und aus den Kreisen der Rechten mehren sich die Erklärungen vollster Zustimmung zu den Beschlüssen des Gewerbetages. Die Vereinigte Linke fühlt sich darum in schlimmer Lage, die sich dadurch nicht verbessert, daß gegen ihren Willen den sogenannten Fünfguldenmännern (jenen, welche ohne die verschiedenen Zuschläge 5 fl. jährlich an direkter Steuer zahlen) das Wahlrecht verliehen worden ist, und daß die Regierung es in der Hand hat, einen eventuellen Widerstand des Reichsraths durch dessen Auflösung zu bekämpfen.

Auch auf der Rechten machen sich indeß Symptome der Unbehaglichkeit geltend. Die Secession der Salzburger Abgeordneten (Hofrath Lienbacher, Dr. Viktor Fuchs und Neumayer) ist in den letzten Tagen in allen Blättern viel besprochen worden, vielleicht mehr als der Vorgang praktische Folgen nach sich zieht. Wenn die genannten Abgeordneten die Absicht hätten, in die Verhältnisse auf der Rechten volle Klarheit zu bringen, so haben sie bereits einen Erfolg zu verzeichnen. Es kann Niemand sich darüber mehr Illusionen machen, daß die Schulfrage und die Stellungnahme der Regierung und der verschiedenen Parteien des Reichsraths zu derselben im Vordergrunde der politischen Discussion steht und auf lange Zeit hinaus das politische und parlamentarische Leben Oesterreichs beherrschen wird.

Seit zwei Jahren schon beschäftigten sich unsere Vertretungskörper in größeren oder kleineren Zwischenräumen mit der Frage der Schulpflichtdauer, und doch ist trotz der Aufregung, welche jedesmal, wenn Schulsachen besprochen werden, im Reichsrath sich fast bis zum Tumult steigert, in dieser Angelegenheit noch nicht Schluß gemacht worden. Die Anträge, welche Hofrath Lienbacher wiederholt in geänderter Form im Hause der Abgeordneten einbrachte, wurden von diesem mit Stimmenmehrheit angenommen, vom Herrenhause aber abgewiesen. Zuletzt hat die Regierung selbst eine Novelle zum Schulgesetz eingebracht, welche einzelne Bestimm-

ungen desselben bessert, den Forderungen auf Herabminderung der Schulpflichtdauer auf dem Lande in bescheidener Weise entgegenkommt und im Uebrigen das Reichsvolksschulgesetz vom Jahre 1869 aufrecht erhalten will. Auch diese Novelle, die im Herrenhause vorgelegt worden ist, liegt nach langen mühseligen Ausschußberathungen, bei denen die liberale Mehrheit einen Verschleppungsantrag um den andern stellte, endlich dem hohen Hause zur Plenarberathung und Beschlußfassung vor, so daß gleichzeitig im Abgeordnetenhaus über die Gewerbegesetznovelle und im Herrenhause über die Schulgesetznovelle verhandelt werden kann.

Nun kann man wohl mit ziemlicher Gewißheit voraussagen, daß die Gewerbegesetznovelle in kurzer Zeit gesetzliche Kraft erlangt und daß dann der Gewerbestand berufen seyn wird, zu beweisen, daß er den gesetzlichen Formen durch berechtigte und geforderte Selbsthilfe auch Geist und Kraft und schöpferisches Leben einzuflößen vermag. Anders steht es um die Schulgesetznovelle, bezüglich deren eine solche Gewißheit nicht vorhanden ist.

Die verschiedenen Parteien nehmen der Schulfrage gegenüber einen ganz verschiedenen Standpunkt ein. Die liberale Partei eifert gegen jede auch die kleinste und praktisch gebotenste Aenderung des Schulgesetzes von 1869 aus reiner Schulwuth, verstärkt durch Kirchenhaß. Sie möchte dieses Gesetz, das den Stempel des Bürgerministeriums an sich trägt und sich als durchaus unfertig, lückenhaft und undurchführbar erwiesen hat, am liebsten petrificiren, so lange wenigstens bis sie selbst wieder zur Mehrheit kommt und dann in ihrem Sinne das Gesetz ändern und zugleich für ewige Zeiten gegen irgendwelche Angriffe schützen kann. Es steckt viel Selbstüberhebung in dieser Haltung der liberalen Partei gegenüber ihrer Schöpfung; aber bestimmender noch als diese Selbstüberhebung, welche alle Mängel des Volksschulgesetzes von 1869, auch die offensten und schreiendsten übersieht, dürfte für die Haltung der Liberalen die Angst

vor der Macht und vor dem Einfluß der Kirche auf die Schule wirken. Diese Angst vor kirchlichem Einfluß in der Schule bereitet den liberalen Parteimännern bei der zartesten Erinnerung wahre Fieberzustände. Sie fühlen besser als der Prälat von Mölk Alexander Karl und der Prior des Augustinerkonventes in böhmisch Leipa Cajetan Posselt, von denen der erste im Herrenhaus und der zweite im Abgeordnetenhause bei jeder Gelegenheit mit der liberalen Partei stimmen, daß die Grundsätze der katholischen Kirche und die Grundsätze ihres eigenartigen nach jeder Richtung hin bankerotten Liberalismus sich nur wie Feuer und Wasser vertragen und daß die Erziehung der Jugend für Parteizwecke und im Interesse der Machtstellung des Börsenliberalismus in dem Augenblick ein Ende hat, wo die katholische Kirche ungehindert, frei und voll jene Grundsätze in der Schule zur Geltung bringen kann, die seit 1800 Jahren der Menschheit allein Glück und Segen gebracht haben.

Die nationalen Parteien betrachten die Schulfrage wieder von einer ganz andern Seite. Ihnen ist jede Organisation der Volksschule, sie mag sich wie immer gestalten, mehr oder minder verhaßt, so lange die Schulangelegenheiten nicht im föderalistischen Sinne ihre Regelung finden. Was sie wollen, ist nicht bloß die nationale Gestaltung der Schule in Bezug auf die Unterrichtssprache, sondern auch die Mehrung der Autonomie der einzelnen Kronländer. Die staatsrechtliche Seite der Schulfrage interessirt sie mehr als jede andere.

Die conservative Partei denkt bei der Schule in erster Linie an die Kinder. Ihr liegt vor allem daran, daß die Schule ihrem Zwecke entspreche und die Kinder so erziehe und bilde, daß Gott und die Menschen daran Freude haben können. Nach den Kindern kommen die Eltern. Die finanziellen Lasten, welche die Bevölkerung der Schule wegen sich auferlegt sieht, sind so riesig geworden, daß Abhilfe dringend nothwendig ist. Beispielsweise sind in Oberösterreich in nicht ganz zwölf Jahren die Lasten, welche das Kronland für

Schulzwecke tragen muß, von 6 auf 26½ Kreuzer per Steuergulden gestiegen, wozu noch die Leistungen kommen, die aus dem Staats- und aus dem Gemeindesäckel für Schulen fließen und die sich auf die nämlichen Steuerzahler vertheilen. Und mehr als die direkten Ausgaben drückt auf die Bevölkerung der Uebelstand, daß die heutige Schulorganisation einerseits zu spät (erst nach dem 14. Lebensalter) die Angewöhnung der Kinder zur praktischen Arbeit erlaubt, während sie andererseits die Jugend mit erreichtem 14. Lebensjahr völlig unvermittelt freiläßt, so daß sie gerade in den gefährlichsten Jahren, in den sogenannten Flegeljahren, der Schuldisciplin vollständig entzogen ist. Welche Früchte dadurch für die Gesellschaft heranreifen, konnte man jüngst wieder bei den sog. Schusterunruhen hier sehen, bei denen die halbgewachsene aus der Schule entlassene Jugend ganz besonders durch Widersetzlichkeit gegen die Behörden und durch Lust am Krawallmachen sich auszeichnete.

Man kann die Forderungen, welche die conservative Partei bei Abänderung des Reichsvolksschulgesetzes stellt, kaum besser zusammenfassen, als dieß in dem Antrag geschehen ist, den Dr. Lechner und seine Freunde in der letzten Session des oberösterreichischen Landtags stellten. Derselbe ging dahin:

„1. Daß mit Abänderung der bestehenden Gesetze über die Volksschulen confessionelle Schulen eingeführt und die religiös-sittliche Erziehung der Jugend zu Grunde gelegt und zur Wahrheit werde;

2. daß der Kirche und den Eltern ihre unveräußerlichen Rechte auf Erziehung und Unterricht der Kinder verbürgt werden;

3. daß die Reichsgesetzgebung über Volksschulen auf allgemeine Grundsätze beschränkt und den Ländern und Gemeinden nach ihren speciellen Bedürfnissen die nöthige Freiheit und der gebührende Einfluß auf die Schule gewahrt werde;

4. daß der Unterricht in gerechter Berücksichtigung des wesentlichen Unterschiedes zwischen Stadt und Land auf das für die verschiedenen Stände und Berufsarten Nothwendige und

Nützliche bemessen und die allgemeine Schulpflichtigkeit nicht über sechs Jahre ausgedehnt und ein mehrstündiger, wenigstens dreijähriger Wiederholungs- und Fortbildungsunterricht an Feiertagen obligatorisch eingeführt werde;

5. daß das staatliche Schul-Monopol beseitigt und der Concurrenz der Privatschulen, besonders klösterlichen Anstalten, nicht unnöthige Hindernisse in den Weg gelegt werden;

6. daß in Lehrer- und Lehrerinen-Bildungsanstalten der religiöse Geist sowohl im Unterrichte als in den Lehrbüchern gepflegt und daß die liturgische Musik in denselben eingeübt werde."

Wie die Verhältnisse liegen, besteht zur Zeit wenig Aussicht auf die Verwirklichung aller dieser vollauf berechtigten Wünsche. Im Gegentheil hat die conservative Partei im Reichsrath bereits darauf verzichtet, augenblicklich oder in der nächsten Zeit den Kampf um die confessionelle Schule aufzunehmen und durchzuführen, und zwar, wie wir vermuthen, zunächst aus dem Grunde, weil ohne eine durchgreifende Reform der Lehrerbildungsanstalten und ohne Aenderungen der verschiedenen Schulaufsichtsgesetze, die in der Competenz der einzelnen Landtage liegen, selbst ein Sieg in diesem Kampfe nicht viele Erfolge sichert. Principiell kann ein Katholik eine Schule, die erziehend und bildend wirken soll, sich allerdings gar nicht anders als confessionell denken. Der Glaube und das religiöse Gefühl soll ja den Unterrichtsstoff derart durchdringen, wie die Luft in allen Körpern sich festsetzt. Dagegen müssen wir offen gestehen, daß simultane Schulen, an denen ein gläubiger Lehrer thätig ist, uns vorzüglicher erscheinen als Schulen, die offiziell als katholisch bezeichnet werden, an denen aber fast unkontrolirbar der Geist eines modernen, selbstgefälligen, unzufriedenen Lehrers sich breit macht, der seinen Unglauben stolz verkündet, weil sein Glaube in der Oberflächlichkeit seines Wissens erstorben ist. Aus diesem Grunde erachten wir auch die Reform der Lehrerbildungsanstalten und die Aenderung der

Schulaufsichtsgesetze für noch viel wichtiger als die augenblickliche Umwandlung unserer Schulen in confessionelle, die ja nicht erreichbar ist, so lange im Reichsrath nicht eine Zweidrittelmehrheit sich dafür findet.

Vielleicht haben die gleichen Erwägungen die conservative Partei im Reichsrath veranlaßt, von der Forderung confessioneller Schulen durch praktische Anträge, und nicht in bloßen Resolutionen, zur Zeit abzustehen. Die katholische Bevölkerung Oesterreichs darf indeß auf die Umwandlung der heutigen Volksschulen in katholische nie und nimmer verzichten. So sehr es angeht, hie und da von der Erhebung einer Forderung Umgang zu nehmen, weil gar oft das Beste nicht erreichbar erscheint und dann zum Feinde des Guten wird, so muß man doch im praktischen Leben immer und unentrückt das Ziel im Auge haben, das man sich gesteckt hat, und muß alle Mittel anwenden, die uns demselben näher führen. Dieses Ziel ist auf dem Gebiete der Schule die confessionelle Schule. Ist es auch heute unmöglich, solche durch Aenderung des Reichs-Volksschulgesetzes für das ganze Reichsgebiet zu schaffen, so ist es doch möglich, unter Benutzung eben dieses Gesetzes und der damit in Zusammenhang stehenden gesetzlichen Bestimmungen für die einzelnen Gemeinden wenigstens die größten Nachtheile der confessionslosen simultanen Schulen zu beseitigen. Man ist nur theilweise viel zu wenig bemüht gewesen, die Mittel hiezu anzuwenden und zu der gesetzlichen Selbsthilfe zu schreiten. Würden alle Katholiken eines Kronlandes bei Gemeinde-, Landtags- und Reichsrathswahlen und bei jeder sich darbietenden Gelegenheit mit Nachdruck die Forderungen betonen, die ihr Glaube, ihre Vaterlandsliebe und ihr wahres Standesinteresse so dringend ihnen ans Herz legt, so wären längst alle ihre Wünsche erfüllt und die Orts-, Bezirks- und Landesschulräthe dieses Kronlandes würden auch ohne augenblickliche Aenderung des Reichs-Volksschulgesetzes in ihrer Zusammensetzung Bürgschaft dafür bieten, daß in der Schule

katholischer Gemeinden, auch wenn sie gesetzlich nicht confessionell seyn darf, die Kinder in der Furcht Gottes erzogen und gebildet würden. Was die gewählten Aufsichtsbehörden über die Schule etwa übersähen, könnten immer noch die „unabsetzbaren Schulinspektoren", die Mütter gutmachen, wenn sie sich, wie es seyn soll, die Mühe gäben, den Unterrichtsgang ihrer Kinder zu überwachen, mit ihnen zu lernen und sie in der Uebung der Frömmigkeit anzuleiten. Das wäre eine Selbsthilfe, die vollauf berechtigt ist und reiche Früchte tragen würde. Leider ist man vielfach gar so sehr daran gewöhnt, über Alles und Jedes zu klagen und zu jammern und — die Dinge trotzdem ihren Gang gehen zu lassen.

Kehren wir indeß wieder auf den parlamentarischen Boden zurück, auf dem in der nächsten Zeit die Detailfrage der Schulpflichtdauer zur Entscheidung kommen wird. Der erste Antrag (Lienbacher's) in dieser Richtung ist den Lesern dieser Blätter hinlänglich bekannt. Leider ist das Herrenhaus auf diesen Antrag nicht eingegangen, und zwar zunächst weil derselbe der Mittelpartei in demselben viel zu föderalistisch erschien. Anderseits konnte das Herrenhaus sich doch nicht der Ueberzeugung verschließen, daß die Bestimmungen des Reichs-Volksschulgesetzes über die Schulpflichtdauer wegen ihrer Härte undurchführbar seien, und es glaubte darum dem Bedürfnisse zu genügen, indem es beschloß, daß aus rücksichtwürdigen Gründen in den letzten zwei Jahren der Schulpflichtdauer der Schuljugend auf dem Lande, insbesondere der weiblichen Jugend, und den schulpflichtigen Kindern der ärmeren Volksklassen in Städten und Märkten Erleichterungen in Beziehung auf das Maß des regelmäßigen Schulbesuches durch Einschränkung des Unterrichtes auf ein Halbjahr, halbtägigen Unterricht oder Abendschulen oder in anderer geeigneter Weise durch das Ministerium für Cultus und Unterricht zugestanden werden können. Diese Halbheit hätte ein Meer von Tinte und eine Vermehrung des bureaukra-

tischen Apparats in der Schule nöthig gemacht, da jedes einzelne Gesuch um Schulbesuchserleichterung nach Auffassung der Mehrheit des Herrenhauses erst schriftlich einzubringen, dann vom Ortsschulrath zu begutachten und endlich von der Bezirksschulaufsicht zu entscheiden war und alle Nachtheile, welche der achtjährige Zwangsschulbesuch namentlich in einklassigen Schulen auf dem Lande untrennbar mit sich führt, weitergeschleppt worden wären.

Hofrath Lienbacher brachte darum zum zweiten Male seinen Antrag auf Herabminderung der Schulpflicht für jene Kinder, welche nach sechsjährigem Volksschulbesuch durch eine Prüfung über den Besitz der nothwendigen Kenntnisse sich ausweisen, ein, indem er, allerdings zum Schmerze der Polen und Czechen, auf jede Geltendmachung föderalistischer Tendenzen verzichtete. Sein Antrag lautete in dieser 2. Form wie folgt:

§. 21. Die Schulpflichtigkeit beginnt mit dem vollendeten sechsten und dauert bis zum vollendeten vierzehnten Lebensjahre.

Der Austritt aus der Schule darf aber nur erfolgen, wenn die Schüler die für die Volksschule vorgeschriebenen nothwendigsten Kenntnisse, als: Religion, Lesen, Schreiben und Rechnen besitzen.

Nach vollendetem sechsjährigen Schulbesuche ist den Kindern auf dem Lande, welche die vorgeschriebenen nothwendigsten Kenntnisse, als Religion, Lesen, Schreiben und Rechnen besitzen, auf Verlangen der Eltern oder ihrer Stellvertreter gestattet, daß sie mindestens bis zum vollendeten vierzehnten Lebensjahre statt des Alltagsunterrichtes nur einen Wiederholungs- und Fortbildungsunterricht von höchstens vier Stunden wöchentlich besuchen. Dieselbe Erleichterung kann unter obiger Bedingung aus rücksichtswürdigen Gründen auch für Schulkinder der Städte gewährt werden. Die näheren Bestimmungen hierüber hat der Minister für Cultus und Unterricht zu treffen.

Am Schlusse des Schuljahres kann Schülern, welche das vierzehnte Lebensjahr zwar noch nicht zurückgelegt haben, dasselbe aber im nächsten halben Jahre vollenden und welche die

Gegenstände der Volksschule vollständig innehaben, aus erheblichen Gründen von der Bezirksschulaufsicht die Entlassung bewilligt werden.

Bei Bestimmung der Zahl der Klassen und Lehrkräfte ist auf jene Schüler, welchen nur ein Wiederholungs- und Fortbildungs-Unterricht ertheilt wird, keine Rücksicht zu nehmen.

Im Abgeordnetenhause ging dieser Antrag unter heftigen Angriffen der Vereinigten Linken auch wirklich durch, da er weder bildungs- noch freiheitsfeindlich, sich vom pädagogischen und constitutionellen Standpunkte aus geradezu als eine Verbesserung erwies gegenüber der Praxis, die bisher bei Gewährung von Schulpflichterleichterungen ohne Rücksicht auf das Interesse der Schule geübt worden war und welche vom Herrenhaus durch seinen Beschluß legalisirt werden sollte.

Nichts destoweniger verhielt sich am 15. Dezember 1881 das Herrenhaus auch diesem Antrage gegenüber ablehnend, indem es mit einer Mehrheit von 7 Stimmen auf seinem früheren Beschlusse beharrte. Vergebens waren alle sachlichen Gründe, welche die Redner der Rechten vorbrachten; vergeblich wies in ausgezeichneter Rede der Staatsmann Richard Belcredi auf die vielen Fehler unserer Schulorganisation, auf die Ueberlastung der Jugend[1]) u. s. w. hin, die liberale Mehrheit bestand auf ihrem Schein der „Schulfreund-

---

1) Der Lehrplan für achtklassige Volksschulen verlangt z. B. in der Naturlehre von 14jährigen Knaben und Mädchen: „Der Lehrstoff der 6. und 7. Klasse wird übersichtlich wiederholt, und die einzelnen Theile desselben werden durch folgende physikalische und chemische Individuen erweitert: Wärmestrahlung, Luftfeuchtigkeit. Atmosphärische Elektricität. Elektromagnet, Telegraph, Stärke, Zucker, Cellulose. Verwesung, Gährung. Trockene Destillation, Leuchtgas. Farbstoffe, Bleichen. Fette. Nahrungsmittel. Centralbewegung. Wasserräder, Mahlmühle. Dampfmaschinen. Saiten- und Blase-Instrumente, das menschliche Stimmorgan. Das menschliche Ohr. Das menschliche Auge, Brillen. Mikroscop und Fernrohr. Entstehung der Lichtbilder."

Im obligatorischen Turnunterricht wird von Mädchen

lichkeit". Den Ausschlag gaben die vielen pensionirten Staatsbeamten, die von den verschiedenen liberalen Ministerien zum Bruch des Concordates, zur Durchpeitschung der österreichischen „Maigesetze" und zur Erleichterung der Herrschaft der Verwaltungsrathspartei ins Herrenhaus berufen worden waren, und eine Gruppe von Generalen. Als Wortführer der letztern fungirte Feldmarschall-Lieutenant Roßbacher, der auszuführen versuchte, daß die Herabsetzung der Schulpflichtdauer — die Schlagfertigkeit der Armee vermindere. Er hat wohl nicht daran gedacht, daß er damit die polnischen, slovenischen und ungarischen Regimenter gegenüber den deutschen und böhmischen als minderwerthig bezeichnete, nachdem in Galizien, in Ungarn und in den südlichen Provinzen die Schulpflicht nur sechs Jahre dauert. Vielleicht hat er auch daran nicht gedacht, daß alle Niederlagen, welche Oesterreichs Armee, an Ehren und an Siegen reich, im Laufe der Zeit erlitten hat, nicht den Soldaten zur Last gelegt werden

der 6. Klasse, die hiezu ihre Kleidung (in Wien wenigstens) wechseln müssen, verlangt: „*Ordnungsübungen*. Fortsetzung von Reihungen zweiter Ordnung; Schwenkungen um ungleichnamige Flügel und um die Mitte, Schwenkmühle, Schwenkstern; Schwenkungen größerer Reihen. *Freiübungen*. Wechsel von Gang- und Laufarten und Richtungen, Schrittwechsel- und Schottisch-Hüpfen; Bogenspreizen; Hüpfen mit größerem Drehmaße; Rumpfkreisen; Dauerlauf bis 5 Minuten. *Stabübungen*. *Langes Schwungseil*. Durchlaufen und Ueberspringen von zweien gleichzeitig. Auch *kurzes* Seil. *Freispringen*. Mit versuchsweisem Doppelspringen. *Sturmspringen* (das Sturmbrett nur zur Uebertragung von Freiübungen und zum Tiefsprung von dem bezeichneten Maße zu verwenden) bis höchstens ein Meter; zuerst mit Niedersprung seitwärts vom Brette. *Wagrechte Leitern*. Hangeln mit allmähligem Uebergang zu schwierigeren Griffarten; Griffwechsel bis ½ Armdrehung; Wechselhang; Schwengel; Kreisschwingen der Beine. — *Senkrechte Leitern*. *Schräge Leitern*. Steigen rücklings. *Stangengerüst*. *Schaukelringe*. Ergänzungen der Uebungen des Vorjahres, Kreisschwingen im Hangstand; Ueberdrehen zum Grätschschwebehang. *Turnspiele*."

können, wohl aber ihren Führern. Unwillkürlich hat sich dieser Gedanke uns aufgedrängt, gerade so wie wir nicht vergessen konnten, daß der Mann, der in der Herabsetzung der Schulpflicht eine Gefahr für die Tüchtigkeit der Armee sehen will, kurz vorher als Delegirter eine für die allgemein als unumgänglich nothwendig betrachteten Befestigungsausbauten von Pola geforderte Summe der gemeinsamen Regierung verweigert hatte.

So stellte sich denn abermals das Herrenhaus in Gegensatz zur Volksvertretung und ging über die Wünsche des Volkes in der Frage der Schulpflichtdauer, die sich so dringend in allen parlamentarischen Versammlungen Jahr um Jahr geltend gemacht hatten, mit vornehmer Ruhe hinweg. Inzwischen war doch bei den Debatten in diesem hohen Hause auch von gegnerischer Seite das Lückenhafte des Reichs-Volksschulgesetzes anerkannt und die Geneigtheit ausgesprochen worden, eine Besserung dieser Verhältnisse anzubahnen.

Der Unterrichtsminister nahm hievon Veranlassung, das Reichs-Volksschulgesetz einer Revision unterziehen zu lassen. Das Resultat langer Berathungen war endlich die Volksschulgesetz-Novelle, die im Herrenhaus eingebracht wurde und über welche der Schulausschuß dieses Hauses bereits den Bericht fertig gestellt hat.

Die Frage der Schulpflichtdauer findet darin insofern eine annähernd befriedigende Lösung, als Schulbesuchserleichterungen an Kinder, die sechs Jahre mit Erfolg bereits die Schule besucht haben, wenigstens nicht mehr so ganz der Willkür der Schulbehörden überlassen bleiben. Die neue Formulirung lautet wie folgt:

„Nach vollendetem sechsjährigen Schulbesuche sind den Kindern auf dem Lande und den Kindern der unbemittelten Volksklassen in Städten und Märkten über Ansuchen ihrer Eltern oder deren Stellvertreter, aus rücksichtswürdigen Gründen Erleichterungen in Bezug auf das Maß des regelmäßigen Schulbesuches zuzugestehen. Dieselben haben in der Einschränkung

des Unterrichtes auf einen Theil des Jahres, oder auf halbtägigen Unterricht, oder auf einzelne Wochentage zu bestehen und ist dieser abgekürzte Unterricht in der Art zu ertheilen, daß die Schulpflichtigen mittelst desselben das allgemein vorgeschriebene Lehrziel erreichen können."

„Diese Erleichterungen sind auch für die Kinder ganzer Gemeinden zu gewähren, wenn die Gemeindevertretungen auf Grund von Gemeinde-Ausschußbeschlüssen darum ansuchen. In diesem Falle ist der Lehrplan so einzurichten, daß der abgekürzte Unterricht den Kindern in besonderen, von den übrigen Schülern getrennten Abtheilungen mindestens bis zur Vollendung des vierzehnten Lebensjahres ertheilt werde."

Wird das Gesetz in dieser Form angenommen, so hat es auch noch den parteitaktischen Vortheil, daß die Leute auf dem Lande bei den Gemeindewahlen sich ihre Leute besser ansehen, oder daß die Liberalen, welche jetzt eine Herabminderung der achtjährigen Schulpflichtdauer auf dem Lande als himmelschreiende Sünde bezeichnen, vernünftigeren Anschauungen zugänglich werden.

Indeß würde die Volksschulgesetznovelle, im Falle sie Gesetz wird, auch nach anderer Richtung einige Besserung bringen.

Zunächst würde der obligatorische Turnunterricht der Mädchen beseitigt, der schwere Mißstände schon hervorgerufen hat. Die Gefahr des weiblichen Turnens ist eine zweifache. Nicht nur wird das Schamgefühl der Mädchen verletzt und schließlich ertödtet, sondern auch der Turnwart nicht zu unterschätzendem Wagnisse ausgesetzt. Gegen derlei Gefahren gibt es aber nach den erprobtesten Sittenlehrern nur Ein Mittel — die Flucht, und die Anwendung dieses einzigen Mittels bleibt Lehrern wie Schülerinen versagt. Im Gegentheil, zwölf- und vierzehnjährige Mädchen, die sich schämen, ihren Körper zur Schau zu stellen, würden bei uns auch noch bestraft. Sollen sie vielleicht mit den Mustern, welche der liberalen Pädagogik vorschwebten, mit den Weibern von Sparta, den Ruf geringer Sprödigkeit theilen, als ob es heute unsittliche Verhältnisse, Conkubinate und Ehescheidun-

gen noch nicht genug gäbe und das allgemeine Aergerniß nicht hinreichend groß wäre? Redet doch heute „ganz Wien" von den zahlreichen sensationellen Ehescheidungen, die in der sogenannten besseren Gesellschaft eben jetzt zur Freude der in Pikanterie arbeitenden Witzblätter sich abwickeln. Es ist darum höchste Zeit, Zucht und Scham der Mädchen nicht zu untergraben, um angeblich eine wehrhafte kräftige Race erstehen zu machen. Früher litten die Frauen auch ohne Turnunterricht nicht an gestörtem Geiste und waren vielleicht gesünder, jedenfalls aber tüchtiger als ein großer Bruchtheil des heute lebenden Frauengeschlechtes, der aus der Turnschule hervorging. Früher hätte man die auf Commando und in Gegenwart des Turnmeisters durchgeführte Schaustellung der Körperformen, diese Bewegungen, Stellungen, Wendungen und Gliederverrenkungen vierzehnjähriger Mädchen in Hosen vor dem männlichen Publikum, wie es leider aus Anlaß des Schuljahrschlusses üblich ist, abscheulich gefunden, man hätte es als öffentliches Aergerniß bezeichnet, man hätte gesagt, daß solches Spiel keinem ehrbaren Mädchen anstehe. Heute straft man aus „pädagogischen" Gründen die Mädchen, die sich nicht dazu hergeben wollen. Da ist's doch wahrlich Zeit, daß dieser Skandal ein Ende habe.

Eine zweite Verbesserung des Volksschulgesetzes liegt darin, daß die Schulleitung verpflichtet wird, an der Ueberwachung der Schuljugend bei den ordnungsgemäß festgesetzten religiösen Uebungen durch Lehrer des betreffenden Glaubensbekenntnisses sich zu betheiligen und daß an Orten, wo ein Geistlicher nicht regelmäßig den Religionsunterricht zu ertheilen vermag, der Lehrer mit Zustimmung der Kirchenbehörde bei diesem Unterrichte mitzuwirken hat (§. 5.). Im Zusammenhang damit steht die Bestimmung, daß als verantwortliche Schulleiter nur solche Lehrer angestellt werden dürfen, die sich über die Befähigung zum Religionsunterrichte in der Confession der Mehrheit ihrer Schüler ausweisen. Dadurch ist es künftig nicht mehr möglich, in ganz

katholischen Gemeinden Juden als Lehrer einklassiger Schulen zu bestellen, wie dieß die liberale Verwaltung mit Vorliebe gethan hat.

Der finanziellen Ueberlastung der Gemeinden sucht eine dritte Neuerung vorzubeugen, indem künftig die Kinder der letzten zwei Jahre, soferne sie nicht alltäglich die Schule besuchen, der Schülerzahl nicht mehr beizuzählen sind. Da auf 80 Schüler ein Lehrer trifft, so wird dadurch vielen Gemeinden die Nothwendigkeit der Errichtung neuer Lehrerstellen und des Baues neuer Schulhäuser erspart.

Weitere Verbesserungen, wie Betonung der Religion als Hauptgegenstand, Gleichstellung der Religionslehrer mit den Hauptlehrern an Lehrerbildungsanstalten, Erstreckung der Schuldisciplin auch auf pflichtwidriges und die Wirksamkeit als Jugendbildner schädigendes Benehmen der Lehrer außerhalb der Schule u. s. w., verstärken den Wunsch der Bevölkerung, daß die dem Herrenhause vorliegende Volksschulgesetznovelle baldigst Gesetz werde.

Freilich befriedigt diese Novelle den heißesten Wunsch der Katholiken — Einführung confessioneller Schulen — nicht. Aber dieser Wunsch läßt sich ohne Aenderung der Staatsgrundgesetze nicht durchführen und zu dieser Aenderung ist eine Zweidrittelmajorität im Abgeordnetenhause wie im Herrenhause nothwendig, die heute noch nicht aufgebracht werden kann, die aber bei dem sichtlichen Niedergang des Börsenliberalismus nur eine Frage der Zeit seyn wird. Wenn es schon einmal so weit gekommen ist, daß drei redegewandte Advokaten, die zugleich in Volksvertretung arbeiten, sich nicht mehr getrauen, vor einer nicht speciell geladenen Versammlung über ihre Thätigkeit im Reichsrath zu berichten, sondern vor dem „Volke" davonlaufen, wie dieß zum höchsten Ergötzen der ganzen Stadt Wien vor ein paar Wochen geschah, dann kann man allerdings sagen, daß die Tage des Liberalismus gezählt sind.

LXVI.

Der neueste protestantische Reveille „gegen Rom."

(Zuschrift eines Convertiten.)

Man konnte in der letzten Zeit förmlich frappirt seyn über das Wiedererwachen der antirömischen Furie im Protestantismus, welches von der Furcht getragen zu seyn schien, es müsse um der Selbsterhaltung willen ein Kampf auf Tod und Leben gegen das Papstthum ausgefochten werden. Das bekannte Buch des Halle'schen Professors Schlottmann bildete eine Art von Pionier; erst in dem Mischehen-Streit, der hauptsächlich von positiv-protestantischer Seite geführt wurde, kam die ganze Fülle des Katholiken-Hasses wieder zu Tage, welcher in protestantischen Kreisen schlummert. Das Auftreten Stöckers, der Pastoral-Conferenz zu Cammin, der Parteitage der „Positiv-Unirten" und der „Evangelischen Mittelpartei" ist unvergessen, aber noch täglich mehren sich die Beweise, wie nothwendig es vielen protestantischen Theologen und ihrem Anhange erscheint, gerade jetzt das „protestantische Bewußtseyn" aufzurufen gegen den „Erbfeind", der nach der Ansicht des Hofpredigers Baur in Berlin noch gefährlicher und verderblicher ist, als der Materialismus und Atheismus, weil er in höherem Grade als dieser ein „antichristliches" Gepräge trage.

Der erste Gedanke, den dieses aufgeregte Wesen hervorrufen mußte, konnte kein anderer seyn, als die Frage: „Was ist denn eigentlich geschehen?" Hatte der Protestan-

tismus wirklich Grund, eine allgemeine Offensive Roms zu fürchten? Waren vielleicht die protestantischen Staaten in Gefahr, von den katholischen Mächten par ordre der Propaganda verschlungen zu werden, oder bereiteten sich im Schoße der preußischen Landeskirche massenhafte Conversionen zur katholischen Kirche vor? — Nichts von Alledem.

Der Verfasser dieser Zeilen, welcher erst wenige Jahre katholisch ist und in protestantisch-theologischen Kreisen sehr viele Verbindungen und Bekanntschaften hat, muß selber gestehen, daß er bei dem ersten Auftauchen der antirömischen Agitation der Sache absolut keinen Werth beigelegt hat. Wir waren förmlich überrascht, als die Bewegung immer weitere Wellen schlug, und haben lange nachgedacht, welchen Ursachen sie zuzuschreiben sei. Es hat ja immer protestantische Theologen gegeben, welche den Papst zum „Antichristen" stempeln wollten, aber sie blieben stets vereinzelt, und wurden von der Mehrzahl Orthodoxer wie liberaler Theologen geradezu verlacht. Was konnte denn die Ursache seyn, daß sich in protestantisch-theologischen Kreisen so plötzlich und allgemein die Ueberzeugung zu verbreiten schien, daß der Feuerlärm „gegen Rom" nunmehr das Nothwendigste auf der Welt sei?

Haben diese Theologen auf eigenem Gebiete nichts Nöthigeres zu thun, daß sie sich so viel mit den Angelegenheiten Anderer beschäftigen? Ganz gewiß. In Berlin, wo nach den Worten des Hofpredigers Kögel 50,000 Seelen als „Quasiparochie um Eine Kirche" flattern, wo über 900,000 Protestanten leben, von denen noch nicht der zehnte Theil als wahrhaft kirchlich angesehen werden kann, wäre allein schon sehr viel zu thun. In der Provinz und gerade auch auf dem platten Lande ist es vielfach um wenig besser. Man glaube doch nicht, daß die „conservative Strömung", welche sich bei den letzten Landtagswahlen zeigte, zugleich die Hülle einer „orthodoxen" Bewegung sei. Die Conservativen haben gesiegt, weil sie für Se. Majestät den Kaiser

und den Fürsten Bismarck, aber keineswegs weil sie für das Apostolicum eintraten. Es läßt sich ja nicht constatiren, aber ich würde die höchste Wette eingehen, daß die Mehrzahl der conservativen Urwähler entweder an das Apostolicum nicht glaubt oder es nicht einmal kennt, selbst dem Inhalte nach. Böte sich da nicht ein reiches Feld für die „innere Mission?“ Müssen die Herren Theologen da absolut über den Katholicismus Zeter schreien? Haben sie nichts Besseres zu thun?

Ich bin ja selber Convertit, und wünsche, daß Tausende und Millionen meiner früheren Glaubensgenossen mir nachfolgen in die alte Kirche. Aber als ruhig urtheilender Beobachter muß ich sagen, daß in Deutschland nicht entfernt an eine so massenweise Rückkehr zur katholischen Kirche zu denken ist wie in England. In England herrscht in der Staatskirche und unter dem Volke noch viel mehr kirchlich-conservativer Sinn als bei uns, so daß es dort dem Einzelnen viel leichter fällt, den Weg zu der von seinen Vorfahren verlassenen Mutterkirche zu finden. Dagegen ist die Denkweise der meisten deutschen Protestanten in religiöser Beziehung so himmelweit entfernt von katholischen Ideen, daß immer nur ganz Vereinzelte convertiren werden. Die meisten Protestanten in Deutschland werden in deistischen, rationalistischen, wenn nicht gar pantheistischen und materialistischen Ideen erzogen, gewiß nicht in kirchlich-christlichen. Bevor aber solche Menschen katholisch werden, müssen sie ganze Berge von Vorurtheilen, die vor ihrer Seele liegen, hinwegräumen, und das wird immer nur ganz Wenigen und unter besonderen Verhältnissen gelingen. Man sehe sich nur einmal eine Liste der deutschen Convertiten an. Man wird vielleicht kaum Einen finden, der vor seiner Conversion als Protestant Rationalist oder Materialist war; sie waren fast alle orthodox und strengorthodox.

Vor allen Dingen — und das wollten wir hier besonders betonen — ist aber die Zahl der deutschen Convertiten keineswegs so groß, daß sie den protestantischen Zionswächtern

Furcht einflößen könnten. Ebensowenig ist natürlich daran zu denken, daß in Preußen-Deutschland unter dem „protestantischen Kaiserthume“ die protestantische Mehrheit Sorge haben müßte, von der katholischen Minorität in ihrer Religions- und Gewissensfreiheit bedrückt oder überhaupt hintangesetzt zu werden. Warum geberdet man sich so, als gelte es einen Kampf auf Tod und Leben, als gelte es, „unserer Seelen Seligkeit“ vor der brennendsten Gefahr zu vertheidigen?

Wir haben, wie schon bemerkt, über diese sonderbare Ideenbewegung viel nachgedacht, und haben auch mit nicht wenigen Protestanten, Theologen und Laien, darüber conferirt. Besonders aus diesen Besprechungen ist uns die nächste Ursache der plötzlichen Kampfeshitze klar geworden. Wenn wir vielleicht in dieser Angelegenheit mit der Miene eines „Besserwissers“ auftreten sollten, so möge der geneigte Leser uns das nicht übel nehmen. Es ist ja natürlich, daß ein Mann, der wie ich einer reinprotestantischen Familie entstammt und fast nur unter Protestanten gelebt hat, sich in protestantisches Denken und Fühlen leichter hineinfindet, und die protestantischen Besorgnisse und Velleitäten weit eher versteht, als ein geborener Katholik.

Das Bewußtseyn des Fürsten Bismarck, den Culturkampf nicht so durchführen zu können, wie Herr Falk und seine Rathgeber ihn geplant hatten, fand den deutlichsten Ausdruck in seiner Zustimmung zu dem sogenannten „Ultimogesetze.“ Die Bedeutung dieses Gesetzes ist in den protestantischen Kreisen vielfach verkannt und übertrieben worden. Man glaubte, jetzt seien alle Wirren beseitigt, der Friede zwischen Staat und Kirche wiederhergestellt, aber in bedenklichster Weise. Obgleich man in den orthodoxen Kreisen selber stets den Culturkampf mißbilligt hatte, empfand man es doch nicht ohne Bitterkeit, daß, wie man wähnte, die immerhin mit Widerwillen betrachtete „römische“ Kirche das protestantische Preußen „besiegt“ habe. Mit dieser unan-

genehmen Empfindung verband sich die Furcht, die — wie man weiter sich einbildete — durch den Sieg über Preußen hochmüthiger gewordene römische Kirche werde jetzt gegen den Protestantismus mobil machen, um ihm an das Leben zu gehen.

In diese Stimmung fiel plötzlich die Nachricht von dem bekannten Proclama im Delegaturbezirke Berlin. Einige Zeloten griffen dieses Thema auf, bezeichneten es als einen casus belli und es gelang ihnen wirklich, die schon durch die jüngsten politischen Ereignisse in Furcht vor Rom versetzten Gemüther so aufzuregen, daß die Bewegung fast allgemein wurde. Bei der Unkenntniß katholischer Lehre und Gewohnheiten, wie sie fast allen Protestanten eigen ist, konnte es nicht fehlen, daß man das Proclama als eine von langer Hand vorbereitete Herausforderung gegen den Protestantismus ansah, die dazu bestimmt sei, den Glaubensstreit zu entfachen. Allgemein hieß es: die „Römischen" erklären, unsere Ehen seien nicht christlich, also seien wir selber keine Christen. Und so groß war die Verblendung, daß selbst, als der Fürstbischof Robert die Sache beigelegt hatte, allgemein die Mähr verbreitet wurde, der Krieg des Katholicismus gegen den Protestantismus sei officiell allerdings geplant worden, man habe aber einen Rückzug angetreten, der eine vorläufige Suspension des bevorstehenden Krieges bedeute, da man den Zeitpunkt für nichtopportun und verfrüht betrachte.

Sollte man es für möglich halten, daß solche Gespenstergeschichten in weiten Kreisen der protestantischen Gebildeten und besonders gerade unter den Theologen Glauben finden konnten? Es klingt fabelhaft und doch ist es so. Noch heute gibt es sehr viele gebildete Protestanten, die ich kenne, welche an diese Fabeleien eben so fest glauben, wie an die Wahrheit einer historisch beglaubigten Thatsache. Nur so konnte man es sich auch erklären, daß gerade jene conservativen Blätter, welche früher stets am eifrigsten ein Zusammengehen des Centrums und der conservativen Partei als nothwendig gepredigt hatten, am lautesten verlangten,

daß die „Ehre des Protestantismus“ (!) gegen römische Streitsucht und Intoleranz geschützt werde. Der „Solidarität der christlichen Interessen“, ein Thema, über welches jene Herren früher nicht genug reden konnten, wurde gar nicht mehr gedacht. An Stelle der Solidarität der christlichen Interessen gegenüber dem Liberalismus und Materialismus wurde eine Solidarität der protestantischen Interessen gegenüber dem Katholicismus proclamirt, und den Ungläubigen und Revolutionären, welche früher nicht heftig genug bekämpft werden konnten, wurde jetzt als willkommenen und natürlichen Alliirten im Kampfe gegen den „römischen Antichristen“ um den Bart gegangen. Alle Streitigkeiten gegen die Liberalen sollten als „innere Angelegenheiten“ vorläufig ruhen und suspendirt bleiben, bis der Kampf mit dem Katholicismus ausgetragen sei.

Was für Thorheiten begangen wurden, um das protestantische Volk in Wallung zu bringen und gegen seine katholischen Landsleute aufzuhetzen, kann man aus den verschiedensten Beispielen ersehen. Die Reden der protestantischen Hetzprediger gehen stets darauf aus, die Vorstellung zu nähren, als befinde sich das protestantische Volk in der Defensive, als solle ihm von Seiten Rom's ein Kampf auf Leben und Tod aufgedrungen werden. Das Stärkste in dieser Beziehung leistet wohl ein unlängst veröffentlichter Aufruf des „Protestanten-Vereins“ an das deutsche Volk, worin es heißt, „Ehre, Recht und Freiheit“ des deutschen Protestantismus seien von Rom bedroht!

Wirklich war es sehr nothwendig, auf die von dieser Seite drohende Gefahr aufmerksam zu machen. Man weiß ja, daß in Folge päpstlicher Verordnungen im deutschen Reiche eine himmelschreiende Protestantenverfolgung betrieben wird. Eine große Zahl der protestantischen Prediger ist aus dem Vaterlande verbannt, hunderte von Predigerstellen sind verwaist, in verschiedenen „Provinzialkirchen“ ist den Predigern der Gehalt entzogen, die Spendung des Abendmahles

ist unter Strafe gestellt, die meisten protestantischen Prediger sind aus der Schulinspektion entfernt worden, während die katholischen Priester sämmtlich darin belassen sind. Und welche „Parität“ in Preußen besteht, mag man schon daraus ersehen, daß für Besuch katholischer Versammlungen und bei Zusammenkünften katholischer Priester für die Reise auf den Staatseisenbahnen stets Preisermäßigungen gewährt werden, während man dieselben Vergünstigungen den Protestanten stets abschlägt. Letzteres hat seine Ursache bekanntlich darin, daß die unterirdische und boshafte Agitation der Jesuiten es verstanden hat, in Preußen einen katholischen Eisenbahn-Minister auf den goldenen Sessel zu bringen. Es ist unbestreitbar, daß bei solchen Zuständen ein Allarmruf zu Gunsten der bedrückten und verfolgten Protestanten in Deutschland bei allen Billigdenkenden Zustimmung finden muß. Möchte doch der Papst endlich ein Einsehen haben, und seine Verordnungen, welche die Gewissensfreiheit der deutschen Protestanten bedrängen, wieder aufheben. Wenn das so fortginge, und das römische Joch, unter welchem Deutschland seufzt, nicht abgeworfen würde, könnte die Zeit nicht mehr fern seyn, wo durch Urtheil des Reichsgerichts Stöcker, Beyschlag und Schröder wegen ihrer Opposition gegen den „Jesuitismus“ als Hochverräther bestraft würden. Hoffentlich würde aber der König von Schweden wieder mit seinen Truppen in's deutsche Land einrücken und die unglücklichen deutschen Protestanten befreien.

So steht es ja wohl! Die armen Protestanten in Deutschland sind wirklich zu bedauern. Wer hätte es sich träumen lassen, daß unter dem „protestantischen Kaiserthum“ der Hohenzollern noch in Deutschland eine Protestanten-Verfolgung ausbrechen würde, die das Bedürfniß nahe legen müßte, nach dem Muster des Edikts von Nantes ein Protestantengesetz auszuarbeiten, welches den verfolgten Jüngern Luthers, wenn auch mindere Rechte als den Katholiken, so doch wirksamen Schutz gewährte?

Aber Scherz bei Seite! Es ist schon oft betont worden, daß das einzig Einende im Protestantismus der „Haß gegen Rom“ ist. In verschiedenen Gegenden, wo die Prediger auf die Confessio Augustana eidlich verpflichtet werden, lehren die Herren trotzdem in vielen Punkten schnurstracks das Gegentheil der Glaubenssätze, auf welche sie verpflichtet sind, ja sie versteigen sich sogar soweit, die Gottheit Christi in Zweifel zu ziehen oder zu leugnen. Nun wird allerdings manchmal der eine oder andere Prediger deßhalb disciplinarisch gemaßregelt oder sogar abgesetzt. Es ist aber festzuhalten, daß nicht fünf, nicht zwei Procent der Prediger noch vollständig an die Confessio Augustana glauben, und daß darum Abweichungen in „Nebensachen“ (!) mit erklärlicher Toleranz behandelt werden. Nur nach der anderen Seite hin wird die strengste Disciplin geübt. Ein Prediger, der sich dem katholischen Lehrbegriff mehr nähert, als die Augustana erlaubt, kann sicher seine Absetzung erwarten, während das Umgekehrte so gut wie straflos ist. Wer z. B. das lutherische Centraldogma der Rechtfertigung sola fide leugnet, bleibt straflos, wer aber anderseits sagen würde, es gebe auch ein Fegfeuer, würde abgesetzt werden.

Der englische Protestantismus ist nicht so fanatisch; er übt gegen Abweichungen „nach rechts“ dieselbe Toleranz, wie gegen solche „nach links.“ Unter den deutschen Protestanten aber ist der Romhaß so groß, daß kein Prediger es wagen würde, ein katholisches Dogma öffentlich zu vertheidigen, während andererseits es tausende gibt, die keck eine lutherische Lehre oder ein allgemein-christliches Dogma in den Wind schlagen.

Daß bei dem Wachsen der negativen Strömungen öffentliche Kundgebungen, die sich des Beifalles aller protestantischen Kreise erfreuen sollen, nur mehr den Charakter des Protestes tragen können, liegt klar auf der Hand. Unläugbar wächst die Erkenntniß, daß der Fluch des Protestantismus seine große Zerrissenheit ist; aber diejenigen, welche sich bestreben, die verschiedenen protestantischen Parteien zu einigen

und zusammenzufassen, finden kein anderes Bindemittel, keine andere gemeinsame Parole als den Haß und Protest gegen die katholische Kirche. Mit einer solchen negativen Einigkeit läßt sich freilich sehr wenig ausrichten. Hat man seine Lungen im Streite gegen Rom geübt, und kehrt man auf das innerkirchliche Gebiet zu gemeinsamer Arbeit zurück, so lodert sofort der alte Conflikt in hellen Flammen wieder auf. Auch jetzt wieder wird man sich sehr täuschen, wenn man glaubt, durch das Hetzen gegen Rom an dem kranken Protestantismus eine Wunderkur ausüben zu können; ebenso wenig stürzt man den Felsen Petri dadurch um, daß man protestantische Brandreden, Pamphlete und Traktätchen gegen ihn schleudert.

Die protestantischen Theologen verzweifeln selber daran, auf ihrem eigenen Gebiete noch viel zu Gunsten des absterbenden Kirchenthumes thun zu können. Statt das „sündige" Berlin zu bekehren, senden sie Missionen nach Spanien und Italien, um einige Katholiken zu kapern, und jeden Umgarnten begrüßen sie als köstlichen Fang. Welches Geschrei würde aber erhoben werden, wenn katholische Priester ausgesandt würden, um mit ähnlichen Mitteln die lutherischen Bauern in Pommern und Sachsen zu bekehren! Ohne Zweifel würde auch die Staatsbehörde gegen solchen „Unfug" einschreiten, und bei den manigfaltigen Strafbestimmungen der preußischen Gesetze würde sich leicht das Mittel finden, eine solche Propaganda polizeilich aufzuheben. Was die protestantischen Missionen in Italien und Spanien erreichen, gelingt ihnen besonders durch Gründung protestantischer Schulen. Katholische Missionen aber, welche in der Mark Brandenburg eine katholische Schule für protestantische Kinder errichten würden, verfielen einfach den Strafgesetzen. Das fände man vollkommen in der Ordnung, während die ganze protestantische Welt auf das eifrigste darüber wacht, daß dem theologischen Agitator Fliedner in Madrid nicht ein Haar gekrümmt werde. Der Polizeistock wird nur ge-

priesen, wenn er sich im Takte auf dem Rücken der Katholiken bewegt. Ebenso ist es auch durchaus in der Ordnung, daß Deutschland die katholischen Ordensgeistlichen ausweist, während Italien und Spanien es nicht wagen dürften, die protestantischen Agitatoren, welche überall den Unfrieden anstiften, und sich in den infamsten Lästerungen über die Religion und Kirche des Landes, die katholische, ergehen, im Interesse der öffentlichen Ordnung des Landes zu verweisen. Die allerelementarsten Forderungen des Rechts, der Billigkeit und Parität werden von diesen Leuten verleugnet, sobald es sich um Katholiken handelt, aber katholische Länder sollen der protestantischen Hetze und Agitation die vollste Sicherheit garantiren, sie nicht nur schützen, sondern sogar noch unterstützen. Und Männer mit dieser Stirne und diesem Fanatismus wagen noch zu behaupten, daß der Protestantismus in dem culturkämpferischen Deutschland bedroht werde — durch die „römische" Kirche!

Wir bedauern aus tiefstem Herzen, daß in unserer Zeit, wo das Zusammenhalten aller christlich gläubigen Kräfte gegen die Revolution nothwendiger als je ist, eine solche frivole Hetze mit Erfolg vom Zaune gebrochen werden konnte. Hoffen wir, daß die einsichtigen Elemente der conservativ-orthodoxen Partei sich der Erwägung nicht verschließen werden, daß das Neuentfachen des Glaubenskrieges nicht einen Sieg des Protestantismus über die katholische Weltkirche herbeiführen würde, sondern nur den subversiven und destruktiven Elementen neue Nahrung zuführen und die Throne in Gefahr bringen müßte. Man sollte doch in dieser Beziehung in dem sogenannten Culturkampfe genug gelernt haben. Die orthodox-protestantische Partei wird bei ihren Angriffen gegen den Katholicismus, welcher der festeste Hort der Autorität ist, immer nur für die ungläubigen und revolutionären Strömungen die Kastanien aus dem Feuer holen. Das protestantische Kirchenthum thut wohl daran, wenn es, statt Grenzkriege gegen den Katholicismus zu führen, gegen

die ungläubigen Strömungen im protestantischen Volke ankämpft, welche für den Bestand der Landeskirchen weit gefährlicher sind. Oder ist es schlimmer, wenn die katholische Kirche einige Kinder aus Mischehen und einige Convertiten gewinnt, als wenn der „Protestanten-Verein“ das Apostolicum aus der Kirche hinaus escamotirt, mit der alten Lehre und dem alten Recht tabula rasa macht, und dem Protestantismus thatsächlich seinen christlichen Charakter nimmt, indem er eine „Kirche“ gründet auf dem Boden des philosophischen Deismus?

LXVII.

Poetisches.

III. Gedichte von F. W. Weber.

(Paderborn 1882. 333 S.)

„Gott sei Dank wieder einmal ein Dichter von Gottes Gnaden“ — das war der Gedanke, womit diese Blätter vor drei Jahren die Erscheinung des Epos „Dreizehnlinden“ begrüßten[1]; das ist auch die Ueberzeugung, mit welcher man das Bändchen Gedichte, die neueste Gabe desselben Sängers, aus der Hand legen wird, um es recht oft wieder aufzuschlagen und sich Herz und Geist an diesen kernhaften Poesien zu erfrischen.

1) Bd. 83. S. 798; vgl. Bd. 85, S. 772.

Hatte Webers Epos, das bereits in der 15. Auflage erscheint, es sicher vermuthen lassen, daß der Dichter dieses mit urwüchsigster Kraft einhergehenden Epos ein meisterhafter Lyriker sein müsse, so sehen wir die Erwartung durch das nunmehr Gebotene in erfreulicher Weise bestätigt.

Wollte man Webers Dichtungen im Allgemeinen charakterisiren, man könnte es nicht besser als mit den Worten seiner Apostrophe an das Volkslied:

Du fühlst des Volkes Freud und Pein,
Du kennst sein Sorgen und sein Schaffen,
Du greifst in seine Arbeit ein,
Wenn müde Hände schier erschlaffen.
Und ob es weint und ob es lacht,
Du theilest mit ihm Lust und Leiden,
Du folgst ihm ins Gewühl der Schlacht
Und hilfst ihm seine Garben schneiden.
Frei singst Du, weil Du willst und mußt,
Nicht was Du kühl und klug ersonnen:
Dein Lied entströmt der vollen Brust
Unhemmbar, wie der Bach dem Bronnen. (S. 81).

Und wollte man des Dichters Art und Geistesrichtung kurz bezeichnen, wo wäre sie besser ausgedrückt, als in seinen Versen:

Und schlaf ich längst schon unter Friedhoflinden,
Das sollst Du stets bewahren im Gedächtniß
Als meiner Liebe theuerstes Vermächtniß:
Es ist kein Heil als nur im Kreuz zu finden! (S. 109).

Das Bändchen ist in drei Bücher eingetheilt, die man als Lyrisches, Epigrammatisches und Episches bezeichnen könnte; und wenn wir zugestehen wollen, daß die Didaktik ein hervorstechender Zug der gedankenreichen Weber'schen Muse ist, so sind wir überzeugt, daß man uns zustimmt, wenn wir sagen, sie sei es deßhalb, weil Weber vor Allem auch Lyriker ist. Deßhalb ist seine Spruchweisheit Poesie und nicht Schulmeisterei. Und auch da, wo er im dritten Theile, den man den epischen nennen darf, nicht historische, nicht sagenhafte Stoffe, sondern „typische", wenn man so will, behandelt, ist er vorzugsweise Lyriker. Man lese die Ballade von „ihm" und „ihr" S. 257.

Verrauscht und verronnen.

Sie saß am Bach und schrieb in die Fluth:
O wie bist Du so süß, o wie bin ich Dir gut!
Doch ein Nixlein unter dem Weidenbusch,
Das schüttelt die Locken und lacht: husch, husch! —
O du Lieb' und Treu', o du blühender Wald!
Was lustig begonnen
Und leicht gewonnen,
Wie ist es so bald
Im Winde verrauscht, im Wasser verronnen!
Er ritt durch den Wald und blies und blies:
O wie bin ich Dir gut, o wie bist Du so süß!
Doch ein Elblein unter dem Haselbusch
Das schüttelt die Locken und lacht: husch, husch! —
O du Lieb' und Treu' ꝛc.
Und der Lenz verging und der Sommer verflog,
Und der Herbstwind über die Stoppeln zog:
Sie spann und weinte, allein, allein;
Er fuhr in die Welt, weit über den Rhein. —
O du Lieb' und Treu' ꝛc. . . .

Nehmen wir andererseits das an die Spitze des lyrischen Theils und an die Spitze des Gesammtwerkes gestellte Lied „Am Amboß" mit seinem Grundgedanken:

„Nur der hat Recht, der recht sich müht;
Du selbst bist deines Glückes Schmied"

und in seiner ganzen Exposition — gewiß ein sinnig Lehrgedicht!

Und greifen wir aus dem zweiten Buche, dem didaktischen Theile, Lieder heraus, wie das schöne „Wir Bettler":

„Wir Alle steh'n als Bettler vor
Des lieben Gottes Gnadenthor
Wir Großen und wir Kleinen" ꝛc.

wer wollte urtheilen, wo hier die Didaktik aufhört und die Lyrik anfängt?

Weber ist ein Dichter, der weder in der Sturm- und Drangperiode mit seinem Pegasus jemals durchgegangen ist, noch auch je die köstliche Himmelsgabe verwendet hat, um zwecklos für die Mitwelt, sie in egoistischer Weise auszunutzen, wie denn diese Poesien überhaupt nicht aus dem Gedanken an lite-

rarische Verwerthung hervorgegangen sind[1]). Gleichweit entfernt von weinerlicher Sentimentalität und Weltschmerz wie von schulmeisterlicher Pedanterie, zeigt Weber in seinen Gedichten, daß er ein Mensch ist, der in sich fertig geworden. Wie er das geworden, das setzt er uns weder in „Dichtung" noch in „Wahrheit" auseinander. Aber wie man's werden kann, das zeigt uns fast ein jedes seiner Lieder.

Vom ersten Gedichte „Am Amboß" zieht sich wie ein rother Faden durch das ganze Bändchen die Aufforderung zur Arbeit:

Nun schaffe nur leise, leise
Ein jeder in reiner Weise
In seinem Kreise früh und spät,
Die Arbeit ist das beste Gebet (S. 112).

oder

Bedenke, was du heute thust,
Bedenk' auch, was du morgen mußt;
Zumeist bedenke, deinem Leben
Durch Arbeit Kern und Halt zu geben" (S. 132).

Und vergleicht der Dichter in dem mehrfach erwähnten Liede „am Amboß" sich selbst mit einem Schmied, so läßt er uns auch nicht in Zweifel, welche Arbeit er meint:

Die Arbeit die da nützt und nährt
Und vorwärts trägt der Menschheit Fahnen;
Die Muth verleiht und Manneswerth
Und Adel trotz des Kaisers Schwert
Und langer Reih'n verscholl'ner Ahnen! (S. 6).

und wo fände die Handarbeit solches Lob wie in den Worten:

---

1) Wie ein kundiger Freund des Dichters, welcher „Dreizehnlinden" in einzelnen Schilderungen hat erstehen sehen, in der Sonntagsbeilage der „Kreuzzeitung" und in Nathusius' „Conservativer Monatsschrift" zu verstehen gibt, hat es Mühe gekostet, den Dichter zu vermögen, das Epos in Druck zu geben, und „ebenso würden die theils aus sehr früher Zeit herrührenden Gedichte, von denen, wie wir wohl verrathen dürfen, einige in dem Greifswalder Carcer geschrieben sind, ohne das Zureden von August Reichensperger schwerlich in die Oeffentlichkeit gelangt seyn." A. d. R.

Gar manches Knopfloch ist verziert,
Weil Mancher Dieß und Das vollführt
Mit Klingen und mit Kielen.
Jedweder Leistung Ehr' und Preis:
Der beste Orden, den ich weiß,
Ist eine Hand voll Schwielen. (S. 133).

Ganz bezeichnend sind auch seine trefflichen Lebensregeln:

Wenn du am Scheidewege stehst
Und Pflicht und Wunsch den Kopf verwirren,
Du wirst im Pfad nur selten irren,
Wenn du den unbequemsten gehst. (S. 134).

oder

Und soll es sein und muß es sein,
Da hilft kein Zaudern und Flennen;
Greif in die Nesseln frisch hinein,
So werden sie dich nicht brennen. (S. 133).

Wie köstlich schildert er die falsche Toleranz in religiösen Dingen und die Aufgeblähtheit des eigenen Wissens mit 4 Zeilen:

Greift Jemand deinen Glauben an,
Du schweigst als duldsam milder Mann;
Doch rührt er an deiner Meinung,
Gleich fährst du auf zur Verneinung. (S. 128).

Der Lebensberuf des Dichters — Weber ist bekanntlich Arzt — hat ihn viel mit den Nachtseiten des Menschenlebens zusammengeführt und so ist der Grundton seiner Dichtungen wohl ein ernster; aber weit entfernt von Finsterkeit führt ihn der Ernst allüberall auf das Ziel der Lebensreise, an deren Ausgange er oft hat seine Kunst müssen als Menschenwerk erkennen.

Du kleiner Engel, du wirst so bleich;
Schon hast Du die Schwingen zum Flug gehoben;
O grüße mir das Himmelreich,
Und die ich liebe dort oben.

Die Schönheiten der heimathlichen Natur begeistern ihn zu den herrlichsten Liedern, wie sie nur einem reinen völlig selbstlosen Herzen entströmen können. Wir erwähnen beispielsweise: „Du sonnige, wonnige Welt“ (S. 68), „Feldmusik und Waldmusik“ (S. 26); und gar schön klingt das Horaz'sche Tu ne

quaesieris in „O keine Klage“ (S. 9). Welch echte Resignation vernehmen wir in „Umsonst mein Lieb!“ (S. 12) und „Der lustige Vogel“ (S. 30).

Ob er geliebt hat — glücklich oder unglücklich? — er hat's in keiner Romanze uns geklagt; doch die „Liebe Leiterin“ (S. 18) und „Sei still“ mit seinem Schlußverse:

Und klopft die Lieb' an deine Thür,
So öffne nur mit freud'gem Muth:
Was auch der Haß an dir verbrochen,
Die Liebe macht doch Alles gut —

lassen vermuthen, daß der Herr Dr. med. das Herz nicht nur vom anatomischen Standpunkte aus betrachtet und beobachtet hat.

Wer wie unser Dichter die hohe Lebensauffassung hat, wie er sie in „Eine That“ (S. 100) ausspricht:

Auf Adlerschwingen stürmt die Zeit: es naht
Ihr Schnitter dir, der Tod, mit leisem Schweben.
Dein Staub gehört dem Staub; dein bess'res Leben
Gott und der Welt, und Beiden deine That.
Ihr Schuldner bist du längst, schon längst gewesen,
Was säumst du noch, dein altes Pfand zu lösen?
O Jüngling, eine That, so lang noch heiß
Und ehrbegierig deine Pulse schlagen!
Mann! eine That, ein frommes frisches Wagen,
O, eine That noch vor dem Sterben, Greis! . . . .

dem wollen wir verzeihen, wenn er mit „viel Kletten im Bart“ aus Unmuth sagte: „Der Menschen Geschichte ist ihre Schande“ (S. 120).

Wer so froh singen kann:

Nicht bess're Musik in der weiten Welt
Als das Singen und Klingen in Wald und Feld! rc.

der ist kein Griesgram.

Doch wir müssen Abschied nehmen. Wir wollen nicht vergleichen, dem Dichter keine Platznummer auf dem Parnaß geben. Das aber können wir sagen,

Hast Du an Dich zuletzt gedacht:
Oft hast Du And're froh gemacht!

und von seinem Büchlein wird gelten, was der Dichter als die Früchte „der That" preist (S. 100):

Wer seinen Brüdern nützt, bleibt unvergessen.
Grab' einen Quell aus dürrem Wüstensand,
Pflanz' einen Baum in ödes Heideland,
Auf daß ein Wandrer, der nach vielen Jahren
An deinem Born sich labt und Früchte bricht
Von deinem Baume, froh dich segnend spricht:
Ein guter Mensch ist dieses Wegs gefahren.

Frankf. Dr. St.

LXVIII.

Zeitläufe.

Randglossen zu neueren Verlautbarungen in der socialpolitischen Discussion.

II. Der Streit der Schulen: Périn und die „Staats-Socialisten." — Die sociale Rettung in der Corporation.

Wir haben zuvörderst aus der socialpolitischen Discussion ausgeschieden und vorweg genommen, was streng gerechnet über ihren Rahmen hinausgeht und, wenn dennoch in denselben einbezogen, ersichtlich Anstände und Verwirrung im Proceß anrichtet. Es ist wahr, daß man eigentlich lieber von den socialen Fragen, als von der socialen Frage sprechen sollte. Denn die letztere zerfällt in der Richtung auf die drei Produktivstände der Massenarbeiter, des Handwerks und der Landwirthschaft in eben so viele wesentlich verschiedene Theilfragen, die sich aber alle um den Widerstand gegen das

liberale Princip der „freien Concurrenz“ drehen. Man kann sagen, daß diese Fragen von jeher und überall in der civilisirten Welt bestanden und selbst in ihrer zeitweiligen Lösung immer wieder Staub aufgeworfen haben. Es gibt aber noch eine sociale Erscheinung, welche der modernen Welt eigenthümlich und höchstens zwei Generationen alt ist: das ist eben der Capitalismus in der Ausgestaltung, die man im Unterschiede vom industriell thätigen Capital und von dem altväterischen „großen Vermögen“, vielleicht am verständlichsten als „Rothschildismus“ bezeichnen könnte, wenn nämlich der Barbarismus erlaubt wäre.

Gegen diese Macht gibt es keine Concurrenz mehr. Sie besitzt ein Monopol und ist eine Art geschlossener Zunft, welche die Produktion aller Länder und Völker brandschatzt. Wenn aber auch diese Macht gebrochen und ihr Monopol vernichtet wäre, könnte man doch nicht sagen, daß dadurch auch gleich die socialen Fragen wegen der drei Produktivstände erledigt wären. Dieselben bestünden nach wie vor fort, und würden sogar neuen Zuwachs erhalten. Wir glauben daher, daß es sich in dem Punkt des Großcapitalismus um eine reine Staatsfrage handelt. Kann der Staat seine Angehörigen von der Blutsaugerei befreien, so ist er verpflichtet, es zu thun, und es würde sich furchtbar rächen, wenn er eben bloß, aus selbstischen Rücksichten, nicht wollte. Was der moderne Staat gegeben hat, kann er wieder an sich ziehen, und es bestünden weitaus nicht die Rechtsbedenken, welche zum Beispiel bei der seinerzeitigen entschädigungslosen Aufhebung der sogenannten Realrechte allerdings bestanden haben, wenn der Staat durch progressive Einkommens- und Erbschaftssteuern, sowie procentuale und progressive Börsensteuern dieser Art von Capitalismus periodische Aderlässe appliciren könnte bis zu seiner Erschöpfung.

Aber wie weit geht das Recht und die Pflicht des Staats in Bezug auf die socialen Fragen im engeren Sinne? Das ist der große Streit. Vielleicht wäre dieser Streit

weniger verwickelt und würden die Meinungen sich leichter zusammenfinden, wenn in der Discussion anstatt des abstrakten Begriffs „Staat" der confrete Ausdruck „Staatsgewalt" gebraucht werden wollte, in dem das Moment der Wandelbarkeit in der Zeit und des Wechsels der Persönlichkeiten an sich enthalten ist. Jedenfalls wollen wir das Wort „Staat", wo wir es in der socialen Discussion abwechselnd gebrauchen, immer als die Realität der Staatsgewalt oder der jedesmal Regierenden verstanden haben.

Die „Rothschilde" sind ein Uebel an sich; wenn sie nicht mehr existirten, dann um so besser. Aber die drei Produktivstände müssen erhalten und gefördert werden; wie weit geht in dieser Beziehung die Aufgabe der Staatsgewalt? Darüber gehen die Meinungen sehr weit, und die Mißverständnisse noch weiter auseinander, und zwar gerade auch unter den Vertretern des katholischen Standpunktes. Die Einen unterscheiden sich zwar durch den Vorbehalt des christlichen Sittengesetzes und des kirchlichen Einflusses vom liberalen Oeconomismus, aber sie halten insoferne strenge an der heutigen Erwerbsordnung fest, als sie im Interesse der Freiheit die sociale Zwangsgewalt des Staates verwerfen. Auf der andern Seite wird in der Identificirung des Socialen mit dem Politischen soweit gegangen, daß mit dem Aermel schon der Grenzpfahl berührt wird, der die Aufschrift trägt: „Wer hungert und keine Arbeit findet, soll sich an den Staat wenden!" Das sind die beiden Pole, ohne daß wir jedoch — was wir betont haben möchten — auf deutschem Boden bis jetzt ein Organ getroffen hätten, welches sich nicht doch wieder verschiedene Nuancirungen der Einen oder andern Stellung gestattete.

Daß die Staatsgewalt gegenüber den Bewegungen in der Gesellschaft am wenigsten auf dem Gebiet des Erwerbslebens neutral seyn kann, hat der liberale Oeconomismus durch sich selber bewiesen, denn er hat die Gesetzgebungsmaschine fleißig benutzt, um für sich Raum zu schaffen und

gegen das „laissez-faire“ keine Störung mehr aufkommen zu lassen. Ueberhaupt will er den Staat nur in so weit, als es ihm genehm ist, von der Gesellschaft trennen; sonst könnte er unmöglich manchesterlich und heißer „Culturkämpfer“ zugleich seyn. Vielleicht wäre gerade dieser Punkt geeignet, über einen Grundirrthum Klarheit zu verbreiten, der sich mitunter ganz unversehens auch bei katholischen Socialpolitikern einschleicht. Ich meine die Anschauung, als ob der Begriff der Gesellschaft sich in dem Begriff des Erwerbslebens erschöpfe, und als ob die sociale Frage lediglich eine Frage der Produktion und Consumtion sei. Auch der Socialismus ist hierin consequenter; er meint allerdings die ganze Gesellschaft, die er umgestalten will, nicht nur das bestehende Erwerbsleben, und er weiß sehr wohl, daß weder die Erwerbsordnung noch der Staat überhaupt, geschweige denn ein Einzelstaat, sich mit dem Begriff der Gesellschaft deckt.

Auch hier tritt also die gemeinsame Quelle der liberalen und der socialdemokratischen Anschauungsweise wieder klar zu Tage. Bekanntlich hat der nationalliberale Stimmführer, Herr von Bennigsen, bei der Debatte über die zweite Vorlage eines Socialistengesetzes im Reichstage gesagt: es sei ja sehr wohl möglich, daß in ferner Zeit, vielleicht in 500 Jahren, die Gesellschaft einmal socialdemokratisch gestaltet seyn werde; er will nur nicht, daß das Erwerbsleben jetzt gleich durch einen gewaltsamen Bruch geändert werde. Dagegen rügt der neueste Historiker des Socialismus von seinem katholischen Standpunkt es scharf, wenn in dieser Weise bei den Arglosen Zweifel an dem Bestande der Gesellschaft erregt werde; denn was heute falsch sei, werde auch in künftigen Zeiten nicht weniger falsch seyn. „So sind denn,“ sagt er, „nur zu oft die gegen ein wirthschaftliches System vorgebrachten Klagen gegen die Gesellschaft selbst vorgebracht worden. Man hat dem Lohnarbeiter, dessen Lohn ungenügend ist, und dem arbeitslosen Proletarier gesagt, die Gesellschaft mit ihrer vierfachen Grundlage der Religion, der Familie,

des Eigenthums und der Autorität sei die Ursache seiner Leiden, und hat ihn zum socialen Haß verleitet." [1])

Wenn das der Begriff der Gesellschaft in den ihr von Gott gegebenen Grundlagen ist — und es ist so — dann wird man nicht sagen können, daß das Ziel der socialen Reform die „Identität des Socialen mit dem Politischen" seyn müsse. Man wird Vorsicht gebrauchen müssen gegenüber allen Schlagworten des Staatssocialismus, und man wird nicht leichthin behaupten: „der wahre und allein berechtigte Gegensatz gegen die vom Liberalismus und Liberal-Katholicismus protegirte Bourgeoisie-Oeconomie sei der christliche sociale Staat, mit andern Worten das sociale Königthum" [2]). Wenn man vorsichtiger Weise Anstand nimmt, den Staat als „die Totalität der menschlichen Angelegenheiten und ihre Verbindung zu einem lebendigen Ganzen" zu definiren, dann hat man von vornherein den Vortheil, daß man nicht immer wieder mit der stereotypen Verwahrung bezüglich der selbstständigen Rechte der Kirche gegenüber der Staatsgewalt nachzuhinken braucht, wie man andererseits herzlich darüber lachen konnte, wenn vor acht Jahren die Vorlage der deutschen Reichsregierung für ein neues Preßgesetz unter den Grundlagen der Gesellschaft — die „allgemeine Wehrpflicht" aufführte.

---

1) „Der Socialismus in den letzten drei Jahren. Von Abbé Winterer, elsaß-lothringischer Reichstags-Abgeordneter" (deutsch bei Bachem, Köln 1882. S. 57. S. 63.) — Herr Winterer, Stadtpfarrer in Mühlhausen, einer der gefeiertsten Männer im Reichsland, hat mit der gleichen Klarheit und freundlichen Ruhe, wie in vorliegender Schrift, vor vier Jahren ein Werkchen über den „zeitgenössischen Socialismus" (Le socialisme contemporain. Paris 1878) verfaßt.

2) Wir beziehen uns hier auf eine Art Programm-Artikel der Wiener „Monatsschrift" des Herrn von Vogelsang (Februar-Heft 1882. S. 63. S. 72) mit dem Titel: „Staatssocialismus und sociales Königthum".

Auf der andern Seite würde es aber auch eine Verkennung der Grundlagen der Gesellschaft seyn, wenn jedes autoritative Eingreifen des Staats oder, besser gesagt, der Staatsgewalt auf legislatorischem oder polizeilichem Wege in den Privatbetrieb als „Staatssocialismus" gekennzeichnet werden wollte. Im Gegentheil hat der Staat die Verpflichtung zum Eingreifen. Wir glauben zwar, daß Fürst Bismarck mit seinen bekannten Aeußerungen, daß der Staat sich überhaupt etwas mehr Socialismus angewöhnen müsse, und daß wir genöthigt seien, „unserm Medikament ein paar Tropfen socialistischen Oeles zuzusetzen", hart auf der Schneide steht. Es wird mit Recht gesagt, nicht der Staat habe sich „Socialismus anzugewöhnen", sondern die Gesellschaft, von der ja der Socialismus auch seinen Namen hat. Der Staat mit der Staatsgewalt hat auch kein Geld und nichts aufzuwenden, als was er der Gesellschaft vorher abgenommen hat. Er ist aber dennoch keine bloße Rechts-, sondern auch eine Interesse-Gemeinschaft. Mit der Autorität, die ihm aus den Grundlagen der Gesellschaft zusteht, hat er auch über die allgemeine Wohlfahrt zu wachen, indem er nicht nur das Recht des Einzelnen schützt, sondern auch das Recht der Gemeinschaft gegen die Einzelrechte. Dadurch verwandelt sich die Gesellschaft noch lange nicht in eine bloße theoretische Abstraktion; wenn sie das wirklich wäre, dann müßte der Staat freilich Alles in Allem seyn. Es ist eben das große Leiden der Neuzeit, daß die Gesellschaft im Unterschiede vom Staat als greifbare Realität so wenig in die Erscheinung tritt.[1]) Als es noch organisirte Stände gab,

---

1) Herr Professor Riehl hat kürzlich in einem reizenden Aufsatz über die „Statistische Krankheit" (Allg. Zeitung vom 21. November d. Js.) sich gleichfalls mit einer Definition der Gesellschaft beschäftigt. Er sagt: „Von Tausenden, welche die Wörter ‚Gesellschaft' und ‚social' beständig im Munde führen, können oft nicht zehn genau sagen, was sie sich eigentlich dabei denken;

da konnte über ihre Wirklichkeit kein Zweifel bestehen; man konnte mit dem Finger darauf weisen: hier ist die „Gesellschaft." Wäre nicht vielleicht gerade diese Thatsache der eingehendsten Erwägung werth und in ihr der Anknüpfungspunkt gegeben, um die richtige Aufgabe der socialen Reform zu entwickeln?

Der Liberalismus mußte die gesellschaftlichen Organisationen zerstören, um sich selber im Regiment festzusetzen. Eines der hervorragendsten liberalen Organe hat kürzlich noch erklärt, daß die Zerstörung der gewerblichen Organisation eine liberale Lebensfrage gewesen sei. „Die Gewerbefreiheit ist ein Hauptpostulat des Liberalismus; sie ist noch viel mehr eine politische als eine wirthschaftliche Kategorie des Rechtsstaates, und sie verlassen, heißt den Kampf für die Grundsätze in ein müßiges Spiel verwandeln. Eine Partei kann den Erwägungen der Klugheit Alles opfern, nur sich selbst nicht."[1]) Solange sich der Staat, nach liberalem Gebot, social nur als Zerstörer bethätigte, war dem Liberalismus die Omnipotenz desselben ganz angenehm; er bedauert bis heute nur, daß es der Staatsgewalt nicht gelingen zu sollen scheint, durch den Culturkampf die Kirche aus den

---

jene Zehn, die eine klare Definition im Kopfe haben, geben aber vielleicht wieder zehn verschiedene Definitionen." — Das ist sehr wahr. Aber auch die von Herrn Riehl selbst versuchte Definition bezieht sich im Grunde nur auf die sogenannten Produktivstände, und schließlich will ihm selbst vorkommen, daß das Staatsvolk als Gesellschaft keine greifbare Realität habe. Man kann aber behaupten, daß der „Staat", wenn man ihn nicht als Staatsgewalt begreift, erst recht ein abstrakter Begriff sei. Darum sagt Ferdinand Walter (Naturrecht und Politik im Lichte der Gegenwart. Bonn 1863. S. 55): „Es gehört zur Correktheit der Begriffe, daß man überall, wo es sich um die staatliche Thätigkeit handelt, statt des abstrakten Wortes ‚Staat', die konkreten Worte, Staatsgewalt oder Regierung, brauche".

1) Aus der „Neuen Freien Presse" vom 17. Nov. s. Wiener „Vaterland" vom 18. Nov. d. Js.

Fundamenten der Gesellschaft herauszureißen. Jetzt aber, wo der Staat zum socialen Wiederaufbauen gedrängt wird und der Volkszorn im Antisemitismus gegen die gierigsten Verwüster sich wendet, jetzt geht der Jammer an. „Der Staat", so klagt dasselbe liberale Hauptorgan, „ist jetzt allgegenwärtig, überall ist seine Hand, überall soll er schonen, heilen, schaffen; er übernimmt die Verantwortung für das Gedeihen der Industrien und der Gewerbe. Wird aber die Selbstsucht zum leitenden Princip, dann ist jeder Halt unmöglich, dann werden die sinnlosesten Forderungen erhoben, und der Antisemitismus erhält seine volle Rechtfertigung. Wenn vom Staate verlangt wird, daß er die Unbequemlichkeiten des Lebens aufhebe, warum soll er nicht auch den Juden beseitigen, der vielleicht ein begabter Concurrent ist"?[1])

Gibt es nun wirklich eine auf katholischem Standpunkte stehende Partei, welche in der Frage von dem Verhältniß des Staates zur Gesellschaft, soweit sich dasselbe auf das Erwerbsleben bezieht, dem liberalen Princip huldigt? Auf der rechten Seite unserer Socialpolitiker wird das behauptet: „Dort wo, wie in Frankreich, Belgien, dem linksrheinischen Deutschland, die französische Revolution die alten christlich-socialen Erinnerungen bis auf die Wurzel zerstört hat, wird selbst von subjektiv eifrigen Christen der Widerspruch des socialpolitischen Antinomismus mit dem Katholicismus gar nicht empfunden; man fühlt in einem liberal-katholischen Privat-Christenthum, welches hinter den Kirchenthüren sich auslebt, dort katholischer Christ, im bürgerlichen Leben aber Jude, höchstens ein wohlthätiger Jude ist, sich ganz befriedigt, ohne zu bedenken, daß man dem Erlösungswerke damit seine eigentliche Kraft und seine erhabenste Aufgabe bestreitet."[2])

---

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 6. April d. Js.

2) S. den oben angeführten Programm-Artikel der Wiener „Monatsschrift" S. 68. — Die gereizte Sprache des Artikels er-

Aber vor Allem die Frage: warum sollen denn diese Herren „liberal“ seyn, weil sie bezüglich des Eingreifens der Staatsgewalt — gebrauchen wir hier den konkreten Ausdruck, da der abstrakte Staat keine Hände hat, was in dem Schlagwort vom „socialen Königthum“ gleichsam instinktiv anerkannt ist — sich reservirt verhalten? Das hat die Haller'sche Schule noch viel mehr gethan, und sie war doch gewiß nicht liberal. Und die Epigonen dieser Schule, bis herab auf Viktor Aimé Huber, fanden diese Vorsicht erst recht geboten, als der Hegel'sche Staat in die Mode kam. Gerade in der Opposition gegen den Begriff des modernen Staats, der sowohl der Willkür von oben wie von unten zum Umsturz bestehender Rechte, der kirchlichen insbesondere, dienstbar gemacht werden kann, prägte sich ihr Kampf gegen den Liberalismus am schärfsten aus. Sie wußten wohl, was kommen würde, wenn jener abstrakte Begriff einmal in der Staatsgewalt Fleisch und Blut annehmen würde; und die culturkämpferischen Erfahrungen der Neuzeit sind sicherlich nicht geeignet, ein blindes Vertrauen, sei es auf eine sociale Republik oder ein sociales Königthum, einzuflößen.

Die als „liberal-katholisch“ bezeichneten Socialpolitiker stellen sich einfach auf den Boden der gegebenen Thatsachen, und sie finden in denselben wenigstens Ein Gutes, nämlich die Freiheit. Diese neuere Schule ist ein Ergebniß der Zeit-

klärt sich wohl auch daraus, daß er unmittelbar nach dem Bankbruch der Pariser „Union générale“ geschrieben wurde. Der Verfasser nimmt an, daß das Unternehmen wirklich eine liberal-katholische Gründung, eine „katholische Bank“ gewesen sei, über die nun, als eine Versündigung an der katholischen Moral, das verdiente Strafgericht hereingebrochen sei. Wir glauben, es sei vielmehr die Thorheit gestraft worden, daß die Gründer, ungewarnt durch das Beispiel Langrand-Dumonceau's in Belgien, glauben konnten, es wäre doch noch eine Concurrenz gegen den jüdischen Capitalismus, und das „Welthaus“ Rothschild, insbesondere möglich.

umstände, geradeso wie es die ältere war. Als ihr doktrineller Führer wird der ehemalige Löwener Professor des öffentlichen Rechts und der Nationalöconomie, Charles Périn, angesehen. Er hat sein neuestes Werk ganz passend betitelt: „Die Lehren der Nationalöconomie seit einem Jahrhundert" [1]; denn er will seinen Standpunkt als Erfahrungswissenschaft beurtheilt wissen. Was lehrt uns nun Herr Périn? Sein Werk ist in epischer Breite geschrieben; er kritisirt eingehend alle die materialistischen Systeme, welche die „Wissenschaft vom Reichthum" ausgebildet haben, und am Schlusse dieser Rückschau stellt er als ersten Vorläufer des Staatssocialismus einen Publicisten hin, der „wegen seines voltärianischen Hasses gegen die katholische Kirche nur zu wohl bekannt ist". Das war Sismondi.

Schon die Ueberschrift des betreffenden Capitels kennzeichnet die Grundanschauung Périns. Er bezeichnet nämlich das Auftreten Sismondi's als das erste Einlenken der materialistischen Systeme, „welche das Princip der Entsagung verläugnen", zum Staatssocialismus. Sismondi hatte am Ende seiner Studien wahrgenommen, daß überall, wo der Industrialismus zur Herrschaft gelangte, die bis zum socialen Elend gesteigerte Armuth reißend zunahm. Das empörte sein Gefühl der Gerechtigkeit derart, daß er dem Princip der Gerechtigkeit das der öconomischen Freiheit, des Concurrenzkampfes preisgab, und an die autoritative Gewalt appellirte. „Die Regierung", sagte er, „ist eingesetzt worden, um mit den Kräften Aller einen Jeden gegen die Unbill jedes Dritten zu schützen; sie setzt das öffentliche Interesse Aller gegen die privaten Interessen". Insbesondere verlangt er die Wiederherstellung gewerblicher Associationen zum Zwecke der Unterstützung, und er will, daß die Häupter der industriellen Unternehmungen zur Unterstützung aller Armen ihrer Gewerke schlechthin verpflichtet würden, und zwar auch in

1) Deutsch bei Herder in Freiburg 1882.

deren Kindheit, Greisenalter und Krankheit. „Wenn", sagt er, „diese Last dem Unternehmer drückend wird, ist seine Industrie nur eine verderbenbringende; es ist besser, auf sie zu verzichten, als aus ihr ein Mittel zum Verderben der Gesellschaft zu machen".[1])

Zu verargen ist es Herrn Périn nicht, wenn er somit in Sismondi das Urbild aller Staatssocialisten unserer Zeit, insbesondere der deutschen, erblickt. Er wirft ihnen Blindheit gegen die Thatsache vor, daß dieses System, „weit entfernt dem Arbeiter eine bessere Lage zu bereiten, ihn unfehlbar zu dem Sklavenzustande zurückführen würde, aus welchem das Christenthum ihn nach hundertjährigen unausgesetzten Anstrengungen befreit hat, um in der Gesellschaft das Princip der Liebe durch das Opfer zum Siege zu führen, ein Princip, welches allein die Freiheit und ihre Herrschaft erzeugen konnte." Herr Périn meint, es hätte mit dem socialen Elend nicht dahin kommen können, wohin es gekommen ist, wenn nicht zur Zeit der Befreiung der Arbeit aller christliche Geist in den gebildeten Klassen erstorben gewesen wäre, und die öconomische Wissenschaft sich unter den verderbnißvollen Einflüssen des Rationalismus constituirt hätte, der das christliche Princip der Nächstenliebe und des Opfers zurückwies, um einerseits die absolute Unabhängigkeit des Menschen, andererseits das Nützlichkeitsprincip als Ausgangspunkt zu nehmen." Was ist nun an dieser Anschauung — „liberal?"

Bezüglich der Intervention der Staatsgewalt nimmt Périn ebenso wenig wie seine Gegner eine positiv bestimmte Stellung ein. Ganz klar sagt er nur, was er nicht will. Er will nicht, daß der Staat sich in die Kämpfe der Concurrenz zwischen Herren und Arbeitern, also bezüglich der Feststellung der Löhne, autoritativ einmische, und er will nicht, daß der Staat die wohlhabenden Leute verpflichte, ja zwinge, die von ihnen vernachlässigten socialen Pflichten zu

1) A. a. O. S. 94—101.

erfüllen. Bezüglich der Frage wegen der Intervention des Staats darf man aber überhaupt nicht übersehen, daß Périn nur die Arbeiterfrage im engern Sinne und das industrielle Capital im Sinne hat. Die Grenzen, die er der staatlichen Einflußnahme steckt, beziehen sich immer auf dieses beschränkte Gebiet. Im Uebrigen ist er weit entfernt, der öffentlichen Autorität ihre sociale Berechtigung abzusprechen. „Man würde sich außerhalb aller theoretischen wie praktischen Wahrheit stellen, wenn man mit dem Radikalismus jedes Eingreifen der öffentlichen Gewalten aus dem Bereich der wirthschaftlichen Thätigkeit ausschließen, oder wenn man mit dem Socialismus diese Thätigkeit unter die Leitung und unter den Einfluß des Staates stellen wollte.“ Gegenüber dem Vorschlag, die Wohlthätigkeit gesetzlich zu regeln, betont er abermals seinen mittleren Standpunkt: „Wir Katholiken appelliren für die Lösung der socialen Frage nicht bloß an die Aktion der Gesetze, wir wenden uns in erster Linie an die Macht der Nächstenliebe, eine wahrlich die Macht der Gesetze hochüberragende Socialkraft, durch welche die unvollkommene Gerechtigkeit der legalen Ordnung sich vervollständigt und befestigt findet.“ [1])

Praktisch illustrirt sich die Anschauung Périn's am besten in seiner Auseinandersetzung über das Corporations- oder Associationswesen. Er will die Corporation, ohne die für die sociale Frage nichts zu leisten sei und außerhalb deren es heute keinen Ausweg mehr gebe als den Socialismus. Er weist auf die merkwürdige Thatsache, daß die französische Revolution in derselben Zeit, wo sie die alten Corporationen als staatsfeindlich unterdrückte, eine wesentlich socialistische öffentliche Unterstützungsweise einführte, und daß in der Constituante geradezu der Grundsatz aufgestellt wurde: der Nation komme es zu, Arbeit denen zuzuweisen, die ihrer bedürften. Also schon damals Nationalwerkstätten

1) A. a. O. S. 177. S. 185. S. 201 f.

in Folge des Verbots der Corporationen. Auch heute, meint Périn, bleibe keine Wahl: entweder werde die Gesellschaft durch die Corporation auf wirthschaftlichem Gebiete die Gegenrevolution selbst bewerkstelligen, oder sie werde am Elend der Arbeiterfrage untergehen. Er verlangt daher für die neue Corporation gesetzliche Regelung, öffentlich-rechtliche Form und Ausstattung mit der civilen Persönlichkeit.

Aber erzwungen soll die neue Corporation nicht seyn. Sie soll unter dem Gesetz der Nächstenliebe, das nur ein Gesetz der Freiheit seyn kann, Arbeitgeber und Arbeitnehmer vereinigen, nämlich zuerst die Arbeiter unter sich und dann in Verbindung mit den Unternehmern. Nicht ein Recht auf den Gewinn und Lohnsteigerung sollen sich die Arbeiter durch ihre Association erstreiten, sondern dem guten Willen des Unternehmers sollen sie vertrauen dürfen. Herr Périn warnt insbesondere vor der demokratischen Institution der sogenannten Syndikatskammern in Frankreich, die nur eine Nachäffung der Corporation und eine sociale Kriegsmaschine seien, da sie auf der Anschauung beruhten, daß der Arbeitgeber der Feind sei, und der Arbeiter zu diesem in keine andere Beziehung treten könne als in die eines unversöhnlichen Antagonismus[1]).

Die französischen Katholiken haben an der Hand dieser Ideen, durch das sogenannte „Oeuvre," schon sehr Achtungswerthes geleistet. Namentlich ist der Name Harmel allbekannt. Die Gegner der Périn'schen Schule sind aber der Meinung, daß sich in der Praxis alsbald die Unzulänglichkeit des Standpunktes gezeigt, und daß die „Association catholique" sich staatssocialistischen Ansichten genähert habe. Es wurde namentlich eine Zuschrift an das Organ des Vereines citirt[2]), welche sich für Zwangscorporationen aus-

1) A. a. O. S. 223. S. 235. S. 242–262.

2) Aus der Wiener „Monatsschrift" in der „Social-politischen Beilage der Augsburger Postzeitung" (1882. nr. 18). Dieses

zusprechen schien. Die Stelle lautet: „Wir verwerfen das System des Staatssocialismus nicht weniger als das der Freiheit der Arbeit, und erkennen im Princip das Corporativsystem an, als nothwendig, um Ansprüche zu befriedigen, denen der heutige Staat außerdem nicht entsprechen könnte. Die Wiederherstellung eines Corporativstystems muß mit voller Sanktion der gesellschaftlichen Macht bekleidet seyn, wie sie einer socialen Organisation zukommt. Wenn dieses System nothwendig ist, wäre es kindisch zu sagen, es solle nichtsdestoweniger freiwillig zur Wahl gestellt werden." Aber wie denkt sich die Zuschrift dieses Compelle intrare? Sie sagt weiter: „Nicht durch Dekrete zwar kann die Wiederherstellung der Corporationen in erster Linie bewirkt werden; aber sobald diese, durch die Initiative der christlichen Fabrikanten vorbereitet, begonnen hat, Thatsache zu werden, folglich Leben gewonnen hat, wird es Sache der Gesetze seyn, sie rechtlich anzuerkennen, sie durch Privilegien zu verstärken, sie durch bestimmte Regeln ihrer politischen Entwicklung zuzuführen." Insbesondere verlangt die Zuschrift, und zwar aus sehr guten Gründen, „Schutz dieses Systems durch internationale Verträge."

Ein wesentlicher Unterschied zwischen dieser Anschauung und der des Herrn Périn ist wahrlich nicht zu erkennen. Zwar deutet Périn selbst wiederholt an, daß die Ideen der deutschen Staatssocialisten auch in Frankreich allmählig Eingang gefunden hätten; bei der „katholischen Association" scheint dieß aber bis dahin noch nicht der Fall gewesen zu seyn. Inzwischen ist jedoch dort eine Erscheinung aufgetreten, welche zwar den edlen Idealismus der Association nur um so heller strahlen läßt, aber auf die sociale Wirksamkeit des sogenannten Freiwilligkeits-Princips und auf die Frucht-

---

Blatt druckte die Leitartikel des Wiener Organs ab, ohne die Leser jedesmal von der Quelle zu verständigen, aus der die Mittheilungen floßen.

barkeit desselben einen tiefen Schatten wirft. Wo der Gotteshaß und der satanische Neid sich in den Massen so weit verbreitet und in den Herzen so erkältend eingefressen hat, daß die christliche Nächstenliebe der Arbeitgeber, auch wenn dieselbe durch willige Opfer reichlich erwiesen ist, keine Empfänglichkeit mehr findet: da hat eben der christliche Geist sein Arbeitsfeld überhaupt verloren; da ist nur mehr Raum für den harten Zwang und wird selbst der Staatssocialismus schließlich zu Pulver und Blei greifen müssen. Wir meinen die Vorgänge in den Werken von Monceau-les-Mines. Ganz Frankreich blickt erschreckt auf diesen Ort, wo die verschworenen Arbeiter mit Dynamit die Crucifixe, Kirchen, Schulen angegriffen und mit Todesdrohungen den republikanischen Maire ebensowenig wie den „klerikalen" Bergwerksdirektor verschonten.

Auch in England ist es vor fünfzehn Jahren bei den sogenannten „Gewerks-Attentaten" zu ähnlichen Gräueln gekommen, die man einer Verschwörung der Trades-unions zur Last legte[1]). Aber dieser Bewegung lagen rein gewerbliche Ursachen zu Grunde: die Herabsetzung der Arbeitszeit und Lohnerhöhungen sollten der Hartherzigkeit des industriellen Capitalismus abgetrotzt werden. Wie war es dagegen in Montceau? Die Gewährsmänner aller Parteien bezeugten, daß von einer gedrückten Lage der Arbeiter keine Rede sei; die Arbeiter selbst hätten darüber keine Klage. Es wurden gute Löhne bezahlt, 5,25 Fr. im Durchschnitt, mitunter bis zu 8 Fr. täglich, bei achtstündiger Arbeit. Bei eingetretener Minderung der Produktionskosten ließ die Gesellschaft sofort noch eine Erhöhung der Löhne eintreten. Gegen die Gefahr in den Minen waren alle neuesten Vorkehrungen getroffen. Frauen und Kindern war die Grubenarbeit nicht gestattet, aber sie konnten sich bei häuslichen Arbeiten täglich noch

1) S. „Histor.-polit. Blätter". 1868. Bd. 61. S. 228 f.: „Die unterirdische Diplomatie im brittischen Reich."

anderthalb Franks verdienen. Die Arbeiter erhielten Vorschüsse, gegen zehnjährige billige Abzahlung, zum Bau von Häusern. Die Gesellschaft trug die Kosten der Krankenpflege und der Unterstützungskasse; sie zahlte ihren Invaliden Pensionen von 450 bis 600 Franks. Was konnten die Arbeiter von der heutigen Gewerbsordnung mehr verlangen, und warum mußte die Bewegung, von der allgemein behauptet wird, daß sie überall in Frankreich verbreitet sei, gerade hier explodiren? Die Verhafteten selbst wußten gar keine Beschwerde anzuführen, als daß der streng-katholische Direktor ihnen die Theilnahme an dem Skandal der Civilbegräbnisse verboten und auf Anzeige des Geistlichen einige Arbeiter wegen ungebührlichen Benehmens bei einem kirchlichen Begräbniß entlassen habe[1]). Also gerade nur die Kirchenluft in der Direktion war ihnen unerträglich: was kann da die christliche Nächstenliebe erzielen?

Ich weiß nicht, was der selige Bischof von Ketteler heute sagen würde, wenn er sein sociales Programm von 1864[2]) jetzt nocheinmal zu schreiben hätte. Damals stand er genau auf demselben Standpunkte wie Périn. Er wünschte sehnlichst die Produktiv-Association herbei, aber Vorschüsse aus den Zwangssteuern der wohlhabenden Classen hielt er für unerlaubt. Und von der Aktion der Staatsgewalt meinte er, es scheine fast, „als ob wir ein- für allemal auf eine schöpferisch entwickelnde Thätigkeit der Regierungen in der Gegenwart verzichten müßten.“ Nachdem es in dieser Beziehung jetzt nothgedrungen anders zu werden scheint, wollen wir uns sowenig, wie Herr von Ketteler es gethan haben würde, um Worte streiten. Wenn die Welt geistig so tief erschöpft und so hinfällig geworden ist, daß sie das Gewicht der Freiheit nicht ertragen kann, so muß sie aufrecht erhalten

---

1) Vgl. miteinander: Münchener „Allg. Zeitung“ vom 24. Oktober und Berliner „Germania“ vom 25. Oktober d. Js.

2) „Die Arbeiterfrage und das Christenthum.“ Mainz. Kirchheim 1864.

werden durch den Schienenapparat der Gewalt und des Zwangs. Darum erhitzen wir uns, um das jetzt gleich zu bemerken, auch nicht über den Streit, ob freie oder obligatorische Innungen; wir wünschen nur hoffen zu dürfen, daß letztere den gewollten Zweck erreichen. Wir hatten seinerzeit Zwangsinnungen, und doch war der Staat damals nicht in dem Grade socialistisch, wie er es heute bereits ist. Immer aber behalten wir uns vor, jede Maßregel der socialen Reform sorgfältig herumzudrehen, um sie von der Kehrseite zu prüfen, ob die Absichten wirklich — rein socialer Natur seien.

LXIX.

Schweizer Skizzen und Bilder.

VI. Das heutige Basel

ist so ziemlich in jeder Hinsicht ein anderes als es noch in der Mitte der 50ger Jahre gewesen. Die urconservative Stadt ist gründlich liberalisirt und radikalisirt. Das war die in die Länge unvermeidliche Frucht der Bundesverfassung von 1848 mit ihren liberalen Freiheiten: Religionsfreiheit, Freizügigkeit, Gewerbe- und Handelsfreiheit im Superlativ. Jedermann, sei er Schweizer oder Nichtschweizer, Katholik, Protestant, Jude oder etwas anderes, sei er reich oder arm, brav oder nichtsnutzig, kann auch in Basel nicht blos sich häuslich einrichten und sein Brod suchen, sondern leicht Bürger werden. Als Wahlmann oder auch als Stimmvieh hilft er alsdann die Geschicke der Schweiz

und Basels bestimmen. Außer Schweizern aus anderen Kantonen wanderten Leute aus aller Herren Ländern zu Tausenden herbei, darunter liberale und radikale Elemente mehr als genug, sogar unheimliche Socialdemokraten. Bis Ende der 50ger Jahre wurde so ziemlich in der althergebrachten Weise fortregiert, dann aber regten sich die Gegner. Die Baseler alten Schlages haben das Ihrige selbst beigetragen, um ihre politische Bedeutung zu vermindern. Bei den großen Hilfsmitteln aller Art wäre es ihnen leicht gefallen, ihren alten Einfluß noch lange zu behaupten. Aber sie unterschätzten den Gegner ganz gewaltig und anstatt rechtzeitig mit Klugheit und Energie aufzutreten, zogen sie sich schmollend zurück und machten damit den Widersachern leichtes Spiel. Die Reihen der ehemaligen Aristokratie werden jährlich dünner, heute sind die conservativen Elemente Basels bereits daran gewöhnt, an Wahltagen zu Boden gestimmt und aus allen einflußreichen Stellungen immer gründlicher verdrängt zu werden. Zwar stehen außer der akademischen Zunft noch 19 andere Zünfte mit ihren Zunftmeistern und Zunfthäusern im Adreßkalender, aber diese Zünfte bestehen kaum noch der Form nach und entbehren, die leidige akademische etwa ausgenommen, jeglicher praktischen Bedeutung. Mit Vorliebe haben die Aristokraten Basels ihre Lehrkräfte aus der Heimath Oekolampad's bezogen, dafür geben heute Nachkommen schwäbischer Schulmeister vorherrschend den großen Ton an.

Auch im alten reichen Basel sah man armselige Straßen, z. B. die Kohlenberggasse, und gar manches Haus, aus dessen Fensterlein die Dürftigkeit herausschaute. Heute aber muß man Basel eher eine arme Stadt nennen denn eine reiche, insofern neben etwa hundert Millionären und einer immerhin erklecklichen Anzahl vermöglicher Familien jährlich mehr Tausende und aber Tausende ein kümmerliches Daseyn fristen; die bitterste Armuth weint und zürnt unter gar manchem Dache, das sociale Elend in seinen abschreckendsten Gestalten schlägt von Jahr zu Jahr sichtbarer auch in Basel seine Herberge auf. Basel ist auch nicht mehr fromm. Zwar besteht in der Stadt selbst eine wirklich großartige Missionsanstalt, allein diese hat keineswegs den Zweck, Verkündiger des Evangeliums heranzubilden für die immer mehr neuheidnisch werdende einheimische Bevölkerung, sondern

für — Indien. Im gewaltigen Unterschied zur ganzen Vergangenheit werden die protestantischen Kirchen schlecht und jährlich schlechter besucht. Eine erschreckende Anzahl getaufter Christen bedarf gar keines Gottesdienstes, die geringere Hälfte der Christusgläubigen aber findet in allen Hauptkirchen — Münster, Sankt Leonhard, Sankt Peter und Sankt Theodor — auf den Kanzeln Männer, welche dem ausgesprochensten Rationalismus, ja Unglauben huldigen und daraus kein Hehl machen. Die Unsterblichkeit der Seele und damit die Verantwortung im Jenseits werden ganz offen geläugnet. Wozu Prediger solcher Art überhaupt noch nothwendig seien, läßt sich schwer absehen. Das vorreformatorische Basel hat bei all seinen Schattenseiten die Möglichkeit derartiger Zustände nicht einmal geahnt. „Menschenwort statt Gotteswort" ist heute Trumpf!

Basel ist im Vergleich zur Vergangenheit arm, sehr arm an hervorragenden Gelehrten und Schriftstellern. Wollen wir auch den Berliner W. Wackernagel oder den Württemberger Schönbein, den Erfinder der Schießbaumwolle, als Baseler gelten lassen; beide liegen bereits unter dem Boden. Unter den Zeitgenossen wüßten wir nur einen Burckhardt zu nennen, der ein treffliches kunstgeschichtliches Buch über Italien geschrieben, außerdem etwa noch Einen oder den Andern, von denen man indeß Keinen den Sternen dritter oder vierter Größe beizählen kann, doch findet man unter den Söhnen Basels zwei tüchtige Historienmaler.

Das heutige Basel ist nicht mehr todt und öde und für den Fremden lange nicht mehr so abstoßend wie vordem. Die Eisenbahnzeit hat einen sehr regen Verkehr in die Hauptstraßen gebracht, auch unter Tags sind die meisten Straßen ziemlich belebt; belebter noch zur Nachtzeit. Vereine für alle möglichen Zwecke zählt man nahezu so viele als das Jahr Tage, darunter 23 vaterländische, politische und militärische, 33 für Wissenschaft und Bildung, 38 Musik- und Kunstvereine, 11 Anstalten und Vereine für Leibesübungen und 33 Vereine mit vorherrschend geselligen Zwecken.

Auch das katholische Vereinswesen blüht. Es ist hier eine Sektion des schweizerischen katholischen Studentenvereins, ein Katholiken-, Franz Salesius-, und Vincentiusverein, ferner

ein Cäcilienverein und katholischer Gesangschor, nicht minder ein Gesellenverein.

Des Guten viel hat in Basel die 1777 gegründete gemeinnützige Gesellschaft bis auf diesen Tag geleistet, eine in ihrer Art einzige, jetzt durch die ganze Schweiz verbreitete, in Deutschland leider fehlende Einrichtung. Manche Vereine kommen dem Fremden etwas seltsam vor, so der Verein liberaler Großräthe, die Deutsche Christenthumsgesellschaft, der Giftklub, die Anstalt zur Hoffnung für schwachsinnige Kinder, am seltsamsten aber wohl die schon vor 20 Jahren nothwendig gewordene Gesellschaft für Sonntagsheiligung. Die Odd Fellows fehlen keineswegs im Adreßkalender, auffallender Weise dagegen die Freimaurer, welche doch auch in Basel notorisch eine recht erhebliche Rolle spielen.

Wenn auch das alte Basel in Wein und Weib schon Starkes geleistet hat, so ist dasselbe doch vom modernen bedeutend überflügelt worden. Zahllose Tempel des Alkoholismus ziehen sich durch die ganze Stadt bis in die entlegensten Winkel. Vor wenigen Jahren warf auf die sittlichen Zustände Basels ein Prozeß wegen Mißbrauchs eines 13- oder 14jährigen Mädchens durch eine ganze Reihe von Ehemännern ein grelles Licht. Eine ausgiebige Portion von Intoleranz gegenüber von Allem was römisch und katholisch heißt, hat sich in die Gegenwart herein vererbt, den althergebrachten „Dütschenhaß" nicht zu vergessen, der freilich seit dem letzten Kriege in der ganzen Schweiz, wie leider schier allenthalben, eher zu- als abgenommen hat. „Feinde ringsum" hat Feldmarschall Moltke erklärt und dieser alte Soldat besitzt gesunde Augen. Eine geringe Anzahl wirklich gebildeter Protestanten abgerechnet, reichen sich in Basel wie anderwärts im Katholikenhasse augenrollende Neuheiden und weinerliche Mucker brüderlich die Hände.

Die Baseler selbst waren recht unschuldig daran, als im Jahre 1801 innerhalb ihrer Mauern wiederum eine katholische Kirchengemeinde erstund. Nur die Folgen der Revolution haben solches möglich gemacht. Man räumte den Katholiken die Clarakirche in Kleinbasel ein, zunächst als Simultankirche, später zu alleinigem Gebrauche. Das war und ist alles, was Basel bis heute für die Katholiken geleistet. Die Kirche

macht auswendig wie inwendig den Eindruck der Armuth. Den Hauptaltar schmückt eine Statue der Gottesmutter unter dem Kreuze, den einen Nebenaltar die Statue Maria's, den andern die des heiligen Joseph. Man erblickt eine hübsche Orgel, aber außer den Stationen keine Gemälde. Wir haben uns schier gewundert, Bänke anzutreffen; die Plätze sind um der Besteuerung willen numerirt. Von Glocken schon deßhalb keine Spur, weil der Thurm fehlt. Schon längst reicht die Clarakirche nicht mehr aus. In Basel hausen eben nicht mehr nur einige Tausend Katholiken, sondern laut der jüngsten Volkszählung nahezu 20,000, ungefähr ein Drittel der Gesammtbevölkerung. Sie gehören meist den arbeitenden Klassen an und sind deßhalb im Durchschnitte mit irdischen Glücksgütern keineswegs reich gesegnet. Eine zweite katholische Kirche ist unumgänglich nothwendig. In Großbasel steht die Barfüßerkirche, ausgezeichnet durch ein ungewöhnlich hohes, in harmonischen Linien gehaltenes Chor. Gottesdienstlichen Zwecken längst entfrembet diente diese Kirche als Magazin, in den letzten Jahren als provisorisches Postgebäude. Weil die Baseler einer Handvoll sogenannter Altkatholiken die schöne Predigerkirche mit äußerster Zuvorkommenheit eingeräumt, so mochten sich Manche zu der kühnen Hoffnung versteigen, den 20000 Katholiken werde sich die Barfüßerkirche öffnen. O die Vertrauensseligen!

Sie hätten bedenken sollen, daß an der Fastnacht, welche in Basel acht Tage später als anderwärts rumort, nicht sowohl plumper Humor und gemeiner Witz gegen die katholische Kirche sich breit machen, sondern aufrichtiger tiefer Haß. Derselbe Haß würde augenblicklich wüthend sich aufbäumen, falls es den katholischen Freiburgern oder Luzernern einmal beifiele, den letzten der immer geschichtlicher werdenden Helden der sogenannten Reformation in einem Narrenzuge auftreten zu lassen. Die Vertrauensseligen hätten sich erinnern sollen, daß rohe Beschimpfungen katholischer Geistlichen und Ordenspersonen auch heute noch in Basel wie in Limmath-Athen auf öffentlicher Straße keineswegs zu den Seltenheiten gehören, und daß kein einheimischer Geistlicher mit Chorrock und Stola sich blicken lassen darf, geschweige eine katholische Prozession. Sie hätten an jenen einflußreichen und hochgestellten Herrn sich erinnern können, der im

Spätsommer 1879 gelegentlich einer Versammlung der „evangelischen Allianz“ sich nicht entblödete, die katholische Kirche dafür verantwortlich zu machen, daß das Edikt von Nantes seine Vorfahren zur Auswanderung aus Frankreich gezwungen habe. Daß im republikanischen Basel bis in die 50ger Jahre herauf kein Katholik Bürger werden konnte, der sich nicht zur protestanischen Erziehung seiner Kinder förmlich verpflichtete, vergaß der Kämpe des Evangeliums, oder vielleicht der Humanität, zu sagen.

Kaum wurde der Gedanke laut, die Barfüßerkirche solle den Katholiken überlassen werden, so begann die Agitation und wuchs zum gewaltigen Lärm. Dießmal gebar der kreisende Berg kein Mäuslein, wohl aber ein Monstrum, nämlich den Beschluß, den monumentalen Bau der Barfüßerkirche eher vom Erdboden verschwinden zu lassen, als den katholischen Mitbürgern einzuräumen. Einige der Ehrenmänner[1]), die ernstlich für das Gegentheil aufgetreten waren, verloren dafür ihre Großrathssessel. Den Katholiken Basels erübrigt nichts als den magern Geldbeutel aufzuthun, um eine zweite Kirche herzustellen; hoffentlich werden sie von der christlichen Charitas und namentlich vom Bonifaziusverein nicht im Stich gelassen.

Die Predigerkirche repräsentirt eines der schönsten Gotteshäuser im frühgothischen Styl; sie war die einzige Kirche Basels, welche im 15. Jahrhundert durch das Erdbeben nicht beschädigt wurde. Die auf Kosten eines Merian erbaute und 1865 vollendete, so ziemlich in der Mitte der Stadt stehende Elisabethenkirche ist ein dreischiffiges Langhaus ohne Querbau im spätgothischen Style. Sie zeigt eine schön gezierte Façade und einen hübschen Thurm, der in einer leicht durchbrochenen Pyramide gipfelt. Immer und immer wieder macht diese wahrhaftig unnöthig hergestellte Kirche durch ihre verhältnißmäßige Zwerghaftigkeit, durch ihre übergroße Schmucklosigkeit und innere Kahlheit auf mich den Eindruck eines unter die Protestanten verirrten katholischen Domes. Im Vergleiche mit Nürnberg und den meisten alten Städten Europa's ist das weltberühmte

1) Sehr warm hatte sich besonders Dr. Vischer-Iselin aus Gründen der Billigkeit um die Petition der Katholiken angenommen. Vgl. Deutsches Volksblatt vom 2. April 1881.

Basel an mittelalterlichen Bauwerken ebenso arm als etwa das winzige Rothenburg an der Tauber reich daran. Unter den alten Gebäuden Basels behauptet nach dem Dome mit seinem Kreuzgang das im burgundischen Style erbaute Rathhaus unstreitig den ersten Rang; das Innere ist mit Fresken, Glasgemälden und Schnitzereien prächtig geschmückt, am prächtigsten der Sitzungssaal des Regierungsrathes. Von den übriggebliebenen Thoren ist das Spalenthor als Muster eines mittelalterlichen Stadtthores bekannt; auf dem Fischmarkte findet man auch noch einen reingothischen Brunnen. Auch manche neuere Gebäude, sowohl öffentliche als private, besitzen architektonischen Kunstwerth, so namentlich die Kunsthalle, das städtische Casino und Theater, die Bank und Handelsbank, das Museum, die Post, das blaue Haus, das weiße Haus, der wilde Mann.

So oft ich noch in der Hauptstraße unweit der Elisabethenkirche das ungemein stattliche Gebäude der Feuer-, Lebens- und anderer Versicherungsgesellschaften gesehen, ebenso oft drängten sich mir einige Fragen wie lästige Mücken auf: Ist das nicht ein in Quadern aufgeführter Beweis, daß die Versicherungsherren für ihre humanen Bestrebungen sehr splendid honorirt sein müssen? Könnten diese Summen dem Publikum nicht erspart bleiben? Sollte es wirklich keine billigere Form des Versicherungswesens geben? Ich dächte ja. In der Erzdiöcese Freiburg ist ein katholischer Dekan, ein sehr praktischer Kopf, schon vor längern Jahren auch unter die Gründer gegangen, indem er eine Fahrnißversicherung für geistliche Herren (Assecurantia clericorum) gründete und noch heute leitet. Die Aufnahme in diese Versicherung kostet erstaunlich wenig. Die Mitglieder bezahlen keinen Jahresbeitrag, weßhalb auch ein kostspieliger bureaukratischer Apparat in Wegnahme fällt. Nur dann, wenn die Fahrnisse eines Mitgliedes wirklich zu Grunde gegangen oder beschädigt worden sind, wird ein Beitrag erhoben; man schätzt den Schaden ab und repartirt die Summe auf die Mitglieder; je größer die Zahl der Mitglieder, desto geringer natürlich der Beitrag des Einzelnen. Es läßt sich in der That nicht bestreiten, daß solche wohlfeilste und zugleich natürlichste Art der Versicherung auch für Laien passen, und nicht bloß für Fahrnisse sondern auch für Haus und Feld und noch weiter

eingeführt werden könnte. Leider hat die Dummheit und Kleinlichkeit der Menschen von jeher die ärgste aller Steuerschrauben ausgemacht und so wird man auch bezüglich des Versicherungswesens mit seinen zahllosen Agenten und schmunzelnden Direktoren dem Spruche: „Alle für Einen und Einer für Alle“ schwerlich bald gerecht werden.

Basel ist auch reich an Zeitungen und Zeitschriften, in denen sich die veränderten Zustände und Verhältnisse spiegeln. Was die politischen Blätter anbelangt, so haben die „Basler Nachrichten“, welche im Jahre 1856 gegründet und zusehends immer radikaler wurden, die neue Aera gleichsam eingeläutet. Das Jahr 1860 brachte den „Schweizerischen Volksfreund“, das Jahr 1871 die „Schweizerische Grenzpost“, der Herbst 1873 aber außer der „Allgemeinen Schweizerzeitung“ das „Baseler Volksblatt“, ein sehr gut redigirtes katholisches Blättchen, das freilich nur einmal wöchentlich erscheint, während alle übrigen genannten Zeitungen täglich herauskommen. Der religiösen Zeitschriften gibt es elf. Die genau vor 100 Jahren gegründeten „Sammlungen für Liebhaber christlicher Wahrheit und Gottseligkeit“ haben ihr Leben bis heute gefristet, erscheinen aber nur 12mal im Jahre, während das 1878 gegründete „Protestantenblatt“, welches gegen jede positiv christliche Anschauung protestirt, seine Gläubigen allwöchentlich aufklärt.

Das „Evangelische Missionsmagazin“, gegründet 1816, der „Evangelische Heidenbote“ sowie das „Monatsblatt von Beuggen“, beide gegründet im Jahre 1828, schleppen sich noch heute durch das Leben, frischer der „Christliche Volksbote“, der sein Daseyn dem Jahre 1833 verdankt. Der „Freund Israels“, der sich die Herkulesarbeit der Judenbekehrung zum Ziele gesetzt, tritt nur sechsmal im Jahre auf, ebenso der im Jahre 1872 gegründete „Weissagungsfreund.“ Der 1866 gegründete „Kirchenfreund“, Blätter für evangelische Wahrheit und evangelisches Leben, erfreut sich zweier Redakteure in Basel selbst, dann eines dritten in Bern und eines vierten in Zürich, obgleich das Blatt nur alle 14 Tage erscheint. Ferner hat Basel auch zwei belletristische Monatsschriften, nämlich die „Helvetia“ und das 1861 gegründete „Magasin illustré“, sowie ein Modenjournal. Die „Baseler Handelszeitung“ entstand erst 1878, dagegen hat die

„Allgemeine schweizerische Militärzeitung" ihren 48. Jahrgang nahezu zurückgelegt. Das Jahr 1855 hat die „Zeitschrift für schweizerisches Recht" gebracht, das Jahr 1871 aber das „Correspondenzblatt für Schweizer Aerzte"; außerdem bereichert allmonatlich eine Nummer die „Bibliographie und literarische Chronik der Schweiz". Während der Faschingszeit rumoren zwei Narrenblätter, die „Baseler Narrenzeitung" sowie der „Baseler Beppi", beide gelungen illustrirt und auch recht gut redigirt, obwohl der lokalen Beziehungen halber für den Fremden vielfach unverständlich. Beide gibt heraus ein Sohn Badens, der wenigstens bisher hinlänglich Takt besaß, um das religiös kirchliche Gefühl auch der Katholiken in keiner Weise zu verletzen.

LXX.

Die deutschen Katholiken in den Vereinigten Staaten.[1])

„Zahlen sprechen". In diesem geflügelten Worte ist die Wichtigkeit der statistischen Angaben ausgedrückt, auf deren Sammlung und Zusammenstellung in der Gegenwart mit Recht ein besonderes Gewicht gelegt wird. Auf staatlichem Gebiete finden jetzt nach allen Richtungen amtliche statistische Erhebungen statt. Nicht bloß rechnet man zusammen, wie viel Menschen in den einzelnen Staaten und Territorien leben, und welche

1) Schematismus der deutschen und der deutschsprechenden Priester, sowie der deutschen Katholiken-Gemeinden in den Vereinigten Staaten Nordamerika's, begonnen von Bonenkamp, fortgesetzt von Jessing, vollendet von J. B. Müller. Freiburg bei Herder 1882. S. XV, 448. (Pr. 5 M.)

Beschäftigung sie haben, sondern man zählt auch, wie viel schwarze oder blonde Haare, braune oder blaue Augen haben, ja man zählt sogar die Thiere. Jeder Staat hat seine statistischen Aemter und Bureau's. Nicht solche Sorgfalt verlegen die kirchlichen Behörden auf die Statistik, von der Existenz statistischer Bureau's in den einzelnen Diöcesen und von einer amtlichen Statistik in denselben ist wenigstens nichts bekannt. Um so mehr muß man es mit Freude begrüßen, wenn Private es unternehmen, das zerstreute Material zu sammeln und zusammenzustellen.

Eine solche Privatarbeit liegt uns vor in dem „Schematismus der deutsch-sprechenden Priester sowie der deutschen Katholiken-Gemeinden in den Vereinigten Staaten Nordamerika's". Bereits der (inzwischen verstorbene) Jesuit Reiter hatte vor 15 Jahren einen ähnlichen Schematismus herausgegeben, welcher indeß als erster Entwurf noch viele Lücken zeigte. Zu einer nothwendigen zweiten Ausgabe, zu welcher man ihn verschiedentlich ersuchte, konnte er wohl angesichts der immensen Schwierigkeiten einer solchen Arbeit nicht mehr bewogen werden. Ebensowenig auch der Verleger nach des Autors Tode. Da übernahm es der Pfarrer Bonenkamp in Franklin, einen vollständig neuen Schematismus herzustellen, allein er starb inmitten der Arbeit (1879), welche nun für kurze Zeit der Priester Joseph Jessing übernahm und dann wegen Ueberhäufung mit Berufsgeschäften an J. B. Müller, Redakteur der „Stimmen der Wahrheit" in Detroit, abtrat. Dieser hat sie denn auch glücklich vollendet. Die vorliegende Schrift ist aber auch Privatarbeit nach der Seite ihrer Quellen. Nicht amtliche Erhebungen und Mittheilungen liegen zu Grunde, sondern alle Nachrichten, welche gegeben sind, wurden privatim von den einzelnen Priestern eingezogen. Bedenkt man nun, daß über 2000 deutschredende Priester in Nordamerika sind, so wird man sich ein Bild machen können von der kolossalen Mühe und den verhältnißmäßig großen Kosten, welche die Arbeit verursachte. An viele Priester haben alle drei Verfasser geschrieben, es macht also allein nach dieser Seite weit mehr als 2000 Briefe. Mir scheint des Guten doch zu *viel* geschehen zu seyn. Wäre es denn nicht ein leichtes in der Kanzlei eines jeden Bisthums, wo man doch über die einzelnen Diöcesan-Priester die Akten haben muß, die Daten zusammenzustellen, um sie dann aus allen Sprengeln zu einem Buche zusammenzuarbeiten. Daß solch einfacher Weg noch nicht möglich ist, sondern der weit schwierigere und zeitraubendere gewählt werden mußte, ist auch ein charakteristisches Zeichen für den Stand der amtlichen kirchlichen Statistik. Unsere vollste Anerkennung zollen wir daher den drei Verfassern, welche den Unternehmungsgeist

besaßen, aus allen Ecken und Enden Nordamerika's die Notizen und Daten zusammenzubetteln. Objektive Richtigkeit werden die Angaben wohl beanspruchen können, da jeder Geistliche am besten wissen wird, wann er geboren, geweiht und nach Amerika gekommen ist. Daß über 300 Priester selbst auf dreimaliges Schreiben „taub blieben“, ist im Interesse der Vollständigkeit sehr zu bedauern. Wir möchten nicht gerne annehmen, daß manche Geistliche, welche die neue Welt aufgesucht, Gründe haben unbekannt zu bleiben und für die große Welt kein Lebenszeichen von sich geben mögen. Das Schweigen wäre dann allerdings begreiflich.

Der Inhalt des Schematismus zerfällt in 3 Theile. Im ersten erhalten wir ein Verzeichniß aller deutschredenden Priester mit den nothwendigen biographischen Notizen. Der Vollender Müller hat noch manchen Namen wichtige historische Notizen über deren Wirksamkeit beigefügt, welche er ausdrücklich als seine Beigabe erklärt. Verweilen wir gleich bei diesem ersten Theile, so finden wir nicht weniger als 16 deutsche Bischöfe in Nordamerika, nämlich Erzbischof Heiß von Milwaukee, geb. am 12. April 1818 zu Pfahldorf in der Diöcese Eichstädt, Mrak (ehemals) Bischof von Marquette, geb. in der Diöcese Laibach in Oesterreich; Többe von Covington, geb. zu Meppen, Diöcese Osnabrück, Baltes von Alton, geb. in der Rheinpfalz, Borgeß von Detroit, geb. im Oldenburgschen, Fink O. S. B. von Leavenworth, geb. zu Regensburg, Dwenger von Fort Wayne aus dem Osnabrückschen, Groß von Savannah, als Sohn eines Deutschen in Baltimore geb., Seidenbusch O. S. B. von Minnesota, geb. zu München, Krautbauer von Greenberg, aus der Oberpfalz in Bayern, Vertin von Marquette, geb. in der Diöcese Laibach, Jünger von Nesqually, geb. zu Burtscheid bei Aachen, Marty O. S. B., von Dakota, geb. zu Schwyz, Janssens von Natchez, aus Nord-Brabant, Flasch von Lacrosse, geb. zu Retzstadt in der Diöcese Würzburg und endlich Wigger von Newark, geb. in Newyork von westfälischen Eltern. Die deutschredenden Bischöfe bilden fast ein Viertel des gesammten Episkopates. Außerdem gibt es noch fünf infulirte Benediktiner-Aebte in Nordamerika, welche in deutschen Gauen das Licht der Welt erblickt haben. Unter ihnen steht oben an der Gründer der Benediktinerklöster in Amerika, der weit bekannte Bonifazius Wimmer. Schließlich sind noch zehn deutsche Generalvikare zu notiren. Die Zahl der deutschredenden Priester beziffert sich auf 2036. Von allen diesen 2067 Prälaten und Priestern sind 1436 auf deutscher Erde geboren, einer in Canada und 262 in den vereinigten Staaten. Das größte Contingent stellten diejenigen deutschen Gaue, welche überhaupt verhältnißmäßig der

Kirche die meisten Priester geben, nämlich Rheinland und Westfalen. Aus Münster stammen 188, aus Paderborn 182, aus Köln 106 Priester. Freiburg lieferte 108, Rottenburg 95, die kleinen Diöcesen Osnabrück und Luxemburg 53 und 62. Verhältnißmäßig gering ist der Zugang aus Bayern, aus allen acht Diöcesen 181, Oesterreich ist kaum nennenswerth. Wir finden bedeutende Namen in dem Personalverzeichnisse, können begreiflicher Weise aber auf Einzelnheiten nicht eingehen. Manche der deutschen Priester sind in der Propaganda zu Rom gebildet; sehr viele aber in den amerikanischen Collegien zu Münster und Brüssel.

Der zweite Theil enthält eine „Statistik der deutschen und der sprachlich gemischten Katholiken-Gemeinden in den Vereinigten Staaten Nordamerika's", welche nach Diöcesen geordnet ist. Bei jeder Gemeinde ist die Seelenzahl, die Familienzahl, die Zahl der Schulkinder und Lehrkräfte, die Gründungszeit und der Kirchenpatron angegeben. Unter den Diöcesen, in denen deutsche Gemeinden sind, ragen besonders hervor: Alton mit 106 G., Buffalo mit 35 G., davon in der Stadt allein 10 G., mit 21,000 S., Cincinnati mit 74, davon in der Stadt 18 G., Cleveland mit 89 G., Detroit mit 539 G., davon 5 in der Stadt, Milwaukee mit 98 G., davon 7 G. in der Stadt selbst, St. Louis mit 74 G., davon allein 15 in der Stadt, St. Paul mit 78 G., und endlich Vincennes mit 88 G. Die Zahl der Gotteshäuser in allen deutschen Gemeinden beträgt 1126. „Darunter befinden sich nicht wenige Prachtbauten, die sowohl hinsichtlich der Reinheit des Stiles als in Bezug auf reiche und geschmackvolle Ausstattung den schönsten Gotteshäusern der alten Welt an die Seite gestellt werden dürfen. Und was bei weitem die Hauptsache ist: alle diese 1126 Gotteshäuser — mögen sie nun architektonische Kunstwerke seyn, wie z. B. die gothische St. Peter- und Pauls-Kirche in St. Louis, Mo., die gleichfalls gothische St. Josephskirche in Detroit, Mich., die romanische St. Franziskirche der P. P. Kapuziner in Milwaukee, der romanische Prachttempel in dem kleinen Adrian, Mich., oder schmucklose Block-Kirchen im Busch oder auf der Prairie — sind gebaut durch freiwillige Beiträge des katholischen Volkes, welches niemals müde wird, zur Ehre Gottes oder zum Wohle der Mitmenschen pecuniäre Opfer zu bringen. Die meisten Kirchen, Unterrichts- und Wohlthätigkeitsanstalten der alten Welt sind das Werk frommer Stiftungen und Vermächtnisse früherer Jahrhunderte und werden aus öffentlichen Fonds unterhalten. In Amerika dagegen wird die Anschaffung eines jeden Steines, jeden Brettes und jeden Nagels zum Bau der Kirchen, Schulen und Wohlthätigkeitsanstalten ausschließlich aus den Taschen der Gläubigen bestritten, die außerdem für den

Unterhalt der Bischöfe, Priester, Lehrer, Ordensbrüder und Ordensschwestern, Waisenkinder u. s. w. aufkommen müssen. Die Thatkatholiken Amerika's halten dieß für ihre heiligste Pflicht. Und daß sie diese Pflicht auf sehr gewissenhafte Weise erfüllen, beweisen die fast zahllosen Kirchen, Schulen, Pfarrhäuser, Klöster, Waisen- und Zufluchtshäuser in allen Staaten und Territorien unserer Union." — Von den deutschen Kirchen sind 35 der allerheiligsten Dreifaltigkeit, 47 dem heiligsten Herzen Jesu, 341 der allerseligsten Jungfrau und 166 dem hl. Joseph geweiht.

Der zweite Theil bringt sodann noch eine Uebersicht über die Thätigkeit der Benediktinerabteien St. Vincent, St. Ludwig am See, St. Benedikt zu Atchison, St. Meinrad und Conception, der Franziskaner, Kapuziner, der Conventualen des heil. Franziskus, der Carmeliten, Jesuiten, Redemptoristen, der Passionisten, der Congregationen vom kostbaren Blute und vom hl. Geiste, sowie eine Zusammenstellung der katholischen (deutschen) Preßorgane. Die Zahl der letzteren beträgt 28, von denen 4 täglich, 21 wöchentlich und 3 monatlich erscheinen.

Der dritte Theil gibt ein „Verzeichniß der römisch-katholischen Diöcesen in den Vereinigten Staaten Nordamerika's nebst der Reihenfolge der Bischöfe", ferner ein solches von den höheren Unterrichtsanstalten und den Wohlthätigkeitsanstalten der katholischen Kirche in den vereinigten Staaten, ist also allgemeiner Natur. Im Jahre 1789 wurde das erste Bisthum, Baltimore, in den vereinigten Staaten errichtet, gegenwärtig gibt es 12 Erzbischöfe und 57 Suffraganbischöfe. Der Schematismus gibt von allen Diöcesen die Daten der Errichtung, ihren Umfang und die Reihenfolge der Bischöfe nebst Todesdatum. Soweit es dem Verfasser möglich war, ist auch das Geburtsland der einzelnen Bischöfe angemerkt. Die meisten Seminarien, Universitäten und Collegien werden von Jesuiten geleitet. Manche derselben scheinen in besonderer Blüthe zu stehen. So haben z. B. die Collegien zu Georgetown 190, Boston 237, Chicago 180, Cincinnati 230, Philadelphia 130, St. Franzisko 600, St. Clara 290, St. Louis 390, Buffalo, welches seit 1881 akademische Grade verleihen kann, 176, Detroit 100, St. Mary's 200, und Jersey City 125 Studenten. Auch die Weltpriester leiten mehrere höhere Lehranstalten, von denen das Salesianum zu St. Franzis, Diöcese Milwaukee, mit 13 Professoren und 200 Studenten das bedeutendste ist. An ihm wirkt gegenwärtig auch der rühmlichst bekannte Dr. Zardetti, ehemals Domherr zu St. Gallen. Außerdem ist in St. Franzis das einzige katholische Lehrerseminar der vereinigten Staaten mit 85 Candidaten. Eine große Anzahl von höheren Töchter-

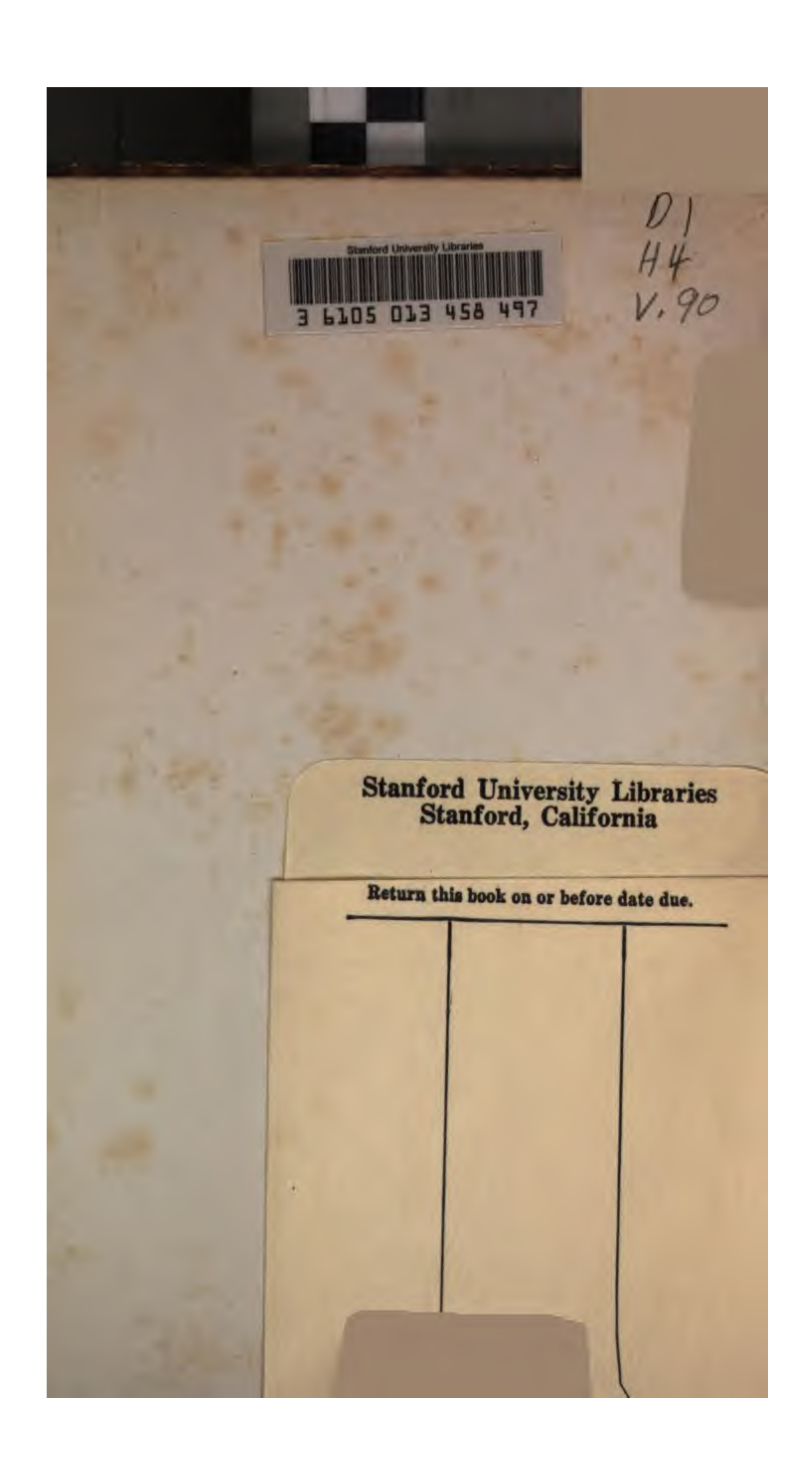
schulen stehen sodann unter Leitung von Klosterfrauen aller Gattungen. Auf Einzelheiten kann ich nicht weiter eingehen. Das Verzeichniß der Wohlthätigkeitsanstalten endlich nimmt 22 Seiten ein, dieselben sind also sehr zahlreich.

Als Anhang kommt eine „Statistik der deutschen Katholiken in Canada".

Aus dieser kurzen Skizze wird die Reichhaltigkeit, Vollständigkeit und Wichtigkeit des Schematismus einleuchten. Wir müssen zu unserer Beschämung gestehen, daß das deutsche Stammland ein ähnliches Buch nicht aufzuweisen hat. Wir besitzen kein Werk, in welchem man die katholischen Waisenhäuser, Armenanstalten, höhere Töchterschulen und kirchliche Institute selbst mit Angabe der Insassen aufgezählt findet. Darin sind wir also von Amerika übertroffen. Der spätere Historiker wird in dem Schematismus die reichste Quelle für die gegenwärtigen Zustände der deutschen Katholiken in Nordamerika finden.

Dürfen wir uns der Hoffnung hingeben, daß im deutschen Mutterlande viele sind, welche sich für die amerikanischen Brüder interessiren und darum zum Müller'schen Schematismus greifen, so wollen wir doch nicht unterlassen, das Buch auch aus praktischem Interesse dem Klerus warm zu empfehlen. Noch immer ist die Einwanderung von deutschen Stammesbrüdern nach Nordamerika eine große, wie oft kommt der Seelsorger in die Lage solchen Auswanderern Rath zu ertheilen. Der Müller'sche Schematismus wird jedem, der Rath zu geben in die Lage kommt, die besten Dienste leisten. G.

[redacted]


Stanford University Libraries
3 6105 013 458 497
D1
H4
v.90
Stanford University Libraries
Stanford, California
Return this book on or before date due.

